CONFIDENTIAL ATTORNEY EYES ONLY

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

Fünfter Jahrgang.

II. Semester. III. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1846.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND.

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. 27. Ein Sprung nach Helgoland. Von Wilhelm Ernſt Weber. S. 1. St. René Taillandier über Roman und Kritik in Deutſchland. S. 17. — Tagebuch: Das zimperliche Berlin. S. 34. — Aus Galizien. S. 35. — Aus Berlin 1 und 2. S. 37. — Aus Hamburg. S. 41. — Notizen. S. 42.

Nr. 28. Acht Reiſebriefe aus Deutſchlands erſtem Seehafen. I. Abtheilung. S. 43. — Ein Sprung nach Helgoland. Von Wilhelm Ernſt Weber. II. Abth. S. 56. — Zur Beurtheilung der ſtändiſchen Verhältniſſe in Böhmen. S. 67. Tagebuch: Aus Wien. S. 83. — Aus Berlin 1 und 2. S. 87. — Notizen. S. 92.

Nr. 29. Wiener Kunſtzuſtände. S. 95. — Acht Reiſebriefe aus Deutſchlands erſtem Seehafen. II. Abth. S. 107. — Tagebuch: Bürgers Heimath. S. 118. Willems und die flamändiſchen Schriftſteller. S. 121. — Die heidelberger Hiſtoriker. S. 122. — Aus Wien. S. 125. — Aus Berlin. S. 131. — Notizen. S. 134.

Nr. 30. Speculative Romantik. S. 135. — Zur neueſten Volksliteratur. S. 148. Statiſtiker in Preußen. S. 156. — Tagebuch: Ein Blick auf die preußiſche Bankangelegenheit. S. 162. — Aus Prag. S. 164. — Aus Berlin. S. 167. — Aus Wien. S. 171. — Aus Ungarn 1 und 2. S. 175. — Notizen. S. 178.

Nr. 31. Parteien und Parteiungen in Berlin. I. Abth. S. 179. — Zur ſchleswig-holſteiniſchen Frage. S. 193. — Erlebtes in Karlsbad. S. 206. — Tagebuch: Aus Wien 1 und 2. S. 213. — Aus Berlin. S. 220. — Notizen. S. 222.

Nr. 32. Neue Lyriker. S. 223. — Unterhaltungen der Gefangenen in Wilna. S. 235. — Zunftzwang und Gewerbefreiheit in Oeſterreich. S. 248. — Tagebuch: Aus Berlin. S. 254. — Aus Wien. S. 258. — Aus Hamburg. S. 259. Notizen. S. 262.

Nr. 33. Parteien und Parteiungen in Berlin. II. Abth. S. 265. — Aus meinem Dorfe. S. 284. — Tagebuch: Aus Breslau. S. 295. — Der Krawall in Göln. S. 299. — Aus Wien. S. 302. — W. A. Gerle. S. 304. — Notizen. S. 308.

Digitized by Google

Nr. 34. Sociale Skizzen aus Paris. S. 309. — Die niederösterreichischen Ständebewegungen. S. 318. — Ein Vormittag bei Heinrich Heine. S. 326. — Zur polnischen Frage für Deutschland. Von einem Deutschpolen. S. 332. — Tagebuch: Das gebildete Publikum. S. 338. — Aus Dresden. S. 340. — Aus Wien 1 und 2. S. 343. — Zur neuesten Geschichte des Zollvereins. S. 347. — Notizen. S. 348.

Nr. 35. Westphälische Zustände. I. Abth. S. 351. — Stoßseufzer aus der Wiener Handels- und Börsenwelt. S. 369. — Tagebuch: Aus Schwaben. S. 382. Aus Frankfurt a. M. S. 385. — Aus Innsbruck. S. 388. — Notizen. S. 390.

Nr. 36. Tyrolische Zustände. S. 391. — Lessing's Abgang von der Düsseldorfer Schule. S. 404. — Wie man Dramatiker wird. S. 410. — Hamburg und England. S. 418. — Tagebuch: Aus Wien 1 und 2. S. 423. — Aus Frankfurt am Main. S. 428. — Notizen. S. 431.

Nr. 37. Wien's poetische Federn und Schwingen. S. 433. — Westphälische Zustände. II. Abth. S. 446. — Tagebuch: Aus Hamburg. S. 456. — Aus Berlin. S. 458. — Aus Leipzig. S. 460. — Notizen. S. 462. Beilage: In Sachen der böhmischen Stände.

Nr. 38. Der Thurm von Babel. Fragment. S. 465. — Ein Actenstück der Niederösterreichischen Ständeversammlung. S. 472. — Ueber einige Bilder der diesjährigen Berliner Kunstausstellung. Von A. v. Sternberg. S. 487. — Tagebuch: Aus Wien. S. 492. — Die Wiener Redacteure und die Presse. S. 494. Die feindlichen Brüder aus Liebe. S. 496. — Notizen. S. 499.

Nr. 39. Ein vorläufiges Wort über meine Ausweisung aus dem preußischen Staate. S. 501. — Die Schriftsteller-Versammlung. S. 504. — Die Königin von Frankreich und Mad. Adelaide. S. 512. — Buchhändler Krebshold. Von A. Weinholz. S. 520. — Spaziergänge eines Wiener Prosaisten. S. 527. Ich segne Dich. Gedicht von K. Beck. S. 533. — Tagebuch: Ueber Ausweisungen. Von einem Preußen. S. 534. — Aus Wien. S. 536. — Aus Berlin. S. 540. Aus Ischl. S. 541. — Notizen. S. 543.

Digitized by Google

Ein Sprung nach Helgoland.

Von Wilhelm Ernst Weber.

I.

O die See! die See! die See! Das klingt gleich selbst wie eine Odyssee! Gott erhalte der deutschen Phantasie die Zauberkraft der Vorstellungen, die mit einem solchen schlichten, ein- oder zweisylbigen Schalle einen ganzen Himmel voll Brillantsterne und Sternbrillanten in sie hineinschütten, als da sind Wald, Berg, Rhein, Schweiz, Alpe, Ferne, Reise, vor Allem jedoch dieses kurze, aber allgewaltige, schlagende Wörtlein See! Es liegt eine in mehreren Beziehungen unbegriffene Seligkeit in dem Verhältnisse, oder vielmehr eine sogenannte Landratte, das heißt ein auf festem Lande in der Mitte zweier Seeufer geborener Mensch zu sein, bis man wirklich auf die See geräth: dann wird man aber ernstlich und wahrhaft selig, wenn es anders Seligkeit ist, ein Stück Poesie fertig zugeschnitten zu genießen. Freilich einen eingefleischten Teufel hat dieser göttliche Phantasiefaust deutscher Gedankenwelt, See, als Mephistopheles, hinter sich und Ihr werdet nicht erst zu rathen brauchen, daß dieser Mephistopheles die Seekrankheit ist. Aber eingedenk der dramaturgischen Regel, daß man die unästhetischen Vorgänge hinter den Vorhang verlegen muß, lasse ich diesen vielbeschriebenen Zustand unberührt.

Die beiden Weserufer unterhalb der freien Stadt Bremen sind bis auf die freundlichen und gewerbsamen Seemannsflecken Vegesack durch die sich immer mehr abplattende, ja versumpfende Gegend uninteressant; und nur der mächtige, so viele gewaltige Erinnerungen aus Deutschlands alter und ältester Zeit auf seinem Rücken tragende Strom, der allmälig sein gelbtrübes Lehmwasser mit einem dunkeln

Digitized by Google

von Seladon- oder Flaſchengrün umtauſcht, welches auch bereits einen ſalzigen Geſchmack annimmt, feſſelt durch ſeine ſich immer mehr ausdehnende Breite den Blick und trägt das Auge zwiſchen den ferner und ferner aus einander tretenden Ufern hin und her. Bremerhafen, eine Schöpfung der neueſten Zeit, trägt das Gepräge eines zeitgemäßen glücklichen Gedankens, es iſt der lebendig anzuſchauende Fortſchritt: man ſieht, daß hier freie Menſchenkraft und freier Menſchengeiſt thätig ſind und des kleinen Punktes Bedeutung mit jedem neu anbrechenden Tage wächſt. Bald nun reicht der heilige Flußgott, der alte Völkerſchiedsmann, der Richter zwiſchen dem Römer und dem Deutſchen, zwiſchen dem Franken und dem Sachſen, der jetzt einem ſich nutzbar und geſellig ſteigernden Friedensverkehr ſeine Wellen ebnet und aus der trocknen Stille eines blos ſtatiſtiſchen oder mercantiliſchen Daſeins hervortretend in die großen Triebräder der Culturvermittelung eingreift, das ſüdliche Vaterland mit dem nördlichen zuſammenbrückt, und ſchaubegierige Wandergäſte hin- und herträgt, dem Bruder Ocean ſeine Hände, um geräuſchlos, ja incognito, wie diejenigen Mächte reiſen, die ſich keiner bloßen Eitelgröße bewußt ſind, ſich in die Abgründe der Weltwogen einzuſchiffen. Freiwillige Deputationen der letztern, neugierige, gutmüthig täppiſche Seehunde, desgleichen die Seiltänzer der Fluthen, die humoriſtiſchen Delphine, in der Seemannsſprache Tümmler genannt, und die maleriſch über die Wellen hinſtreifenden Möven und Taucher heißen ihn bereits auf ſeinem eignen Reviere, weit oben im Fluſſe, willkommen. So ein Seehund, in der Nähe betrachtet, iſt es ein curioſes, unbehilfliches, unappetitliches Thier, die ſeufzende Creatur des Apoſtels, welche wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes! Aber ſeht ſein Auge, iſt das nicht Auge von Gottes Auge und Leben von Gottes Leben, ſo weiß ich nicht, was mit Recht ſo hieße! Da liegt eine Treue, eine Zutraulichkeit, ein Liebeflehen darin, daß man glaubt, in das Geheimniß der Tiefen zu blicken und ahnen zu können, wie unter dem Waſſer traulich wohnen ſein muß. Ich glaube überhaupt, an der Thierwelt kann man ſich erſt rein und uneigennützig abſtrahiren, wie eine Seele ausſieht. Die Menſchenſeele im Menſchenauge beſticht uns gleich; wir werden ihre oder ſie unſere Beute, und das Studiren geht zu ſchnell in das Probiren über.

Aber nun gar dieſer fließende Chryſopras, der ſich als ein blinkendes, ſchillerndes, hüpfendes Brautgeſchmeide, ſie ihrer beſten Tage erinnernd, um die alte Erde legt, dieſer unſterbliche, Gold und Perlen

Digitized by Google

sprühende Weltbecher, dieses wohlige, wollustvoll jauchzende, schmeichlerisch kosende, lind an die Menschenbrust spülende und ihr jeden begeisterten Machtgedanken, jede ahnungsvolle frühe Sehnsucht, jeden Jünglingswonnetraum zurückrufende und wieder flüssig machende Element, dieses Meer! Eine unverdorbene jugendliche Natur war auf dem Schiffe, die im wallenden Vollmaße frohgestimmten Jünglingsgefühls ausrief: „Nein, das Meer ist weit schöner, als das Land, auf ihm möchte ich immer leben und dem Lande gänzlich Valet sagen!" O ja, die alten Mährchen von den in die Fluthen niederlockenden und niederschmeichelnden Nymphen und Niren sind kein ertändeltes, müssiges Geplauder: sie sind ein lebendiges Bild, das sich jeder Phantasie mit dem ersten Anblicke des, wie vor uns, ruhig ausgebreiteten und mit jenem schalkhaften Gelächter, das die Dichter feiern, einem Gelächter, fröhlicher Mädchen gleich, heranplätschernden Meeres von selbst gestaltet. O, die Sprache dieses Elements ist bezaubernd, sie hat eine Verheißung, sie hat einen geheimen, allmächtigen, seelenüberwältigenden Sinn. Redet nicht von einer deutschen Flotte, die Ihr keine deutsche Freiheit wollt. Am Strande des Meeres wehet die Fahne der Freiheit. Das Meer duldet nur freie Männer, und findet es sie nicht frei, es macht sie frei. Denkt an Athen, dessen Freiheit auf der Flotte wohnte, das, auch aus Knechtschaft, immer wieder frei wurde, so oft es neue Flotten bemannte. Auf keinem Elemente lernt man mehr, Niemand als allein Gott fürchten, und wer diese wahrhafte, nicht pure pietistisch plattirte Patentgottesfurcht in sich hat, der, wahrlich, ist kein Mann mehr für Eure büreaukratischen Enormitäten. Aber baut sie nur, die deutsche Flotte! Vielleicht, daß in einem Seebade der alte Leib unsrer Mutter Germania wieder zusammenwächst, daß er da seine zerstreuten Gebeine zur Auferstehung sammelt und das elastische, lebenskräftige, die stygische Weihe der Unverwundbarkeit in seinen Tiefen bergende Element ihm einen Trank der Verjüngung spendet!

Die Sonne brach durch die den ganzen Tag mit ihren elektrischen Ladungen unbeweglich, wie ein still angetretenes, lautlos der Schlacht harrendes Heer, lauschenden und lauernden Wolken und beglänzte die bis dahin nur in ihrem eignen Grün spielende und sich spiegelnde Fläche. O, wie perlten und strahlten da gleich Millionen Juwelen in millionenfach gebrochnen Lichtern und Schimmern über sie hin. In allen Seelen ging die Sonne auf und auch die seekranken Herzen athmeten frischer, erholten sich und wurden erquickt von der unermeßlich nach allen Seiten hin glitzernden und funkelnden Helle.

Digitized by Google

Geschäftig glitten, den beiden Strömen zu (die Elbe war durch die gemeinsame See der Weser näher gerückt), mit vollen, ausgespannten Segeln größere und kleinere Handelsschiffe, Dreimaster, Schooner, Gallioten und bloße Kähne, über die ihnen günstige, durch einen leisen Seewind angenehm berieselte Fluth: wir hatten auf dem Dampfschiffe den Wind eigentlich wider uns; das starke, solid gebaute und geräumige Fahrzeug arbeitete jedoch so unverdrossen fort, daß wir lange vor der Abenddämmerung an Ort und Stelle gelangten. Aber reichlich auf zwei Stunden Entfernung tauchte die magisch lockende Insel bereits aus den Fluthen an unserm Horizont empor, und nun war das laute, erwartungsvolle Leben auf dem vorwärts eilenden Schiffe doppelt freudig angeregt: Jubelruf und Kanonengruß, mit dem der wackre Capitain auch im Vorbeigehen, bei Gelegenheit der Anhaltspunkte und aufgestellten Wachtschiffe, liberal gewesen, tönten dem nun mit Augen geschauten Reiseziel entgegen, und allgemeine Stimmung war, dem aus der Ferne zu erblickenden Hamburger Dampfschiffe, welches muthmaßlich der Gäste noch mehr als das unsre dem Eilande zutrug, zuvorzukommen, was auch glücklich gelang.

Es hatten sich an diesem Tage einzelne Mitglieder der bremischen und ein zahlreicher Chor aus oldenburgischen Liedertafeln mit ihres Gleichen aus Hamburg das Wort gegeben, auf Helgoland zusammenzutreffen; und es versteht sich daher von selbst, daß diese diesmalige Lustfahrt an schönen Gaben des Gesanges einen Genuß mehr bot. Schon unterwegs ertönte manches kräftige, herzstärkende Lied, wobei sich die zahlreich repräsentirte Sängerschule des oldenburger Landes durch einen frischen, lebenslustigen Muth ihrer Anstimmungen und durch besonders sichtbare Neigung für das Volkslied vortheilhaft bemerklich machte. „Des Deutschen Vaterland" von Arndt bethätigte auch hier wieder seine imposante Wirkung, wobei es charakteristisch bleibt, wie sehr grade ein solches zum Gemeingut des sittlichen Nationalbesitzes gewordene Gedicht den Vortrag jeder Landschaft, ja jedes Individuums nach der augenblicklichen und persönlichen Stimmung modificirt. In dieser aus einer wohlhabenden, durch den energischen Geist großartigen und ungehemmten Welthandels auf das Vorwärtsstreben und die Huldigung gegen die Zeitforderungen von selbst angewiesenen freien Stadt und einer unter dem Schutze der liebenswürdigsten fürstlichen Persönlichkeit von einsichtsvollen, vorurtheilslos und human denkenden deutschen Männern wohlregierten kleinen und leicht übersehbaren Monarchie zusammengeflossenen Gesellschaft nahm sich das kernhafte,

Digitized by Google

herrliche Lied als der Einklang zufriedengestellter Stimmungen eines durch Gesetz und Recht vollständig gesicherten und sein selbst bewußten politischen Lebens aus: weder der Schmerz einer leidenschaftlichen Sehnsucht, noch die Verzagtheit getäuschter, sich schon an sich selbst als ein Verpöntes und Verbotenes empfindender Wünsche klang hier durch. Ich komme darauf, weil mir eine Scene des Mozartfestes, welches im Sommer 1838 zu Frankfurt am Main gefeiert wurde, unvergeßlich ist und das Blut der Scham wie der Entrüstung noch jetzt in die Wangen treibt. Zuvörderst war in dem sogenannten Wäldchen dortselbst, bei dem durch die klassische Küche seiner Diners berühmter und selbst der sonst nicht viel Ehrwürdiges kennenden Diplomatik ehrwürdigen Forsthause, obgleich dies Mozartfest ein Volksfest sein sollte und dem Geiste und Berufe nach gewiß auch war, ein großer Raum für die sogenannten Honoratioren, und an dessen prangender Hauptstätte noch besondre terrassenförmige Sperrsitze für die Gesandtschaften abgesteckt, zu denen der Zutritt netto um den Werth des Kopfgeldes, welches einst die Juden nach Zerstörung ihres Reichs an den Capitolinischen Jupiter entrichten mußten, nämlich auf den Mann acht und vierzig Kreuzer, erkauft werden mußte. Da dieser abgesperrte Raum ungeheuer war, die Mehrzahl der gescheidten Leute aber, weil sie bei solcher Gelegenheit gleich sehr dergleichen unvolksmäßige Absonderungen, als die engherzige Benutzung zu einer, die Blossstellung nicht aufwiegenden Geldeinnahme unwürdig fand, denselben beinahe ganz leer ließ, so saß eines Theils der deutsche Bund mit seinem diplomatischen Anhängsel ganz eigentlich wie Butter an der Sonne, in der Ausschließung, die man ihm angedeihen lassen zu müssen geglaubt hatte (ich freue mich dieser umständlich stylisirten Wendung, weil sie den rücksichts- und retraitevollen Geist deutscher Allerwogenheit und Allbedächtigkeit schön versinnbildet) gleichsam zur Schau gestellt; andren Theils ergab sich die größte Unbequemlichkeit für die außerhalb desselben stehenden Zuschauer, indem nun diese zwischen Bäumen, Gesträuch und tiefem Grase Posto fassen mußten; auch wurde der Effect der musikalischen Productionen durch den weiten und leeren Zwischenraum gar sehr geschmälert, da überhaupt jede tonschöpferische Machtleistung unter freiem Himmel meistens ohne die erwünschten Wirkungen verpufft. Im Freien macht sich die Musik des Kalbfelles, aus dem Kalbe, wie aus der Trommel, am besten geltend. Nun aber kommt der Gipfel deutschen Ungeschicks und deutscher Taktlosigkeit! Das Lied: Was ist des Deutschen Vaterland?

ward nach einer neuen Compoſition des jungen iſraelitiſchen Tonkünſtlers Speyer ſchön und beweglich vorgetragen, und erregte unter den Anweſenden (ob auch der ſtaatsmänniſchen Region, bleibt ununterſucht) ſtürmiſchen, nicht endenden Applaus. Da fühlt ſich das natürlich Weib und Kind habende und ſich ſchon auf die Bundesfeſtung Mainz abgeführt ſehende Feſtcomité erſchüttert: wie kommt ſolcher revolutionäre Enthuſiasmus in dieſe Verſammlung? Wie kann irgend ein Publicum ſo verwegen ſein, in Gegenwart des hohen deutſchen Bundes dem deutſchen Vaterlande zu applaudiren? Langer, ſtummer, dumpfer Schmerz. Das Feſtcomité ſieht einer Heerde Schafe gleich, zwiſchen die der Blitz gefahren iſt, noch nicht gezündet hat, aber jeden Augenblick noch zündend erwartet wird. Endlich tritt, leichenblaß, zitternd und bebend ein couragirtes Mitglied in den abgezirkelten Raum hervor, und erklärt: man hoffe, dieſe ſtürmiſchen Beifallsbezeigungen nicht ſowohl auf den Inhalt des Liedes, als auf die Gelungenheit der neuen Compoſition deuten zu dürfen, und erlaube ſich, im Namen des hoffnungsvollen Tonſetzers den gebührenden Dank auszuſprechen! Und dieſer vorſichtige Mann ward keineswegs mit Pauken und Trompeten ausgepfiffen und ausgetrommelt, wie ſich von Gott- und Rechtswegen gebührt hätte, daß er einer deutſchen Verſammlung, daß er den diplomatiſchen Koryphäen des Vaterlandes, den Amphiktionen des deutſchen Volkes ſolche Schmach in's Angeſicht geboten: nein, dieſe ſchauderhafte Verdrehung und Mißdeutung eines herzerhebenden deutſchen Gefühls ward als die klügſte und glücklichſte Wendung willkommen geheißen, um ein allenfalls in den Seelen der deutſchen Bundesrepräſentanten aufſteigendes Gewitter über dieſe Emancipation des natürlichen und geſunden Nationalſinnes zu beſchwichtigen! So ſervil glaubte man noch im Jahre 1838 am Sitze des höchſten deutſchen Völkerrathes denken zu müſſen und ſowohl die, welche ſich auf dieſe Weiſe ſo tief wegwarfen, als jene, vor welchen ſie dies thaten, fanden ſolches Thun ganz in der Ordnung.

II.

Der Anblick Helgolands gewährt den geologiſchen Dilettanten ſchon von fern an jene abgeſtumpften Granit- und Sandſteinſäulen, welche im Elbreveire der ſächſiſchen Schweiz die durchgebrochene Fluth zurückgelaſſen hat, namentlich an dem Lilienſtein und dem Königſtein, denen die Geſtalt der Inſel, nur nach einem geräumigeren Maßſtabe, am nächſten kommt. Man kann ſich in die Periode lebhaft verſetzen,

Digitized by Google

wo noch Frankreich mit Großbritannien, Deutſchland mit Scandinavien, als große Continente, ja dieſer ganze Ländercomplex mehr oder weniger auch noch unter ſich ſelber zuſammenhing, worauf von der ſpaniſchen See her, mittelſt des Canals, vom Eismeere her durch die Nordſee der übermächtige Ocean, längſt gewühlte Buchten erweiternd und zerreißend, eine Reihe von Vorlanden, Sanddünen und Felskuppen vom feſten Land ablöſte und zu Eilanden machte. Die Strömungen des Canals, ſcharf an der Küſte hinſchneidend, iſolirten jene Reihe von niedrigen Sandbänken, welche jetzt unſre beſuchteſten Nordſeebäder bilden, Terel, Vlieland, Borkum, Norderney, Wangerog, bis Neuwerk vor Kurhafen; Holgoland iſt dem Anſcheine nach nicht von dieſer, ſondern von der Nordoſtſeite her losgeſpült, dann aber durch das ringsumfluthende Waſſer immer kleiner und kleiner gemacht worden. Dieſe Inſel hing, wie Sylt, Föhr, Nordſtrand u. ſ. w. mit dem feſten Lande Schleswigs zuſammen: ihr flachſter Theil liegt nach Nordoſt, ihr ſteilſter, mit zweihundert Fuß Höhe über der Waſſerwage des Meers, nach Südweſten. Das Ganze iſt ein rother Sandfels, in Zerbröckelung fortwährend begriffen, deren Spuren in einzelnen, maleriſch aus dem Meere aufſtarrenden Felskegeln, Schweifungen und Löchern, denen die Phantaſie beziehungsweiſe Namen beigelegt hat (man findet hier, wie in der Nähe von Eiſenach, einen Mönch, deſſen Nonne aber bereits von den Wellen verſchlungen iſt, und Formationen, wie der ſächſiſche Kuhſtall und das Prebiſchthor, ſind mehrere vorhanden) bei voller Ebbe vollſtändig zu Tage ſtehen, ja eine Wanderung zwiſchen ihren Labyrinthen rund um die Inſel her zulaſſen. Selbſt der Botaniker geht zwiſchen dieſen Trümmern eines andauernden Elementenkampfes nicht leer aus, was aber als eine Art Handwerksburſchenwahrzeichen für Klima und Erde dieſes fernen und guten Deutſchen ſo ganz ſeitab liegenden und doch ſo durch und durch romantiſch deutſchen Eilandes dienen kann, iſt ein Maulbeerbaum, der oben auf der Plateform im Garten des Oberpfarrers wächſt.

Die Landenden holt von den größeren Schiffen, welche, wie unſer Dampfboot, an den Strand nicht herankönnen, in großen Fahrnachen die Bootsmannſchaft der Inſel ab. Dies ſind die kühnſten Seeleute der Welt, denn überhaupt weiß unſer Vaterland in ſeinen mittlern, meerfernen Gegenden noch lange nicht ſattſam, welche Hülle und Fülle gottkräftiger und ſchutzmächtiger Männertüchtigkeit ihm ſeine Küſten in den Seeleuten Hamburgs, Bremens, Oldenburgs und Oſtfrieslands beherbergt; weiß es nicht, daß der Kern und die Blüthe der eng-

liſchen, ja der nordamerikaniſchen Schiffsmannſchaften ſich aus dieſen Bevölkerungen rekrutirt und auch hier die wahre Stärke und Uebermacht des Auslands auf deutſcher Grundlage ruht; weiß es nicht, daß, wäre nur erſt die deutſche Flotte gebaut, die Bemannung der deutſchen Flotte weder ihre Muſterrolle noch ihre Exerciermeiſter aus einer Schreibſtube des märkiſchen Sandes, noch weniger aber vollends ihren Admiral bei den ihre alten Lehnsgebieter und den letzten Stab ihrer dürftigen Hoffnungen verachtenden Dänen zu holen brauchte. Dies Seemannsvolk der niederſächſiſchen Küſte iſt eine anerkannte Perle des deutſchen Namens, ſtark, treu, nüchtern, intelligent, ohne vielgeſchäftig zu ſein; wenn es ſich mit ausländiſchem Beiſpiel und Weſen nicht zu viel eingelaſſen, auch keuſch, beſonders die, welche nicht *gefahren*, d. h. über See gegangen, ſondern da, wo ſie aufgewachſen, auch geblieben ſind und die mühſeligen Werke des Meeres auf heimiſchem Strande getrieben haben. Nur Eins iſt dieſen ſtarken und freien Männern fatal: der Soldatendienſt zu Lande; ſie ſehen in ihm ein Zwangsleben, eine Knechtſchaft, eine die freie Bruſt einſchnürende Pedanterei. Und haben ſie Unrecht, vollends wie ein immer wieder hereindrohendes Junkerthum den Militärdienſt neuerdings zu geſtalten ſucht? Der größte Theil der oldenburgiſchen und hannöverſchen Deſerteure ſind Matroſen, die dem alten, treuen Elemente wieder zulaufen und lieber im fernen, weiten Weltmeere, als in der engen Uniform eingeſargt ſein wollen. Uebrigens macht man hier zu Lande, und muß machen einen ſehr bezeichnenden Unterſchied zwiſchen Fluß- und Seeſchiffern, zu unbedingtem ſittlichen Vorzuge der letztern. Die auf Weſer und Elbe die Zwiſchenfahrten beſorgenden ſogenannten Lichter- oder Kahnſchiffer ſind eine ungleich eigennützigere, verſchmitztere, minder mäßige, minder ſolide, freilich auch minder einfache und arme Menſchenklaſſe; die Zwiſchenfahrt bringt auf allerlei Kniffe, Schmuggel, Waarenunterſchlag, Gaunereien, und in den letzten Jahren gab es vor dem Criminalgerichte zu Bremen langwierige und weitläuftige Unterſuchungen über um ſich greifende und ſelbſt den ſonſt felſenfeſten Credit bremiſcher Verlader ohne deren mindeſte Schuld in Gefahr bringende Unterſchleife und Betrügereien, die, unter Connivenz, ja unter Mithilfe einzelner Waarenaufſeher und Gaſtwirthe, von Kahnſchiffern der Weſerufer verübt worden. Ein auf ſolchem Fundamente in vielen Jahren ſchwer reichgewordener Gaſtgeber und Speculant im oldenburgiſchen Hafenorte *Brake* bildete für dieſe weißkäuferiſche Induſtrie den Mittelpunkt und die Seele; er hat zwiſchen den Metamorphoſen eines vielbewegten

Digitized by Google

und unterschiedenen Farben erhielt, und dann diese Farben mit dem Namen derjenigen, an welchen sie Eigenthümer hinterließ, nannte, und so ist es auch mit den Farben, welche die Kinder der Eltern erhalten, und mit den Namen, welche sie ihnen geben. Wenn also jemand Farben haben will, die ihm angenehm, so kann er sich die Mühe nehmen, sie zu machen, und sie nach seinem Namen benennen. Wenn er aber verlangt, daß ich ihm diese Farben bringe, so kann ich ihm nicht versprechen, daß ich sie machen werde, weil ich nicht weiß, ob ich sie machen kann, und ob ich sie machen will. Ich kann ihm nur versprechen, daß ich sie machen will, wenn ich sie machen kann, und daß ich sie machen kann, wenn

ſolle, verſchollen. Wir hatten Gelegenheit, einen prächtigen, königlich gebauten und darein blickenden jungen Fiſcher auf eine vorlaute Frage, ob denn ihr Pfarrer noch für den Strand bitte, folgende Antwort ertheilen zu hören: „Wir würden keinen Pfarrer haben mögen, der ein Gebet hielte, welches anderer Menſchen Unglück herbeirief. Die Nordſee ſoll Gott ſegnen, daß wir mit reichem Fiſchfange aus ihr zurückkehren und dafür bittet auch unſer Pfarrer.“ Der einzige Lebensgenuß dieſer ſonneverbrannten, gefahrerprobten, heldenhaft kühnen Männer (denn ihre Pflichten beſtimmt feſtgeſetzte Reihenfolge, ja das Loos, und da iſt es Standesgeiſt, ſo Vielen gegenüber, auch vor dem Aeußerſten niemals zu zittern), iſt ein glückliches Familienleben; und die helgolander Frauenwelt verdient ihren poetiſch verbreiteten Ruf, ſo ſchön als brav zu ſein. Die Cultur freilich, „die alle Welt beleckt,“ hat einen Theil ihres Bodenſatzes, der bekanntlich auch bei dem beſten Weine nie Wein, ſondern Koth iſt, ſelbſt dieſem fernen Inſelchen anzuſpritzen nicht verſäumt; die zur Zeit der Continentalſperre mit halsbrecheriſcher Verwegenheit hier betriebene ausgedehnte Schmuggelei (trank doch Napoleon ſelber eingeſchwärzten Kaffee!), die jetzt in die Mode gekommene Heilkraft der helgolandiſchen Seebäder, haben das Ihre gethan, einen Theil des Duftes, der auf dem Unſchuldleben einer ſo verborgenen Menſchheit wie der Morgenthau auf einem rothbäckigen Pfirſich liegt, in aller Stille abzuſtreifen: allein tief eingedrungen kann man die Verführung noch lange nicht nennen; ſie beſchränkt ſich auf eine im Grunde harmloſe Koketterie im Aeußeren, und hoffentlich hält kernfeſt urſprünglicher Sinn und der vortheilhafte Umſtand, daß hier die Badeſaiſon jeder Zeit nur kurz dauern kann, indem man keineswegs zu jeder Jahreszeit der Inſel zu nahen vermag, ja den größern Theil des Jahres durch dieſelbe von den Elementen hermetiſch verſchloſſen gehalten wird, „der Qualm der Städte“ dieſem eigenthümlichen Völkchen auf immer fern. Was nämlich beſagte Koketterie betrifft, ſo haben die hübſchen und beſonders die jugendlichen Helgolanderinnen theilweiſe ihre ureinheimiſche Landestracht, welche aus einem ſchwarzwollenen Leibchen, einer dergleichen Schürze, einer ebenfalls ſchwarzen, ſehr zweckmäßig und maleriſch kleidenden Wetterhaube, welche nach vorn das Geſicht kleidſam einfaßt, den Nacken aber mit einem herabfallenden breiten Tuche deckt und endlich einem lichtrothen, mit grünem Saume beſetzten Tuchrocke, eine Abänderung dahin gegeben, daß ſie nach vorn im eleganten Modecoſtüme der feinern Damenwelt, ja ſelbſt mit zierlichen Stroh- oder Putzmacherhüten erſcheinen, dagegen,

Digitized by Google

ſobald ſie ſich umdrehen, der nationale Rothrock in alter Form zum Vorſchein kommt. Sie ſtellen daher ganz eigentlich eine doppelte Geſtalt, eine Janus- oder Vertumnusnatur vor, die nach geiſtreicher Anlage des Geſchlechtes mit einiger Schalkheit benutzt, zu anmuthigen Qui pro quo's und humoriſtiſchem Verſteckſpiel dienen, freilich aber auch eine gewiſſe Doppelzüngigkeit und Doppelſinnigkeit der moraliſchen Haltung herbeiführen kann. In Strumpf- und Fußwerk richten ſie ſich ebenfalls nach der elegantern Mode der continentalen Städterinnen.

Die Frauen und Töchter Helgolands ſtehen den Männern in ihrem ſauren Lebensgeſchäfte mit hingebender Treue bei: ſie ganz allein verſorgen das Hausweſen, die freilich wenig ausgedehnte Feld- und Gartenarbeit; ſie tragen die Utenſilien, zum täglichen Leben und Verkehr ſowohl, als zu außerordentlichem Bedarf, z. B. bei Baugelegenheiten, den ſteilen Berg, den die Inſel bildet, empor; und während die Männer, ſobald ſie nicht, ſei es zum Fiſchfang oder zu Lootſenhilfe, auf See ſind, durchaus ruhen und ihre Tage müßig verbringen (was einen unverhältnißmäßig großen Theil ihrer Lebenszeit austrägt), ſind ſie unabläſſig beſchäftigt, mit Kleidermachen, mit Netzeſtricken, mit Reinigung der Gefäße, mit der Kinderzucht, die zum größern Theile ihr Werk iſt, mit Beſorgung der Küche, mit Pflege des Mannes. Daß ihre Kinderzucht, wenn auch ſehr einfache, doch höchſt geſunde Grundſätze haben muß, dafür zeugt außer der Tüchtigkeit und Genügſamkeit der helgolandiſchen Männer, als deren unverkennbarer Frucht der Geiſt der Kinderwelt, ſoweit wir ihn bemerkten. Die Jungen rangen und ſchlugen ſich zum Zeitvertreib haufenweiſe tüchtig herum: es gab aber ebenſo wenig Wehgeheul und Zetergeſchrei, als Tücke und boshafte Erbitterung der Unterliegenden. Alles ging in eigentlichſt kameradſchaftlichem Sinne mit gutem Humor und ſchließlicher Verträglichkeit ab. Ein fleißiger Zuruf an die Fremden iſt: „Einen Schilling in's Gerappel," d. h. in die Rappuſe, damit ſie ſich nämlich darum raufen. Wird ihnen dieſer kleine Siegespreis gewährt, ſo geht ohne Turnmeiſter eine gründliche Leibesübung los, bei der es einzelne rechtſchaffene Püffe abſetzt, immer jedoch der Vorſatz, es keinen allzuherben Ernſt werden zu laſſen, ſie durchblickt und mit mannhafter Conſequenz behauptet wird. Dieſe junge Knabenbrut treibt eine unſchuldige Induſtrie mit den im Sande des Ufers aufgeleſenen artigen Müſchelchen, Schneckchen und Steinchen, wird aber damit nicht überläſtig und läßt ſich eine trockene Abweiſung ohne Zudringlichkeit gefallen. Die Mäd-

chen halten ſich ſtill und zurückgezogen und ſcheinen frühzeitig zu Bildern ihrer Mütter aufzuwachſen. Für ſo mancherlei ſchönes und wahrlich nicht genug zu ſchätzendes Verdienſt haben die Frauen Helgolands den einzigen Gewinn, der Männer Liebe zu genießen, und, was nur zu häufig ihr Loos wird, als Wittwen und Waiſen über Verlorene zu weinen. Sie altern früh.

III.

Am Strande hin breitet ſich das ſogenannte Unterland aus, wo allerdings in ziemlicher Geräumigkeit bereits ein Theil des kleinen Städtchens ſich erhebt, welches überhaupt das Areal der Inſel, ſo gut als vollſtändig einnimmt. Denn es iſt allerdings ein ſtädtiſches, nicht ein dörfliches, noch bäuerliches Anſehen, welches die Phyſiognomie dieſer originalen Oertlichkeit bildet. Auf dem Unterlande befindet ſich auch das Converſationshaus, bei Herrn Daniel Franz, dem einen von vier Brüdern, welche die Gaſtwirthſchaft des Inſelchens weſentlich repräſentiren. Im Converſationshauſe, das, wie ſämmtliche helgolandiſche Localitäten, überaus reinlich, ja elegant gehalten iſt, wird nicht beherbergt: dagegen könnte die Bewirthung allerdings um Vieles überlegter und aufmerkſamer ſein; es ging ungemein tumultuariſch zu, die Vorräthe langten, ſelbſt bei ausdrücklich voraus unterſchriebener Table d'hôte, für die Zahl der Theilnehmenden nicht aus, und ganz beſonders hatte man ſich über zu theuren und herben Wein zu beklagen, da man in dieſen von der Engherzigkeit, daß das edelſte Geſchenk der nutribilen Natur nichts als ein ſehr profitables Waſſer auf die fiscaliſche Finanzmühle ſei, noch unberührten und von Runkelrübenzucker, Cichorienkaffee und Heidelbeerenrothwein Gottlob keinen Begriff beſitzenden Regionen einen wenigſtens nicht ſauren franzöſiſchen Wein ſehr billig haben kann. Es iſt jedoch bis jetzt noch leider eine ſehr unverſtändige Praxis vieler niederſächſiſchen Gaſtwirthſchaften, namentlich auch auf den bei den großen Hauptſtädten gelegenen Luſtörtern und Vergnügungspunkten, bei einem ſogenannten Rummel möglichſt viel Geld herauszuſchlagen und unzureichende oder ſchlechte Waare mit der kahlen Ausrede, man ſei unvorbereitet überraſcht worden, man habe das Wenige auf zu Viele austheilen müſſen, zu entſchuldigen: in dieſer Hinſicht muß an der Weſer noch ſehr vom Rheine gelernt werden. Die Beobachter erzeigen unſtreitig zugleich dem Publicum und denjenigen Unternehmern, die auf eine dauerhafte Weiſe

Digitized by Google

zu proſperiren denken, einen weſentlichen Dienſt wenn ſie ſolche Mängel ohne Rückhalt beſprechen; die Toleranz unſeres Jahrhunderts darf ſich, weder in öffentlichen noch im Privatleben, auf keinen Gegenſtand erſtrecken, wo der Menſch ſein Geld zahlen muß, ohne den Geldeswerth zu erlangen.

Auf ein hundert und einigen achtzig breiten, bequemen, eine Mehrzahl neben einander hin und her Wandernder auf's Allerwünſchenswertheſte durchlaſſenden und an den durch die Geſtaltung des Felſens von ſelbſt gebotenen Abſätzen erfreuliche Punkte zum Ausruhen und Umſehen gewährenden Stufen ſteigt man aus dem Unterlande in's Oberland, das Plateau des Hocheilandes und die eigentliche Stadt deſſelben, empor. Dieſe mit Eiſen in den Boden gefugte und an einem vollſtändig ſchützenden Eiſengeländer ſich ſchneckenförmig zwiſchen Felswänden aufwindende, aus ſtarken Eiſenbohlen beſtehende Treppe, welche auf's Intereſſanteſte an ähnliche romantiſche Steiggelegenheiten in Tyrol, Südfrankreich und Piemont erinnert, iſt von den Engländern angelegt, welche bekanntlich die den Dänen in den napoleoniſchen Kriegszeiten 1808 abgenommene Inſel im kieler Frieden von 1814 behalten haben. Dieſer Beſitz, an ſich von keinem außerordentlichen Belange, iſt gleichwohl unter die Unbilden zu rechnen, welche deutſches Volk und Gefild in jener Wendezeit der europäiſchen Verhältniſſe durch den Leichtſinn und die epikureiſche Zufallstheorie der deutſchen Diplomatik erlitten haben. Iſt auch Helgoland kein Gibraltar, ſo muß man doch dieſe Einniſtung der Engländer am Ausfluſſe der Eyder für die Seefahrt wichtigſten Ströme Deutſchlands eine gleiche Schmach nennen, als ſie mit Wegnahme jenes ſüdlichen Felſenhorſtes dem Nationalgefühle der Spanier angethan worden. Aber wie hätte deutſches Nationalgefühl ſich auf die diplomatiſchen Tanzböden der Jahre 1814 und 1815 verirren ſollen! Die Feiglingsangſt vor dem doch grade durch Niemand energiſcher als durch Napoleon abgethanen Revolutionsgeiſte und der pommadirte Dünkel, ſolchen unebenbürtigen Erdenſohn, der ihnen gleichwohl noch einen höchſt verhängnißvollen Kehraus aufſpielen ſollte, aus der Reihe der Sublimen und Legitimen losgeworden zu ſein, bethörte die kurzſichtigen, lediglich mit Privilegienſtaub und Rechnungszahlen ausgefütterten Kanzleigehirne, daß ſie unbeſehen das Köſtlichſte des Vaterlandes, geſchweige denn ſolch eine Lappalie, wie jenes Inſelchen war, in die Ritzen ſtopften, aus welchen ſie die Revolutionsfluth immer neu hervorbrechen zu ſehen fürchteten. Wir wiſſen alle, wie kurz der

Digitized by Google

Segen dieſer langdärmigen Weisheit gedauert hat, hätten nur wir den Schaden nicht hinweg! Sie hatten die ausgebrochenen Zähne des Revolutionsdrachens, hoffend, ſie ſo auf immer unfruchtbar zu machen, möglichſt geſchwind in Ein großes Loch geſchüttet; und ſiehe da, die Saat war unter der Erde gelaufen, das alte Ungethüm quikte und quappelte bald da bald dort läſtig aus dem Boden hervor, und noch jetzt verſengen ſich die Geiſterbeſchwörer an den unvergänglichen Flammen allaugenblicklich die Finger. Das letzte Fieber, von welchem ſicherlich jede nur halbweg verſtändige und eine Cultur zu verlieren habende Nation ſich ergreifen läßt, iſt ſicherlich das Revolutionsfieber; und ehe dieſelbe im Concerte des Staatslebens ein Finale ſpielt, wie die Franzoſen im Jahre 1789, muß ſie der Kapellmeiſter greulich aus dem Takte gebracht und ihr den Fidelbogen um die Ohren geſchlagen haben.

Aber dies Helgoland war ja Däniſch, nicht Deutſch, und wurde an England, nicht an Frankreich abgetreten: was declamirſt Du uns alte Jeremiaden gegen den wiener Congreß her? Wer weiß denn nicht, wie es eigentlich war! Die Engländer wünſchten zu dem großen Roaſtbeef, Norwegen, ihrem Bundesgenoſſen Schweden als bereits geplatzte Kaſtanie mit diplomatiſcher Katzenpfote aus dem Feuer gelangt, für ihre Mühe eine kleine Fleiſcherzulage, dies Inſelchen Helgoland, das ihnen durch ſeinen Hummer- und Seekrabbenſegen in die Naſe ſtach; und das brutalſte Stück von eingefleiſchtem Hochtorysmus, der hagere, klapperdürre, ſpindelbeinige, lächerlich langgeſichtige, wie ein verſchluckter Ladeſtock ausſehende Mylord Caſtlereagh, an deſſen continentalen Deferenzen und damit denn zur Noth auch an der gegen uns von dem eiskalten Ariſtokraten tief verachteten Deutſchen geübten Untreue und Malveillance ſpäterhin die Nemeſis mit dem eignen Raſirmeſſer in ſelbſtmörderiſcher Kehle Rache nahm, pikirte ſich darauf, bei ſeinen diplomatiſchen Diners den Krebsgang der von den Völkern geträumten Segenshoffnungen mit Krebspaſteten aus engliſchem Gebiete zu verherrlichen. Er negocürte darum (in ſeinen Augen deutſches Kupfer- gegen däniſches Silbergeld wechſelnd) einen Tauſch des Lauenburgiſchen an Preußen, das ſogleich wieder in Aftertauſch gegen Schwediſch-Pommern jenen kleinen Landſtrich nebſt einem Trinkgelde in Waaren an Dänemark abgab. So wurden die Dänen wohl oder übel für Norwegen und Helgoland entſchädigt. Was das Letztere betrifft, ſo gehörte es ihnen nicht als Dänen, ſondern als Beſitzern von Schleswig-Holſtein; denn Helgoland iſt deutſches Land und Deutſchland mußte hier abermals die ihm

von den eigenen Bundesgenoſſen und ſo Gott will Befreiern geriſſenen Wunden mit ſeinem eigenen Fleiſche flicken. Und wie uns dieſe Dänen, ſeit wir ihnen, trotz ihres Sundzolls, trotz ihrer Doppelzüngigkeit in den napoleoniſchen Kriegen, trotz ihres Verraths an den Hamburgern, ihren zerfetzten Königsmantel ſo gutmüthig wieder zuſammenſtücken halfen, unſere nachbarliche Huld gelohnt, davon ſingen von 1815 bis 1846 die Sperlinge auf den Dächern! Politiſch ſehen wir darum nicht ſcheel, daß Helgoland engliſch iſt und John Bull die ſchönſten Hummern zu ſeinem Porter verzehrt. Hätten ſie zuletzt — doch wir wollen nicht freveln; aber es lebt, ſpricht und fühlt ſich frei in der engliſchen Luft von Helgoland! Dieſe Luft iſt ſo commode, ſo comfortable, man kann ſich darin ſo ſtrecken und dehnen, faſt hätte ich geſagt wälzen, wenn man nicht im Norden vom Wälzen in der freien Luft Schnupfen bekäme. Wie engherzig ſind die Staatsmänner, die dem Norddeutſchen die Luft der Freiheit nicht gönnen wollen! Wir ſind durch unſer Klima und unſern geſammten Lebenszuſchnitt ſchon ſo vorſichtig, ſo extremſcheu, ſo an das politiſche und diätetiſche Stubenleben gewöhnt, daß wir wahrlich mit einem Minimum von freigegebener Luft, allenfalls um darin täglich eine Stunde ſpazieren zu gehen, zufrieden geweſen wären.

Die Engländer haben nichts von Helgoland, als Hummern. Sie heben nicht einmal Recruten aus, blos Hummern. Das Recrutenmaß eines Hummers iſt achtzehn Zoll; hat er die, dann wandert er, ohne einen Stellvertreter aufbringen zu dürfen, nach England, um dort vom Kriegs- und andern Miniſtern, auch Ihro victoriöſen Majeſtät, Königin Victoria, oder jedem ſonſtigen Engländer, der ihn bezahlen kann, verſpeiſt zu werden. Und da es einmal Hummerloos iſt, verſpeiſt zu werden, ſo reſignirt ſich der Hummer und lebt ſo glücklich als engliſcher Unterthan, wie er vormals als Däniſcher gelebt hat. Denn er mußte empfinden, daß die däniſche Regierung ſo gute Zähne hatte und in ihn hineinbiß, als nun die engliſche. Und was von Hummern nicht für voll angeſehen wird, um unter einen engliſchen Zahn zu kommen, das kommt unter deutſche, unter hamburger, bremer und hannöveriſche Zähne. Die deutſchen Zähne ſind ſanft, wie die deutſchen Herzen, aber auch ſie beißen. Deutſches Mitgefühl geht bekanntlich weit, aber vor einer guten Mahlzeit hält es gewöhnlich ſtill, reſignirt ſich und beißt ein. Und doch hat der Hummer auch da noch einen Troſt, wo ihn Alles, wo ihn ſogar das deutſche Mitleid verläßt. Die Hummern, die vom deutſchen Zahne verſchont wer-

Digitized by Google

den (es mögen ihrer nicht viel ſein), werden doch vom Haifiſche gefreſſen: das tröſtet den Hummer und den Deutſchen; und zuletzt, wenn allenfalls ſogar die Haifiſche, die, wie die Kirche und einige wenige Staaten, Alles freſſen, ſeines Gleichen verſchonen ſollten, machen es die Hummern, wie es die Deutſchen zu Zeiten mit einander auch machen, ſie freſſen ſich unter ſich ſelber auf.

(Der Schluß folgt im nächſten Hefte).

Digitized by Google

St. Reué Taillandier

über Roman und Kritik in Deutſchland. *)

Ungeachtet der Bewunderung, welche in unſerem Frankreich die Modeſchriftſteller für ſich ſelbſt haben, ungeachtet der Hymnen, die ihre gehorſamen Jünger zu ihrem Lobe anſtimmen, macht doch der Zuſtand der Poeſie und der ſchönen Literatur mit Recht die nachſichtigſten Geiſter beſorgt, und nur ein Blick auf die Nachbarvölker vermag uns über unſern eignen Verfall zu tröſten. Freilich ein ſchlechter Troſt: man möchte gern für das, was uns hier fehlt, einen Erſatz in England oder Deutſchland ſuchen und, wie Frau von Staël, den letzten Werken einer abgeſtorbenen Literatur die belebenden Muſter Goethe's oder Jean Paul's entgegenſtellen. Aber dieſer Erſatz iſt uns verſagt: weder England, noch Deutſchland, noch Spanien, noch Italien vermögen uns das zu gewähren, was wir vergebens bei uns ſelbſt ſuchen. Man kann nicht läugnen, daß die geiſtige Bildung an Tiefe und Breite zunimmt und daß namentlich die Gleichmäßigkeit der allgemeinen Bildung im Steigen begriffen iſt. So iſt z. B. die politiſche Rührigkeit Deutſchlands ein lebendiges Schauſpiel, das unſerer ganzen Theilnahme würdig iſt. Die Geſchichte, das Recht, die moraliſchen Wiſſenſchaften werden mit Eifer gepflegt: ein gewiſſes Talent zweiten Ranges (?!) tritt in den verſchiedenſten Richtungen in Fülle hervor und ein lebendiger geiſtiger Strom circulirt nach tauſend Seiten hin, deſſen Studium das höchſte Intereſſe darbietet. Aber kann uns dies befriedigen? Wo ſind unter dieſer täglich wachſenden

*) Aus der Revue des deux mondes.

Menge von Gelehrten und Literaten die eigenthümlichen Naturen, die hervorstechenden Physiognomien?

Wer in diesem Augenblick in den Literaturen der europäischen Völker verschiedene Richtungen und eine jedem Lande eigenthümliche Poesie sucht, sucht vergebens.

Man könnte fast sagen, daß fremde Literaturen nicht mehr existiren. Ueberall, im Norden und im Süden, zeigen die Generationen der Gegenwart dasselbe Gepräge. Man gehe über den Rhein und den Canal, über die Alpen und Pyrenäen, überall findet man wieder, wovor man in der eigenen Heimath zu fliehen suchte. Besonders ist Deutschland uns Franzosen zu ähnlich geworden, mehr als wir wünschen können. Die literarischen Untugenden, die Erschlaffung, die Zügellosigkeit, die sich spreizende Unfruchtbarkeit, alle Fehler, die wir bei uns zu rügen haben, haben sich in dem Vaterlande Goethe's und Schiller's eingebürgert. Die Phantasie ist auch dort eine von der Industrie ausgebeutete Waare geworden, und die Kunst verschwindet in dem Maße, wie die geistige Bildung der Besitz einer größern Zahl wird. Man weiß, was aus dem Roman, der vor kaum zehn Jahren noch eine so hohe Stellung einnahm, in unsern Fabriken geworden ist. Deutschland, das seit Goethe und Jean Paul dieses Glück nicht gehabt, hat uns sehr schnell unsere gegenwärtigen Verirrungen abgelernt. Auch in der Heimath Mignon's, wie in der Valentinen's und Mauprat's, sind Tausende von Federn damit beschäftigt, unverdauliche Producte zu fabriciren. Man kann diese Fluth von Ereignissen in zwei Klassen theilen; zu der einen gehören die socialistischen Romane, die Erzählungen mit großen philosophischen und politischen Prätentionen, zu der andern die tendenzlosen Erzähler, die ewigen Fabrikanten, die Schriftsteller, die ihre kleine bürgerliche Industrie hinter Gott weiß welchen aristokratischem Anstriche verstecken möchten. Dort begegnen uns die Nachzügler des jungen Deutschlands, die Erben des Herrn Mundt und Consorten, hier die vornehmen Schriftsteller, an deren Spitze die Gräfin Hahn-Hahn steht.

Die politischen Bewegungen Deutschlands sind dem Gedeihen der Poesie nicht sehr günstig. Diese Bewegungen, die unsere innigste Theilnahme verdienen, werden sicherlich von großem Gewinne begleitet sein: der Geist der Nation wird dadurch neue Eigenschaften annehmen, neue verborgene Seiten aus sich entwickeln. Aber diese Umwandlung ist mit Gefahren verbunden: es ist zu befürchten, daß gar kostbare Dinge dabei verloren gehen. Man fängt nämlich an, die al-

Digitized by Google

ten Nationaltugenden als unbequem und gefährlich zu betrachten, weil ſie oft gemißbraucht worden ſind: man verſpottet ſie, man verleugnet den Nationalcharakter. Die Furcht, übertölpelt zu werden, iſt das Gift, das die Geiſter verdirbt. Dieſe Furcht iſt bei einem ſo oft getäuſchten Volke wohl zu begreifen. Gleichwohl iſt ſie ein trauriges Symptom, ein Zeichen von Schwäche. Wäre es nicht ſchöner, die Traditionen der Vorfahren treu zu bewahren und dennoch mit Ruhe und Feſtigkeit die neuen Ziele zu verfolgen? Eine wahre Reife für die Zukunft, der ſie entgegengeht, einen ſtarken Geiſt, der vollkommen ſeiner ſelbſt Herr iſt, würde die Nation bekunden, wenn ſie den muthigen Fortſchritt mit der Tradition zu vereinigen, wenn ſie ſich umzuwandeln verſtände, ohne darum ihre urſprüngliche Natur aufzugeben.

Ein anderes Uebel, woran die deutſche Literatur der Gegenwart darniederliegt, iſt die Unthätigkeit der Kritik. Diejenigen, welche früher das Scepter derſelben führten, haben ihren Poſten verlaſſen. Die politiſchen Intereſſen nehmen ihre Aufmerkſamkeit zu ſehr in Anſpruch. Dabei tröſten ſie ſich über den Verfall der Literatur damit, daß die Zeit der ſtarken und eigenthümlichen Naturen vorüber ſei, daß es jetzt auf die Bildung und Erziehung der Maſſen ankomme, und daß nach Ablauf dieſer Periode des Uebergangs, in einem, vielleicht in zwei Jahrhunderten, die Meiſter der Zukunft, die wahren Nachfolger Goethe's und Jean Paul's, Herder's und Schiller's, erſcheinen werden. Dieſe ſonderbare Reſignation iſt beſonders bei einem der einſichtsvolleſten Kritiker, dem Geſchichtſchreiber der deutſchen Literatur, Herrn Gervinus, zum Grundſatz geworden. Am Schluß ſeiner Literaturgeſchichte, die er bis zu dem Schluß der goethe'ſchen Periode und der romantiſchen Bewegung, d. h. bis zur Schwelle der gegenwärtigen Epoche fortgeführt, entwickelt er ſeine Anſicht über die nächſte Zukunft der Literatur, und hier räth er ſeinen Zeitgenoſſen nichts Geringeres, als die Beſchäftigung mit Poeſie und Literatur vorläufig ganz aufzugeben. Es müſſe erſt ein neuer Boden für eine neue Poeſie gewonnen werden, und dieſer neue Boden ſei der Staat und die Geſellſchaft der Zukunft. Man kennt die liberalen Hoffnungen, von denen Gervinus bei dieſen Anſichten ausgeht; aber iſt dies eine genügende Entſchuldigung? Welche Herabwürdigung liegt in dieſen ſeltſamen Rathſchlägen, welche Muthloſigkeit verbindet ſich hier mit dieſem ſtolzen Gefühl des politiſchen Berufs unſerer Zeit! Wahr iſt es, daß die ruhigen, normalen Epochen, die von einem blos geiſtigen Leben be-

friedigt und getragen werden, den Meditationen des Künſtlers günſtiger ſind, und daß die Werke, die ſie hervorbringen, den Stempel der Schönheit vollſtändiger an ſich tragen. Aber darum ſind die Perioden der Kriſis und der Gährung nicht ſo unfruchtbar, als man meint, und eine ſo ſonderbare Entſagung muß uns befremden. Wie! wir ſollen beſſere Zeiten abwarten, auf hundert Jahre Poeſie und Phantaſie verabſchieden und ihnen mühſam eine neue Stätte bereiten, als ob dieſe freien Göttinnen ſich an bürgerlichen Vorſchriften binden müßten, als ob ſie nicht mitten in der ſocialen Arbeit der Zeit günſtige Momente finden und dem Ruf des Genius folgen könnten!

Während Gervinus einen Stillſtand in der Poeſie anrieth und der kritiſchen Sichtung der Literatur entſagte, haben andere Kritiker, die wie er von den feinſten Tendenzen beſeelt waren, mit Aufmerkſamkeit die Anſtrengungen der neuen Generation beobachtet. Wir haben ſchon früher unſere Sympathien für jene erſten Nummern der halliſchen Jahrbücher ausgeſprochen, wo die ausgezeichnetſten Leiſtungen in der literariſchen und philoſophiſchen Kritik auf eine ſtreitluſtige, geiſtesfriſche Schaar hinwieſen, ähnlich den Mitarbeitern des „Globe" unter der Reſtauration. Herr Arnold Ruge und ſeine Freunde leiſteten wahre Dienſte in den erſten Monaten ihres glänzenden kritiſchen Feldzuges; ſie machten auf die doppelte Geißel der gleichzeitigen Literatur aufmerkſam, den Indifferentismus der Hochſchulen und die ariſtokratiſchen Frivolitäten der Modeerzähler. Sie weckten die Univerſitäten aus ihrem Schlaf und züchtigten, wie ſich gebührt, die Voltairianer des jungen Deutſchlands. Es ſind dies wirkliche Verdienſte, welche die Literaturgeſchichte ihnen nicht vergeſſen wird. Warum mußten ſie dieſe treffliche Richtung ſo ſchnell aufgeben? Warum mußte dieſer liberalen und geſunden Kritik ſo ſchnell ein intoleranter, eiferſüchtiger Sectengeiſt folgen? Gervinus meinte, man müſſe ſich um eine Literatur, die er verurtheilte, nicht kümmern; er ließ ſie auf's Gerathewohl weiter gehen und hielt ſie eines guten Raths für unwürdig; die Mitarbeiter der halliſchen Jahrbücher warfen ſich in's entgegengeſetzte Extrem: ſie hatten den Ehrgeiz, zu herrſchen, und ſo despotiſch zu herrſchen, daß ſie bald alle Producte des Genius an die trocknen und engen Formeln der jungen hegel'ſchen Schule feſſeln wollten. So brachten ſie ſich ſelbſt um ihren Credit, und die öffentliche Meinung ließ ein Unternehmen fallen (?), das mit Glanz und Kraft begonnen ward.

Zwiſchen dieſen beiden Syſtemen, zwiſchen der ſtolzen Gleichgil-

Digitized by Google

tigkeit Gervinus' und der engherzigen Tyrannei der halliſchen Jahrbücher iſt Raum für eine einſichtsvolle und freiſinnige Kritik. Unter den Kritikern von Ruf, die nicht unter dem Banner einer Schule kämpfen, ſind einige, denen eine größere Wirkſamkeit zu wünſchen wäre. Herr Levin Schücking iſt ein diſtinguirter Geiſt, der es verſteht, ſich den Gehalt eines Buches anzueignen und zu analyſiren. Seine verſchiedenen Arbeiten in der Poeſie und im Roman ſind nicht ohne Werth; ſie haben ſeinem Geiſt eine glückliche Geſchmeidigkeit gegeben, von der die Kritik, die ſein wahrer Beruf zu ſein ſcheint, gewiß Nutzen ziehen wird. Beſonders möchte ich Herrn Guſtav Kühne eine zunehmende Autorität wünſchen. Es iſt dies ein vorzüglicher Schriftſteller, eine ächt kritiſche Natur, mit ausgezeichneten Fähigkeiten begabt, treu der guten Tradition und doch voll Liebe und Verſtändniß für ſeine Zeit. Er beſitzt Enthuſiasmus, Geſchmack und jenen feinen Takt, der nur zu oft in Deutſchland ſich vermiſſen läßt; was ihm fehlt, iſt die Kraft und Entſchiedenheit (?). Dieſe muß er ſich noch aneignen, und dann ſteht ihm eine bedeutende Rolle bevor. Andere tüchtig vorbereitete Geiſter, Hermann Margraff, Marbach, Heinrich König, können ihn hierbei unterſtützen. Worauf ſie jetzt mehr als je dringen müßten, das iſt die Achtung vor jenen Ueberlieferungen, die in der gegenwärtigen Gährung ſo bedroht ſind. Sie müßten die Dichter an die erſte Bedingung, die ihnen vorgeſchrieben iſt, erinnern; ſie müßten ſie vor den Nachahmungen der Fremden warnen und ihnen die Treue gegen den Nationalcharakter zur Pflicht machen. Wenn es gut iſt, daß das politiſche Deutſchland ſeine Blicke auf die freien Länder wendet und von ihnen Belehrungen für die Reformen ſucht, womit es beſchäftigt iſt, ſo darf es darum nicht alle ſeine Erinnerungen ohne Unterſchied wegwerfen, und am wenigſten muß es uns für ſeine Romane oder Gedichte die ſocialiſtiſchen Declamationen oder den Schlendrian einer mittelmäßigen Literatur entlehnen. Grade in den Momenten der Kriſe, des Uebergangs iſt es, wo die Kritik wahrhaft nützlich iſt und wo die Dialektik der Rathgeber der Phantaſie der Erfinder zu Hilfe kommen muß. Herr Wienbarg hatte dies vor zehn Jahren in ſeinen „äſthetiſchen Feldzügen" geahnt: da er zu ſchnell den Muth verloren, ſo müſſen Andere ſein Werk fortſetzen.

Daß aus dieſer Verſchmelzung des Nationalcharakters mit dem Bewußtſein der neuern Zeit originelle Erzeugniſſe hervorgehen können, zeigt eine Sammlung von Erzählungen, über die ich mich freue berichten zu können: Die Schwarzwälder Dorfgeſchichten von Berthold

Auerbach. Dieſes Buch, das im Jahre 1843 erſchien, hat ſchon mehr als eine Auflage erlebt; der Erfolg, den es fand, iſt der vollſtändigſte und verdienteſte, den uns dieſe drei Jahre darbieten. Wir haben hier kein unbekanntes Werk zu empfehlen; wir wollen nur den Erfolg deſſelben erklären, unſere Landsleute mit einem originellen Erzähler bekannt machen und aus dieſem Beiſpiel Rathſchläge und Hoffnungen für unſere deutſchen Collegen ziehen.

Was iſt der Inhalt des auerbach'ſchen Buches? Das Leben der Bauern ſeiner Heimath, die Schilderung der armen im Walde verſteckten Dorfgemeinde, die rauhen, naiven Sitten des Landmannes und des Holzhauers. Wir verlaſſen — Gott ſei gelobt — das Boudoir der Gräfin Hahn-Hahn u. ſ. w. und jene ganze zweideutige Welt, wo das junge Deutſchland die Rehabilitation des Fleiſches predigte. Von dieſer falſchen, ſo wenig natürlichen und beſonders ſo wenig deutſchen Geſellſchaft ſind wir hier befreit. Frühlings- und Waldesdüfte wehen uns hier entgegen, eine reine ſtärkende Luft, die vom Felde und von den Eichen des Schwarzwaldes herkommt. Es fallen mir hier einige von den reizenden Werken ein, die Deutſchland ſchon auf dieſem Gebiet hervorgebracht. Hatte nicht Goethe, der Alles berührte, in Hermann und Dorothea die neuen Stoffe angedeutet, welche dieſe Schilderungen des ländlichen Lebens in Deutſchland dem Künſtler darbieten? Nach Hermann und Dorothea, nach den Nachahmungen, die dieſem Werk folgten, nach der Louiſe von Voß, war noch Raum für ein tieferes Eingehen in dieſe naive Natur, für eine detaillirtere Darſtellung derſelben. Dieſe Gedichte, dieſe Eklogen mit ihrer gelehrten, vornehmen Form, konnten nicht in die tauſend Einzelnheiten des täglichen Lebens hinabſteigen. Die Romanſchriftſteller, die Novelliſten ſind die rechtmäßigen Herrn dieſer neuen Welt, an ihnen iſt es, ſich dieſes Stoffes mit Kraft zu bemächtigen, indem ſie wo möglich die zarte Kunſt, die ideale Reinheit hineintragen, deren Muſter der Dichter Hermanns gegeben. Immermann hat einen Anfang dazu gemacht. Dieſer edle Schriftſteller, welcher der Poeſie zu früh entriſſen ward, bildet ein ſehr beachtenswerthes Mittelglied zwiſchen der ernſten nunmehr verſchwundenen Generation und der neuen Schule, die um 1830 auftrat. Ueberall, in der epiſchen und lyriſchen Poeſie, auf dem Theater und im Roman, iſt er der Letzte der Meiſter und der Erſte der Epigonen. Hier habe ich es nur mit dem Romanſchriftſteller zu thun. Berthold Auerbach verdankt ihm viel, und die ſchwarzwalder Dorfgeſchichten würden vielleicht ohne das von Immermann gegebene Bei-

Digitized by Google

ſpiel nicht exiſtiren. In ſeinem glänzenden, ſinnreichen Roman „Münchhauſen“ findet man eine friſche, lebensvolle Ekloge mitten unter den phantaſtiſchen Erfindungen des Humoriſten, welche grade durch dieſen Gegenſatz einen neuen Werth gewinnt. Der Verfaſſer unterbricht einen Augenblick die Erzählung der närriſchen Abenteuer ſeines Helden, und da er den Fuß nach Weſtphalen geſetzt, in ſein angebetetes Weſtphalen, ſo klopft er an die erſte beſte Thür, tritt in die Hütte des Bauern, ſetzt ſich auf die alte Eichenbank und erkundigt ſich nach Oswald und Lisbeth. Man glaube hier nicht eine gewöhnliche Idylle vor ſich zu haben; man denke ſich vielmehr ein feſtes Gemälde, deſſen Wahrheit uns ganz ergreift und erquickt. Der Erfolg war ungeheuer, Alles war entzückt von ſo viel Kraft und Anmuth, von einer ſo plaſtiſchen Auffaſſung der Wirklichkeit, von einer ſo kecken Zeichnung! Die Nachahmer fehlten nicht; und weil Karl Immermann, der bald darauf ſtarb, die glückliche Ader, die er entdeckt, nicht benutzen konnte, ſo wollte mehr als ein junger Schriftſteller ſein Werk fortſetzen. Leider ſind die ächten Nachfolger in ſolchen Fällen ſelten; Immermann hatte ſein Geheimniß für ſich behalten. Unter den Romanſchreibern, welche dieſe neue Form anlockte, glaubten die Einen hier einen günſtigen Rahmen für ihre politiſchen Fortſchrittstendenzen zu finden, und dieſe einfache Natur, die man mit Liebe reproduciren mußte, war nichts als ein gewöhnlicher Hebel. Ich fürchte ſehr, daß Herr Willkomm dieſen Fehler in ſeinem „Deutſchen Bauer“ begangen. Doch ſind ſeit einigen Jahren auch glücklichere Verſuche gemacht worden. Herr Levin Schücking hat, wie Immermann, Weſtphalen zum Schauplatz recht hübſcher Erzählungen gemacht; ich wünſchte nur eine feſtere Hand und entſchiedenere Farben. Man hat von Alexander Weill über die Dörfer des Elſaſſes Bilder, die ſich hier und da durch einen lebhaften, kühnen Geiſt und durch eine gewiſſe Herbigkeit des Styls empfehlen. Herr Rank iſt von ächter Liebe für ſeine Böhmen beſeelt, und er hat in dem Gemiſch ſeiner deutſchen und ſlaviſchen Bevölkerungen pikante Sittenzüge, anmuthige Contraſte zu finden gewußt: wahre Schätze, die etwas zu ſehr auf's Geradewohl zu einer Erzählung benutzt ſind, die faſt ohne alle Erfindung und Kunſt iſt. Wie man ſieht, geht den angeführten Schriftſtellern immer etwas ab: bei den Einen iſt es die Liebe, die wahre Sympathie für ihren Gegenſtand, bei den Andern, denen es nicht an Liebe fehlt, die Phantaſie und die Kunſt des Malers. Die Liebe dagegen, die ächte uneigennützige Liebe zu ſeiner Heimath, und daneben eine ſehr zarte Kunſt, eine Gewandtheit, die ſich

zu verſtecken weiß, das ſind die Vorzüge, die den ſchwarzwalder Dorfgeſchichten einen ſo raſchen Erfolg verſchafft haben. Hier haben wir den wahren Erben Immermann's; wie die Bauern Weſtphalens haben nun auch die Bevölkerungen des Schwarzwaldes einen liebenswürdiger Zeichner gefunden. Er hat ſeine Perſonen nicht zu den Repräſentanten eines Syſtems gemacht; er hat ſie nicht in Redner und Volkstribunen umgewandelt; er hat ſie auf ſeiner Leinwand mit ihrer ächten, wahren Phyſiognomie gemalt, mit ihrer kauſtiſchen Gutmüthigkeit, zuweilen auch mit ihren Laſtern, denn er iſt ihnen Rathſchläge und Lehren ſchuldig. Der Soldat und der Holzhauer, der Geiſtliche und der Schulmeiſter, der auswandernde Dörfler, der Seminariſt, der ſich nach dem väterlichen Hauſe zurückſehnt, das junge verführte Mädchen, der Landſtreicher, kurz, Alle ſind ſie da. Das Bild iſt groß, verwickelt, und bietet mehr als eine Klippe. Immermann ſchrieb nur eine Epiſode; hier haben wir ſo zu ſagen eine ganze Geſellſchaft. Wird der Verfaſſer ſich nicht wiederholen? Wird er die Eintönigkeit eines Stoffes von ein und derſelben Art vermeiden? Dieſe Beſorgniſſe ſind geſtattet; doch wenn man gleich auf den erſten Seiten dieſe Nüchternheit der Details bemerkt hat, dieſe beſonnene Liebe, dieſe gradezu ausgeſprochene oder verborgenen Lehren, dieſes volksthümliche, liberale Gefühl, das mit Vorſicht gehandhabt wird und doch überall dieſe lebensfriſchen Bilder durchdringt, dann iſt man ſchnell beruhigt, man erkennt bald, daß dieſe ſchwierige Aufgabe einem wirklichen Künſtler anvertraut iſt, der ſie glücklich durchzuführen im Stande iſt.

Man betrachte zuerſt dieſen „Tolpatſch", die erſte Perſon, die der Verfaſſer uns vorführt und der er nicht am wenigſten zugethan iſt. Tolpatſch iſt daſſelbe was Tölpel. Sein wahrer Name iſt Aloys; aber wegen ſeiner Verlegenheit und Unbeholfenheit hat ihm das ganze Dorf jenen Spottnamen gegeben. Er iſt zuweilen ärgerlich darüber, denn er hat Gefühl, und ſeine Geſchichte macht zugleich lachen und weinen. Dieſes Gemiſch von Ungeſchick und Gutherzigkeit, von Plumpheit und Zartgefühl, die bald komiſchen, bald ernſten Leiden dieſes treuen Herzens, Alles dies iſt mit ſeltenem Geſchick dargeſtellt. Es iſt nicht ſowohl eine Geſchichte, als ein Porträt, eine flüchtige Biographie. Jeder Zug iſt vortrefflich; die Jugend des Tolpatſch, ſeine ſchüchterne Leidenſchaft für ſeine Nachbarin Marianne (das Marannele), der Abgang des Recruten, der Kuß im Stall in Gegenwart der ganz erſtaunten Ochſen, die Rückkehr des Tolpatſch, ſein Schmerz, als er in der Kirche die nahe Vermählung Marannele's mit Jörgli,

Digitized by Google

ſeinem Nebenbuhler, vernimmt, dieſe und noch viele andere Einzelnheiten machen ein heiteres und ſchmerzliches Geſammtbild aus, in welchem ſich ſchon die ganze Kunſt des Malers zu erkennen gibt. Das Folgende iſt nicht weniger reizend, und als der Tolpatſch, nachdem er nach Amerika ausgewandert iſt, ſeiner Mutter einen Brief ſchreibt, der ein kleines Meiſterſtück von Natürlichkeit und ächter Empfindung iſt, da fängt man an, dieſe leibhaftige Schöpfung des Künſtlers liebzugewinnen und zu bewundern. Ich würde in Verlegenheit gerathen, wenn ich eine einzige Seite dieſer Biographie ausheben ſollte; Alles hängt darin zuſammen, Alles verkettet ſich darin mit einer Nüchternheit, die überall ſelten iſt und beſonders in Deutſchland. Und dann leben dieſe Dinge beſonders durch den Styl, durch die Hilfsmittel einer gewandten Erzählung. Was endlich den Leſer vollends hinreißt, das iſt die Liebe des Herrn Auerbach für ſeinen Helden, eine Liebe, die ſich in der Erzählung ſelbſt verräth und ſich leicht mittheilt. Ein edler Flüchtling, Herr Venedey, ſagte mir neulich, er ſei, als er nach ſeiner Rückkehr von England das Buch des Herrn Auerbach las, gleich im Anfang von dieſer Geſchichte des Tolpatſch entzückt geweſen. Dieſe vortreffliche, ſo wahr gezeichnete deutſche Figur hatte ihn bis in's Innerſte gerührt, und er hatte ſogleich die Feder ergriffen, um öffentlich Herrn Auerbach dafür zu danken. Die Wahrheit hat in der That dieſem Gemälde einen Stempel aufgedrückt, der ſich nicht leicht vergißt, und diejenigen, welche es geſehen, können auch für ſich die einfachen Worte wiederholen, mit denen die Erzählung beginnt: „Ich ſehe Dich noch vor mir, guter Tolpatſch."

Die „Kriegspfeife" iſt eine jener nüchternen, kräftig gezeichneten Erzählungen, die dem Verfaſſer den Ruf eines Künſtlers erworben haben. Hansjörg liebt Käthen, und um zu Hauſe bleiben zu können, um ſich der Conſcription zu entziehen, hat er ſich den Finger abgeſchoſſen, indem er in ſein Piſtol eine doppelte Ladung that. Er glaubte nicht ſchlecht gehandelt zu haben, der arme Hansjörg; gab er damit nicht ſeiner Verlobten einen lebendigen Beweis ſeiner Liebe? Aber Käthe nimmt es nicht ſo auf. Jenes Ehrgefühl, das ihrem Geliebten gefehlt hat, lebt in dem edeln Mädchen. Ihr thut dieſe Feigherzigkeit wehe und ſie weint bitterlich. So fängt die Geſchichte an, deren Inhalt kein anderer iſt, als die Erziehung Hansjörgens durch Käthen. Die moraliſche Ueberlegenheit der Frau, wie ſie dieſe ungebildete, rohe Natur in die Zucht nimmt, das iſt die Aufgabe, die der Verfaſſer mit vieler Kunſt behandelt hat. Dieſes Thema iſt groß; es hat die ge-

Digitized by Google

wandteſten Schriftſteller zu mehr als einer ſchönen Erzählung begeiſtert, und die Verfaſſerin von Mauprat hat es mit Kraft benutzt. Hier bewegt ſich die Handlung nicht in ſo edlen Sphären; es iſt hier kein Raum für poetiſche Entwickelungen; dennoch hat auch dieſe naive Dorf-Edmée ihre Anmuth. Den Zweck, den die edle Geliebte Mauprat's mit einem ſo hohen Bewußtſein verfolgt, erreicht ſie, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein und in ganz populären Verhältniſſen.

Herr Auerbach iſt in dieſen raſchen Erzählungen Meiſter; er hat jedoch Recht, ſie nicht zu mißbrauchen, uns nicht blos ein Porträt, ſondern ein ganzes Tableau, eine Fabel von längerem Athem vorzuführen, ein kleines Drama, wo ſich ſeine Perſonen in Freiheit bewegen. Es ſind deren drei in dieſer Sammlung, die ſich der Aufmerkſamkeit des Leſers empfehlen, Ivo der Hairle, Florian und Creszenz und der Schulmeiſter von Lauterbach. Die deutſchen Kritiker haben „Ivo der Hairle" als das glücklichſte Erzeugniß Auerbach's bezeichnet, und ich bin gern ihrer Meinung. Wenn man dieſen liebenswürdigen Erzähler in Frankreich einführen wollte, ſo müßte man dieſen kleinen Roman überſetzen. Der Gegenſtand deſſelben iſt ernſt und lieblich; wir haben hier das Leben eines jungen Bauern vor uns, der in's Seminar eingetreten iſt. Die Abenteuer dieſes frommen und zarten Jünglings, die ſchmerzlichen Kämpfe ſeines Herzens, die oft ſehr traurigen, tief nagenden Entwicklungen eines dunkeln, edel durchgekämpften Geſchicks. Die Zweifel, die Enttäuſchungen, die Verzweiflung Ivo's, der Entſchluß, den er nach unendlich vielen innern Kämpfen und unterdrückten Seufzern faßt, dem religiöſen Leben zu entſagen, der Widerſtand der Eltern, der blinde Eigenſinn des Vaters, Alles dieſes bildet eine ſchmerzerfüllte, tragiſche Erzählung. Der Verfaſſer bedurfte großer Kunſt, um den Gemeinplätzen zu entgehen, und er hat ſie vermieden. Und dann, paßt dieſe Geſchichte nicht vortrefflich in den gewählten Rahmen? Findet dieſe Dichtung nicht ihre volle praktiſche Wahrheit in dieſem ſo nahe liegenden Großherzogthum Baden, wo der Clerus jedes Jahr gegen die römiſche Kirchenzucht ſeine Stimme erhebt? Der Verfaſſer läßt dieſe ernſte Seite des Gegenſtandes durchblicken, ohne tiefer darin einzugehen. Wir haben hier kein ſyſtematiſches Streben, keine Phraſen, keine dogmatiſche Prätention, ſondern ein lebendiges Gemälde, deſſen Wahrheit zu unſerm Herzen ſpricht.

Herr Auerbach liebt ſeine ſchwarzwälder Bauern mit einer ächten Zuneigung, und wenn er ſie mit Grazie zeichnet, ſo ſpart er ihnen auch die Lehren nicht. Die Geſchichte „Florian und Creszenz" hat

Digitized by Google

eine ſtrengere Tendenz. Warum verläßt der junge Bauer des Schwarzwaldes ſeine Hütte? warum verläßt der Holzhauer ſein Gebirge? Die Eitelkeit treibt ihn. Er will nicht mehr ſeinen Brüdern ähnlich ſein. Die Kleidung der Städter erregt ſeinen Neid; er zieht fort, er geht in die Stadt, er wird ſogar weiter gehen, über den Rhein, nach Straßburg, und wird ſich hier in den Schenken herumtreiben. So hat Florian gelebt. Als er dann mit ſeinem Sonntagsanzug und ſeinen wunderlichen Prätenſionen in dies Dorf zurückkehrt, was iſt aus dem armen Florian geworden? Er iſt kein Student, und er iſt kein Landmann mehr. Er hat von der Stadt nur die Laſter, die Unverſchämtheit und die Faulheit angenommen. Seine Ankunft iſt natürlich in Nordſtetten ein Ereigniß; aber Auerbach iſt ohne Mitleid, er ſtellt das verborgene Elend dieſer falſchen Exiſtenz, welche den einfältigen Leuten der Provinz ſo reizend erſcheint, unbarmherzig blos. Während man ihn bewundert, während Liſe und Bärble und Gretle an dem Brunnen voller Reſpect von ihm ſchwatzen, deckt uns der Erzähler ſein trauriges Leben auf, ſeine Verlegenheiten, ſeinen Stolz, ſeinen Geldmangel und alle Intriguen des Abenteurers. Florian iſt nahe daran, ein Dieb und ein Mörder zu werden. Doch der Verfaſſer läßt ſich endlich erweichen, indem er dem Landſtreicher eine treue Gefährtin zuführt, die ihn wider ſeinen Willen retten wird. Ich bedaure es, hier nur den Rahmen dieſer rührenden Geſchichten angeben zu können; denn das Verdienſt dabei beſteht in der Originalität der Details. Der höhere Einfluß der Frau iſt eine Idee, auf welche Auerbach viel Werth legt und die er mit Glück behandelt. Käthe, Creszenz, Hedwig, alle dieſe reizenden Geſchöpfe, dieſe Dorfheroinen haben eine eigenthümliche, wahrhaft ſchöne und zarte Phyſiognomie.

Was dem Buch Auerbach's noch ein beſonderes Intereſſe und eine reizende Einheit gibt, iſt, daß er nicht aus ſeinem Dorf herausgeht: der Horizont von Nordſtetten genügt ihm. Alle Bewohner der Gemeinde werden nach einander vorgeführt und werden ſo gleichſam zu einer Familie, deren Geſchichte man begierig hört. Der Soldat, der Geiſtliche, der Seminariſt, der Schultheiß, der Tolpatſch treten beſtändig wieder auf in wechſelnden Bildern. Einer ſeiner liebſten Schützlinge iſt der Schulmeiſter. Armer Schulmeiſter! er iſt kein Einheimiſcher, er iſt in Lauterbach geboren, und von hier kommt er, um von ſeinem kleinen Amt Beſitz zu nehmen. Wie fröhlich, wie zuverſichtlich er iſt! Ach, er wird vom erſten Tage an mit Spott und Uebelwollen zu kämpfen haben. Man betrachte ihn, es iſt Sonntag bei Sonnenuntergang, die Glocken läu-

Digitized by Google

ten das Angelus und Gruppen von Spaziergängern gehen und kommen auf der großen Straße. Der Schulmeiſter grüßt ſeine neue Reſidenz aus der Ferne, und bei dem heiteren Anblick dieſer Gegend fühlt er ſich von Freude durchdrungen. Dieſes feſttägliche Anſehen, dieſes Läuten der Glocken, Alles entzückt ihn; es ſcheint ihm beinahe, als ob das Dorf die Stunde ſeiner Ankunft kenne und als ob das Glockenſpiel ihm zu Ehren ertöne. Warten wir bis morgen, welcher Contraſt zwiſchen dieſem ehrlichen Enthuſiasmus und dem widerwärtigen Empfang, den man ihm bereitet! Dieſe guten Leute von Nordſtetten haben ſchwere Fehler, und Auerbach hat durchaus keine ſüßliche Ekloge ſchreiben wollen. Der Schulmeiſter iſt in Nordſtetten fremd, d. h. er geräth in feindliches Land. Dazu kommt, daß der arme, junge Mann in Lauterbach geboren iſt, und daß über die Bewohner von Lauterbach ein luſtiges Volkslied vorhanden iſt. Dieſes Spottlied wird ihm in allen Tonleitern vorgeſungen werden, ihn, der bei den Tönen der gaſtlichen Glocke ſo ſüß träumte. Er wird ſich jedoch bemühen, dieſe furchtbare Oppoſition zu beſchwören; er wird dem abgedankten Schulmeiſter, den ſchlauſten, alten Bauern ſeinen Beſuch machen; er wird die boshaften Reden und die groben Spöttereien mit guter Miene ertragen. Sein Tagebuch, dem er jeden Abend ſeine geheimſten Eindrücke anvertraut, wird uns ſehr koſtbare Schätze bei dieſem offenen, hingebungsvollen, jungen Menſchen enthüllen; er wird hier ſeine ganze Seele in zwangloſen Geſtändniſſen ausſchütten. Und dann ſpielt er am Sonntag die Orgel. Die Muſik iſt einmal heilige Zuflucht für dieſes einfache und unwillkürlich myſtiſche Gemüth. Dieſes ganze Gemälde iſt von vollendeter Eleganz und Zartheit. Eines Abends ſtimmt eine Gruppe von jungen Leuten unter den Fenſtern des Schulmeiſters das berüchtigte Lauterbacher Lied an; der Schulmeiſter nimmt betrübt und lächelnd ſeine Violine und begleitet das Spottlied bis zu Ende. So viel Sanftmuth, ſo viel Gutmüthigkeit mußten endlich die Widerſpenſtigſten bezähmen, und dem Schulmeiſter gelingt es endlich. Das Dorf wird von ihm moraliſirt werden; die, welche ihn am meiſten beleidigten, werden morgen ſeine beſten Freunde ſein, und er ſelbſt, nachdem er oft geſchworen, er werde ſobald als möglich dieſe böſe Gegend verlaſſen, gewinnt ſie lieb um all' des Guten willen, das er daſelbſt ſtiftet. Eine reine Liebe tritt hinzu und gibt ihm Kräfte. Die Stiftung einer Geſangſchule, eines Leſezirkels, nebſt den Widerſtänden, über die der Schulmeiſter ſiegt, ſind pikante Einzelnheiten. Endlich wird ſeine Hochzeit mit Hedwig wie ein Familienfeſt gefeiert. Ein Winter hatte

dem Fremden genügt, um die Herzen zu beruhigen und eine edlere Saat darin auszustreuen.

Man hat den Dorfpfarrer oft gemalt: Herr von Lamartine hat ihn in Jocelyn gefeiert; aber wer hat den Schulmeister besungen, wer hat seinen frommen Einfluß geschildert, wie Auerbach? Der Schulmeister Sainte-Beuves, Monsieur Jean, nimmt einen Platz für sich ein, mit seiner jansenistischen Strenge, mit dem schmerzlichen Geschick, das ihm der Dichter gegeben, und ich möchte nicht den bescheidenen Organisten von Nordstetten mit dem unglücklichen Sohn Jean Jacques Rousseau's vergleichen. Der Schützling Auerbach's erinnert mich, wenn dies nicht zuviel gesagt ist, hier und da an die poetische Person Lamartine's; ich will nicht die Verlegenheiten des Schulmeisters mit den zerreißenden Schmerzen des Geliebten Laurencens vergleichen; doch was ihm an Größe fehlt, ersetzt er durch Grazie und Zartheit. Die Erzählung Auerbach's enthält ein Gemälde, das viel Aehnlichkeit hat mit der glänzenden Episode der „Laboureurs," aber natürlich von sehr verschiedener Ausführung. Jocelyn sieht von der Spitze des Berges den Arbeitern auf der Ebene zu, und während die Pflugschar die Erde aufwühlt, während die Saat in die Furche niedergelegt wird, besingt er in glänzenden Hymnen die fruchtbare Feldarbeit, und den Boden, der den menschlichen Schweiß trinkt. Der Schulmeister spaziert auf dem Felde, am Saum des Waldes; auch er betrachtet die Ochsen, die Pflüge, die sich verlängernde Furche; wenn er nicht singt wie Jocelyn, so regt doch dieses Schauspiel der Arbeit, auch in ihm die schönsten Betrachtungen über das Leben, die Seele, das Schicksal des Menschen an. Seine Philosophie vermag sich nicht in glänzenden Strophen zu entfalten; er gibt uns eine Reihe von Maximen und Betrachtungen, zu denen die verschiedenen Züge des vor ihm liegenden Bildes den Text geben. Ob Auerbach an das Gedicht Lamartine's dachte, als er die bescheidene, rührende Chronik des lauterbacher Schulmeisters schrieb? Wir wissen es nicht; doch diese Aehnlichkeit schadet durchaus nicht der Originalität seines Werkes: wenn er sich Lamartine's erinnert hat, so ist es ihm gelungen, sich die Schöpfung des Dichters mit unbestreitbarer Wahrheit anzueignen und auf seiner Leinwand eine Figur zu schaffen, die ihm gehört.

Ich bedaure, daß der Dichter sich nicht ganz auf die lachenden Gemälde, in denen er Meister ist, beschränkt hat; er hat vielleicht Eintönigkeit gefürchtet, und um seiner Sammlung mehr Mannichfaltigkeit zu geben, hat er hier und da zu künstlichen Empfindungen und

Digitized by Google

Motiven Zuflucht genommen. Wozu melodramatiſche Scenen mitten unter dieſen lieblichen Skizzen? Die Geſchichte „Tonerle's mit der gebiſſenen Wange" enthält mehr als einen reizenden Zug, aber der Schluß gehört, wenn ich ſo ſagen darf, aus einer andern Sprache, einer andern Literatur an. Das Verbrechen, das die Erzählung mit Blut beſudelt, iſt nicht in der naturgemäßen Weiſe des Verfaſſers; wir ſind nicht mehr in Nordſtetten, wir haben nicht mehr den treuen Chroniſten zur Hand, ſondern einen gewöhnlichen Romanſchreiber, einen Fabrikanten. Derſelbe Vorwurf trifft auch die Geſchichte „Vetele's", obwohl ich darin auch ſchöne Züge finde. Das Talent Auerbach's ſpricht ſich beſonders in zarten Gemälden aus, in den geſchickt gruppirten Scenen von anmuthig heiterer Farbe, von naiver Wahrheit, durch welche ſtets eine reine, moraliſche Erhebung durchſcheint. Zuweilen brechen auch politiſche Anſpielungen durch, aber mit welcher beſonnenen Anordnung! Hierin erkenne ich den zarten Künſtler. Die Rechtſchaffenheit, die Gradheit ſeiner Bauern, das naive Bewußtſein ihrer Rechte ſprechen ſich ohne Prunk aus, in ächter Gutmüthigkeit. Das ſchöne Lied Uhlands über das „alte Recht" könnte den Hauptſtücken der Sammlung zum Motto dienen. Nordſtetten hat ſeine Patriarchen, die in allen Sachen, die das gemeine Recht betreffen, eine große Autorität beſitzen. Der Oberamtmann darf es ſich nicht herausnehmen, neue Gebräuche einzuführen und die alten Freiheiten zu beſchränken; er wird einer verſtändigen, zähen Oppoſition begegnen. Einer jener ſtets zu Rathe gezogenen Rechtskundigen, einer jener Vertheidiger der Gemeinde, iſt der „Buchmaier". Der Buchmaier gilt für den weiſeſten und erfahrenſten, an ihn wendet man ſich bei jeder ſchwierigen Gelegenheit; wenn Hansjörg oder Valentin vor den Richter geführt wird, weil ſie einen Baumzweig im Walde abgeſchnitten, geht der Buchmaier mit ihm und vertheidigt den Angeklagten. Wenn eine ungeſetzliche Verordnung, ein ungerechtes Verbot erlaſſen wird, leitet er in Perſon einen kleinen friedlichen Aufſtand, und hält, begleitet von dem ganzen Dorf, eine Rede an den Oberamtmann, die ein Meiſterſtück von geſundem Menſchenverſtand und Volksberedtſamkeit iſt. Doch der Buchmaier iſt nicht immer tadellos; oft legt er die Gerechtſame, die er vertheidigt, auf eine engherzige Weiſe aus und hält ſeine Vorurtheile für wirkliche Rechte. Zum Glück wird der Schulmeiſter, der von ihm ſehr ſchlecht empfangen wird, dieſen ehrlichen, aber beſchränkten Volksverſtand, der oft ſo ſehr zur Unzeit eigenſinnig iſt, berichtigen. So entwickelt ſich in dieſen verſchiedenen Bildern die Einheit

dieſer liebenswürdigen Chronik, das lebendige Archiv einer kleinen Gemeinde, die man wachſen und ſich vervollkommnen ſieht unter der Leitung ihrer würdigſten Mitglieder, unter welchen beſonders der Seminariſt Ivo und der Schulmeiſter von Lauterbach ſich auszeichnen.

Ich habe genug geſagt, um das innere Verdienſt dieſes Werkes und ſeinen raſchen Erfolg begreiflich zu machen. Jenes Verdienſt liegt in der Verſchmelzung der Neuheit mit einem kindlichen Anſchmiegen an die guten literariſchen Ueberlieferungen. Das ſind wahrhaft deutſche Bilder, und doch wird man ihnen nicht den übermäßigen Idealismus, die gefährliche Indifferenz vorwerfen, die in der letzten Zeit ſo lebhafte Reaction hervorgerufen. Um dieſem Idealismus zu entgehen, um ſich zu den Kämpfen des practiſchen Lebens vorzubereiten, hat ſich Deutſchland verleiten laſſen, ſeinen Genius zu verleugnen; es hat zu einer Literatur à la Voltaire die Zuflucht genommen, die ihm nie zuſagen wird; es haben ſich mancherlei Schulen mit Geräuſch gebildet, welche Ironie und Spott als ein heilſames Mittel gegen die berauſchenden Verlockungen des Myſticismus empfohlen haben. Was für frivole Schriften ſind ſeitdem erſchienen, was für gemachte Begeiſterung! Voltaire verſichert, er habe ſein ſchneidendſtes Werk, den Candide, in den Papieren eines deutſchen Doctors gefunden; in der That könnte man einen Augenblick glauben, daß dieſe Herrn den Scherz für Ernſt nahmen und nach Minden liefen, um die Fortſetzung Candidens in den Taſchen des Doctor Ralph zu ſuchen. Verſtändige Geiſter erkennen jetzt, daß man ſich auf einen falſchen Weg verlor; der Erfolg Auerbach's iſt ein beruhigendes Symptom; er hatte 1837 mit einem Roman „Spinoza" begonnen, der zwar ein unleugbares Talent verrieth, deſſen metaphyſiſche Prätenſionen aber nicht geſtatteten, die Umwandlungen, die ſein Talent durchgemacht, vorherzuſehen. Ein anderes Werk „Dichter und Kaufmann", gehörte ebenfalls jener ehrgeizigen Schule an, welche die Kunſt der wahren Schilderungen durch die hohlen Träumereien des Socialismus verdrängte. Statt die Menſchheit zu regeneriren, beſchäftigt ſich jetzt Auerbach mit der Geſchichte ſeines Dorfes, ſtatt mit Spinoza zu predigen, erzählt er die Abenteuer des Tolpatſch, des Seminariſten, des Schulmeiſters. Als er ſich mit der Welt der Chimären beſchäftigte, fand er nur geringes Gehör; jetzt da er ſich auf einen engern und wahrern Rahmen ſchränkte, hat alle Welt in Deutſchland ſeine Geſchichten geleſen und ihnen Beifall zugerufen. Herr Auerbach wird in dieſem kleinen aber reichen Gebiet viel mehr wirken, als auf den ungeſunden Wolken fal-

ſcher Träumereien. Der Künſtler hat dabei gewonnen; das Studium der Wirklichkeit hat ihm Feinheit und Abrundung gelehrt; auch der Philoſoph hat dadurch neue Vorzüge erworben, klarere Gedanken und eine eindringlichere Moral. Endlich iſt dieſer kleine Erdwinkel ein ächt deutſcher Boden und da unſere Nachbarn mit den Sorgen ihres politiſchen Lebens und den nahe bevorſtehenden Umwandlungen in demſelben beſchäftigt ſind, welche ſchönere Aufgabe für einen ächten Künſtler gibt es da, als das Vaterland zu beſingen und ſich an alle rechtmäßigen Wünſche einer neuen Generation anſchließend die Kette der nationalen Dichtungs-Traditionen, welche ein blinder Zorn zerbrochen hatte, wieder anzuknüpfen.

Ich bemerkte oben, daß eines der größten Uebel des literariſchen Deutſchlands die Unthätigkeit der Kritik ſei. Die Schriftſteller, die das Publicum als Beurtheiler gern annehmen würde, Herr Gervinus zum Beiſpiel, haben der Ehre und den Pflichten dieſes Amtes entſagt. Unter denen, die ſich dieſem ſchweren Geſchäft unterziehen wollen, bekämpfen die Einen, wie Menzel, mit Wuth jede Neuerung, in der ſie nur von fern einen lebhaften Geiſt, eine liberalere Idee und den Einfluß franzöſiſchen Geiſtes zu erkennen glauben. Die Andern dagegen heißen dieſen Einfluß mit unbeſonnenem Eifer willkommen und beſchüzzen aus Haß gegen den Myſticismus eine ironiſche Literatur, einen erborgten Voltairianismus, der der Originalität Deutſchlands nachtheilig werden muß. Von dem Augenblick ab, wo die Kritik in Deutſchland die ihr gebührende Stellung wieder einnehmen, wo ſie aufhören wird, ein phraſenhafter Dilettantismus zu ſein, wird ſie den den Bedürfniſſen der gegenwärtigen Geſellſchaft angemeſſenen Fortſchritt und die Achtung vor den geiſtigen Traditionen des Landes zu gleicher Zeit empfehlen. Das Beiſpiel Auerbach's wird nicht für ſie verloren ſein. Die Tradition allein, eine blinde Treue gegen die Erinnerungen der Vergangenheit, würde die Phantaſie der Dichter in jene myſtiſche, nebelhafte Welt einſchließen, von der die neuere Geſellſchaft ſich ſiegreich losgemacht. Andererſeits würde die Neuerung allein, die unbeſonnene Neuerung, die den heimiſchen Boden aus dem Geſicht verlöre und jedes Band mit dem Geiſt der Vorfahren zerriſſe, den deutſchen Gedanken dem Einfluß eines fremden Geiſtes preis geben. Ein Voltairiſch gewordenes Deutſchland würde uns Franzoſen wenig Ehre machen. Möge es etwas von unſerm Geiſt, den graden Verſtand, die Klarheit der Anſichten annehmen; möge es von uns die aufrichtige Anhänglichkeit an die großen Principien der modernen Welt, an die

Digitized by Google

Eroberungen von 1789 lernen. Aber in dem Ausdruck ſeiner Ideen, in ſeiner Poeſie und Kunſt, möge es ja die ihm eigene Form behalten. Es iſt nicht gut, daß die Völker ihre Kleidung vertauſchen, ſie werden das Kleid des Nachbarn immer ungeſchickt tragen. Wir würden bei uns den Dichter tadeln, der durchaus deutſch würde, eben ſo wenig aber können wir ſelbſt mit den Dichtern und Romanſchreibern jenſeits des Rheins zufrieden ſein, die ungeſchickt den franzöſiſchen Geiſt nachahmen. Wir ſuchen die Originalität, dieſe koſtbare Blume der Kunſt, deren Samen auf dieſer durch die Verbindungen der Völker ſchon ſo ſehr geebneten europäiſchen Erde täglich mehr verloren geht. Sollte ſie nicht wieder aufleben können? Sie würde es, wenn der Schriftſteller, ohne den Ideen ſeines Jahrhunderts fern zu bleiben, die Tradition, den lebendigen Geiſt des Vaterlandes bewahrte. Sie würde in dem beſcheidenſten Winkel der Erde, im Schatten einer Dornhecke emporblühen. Darum habe ich auf den glücklichen Verſuch des Herrn Auerbach ein ſolches Gewicht gelegt.

Tagebuch.

I.

Das zimperliche Berlin.

Man hat Berlin seinen Hang zur Ironie, zum Spott, zum Zersetzen, zur Verhöhnung alles Sentimentalen und Romantischen vorgeworfen, aber noch niemals hat man einen Zug dieser Stadt hervorgehoben, der ganz in entgegengesetzter Art sündigt: die Zimperlichkeit. Dem Franzosen, der in leichten, ungezwungenen Artigkeitsgesetzen erzogen ist, dem Süddeutschen, der selbst in seinen höflichsten Stunden eine gewisse biederbe, warme Zutraulichkeit nicht ablegt, ist gleich beim ersten Eintreten in eine berliner Gesellschaft durch die porzellanene Höflichkeit, durch die steiflederne Umständlichkeit frappirt. Welche spanische Etiquette, den Damen gegenüber, welche spanischen Wände, die für die Sittlichkeit ganz unnöthig sind und doch alle rasche Conversation und heitere Geselligkeit auseinander halten. Tritt man in eine Restauration, in ein Café, welche Sabbathstille, man möchte sich in einem Betsaale glauben, worin höchstens die Gebetbücher durch Teller und Tassen ersetzt sind. Durchstreift man die herrlichen, weitgedehnten Straßen, so fragt man sich unwillkürlich: hat der Kalender mich getäuscht und ist heute ein Festtag, den er nicht angezeigt? Ist diese lautlose Stadt wirklich von 400,000 Einwohnern bewohnt? In den entlegenen Straßen von Paris, Wien, Amsterdam und Brüssel ist mehr Geräusch und lautes Leben, als unter den Linden und in der Friedrichsstraße. Die preußische Residenz macht den Eindruck eines großen königlichen Parks, den der Besitzer aus Gnade dem Publicum geöffnet, in welchem es aber nicht einen Augenblick vergessen werden darf, daß hier ein Königssitz ist.

Wehe dem, der eine Cigarre im Munde hält! Der Fremde, der ungewohnt dieses unmotivirten Rauchzwangs hierher kommt, kann auf sein Reisebudget getrost 30—40 Thaler mehr stellen für die Strafe, die er im ersten Monat zu zahlen haben wird, weil er das Rauchverbot vergeßlicher Weise verletzt. Dieser Vernichtungskrieg gegen den unschuldigen Glimmstengel, auf welchen die Gensdarmen (bisweilen sogar auch nicht uniformirte höhere Beamten, denen man, äußerlich wenigstens, den Gensdarm nicht ansieht) mit besonderer Passion Jagd machen, ist eine Frucht jener Zimperlichkeit. Auch Paris, London, Wien, Brüssel schmeicheln

Digitized by Google

Ich weiß Nichts zu thun und zu sagen, weil ich an Vorbereitungen
für Empfang und Verabschiedung Fremder, an Gesellschaften, Besuchen
und Gegenbesuchen, an Theater und Concerte, an Spiel und Tanz
nicht gewöhnt bin. Ich habe mich nie darum gekümmert, was Andere
thun und lassen, und weiß nicht, was Andere thun und lassen. Ich
habe mich nie darum gekümmert, was Andere sagen und denken, und
weiß nicht, was Andere sagen und denken. Ich habe mich nie darum
gekümmert, was Andere von mir sagen und denken, und weiß nicht,
was Andere von mir sagen und denken. Ich habe mich nie darum
gekümmert, was Andere mir sagen und denken, und weiß nicht, was
Andere mir sagen und denken. Ich habe mich nie darum gekümmert,
was Andere mir sagen und denken, und weiß nicht, was Andere mir
sagen und denken. Ich habe mich nie darum gekümmert, was Andere
mir sagen und denken, und weiß nicht, was Andere mir sagen und
denken. Ich habe mich nie darum gekümmert, was Andere mir sagen
und denken, und weiß nicht, was Andere mir sagen und denken.

Ich habe Nichts zu thun und zu sagen, weil ich an Vorbereitungen
für Empfang und Verabschiedung Fremder, an Gesellschaften, Besuchen
und Gegenbesuchen, an Theater und Concerte, an Spiel und Tanz
nicht gewöhnt bin. Ich habe mich nie darum gekümmert, was Andere
thun und lassen, und weiß nicht, was Andere thun und lassen. Ich
habe mich nie darum gekümmert, was Andere sagen und denken, und
weiß nicht, was Andere sagen und denken. Ich habe mich nie darum
gekümmert, was Andere von mir sagen und denken, und weiß nicht,
was Andere von mir sagen und denken. Ich habe mich nie darum
gekümmert, was Andere mir sagen und denken, und weiß nicht, was
Andere mir sagen und denken. Ich habe mich nie darum gekümmert,
was Andere mir sagen und denken, und weiß nicht, was Andere mir
sagen und denken. Ich habe mich nie darum gekümmert, was Andere
mir sagen und denken, und weiß nicht, was Andere mir sagen und
denken.

Drei Kreuzer.

Erzählung, entnommen, d. h. meinen eigenen großen Werken.

In dem Jahre Neunzehn Hundert Neun und Neunzig, Mai-
land, Lombardei, Italien, Europa, Erde, Sonnensystem, Milchstraße,
Universum, Unendlichkeit, Ewigkeit, Gott, Nichts.

Mitunter ist Verstand im Kopf! In Jahr 1800 entdeckte
Herschel, daß die Sonne Wärme ausstrahlt. Ich habe es schon
lange gewußt, daß die Sonne Wärme ausstrahlt, aber ich habe es
nicht sagen wollen, weil ich es nicht sagen wollte.

Kopie gab er einem Freunde, welcher in Köln am Rheine" — so ist es wohl richtiger statt „in Köln am Rhein" — „wohnte, und dieser ließ sie in Kupfer stechen. Dieses Bildniß ist nun in Deutschland sehr bekannt geworden, und es ist auch in Frankreich und England nachgestochen worden. Es ist ein Brustbild, und Hutten schreibt auf seinem Barett: „Ich habe es getragen, bis es durchlöchert war." Dieses Bildniß ist auch in Holland nachgestochen worden, und es ist daselbst ein Gedicht darunter gesetzt, welches ich hier wegen seiner Kürze setze. Es sind Verse von den Gebrüdern Schlegel, welche sie aus dem Holländischen übersetzt haben. Sie sind nicht schlecht, aber sie sind auch nicht gut. Sie sind nicht schlecht, weil sie nicht gut sind, und sie sind nicht gut, weil sie nicht schlecht sind. Sie sind weder gut noch schlecht, sondern mittelmäßig. Ich will sie mir deshalb nicht übersetzen, sondern sie lieber in Prosa geben. Sie lauten also: „Ich habe es getragen, bis es durchlöchert war." Dieses Bildniß ist auch in Holland nachgestochen worden, und es ist daselbst ein Gedicht darunter gesetzt, welches ich hier wegen seiner Kürze setze. Es sind Verse von den Gebrüdern Schlegel, welche sie aus dem Holländischen übersetzt haben. Sie sind nicht schlecht, aber sie sind auch nicht gut. Sie sind nicht schlecht, weil sie nicht gut sind, und sie sind nicht gut, weil sie nicht schlecht sind. Sie sind weder gut noch schlecht, sondern mittelmäßig. Ich will sie mir deshalb nicht übersetzen, sondern sie lieber in Prosa geben. Sie lauten also:

Hutten war kaum volljährig geworden, als er schon Gedichte machte, welche Beifall fanden. Er war kaum achtzehn Jahre alt, als er nach Italien ging, um daselbst Medicin zu studiren. Er war kaum zwanzig Jahre alt, als er in Italien Gedichte machte, welche Beifall fanden. Er war kaum zwanzig

ihren Gemahlen und deren Eltern, Kinder, Enkeln, Enkelkindern, Brüdern, Schwestern, Neffen, Nichten, Verwandten und Blutsfreunden, auch Pflegekindern, Pflegeeltern, Vormündern, Mündeln, Curatoren, Curandinnen, Gemeinden, Gemeindevorstehern, Gemeindevorstehersgattinnen, Gemeindevorstehersvätern, Gemeindevorstehersmüttern, Gemeindevorstehersbrüdern, Gemeindevorstehersschwestern, Gemeindevorstehersneffen, Gemeindevorstehersnichten, Gemeindevorstehersverwandten, Gemeindevorstehersblutsfreunden, Gemeindevorstehersschwiegersöhnen, Gemeindevorstehersschwiegertöchtern, Gemeindevorstehersschwiegereltern, Gemeindevorstehersschwiegerkindern, Gemeindevorstehersschwiegerenkeln, Gemeindevorstehersschwiegerenkelkindern, Gemeindevorstehersschwiegerbrüdern, Gemeindevorstehersschwiegerschwestern, Gemeindevorstehersschwiegerneffen, Gemeindevorstehersschwiegernichten, Gemeindevorstehersschwiegerverwandten, Gemeindevorstehersschwieger

entdeckt hat. Möchten doch die medicinischen Annalen unserer Censurärzte geruhen, die Analyse dieses Giftes nächstens zu veröffentlichen, damit unerfahrene Menschenkinder die Symptome solcher gefährlicher Schwämme erkennen und sich zu hüten wissen. Das Verbot der beiden bremer Blätter hat in der That alle Maßstäbe übereinander geworfen und die Leser wie die Schriftsteller desorientirt. Es muß dem Staate sicherlich daran gelegen sein, seine Schriftsteller zu erziehen und ihnen Winke zu geben, über das was ihm gefährlich und was ihm nicht gefährlich scheint. Die Maßregel gegen die beiden bremer Blätter ist aber ganz geeignet, die Köpfe zu verwirren. Allenthalben fragt man sich, wo denn eigentlich des Pudels Kern saß und in welchem Versteck die Sünde lauerte. Bei der Weserzeitung sucht man die Ursache in einem Artikel, den sie zu Anfang des Jahres brachte; es sind zwar seitdem sechs Monate verstrichen, indessen ist der Gott Israels ein eifersüchtiger Gott, der das Verbrechen der Väter bis in's dritte und vierte Glied straft. Man nimmt an, die Regierung habe die bereits bezahlten Abonnements für das erste Semester im Interesse der Consumenten schonen wollen und habe das Verbot daher erst zu Anfang des zweiten Semesters eintreten lassen. Aber für die Bremerzeitung weiß man in der That keine Ursache herauszufinden und wir müssen es wiederholen, es wäre im Interesse der Regierung selbst, wenn sie ihre Motive veröffentlichte und die anstößigen Artikel bezeichnete. Jede Strafe soll ja zugleich als ein abschreckendes Beispiel dienen. Wie aber soll man dieses finden, wenn bei der Sentenz das Vergehen des Verurtheilten nicht gleichfalls veröffentlicht wird? Noch ganz andere Fragen dringen bei dieser Gelegenheit sich auf — doch die Luft ist schwül! — Sprechen wir vom Theater. Die Hansestädte, weil wir doch ein Mal dabei sind, haben uns eine dicke Gesangsheldin hergeschickt, in der Person der Madame Fehringer vom hamburger Stadttheater. Diese wohlbeleibte Künstlerin sieht aus, wie die Göttin Hammonia selbst, doch steht die Fülle ihrer Stimme in gutem Verhältnisse zu ihrer Gestalt und die trefflichen Austern und das herrliche Rauchfleisch der gesegneten Elbestadt scheinen beiden sehr wohl anzuschlagen. Ich hörte Mad. Fehringer als Agathe im Freischütz und als Julia in der Vestalin. Sie hat zwei seltene Eigenschaften, die sie auszeichnen, einen gesunden volltönigen Sopran und übersprudelndes Feuer. In der That große Qualitäten und doch keine erste Sängerin, denn ihr fehlt die Schule! Von einem gehörigen Vertheilen der Stimmmittel, von Piano und Crescendo ist keine Rede. Forte und Fortissimo — Schreien und kein Ende. Uebrigens soll Madame Fehringer, trotz ihrer reifen Figur, noch eine junge Frau von sechs siebenundzwanzig Jahren sein; da läßt sich noch viel lernen. — Ein anderer Gast, Herr Meixner vom leipziger Stadttheater, erwarb sich durch seinen natürlichen, frischen Humor ungezwungenen, einstimmigen Beifall, was an der hiesigen königlichen Bühne um so mehr sagen will, als grade die vielen trefflichen Komiker, die sie aufzuweisen hat, eine ihrer stärksten Seiten bilden und das Publicum in dieser Beziehung sehr verwöhnt ist. Heute Abend beginnt das Rettich'sche Ehepaar

Digitized by Google

aus Wien ſein Gaſtſpiel. Man ſieht namentlich Mad. Rettich mit groſſer Spannung entgegen.

Das kirchliche Drama, das hier unter dem Namen Synode ſeit einigen Wochen ſpielt, findet im Publicum eine wunderbare Gleichgiltigkeit und begegnete man nicht hier und dort einem der ehrwürdigen Herren, auf fleiſchlichem Wege bei Schott, Milenz oder Tietz, wo ſie, durch ein copiöſes Mittagsmahl von ihren Seelſorgen ſich erholen, die Laien würden kaum von ihrer Exiſtenz in der Hauptſtadt wiſſen. Eine der intereſſanteſten Perſonen der Synode iſt der greiſe und vielverdiente General Hiller, der bereits unter Friedrich dem Großen in den Soldatenſtand getreten iſt und jetzt als ein achtzigjähriger, friſcher und lebensluſtiger Greis, als Laienabgeordneter von Schleſien, in der Synode ſitzt, um das freiſinnige Element ſeiner Provinz in dem geiſtlichen Congreſſe mit gewohnter Tapferkeit zu vertreten. Es iſt in der That eine Luſt, die noch faſt jugendliche Rührigkeit des alten Herrn zu beobachten. Einer meiner Bekannten, der ihn unlängſt in die Vorſtellung des „ſchleſiſchen Feldlagers" begleitete, erzählte mir, der alte Herr ſei vor Aufregung außer ſich geweſen, als er den bekannten zweiten Act mit ſeinen im Style Friedrichs II. coſtümirten Soldatengruppen geſehen habe. Er mußte ſich die Thränen aus den Augen wiſchen: Dieſe Uniform habe ich ſelbſt noch getragen, flüſterte er ſeinem Nachbar zu.

Die hieſige Akademie der Wiſſenſchaften hielt Mittwoch am 1. Juli eine intereſſante Sitzung. Die Sitzungen der Akademie finden zwar regelmäßig nur an Donnerſtagen ſtatt, aber da auf dieſen Tage das leibnitz'ſche Jubiläum fiel, ſo verlegte man ihm zu Ehren, die Feierlichkeit um einen Tag zurück. Zwei Reden zeichneten ſich namentlich aus, die eine von Böckh, der ſolche Gelegenheit ſelten vorüber gehen läßt, ohne für die Freiheit der Wiſſenſchaft ein warmes Wort zu ſprechen und nöthigenfalls — wie dieſes Mal — eine Lanze zu brechen, und eine zweite Rede von Perz über die Religionsanſichten Leibnitzens. Letztere erſchien bereits nach zwei Tagen in der verdienſtvollen hier erſcheinenden „Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft." Schelling und der Miniſter Eichhorn wohnten jener Sitzung bei.

In den Hofkreiſen iſt der Ausflug des Königs, der in Begleitung des Königs von Sachſen „um zu botaniſiren" nach Rügen reiſte, das Tagesgeſpräch. Die eigentliche Blume, die den Mittelpunkt dieſer botaniſchen Reiſen bildet, ſoll die reizende Prinzeſſin Louiſe ſein, die in Rügen mit dem Kronprinzen von Schweden verſprochen worden ſein ſoll. Die junge Prinzeſſin iſt eine Tochter des Prinzen Carl. Sie befindet ſich mit ihrer Mutter in Rügen, wo auch vor einigen Tagen die Königin von Schweden angelangt iſt. Was dieſer Angelegenheit in den Augen der Adelsariſtokratie eine beſondere Wichtigkeit gibt, iſt der Umſtand, daß ein Enkel Bernadotte's, des gekrönten Advocatenſohnes aus Pau, Mitglied der königlichen Familie werden ſoll. Die uckermärkiſchen Legitimiſten, plus royalistes que le roi, ſehen darin etwas Wunderbares. Aber der Sohn des edlen Oskar von Schweden iſt ſo legitim, wie nur irgend ein Abkömmling des droit divin.

Herr Schönemann, der Eigenthümer der Weſerzeitung, iſt heute hier angelangt, um Schritte zur Wiederaufnahme der Weſerzeitung zu thun. Beim Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten wußte man am erſten Tage gar nicht, daß das Blatt mit Interdict belegt iſt. Verboten ſind, wie man nachträglich hört, die beiden bremer Blätter nicht, ſondern nur der Poſtdebit iſt ihnen unterſagt, was bei einem politiſchen Blatte allerdings die Lebensfrage iſt, zumal für die Weſerzeitung, die 2000 Exemplare nach Preußen ſandte. Aber auch in Bezug auf das Poſtdebit hört man widerſprechende Nachrichten, denn rheiniſche Blätter meldeten, daß ſie nach wie vor ihre Exemplare beziehen. Es ſind der Räthſel gar viele in dieſer Angelegenheit! 0—0

2.

Bülow-Cummerow über das Bankweſen.

Die Fluth der Schriften zur preußiſchen Bankfrage ſchwillt immer mehr an. So eben iſt wieder von Hrn. Bülow-Cummerow eine neue Brochüre erſchienen: „Das Bankweſen in Preußen mit Bezug auf die Cabinetsordre vom 11. April 1846.“ Der Verfaſſer gibt darin die Geſchichte ſeiner bei der preußiſchen Regierung ſeit Ende des Jahres 1844 geſtellten Anträge und legt anhangsweiſe die von ihm eingereichten Denkſchriften zum erſten Male dem Publicum vollſtändig vor. Dieſe Schrift iſt in dem Bankſtreit ein gar merkwürdiges Actenſtück. Es iſt dem Herrn v. B.-C. nicht zu verdenken, daß er ſeine eigenen nunmehr geſcheiterten Pläne noch vor dem Publicum auf's Beſte herauszuſtreichen ſucht, aber entweder er fehlt und weiß, in was für Widerſprüche er ſich dabei verwickelt, wie viel er vertuſcht und bei Seite ſchiebt, auf wie viel falſche Vorausſetzungen er ſeine Behauptungen baut, oder er fühlt und weiß das Alles nicht; im letzteren Falle wollen wir dem alten Manne, der Zeit ſeines Lebens Projecte gemacht und ſich ſelbſt in dem Netze ſeiner eigenen Pläne zu ſehr verſtrickt hat, um die einzelnen Fäden noch entwirren zu können, es verzeihen, daß er uns mit Faſeleien beläſtigt, die, wenn man jene Rückſicht nicht nimmt, ärgerlich und zum Theil empörend erſcheinen müſſen; im erſteren Falle iſt es kaum zu glauben, auf welche Beſchränktheit oder welches Maß von Autoritätsglauben Herr v. B.-C. bei ſeinem Leſerkreiſe gerechnet haben muß, um es wagen zu können, denſelben ſo grob, als er es gethan hat, zu hintergehen. Jedenfalls unverzeihlich iſt aber, daß faſt Alles, was Herr von B.-C. über die Handlungen Anderer, über den Zuſammenhang der Vorgänge und über die objective Lage der Sache beibringt, unerhört entſtellt, verſchoben und verfälſcht iſt: „Ich beklage es,“ ſagt Herr von B.-C. an einer Stelle, „daß man von ſo verſchiedenen Seiten her nicht begreifen kann, wie man ohne Eigennutz ſich einer guten Sache widmen könne, noch mehr beklage ich es, daß man Diejenigen, die mit voller Ueberzeugung eine Sache vertheidigen, perſönlich anfeindet.“ Daß Herr v. B.-C. mit voller Ueberzeugung ſeine Sache für gut hält, haben wir keinen Grund ihm zu beſtreiten; ſie braucht darum noch nicht gut zu ſein. Aber wenn ſie

Digitized by Google

auch ſo gut wäre, als ſie unſerer Meinung nach nicht iſt, ſo würde dies doch immer nicht den Gebrauch ſo ſchlechter Mittel als der Verfaſſer zu ihrer Vertheidigung anwenden, entſchuldigen können.

† †.

IV.

Aus Hamburg.

Ende Juni.

Gymnaſium und Bürgerſchaft. — Der Mittelſtand. — Lind.

Mit unſerm akademiſchen Gymnaſium, auf oder an welchem alle fünf Profeſſoren zuſammen oft kaum ſechs Zuhörer haben, dürfte es allem Anſchein nach nun doch bald am Ende ſein. Der Senat hat nämlich den Muth gehabt, ich glaube ſchon zum dritten Male einen Angriff auf die Contributionsgeduld der Bürgerſchaft zu machen und bedeutende Zuſchüſſe beſonders für die Realſchule zu verlangen, aber die Bürgerſchaft, der es bei der allgemeinen Geldnoth denn doch etwas heiß um die Ohren werden mag, hat jenen Antrag zum dritten Male zurückgewieſen. Wenn man bedenkt, daß für die Volksſchulen nie das Geringſte gethan wird, daß jene neue angeſonnene Contribution nur den höheren Ständen zu Gute kommt, ſo iſt ſolche Hartnäckigkeit von Seiten des Senats doppelt auffällig und charakteriſtiſch. Das Gymnaſium, dieſes ganz und gar überflüſſige „Univerſitätchen ſpielen" wird aufhören müſſen, damit zunächſt wenigſtens dieſe 30,000—40,000 Mark jährlich beſſer verwandt werden. Nur bleibt die Frage: Wohin mit den Profeſſoren? Die Leute ſind hier einmal angeſtellt worden und da ſie im Ganzen nichts weniger als lumina mundi ſind, ſo dürfte es für die Meiſten ſehr ſchwer fallen, an einer Univerſität oder an einem anderen Gymnaſium eine ſo vortheilhafte Anſtellung wieder zu finden. Uebrigens iſt das ganze Johanneum ſeit Gurlitt von Jahr zu Jahr mehr in Verfall gekommen.

Wenn man auf den Großhändler und ſeine Verbindungen hört, ſo iſt Hamburg noch immer im alten Flor, denn der Großhändler ſagt: l'état c'est moi, und er geberdet ſich gegen den Kleinhändler und gewöhnlichen Mittelſtandsbürger in der That wie Ludwig XIV., er ſieht ihn von der Seite an, ob er bankerottirt hat oder bankerottiren will, und geht ſeine überſeiiſchen Wege weiter. Aber der zweite und dritte Stand weiß am beſten, wo Hamburg der Schuh drückt und daß die allgemeine Geldnoth nicht blos von einer momentanen Kriſis, ſondern von ganz anderen Dingen herrührt. Unſer Stadttheater brachte ſeit über drei Monaten kein einziges neues deutſches Stück, ſondern fortwährend franzöſiſche Fabrikate auf ihre längſt entweihten Bretter. Jetzt ſingt die Lind wieder ihre drei Rollen in möglichſt bunter Darſtellung bei doppelten Preiſen ab. Wann wird man auch den Schauſpielerwucher im Verhältniß zum Pauperismus beleuchten! Bei den Lind-Vorſtellungen hat das

Stadttheater eine Methode des berliner Hoftheaters nachgeäfft: „Zu dieser Vorstellung gelten die Billets, welche hinten roth sind.“

.....n.

V.

Notizen.

Schriftstellerversammlung. — Correspondenzen gegen Correspondenzen. — Die historische Kritik.

Die deutsche Schriftstellerversammlung findet nun dieses Jahr definitiv statt. Der leitende Ausschuß, die Herren Biedermann, Laube und Kühne, ladet auf den 1. October nach Weimar ein. Aus dem Umstande, daß fast alle deutschen Blätter sich beeilten, diese Einladung anzukündigen, läßt sich auf eine größere Theilnahme als im vorigen Jahre schließen. Zeit und Ort sind passend gewählt, und soviel wir aus Privatmittheilungen erfahren, steht ein zahlreicher Besuch in Aussicht.

— Die kölnische Zeitung enthält in ihrer heutigen Nummer einen Artikel aus Böhmen, der gegen unsern prager Correspondenten und seine Auffassung der ständischen Verhältnisse polemisirt. Indessen wird man unserm geehrten Mitarbeiter gewiß die Unparteilichkeit nicht absprechen, wenn man erst die Correspondenz aus Prag in Nr. 26 gelesen hat. Was die Redaction der Grenzboten betrifft, so hat sie nicht die Anmaßung, in dieser Angelegenheit ein bestimmtes Urtheil abgeben zu wollen. Ist es schon bei ständischen Verhandlungen, die öffentlich geführt werden, bisweilen schwer, inmitten der verschiedenen Parteien, ein unbefangenes Kriterium zu gewinnen, wie viel mehr erst bei Landtagen mit verschlossenen Thüren. Unsere Absicht beschränkt sich blos darauf, die ständischen Tendenzen so weit als möglich zu vermitteln und zur Discussion zu bringen. Ist der Gesichtspunkt des Berichterstatters einseitig, so wird die verletzte Partei gewiß nicht dazu schweigen und die Entgegnung anzuregen, ist gleichfalls ein Verdienst. Der vorliegende Fall zeigt dies deutlich. Der Einsender in die kölnische Zeitung gibt einen ausführlichen Umriß der Thätigkeit der letzten ständischen Verhandlungen in Prag, um dadurch den Correspondenten der Grenzboten zu widerlegen. Diese dankenswerthen Details wären jedoch vielleicht ausgeblieben, wenn unsere eigene Correspondenz sie nicht angeregt und nöthig gemacht hätte. Uebrigens werden wir in einem unserer nächsten Hefte einen ausführlichen Artikel „Zur Beurtheilung der ständischen Verhältnisse in Böhmen“ bringen.

— Die historische Kritik hat es sich herausgenommen, das letzte der zehn Gebote als unecht zu streichen, ohne daß die wachsamen Augen der irdischen Vorsehungen in Schrecken gerathen wären. Was soll nun, nachdem das letzte Gebot gestrichen und Jeder nach Herzenslust wünschen kann, aus den bestehenden Verhältnissen werden?

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Acht Reisebriefe

aus Deutschlands erstem Seehafen; geschrieben im Juni 1842.

Erster Brief.

Sechs Jahre hatte ich Hamburg nicht gesehen, eine kurze aber schwere Zeit war über die alte, freie Stadt hingegangen. Viertägiger Brand, der furchtbarste seit lange im deutschen Vaterlande, hatte 4219 Feuerstellen verwüstet, fast 20000 Menschen obdachlos gemacht, für etwa 45,000,000 Mark Eigenthum vernichtet. Wenn man den abgebrannten Stadttheil umwandert, zur Rechten die altväterlichen, unansehnlichen Häuser, die engen, unreinlichen Gassen, zur Linken aber neue, schöne, im edelsten Geschmack ausgeführte Gebäude, geräumige, reinliche Straßen; so tritt die Vergangenheit und die Gegenwart recht schroff einander gegenüber. Binnen dem kurzen Zeitraume von vier Jahren ist so außerordentlich Vieles für die würdige Herstellung des eingeäscherten Stadttheils gethan, daß unwillkürlich Alles daran erinnert, daß man in einer Stadt der Kaufleute sich befindet, wo die Zeit einen noch höhern Werth hat, als das Geld.

Allein in jeder Beziehung ist in Hamburg seit seiner Feuertaufe die Zeit benutzt.

Am 19. Mai 1842 sprach der Rath zu den Bürgern:

„Die Weisheit unserer Vorfahren hat in die Verfassung verjüngende „Keime gelegt, welche, ohne die bewährte Grundlage des Gemein„wesens zu erschüttern, neu geweckte Kräfte sich anzueignen, den Ge„schäftsgang zu beschleunigen, die Ausführung der Beschlüsse zu „sichern geeignet sind."

Gewiß, der Rath und die Bürgerschaft haben die Wahrheit dieser Ansprache bethätigt; sie haben durch das umsichtigste, einträchtigste

Handeln, vor aller Welt es bewieſen, daß ein freies Gemeinweſen, ein rechter Bürgerſinn die beſten Mittel in ſich trägt, über alle Noth und alle Anfechtung hinweg zu helfen, daß es keinen Unfall und kein Elend gibt, welches dem kräftigen Zuſammenwirken freier deutſcher Männer gewachſen wäre. Die Rath- und Bürgerdeputation, unter dem 16. Juni 1842 eingeſetzt und mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüſtet, iſt dabei die Hand der Staatsregierung geweſen. Die 19 Mitglieder, woraus ſie beſtand (5 Senatsdeputirte, 1 Oberalter, 1 Sechsziger, 2 Kämmereideputirte und 10 andere Bürger) haben ſich ein unvergängliches Verdienſt durch die Art der Erfüllung ihrer Aufträge erworben. Als Geſchäftskreis wurde ihnen angewieſen:

1) Zur Vorbereitung von Beſchlüſſen: Erörterung des Bauplans, Geldmittel, Expropriationsgeſetz; Ausarbeitung einer Bauordnung; Reviſion und Verbeſſerung der Löſchanſtalten
2) Zu definitiven Beſchlüſſen: Herbeiſchaffung der für die Bezahlung des Brandſchadens erforderlichen Geldmittel; ſofortige Bebauung gewiſſer Gaſſen; Erlaſſung näherer Beſtimmungen und etwaiger dringender Zuſätze in Betreff der bau- und feuerpolizeilichen Verfügungen, der für die Unterſtützungsbehörde anzuwendenden Principien; eine Anleihe zum Belauf von höchſtens 32 Millionen M. B.; Anweiſung der Zinſen und Tilgung durch 1 Procent, Feuercaſſenzulagen von der jetzigen Verſicherungsſumme; Deckung der zu erlaſſenden Grundſteuer durch eine allgemeine Brandſteuer, indem Eingangs- und Ausgangszölle von Courant auf Banco zu erhöhen ſind; Erhöhung der Acciſe auf Butter u. ſ. w.; Ueberweiſung der bisher für Entfeſtigung und Wegbau angewieſenen Mittel mit Ausſchluß von 40,000 Mark.

Welch' eine Reihe für Hamburgs Staats- und Volksleben unendlich wichtiger Geſetze, Anordnungen, Einrichtungen, ſind, — als unmittelbare und mittelbare Folge der im Unglück neu geſtählten geiſtigen Regſamkeit ſeiner Bewohner — ſeit dem Brande vollendet oder in Arbeit genommen. Die 4 Jahre des durch das Feuer verjüngten Hamburgs beſchämen in der That die 40 vorhergegangenen unſeres Jahrhunderts.

Die Beſtimmungen über das hamburger Bürgerrecht haben weſentliche Verbeſſerungen erfahren; eine Reform der Wahlart zum erſten bürgerlichen Collegium ſcheint durchgreifenderes Fortſchreiten in zeitgemäßen Verfaſſungsänderungen vorzubereiten; die Anträge des

Digitized by Google

Recht an der Hauptsache, für und wider welchen Verhandlungen Beweis, der Beweisführer und Gegner, der Beweis und Gegenbeweis, der Satz, Grund und die verschiedene Arten des Beweises, der Beweis durch Urkunden, durch Zeugen, durch Sachverständige, durch Augenschein, durch Gegenbeweis, durch Vermuthungen, durch Eidesdelation, Beweisinterlocut, Beweisurtheil, Beweisverfahren, Beweisaufnahme, Beweiseinrede, Beweisantritt, Beweisfrist, Beweisprotocoll, Beweisdecret, Beweisgebühren, Beweisgegenstand, Beweisthema, Beweisfrage, Beweisartikel, Beweisinterrogatorium

Alters her gewohnt, in ihren Straßen zur Frühjahrs- und Herbstzeit durch dicke Kothschichte, zur Zeit des Winters über Schnee- oder Eisrutschbahnen, während der Sommerhitze in Staubwolken zu wandern, die europäischen Großstädter sind ferner gewohnt, in ihren Rinnsteinen ein Ablager aller Küchenabfälle, in ihren Höfen die sonstigen Haushaltsüberbleibsel zu erblicken. Sie empfangen regelmäßig durch Auge und Nase die Eindrücke einer gemächlichen, gewöhnlich das Tageslicht nicht scheuenden Fortbewegung dieser Abfälle; deren Gährung gleichzeitig wesentlich dazu beiträgt, die Besorgniß einer Uebervölkerung zu mindern. Die Aborte der Großstädter sind regelmäßig Gegenstände einer der Gesundheit höchst nachtheiligen Abneigung für die Benutzenden, des Schreckens für die Dienstleute; der Freude nur für — Nachtkönige und Düngerfabrikanten.

Nur in wenigen Städten bis jetzt hat man zu verbergen gesucht, was Gesicht und Geruch auf das Empfindlichste verletzt, was die ursprüngliche Quelle vielen Siechthums und mannichfacher Unfälle ist. Das für Hamburg entworfene und, ungeachtet der verschiedenartigsten Anfeindungen, durch die unwiderstehliche Gewalt des gesunden Sinns und praktischen Blicks der großen Mehrzahl der Bürger und die Festigkeit der Behörden in's Leben getretene umfassende System unterirdischer Siele hat den Zweck, durch vollständige Abführung aller Flüssigkeiten und sonstigen Abfälle, die Beseitigung der obigen Nachtheile zu bewirken. Also

1) Die völlige Abwässerung der Häuser, Keller, Höfe der Stadt;
2) Die Trockenlegung und Reinhaltung der Oberfläche der Straßen;
3) Die Entfernung der durch Abfluß der bisherigen Siele in die Schifffahrtscanäle, entstehenden großen Unzuträglichkeiten.

Die Sielanlagen Hamburgs sind (soweit für jetzt beabsichtigt) seit etwa 2 Jahren vollendet, und wer die Absicht hat, die Wahrheit zu erforschen, so wie den guten Willen sie offen zu bekennen, der steige in die Siele Hamburgs hinab. Man wird sich überzeugen, daß sie ihren Beruf vollständig erfüllen, denn sie entwässern Untergrund und Keller, halten die Canäle für die Schifffahrt rein, haben die Schlammkisten und Hafenmoore entbehrlich gemacht, haben Ausflüsse der Aborte und Küchen in die Rinnsteine entfernt, den Straßenkoth beseitigt, die Querrinnsteine und den öffentlichen Unrathtransport überflüssig gemacht u. s. w. Die Wahrheit der Water closets in allen Stockwerken ist keine der unwichtigsten Folgen der neuen Sielanlagen gewesen. Die neuen Siele haben, nach dem eigenen Geständnisse ihrer heftigsten früheren

Digitized by Google

Gegner durch die Sturmfluth am 22. October 1845, sowie durch den im Januar und Februar 1846 stattgehabten, anhaltend hohen Ebbestand der Elbe, zwei Feuerproben bestanden, welche allein schon genügen würden, die Vortrefflichkeit ihrer Anlage darzuthun. Im Ganzen sind Siele von 41,766 Fuß oder 1,6 deutsche Meile Länge in einem Zeitraume von 18 Monaten, ohne irgend eine Beschädigung von Personen oder Eigenthum, mit einem Kostenaufwande von 411,200 Rthlr. Cour. vollendet; der Kostenanschlag des Oberingenieurs Herrn Lindley ist nur um 3418 Rthlr. überschritten, was wohl in Hamburg wie allenthalben zu den Merkwürdigkeiten gehört. Obgleich der Bau der Siele an verschiedenen Orten der nicht abgebrannten Stadttheile (wegen ihrer Anlage 30 bis 40 Fuß unter der Erdoberfläche und durch enge, nur 18 bis 26 Fuß breite Straßen, welche auf Sandgrund mit 5 bis 6 Stock hohen Häusern besetzt sind) Schwierigkeiten darbot, welche nicht häufig vorzukommen pflegen, und ungeachtet ihre Erbauung zu verschiedenen Jahreszeiten auf ganz verschiedenartigem Untergrunde und unter den ungünstigsten Verhältnissen stattgefunden hat; — ist doch die Festigkeit der Construction, ihre in allen Details sich zeigende Zweckmäßigkeit und die Schönheit der Ausführung bewunderungswerth.

Wer ferner gleich mir sich in die Siele begibt, wird, selbst unmittelbar vor dem täglichen Durchspühlen, weder ungewöhnliche Unrathanhäufung, noch verpestete Luft darin entdecken. Im Gegentheil fand ich die Luft sehr wenig verdorben, den Boden der Siele sehr wenig mit festen Theilen belegt, das Unrathwasser sehr wenig gefärbt. Nicht einmal die düsteren Dückerprophezeihungen der Gegner des ausgeführten Sielbau's haben sich bewährt, denn beide Dücker (ab- und aufsteigende Siele zur Durchführung unter dem Alsterflusse) erfüllen ihren Zweck vollständig. Die innere Weite der 6 Klassen Siele ist

I.	Höhe	6	Fuß	—	Zoll	größte	Breite	5	Fuß	— Zoll
II.	„	5	„	6	„	„	„	4	„	9 „
III.	„	5	„	3	„	„	„	3	„	9 „
IV.	„	5	„	—	„	„	„	3	„	3 „
V.	„	4	„	6	„	„	„	2	„	9½ „
VI.	„	2	„	8	„	„	„	2	„	— „

Sie sind mit halbkreisförmiger Sohle und Decke, aus gebrannten Steinen und Cement erbaut.

Der Unterhalt und die Reinhaltung der 1,6 Meile langen neuen Siele haben im Jahre 1844—45 ein Personal von 4 Mann mit

Digitized by Google

einem Kostenaufwande von 1120 Rthlr. erfordert. Unter den alten Sielen sind mehrere, welche einzeln 150 bis 200 Rthlr. jährliche Ausgabe nöthig machen.

Die Lage Hamburgs zwischen den Flüssen Alster und Elbe und der Umstand, daß das Niveau der ersteren 13 Fuß höher als der 0 Punkt der letzteren liegt, ist zwar von unbezahlbaren Vortheilen für viele Einrichtungen. Allein die Terrainverhältnisse Hamburgs bieten dennoch manche eigenthümliche Schwierigkeiten dar. Seine theilweise Lage auf der Geest, theilweise auf eingedeichter, theilweise sogar auf überschwemmbarer Marsch, welche überdies in verschiedenen Richtungen von Schifffahrtscanälen durchzogen wird; ferner die bedeutenden, innerhalb 20 Fuß sich bewegenden Schwankungen der Wasserstände der Elbe, sodann die große Zahl von Kellerwohnungen u. s. w.; — machen an sich schon für die Entwässerungsanlagen Hamburgs manche Vorkehrungen nothwendig, welche für ungewöhnlich gehalten werden, obgleich ihre localen Ursachen zum Alltäglichen gehören.

Dritter Brief.

Die besondere Sorgfalt, welche man dem allgemeinen Wohlbefinden widmet, gehört zu den lobenswerthesten Fortschritten der Gegenwart und wie ganz natürlich macht man mit den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen den Anfang. Dazu gehört unbestritten in mehr als einer Beziehung das Wasser und die Versorgung der Städte mit gutem Wasser ist es daher, welche augenblicklich an vielen Orten Gegenstand der Verhandlungen ist.

Hamburg hat auch diese Wohlthat als Staatsanstalt seinen Bewohnern verschafft. Wien, Roveredo, Venedig, Frankfurt, London, Liverpool, Manchester, Edinburg, Glasgow, Greenock; Paris, Marseille, Grenoble, Dijon, Rheims, Bordeaux, Beriers, Lyon; Rom, Caserta, Lissabon; Rio Janeiro, Newyork, Philadelphia, Cincinnati, Boston, Albany N.-Y., Troy N.-Y., Providence R. J., Richmond Va, Pittsburg u. s. w. besitzen ähnliche Anlagen. In Berlin, St. Petersburg und an manchen andern Orten experimentirt man seit einigen Jahren, anscheinend ohne weiter zu kommen.

Hamburg hatte schon früher als Privatunternehmen: 3 Wasserkünste an der Alster, deren älteste länger als 300 Jahre bestand; ferner eine im Anfange dieses Jahrhunderts angelegte Elbwasserkunst und eine vor etwa 12 Jahren errichtete Wasserversorgungsanstalt an der Alster. Die ersteren drei sind nach dem Brande nicht wieder aufge-

Digitized by Google

baut, ſondern zu einem Werthe von etwa 200,000 Rthlr. Cour. an den Staat abgetreten gegen die Verpflichtung unentgeldlicher Verſorgung der Intereſſenten auf ewige Zeiten mit Waſſer; die Anſtalt an der Elbe iſt unverändert geblieben; die neue Alſterwaſſerkunſt dagegen ſeit 3 Jahren an die Elbe auf den Grasbrook verlegt.

Rath und Bürgerſchaft von Hamburg haben in Erwägung gezogen, daß ein möglichſt umfaſſendes Syſtem der Waſſerverſorgung für die Stadt die weſentlichſten directen und indirecten Vortheile gewähren werde. Als directe Vortheile ſind zu bezeichnen: die unmittelbare und wohlfeile Erlangung guten weichen Waſſers, bis unter das Dach in allen Theilen eines jeden Hauſes, in hinreichender Menge für alle häuslichen Zwecke; die Beſchaffung einer hinreichenden Menge ſtets verfügbarer Waſſerſtrahlen von genügender Kraft für Feuerlöſchung, Straßenreinigung und Sprengung, Sielſpülung, öffentliche Bäder u. ſ. w.; die Möglichkeit der Einrichtung von Frei- und Springbrunnen, um den ärmſten Theil der Bevölkerung in den Stand zu ſetzen, ſich aus denſelben unentgeldlich mit Waſſer zu verſorgen und auch zur Verſchönerung der Stadt.

Erwägt man ferner die unſchätzbaren Segnungen, welche der Geſundheit und Moralität einer dicht gedrängten Bevölkerung aus reichlicher Waſſerverſorgung nothwendig erwachſen müſſen; ſo werden auch die indirecten Vortheile ſich klar zu Tage ſtellen. Es iſt z. B. ein bekanntes Reſultat der Unterſuchung ſocialer Zuſtände, daß es nicht allein höchſt ſchwierig, ſondern auch außerordentlich koſtſpielig iſt, eine ungeſunde und demoraliſirte Bevölkerung zu leiten. Daraus aber dürfte ſich ergeben, daß es ſowohl aus Gründen der Selbſterhaltung als der Erſparung, für den Staat ungleich beſſer iſt, die Mittel zur Reinlichkeit und Behaglichkeit unentgeldlich darzubieten, als die armen Volksklaſſen Mangel daran leiden zu laſſen.

Die Rath- und Bürgerdeputation erſuchte den Oberingenieur Herrn W. Lindley um ein Gutachten über die beſte Art einer für die Stadt Hamburg anzulegenden öffentlichen Waſſerkunſt und dieſer hat in einem vorläufigen Berichte vom 9. Auguſt 1843 und in einem gemeinſchaftlich mit Herrn Mylne (Oberingenieur der New-River Waſſerwerke in London) unter dem 6. Februar 1844 erſtatteten Berichte, alle dabei in Betracht kommende Verhältniſſe ausführlich und gründlich dargelegt. Am 26. Juni 1844 brachte der Rath ſeine darauf gebauten Vorſchläge in die Bürgerſchaft und dort fanden ſolche die bereitwilligſte Aufnahme. Die zu einer allen Bedürfniſſen genü-

Digitized by Google

genden Wasserversorgung Hamburgs erforderlichen Einrichtungen sind seitdem schon zum Theil vollendet, oder in der Ausführung soweit vorgerückt, daß ihre Beendigung mit Ablauf des Jahres 1847 zu gewärtigen ist.

An den Vorschlägen der Herrn Lindley und Mylne ist im Wesentlichen durchaus nichts geändert, indem die Baudeputation dieselben als in jeder Hinsicht zweckmäßig anerkannte. Nur in Beziehung auf den Ort zur Anlage der Ablagerungsbassins ist, auf Antrag der Baudeputation, einem Stücke Landes oberhalb der Stadt unmittelbar am Elbstrome der Vorzug gegeben. Dort sind drei Wasserbehälter von zusammen etwa 600,000 Quadratfuß Flächengehalt angelegt, welche, mittelst einer durch den Deich geführten Leitung, bei Hochwasser der Elbe, aus diesem Strome gefüllt werden. In diesen Behältern setzt das Wasser seine erdigen Bestandtheile ab und gelangt dann durch Gitter und Siebe in die Pumpen. Zwei Dampfmaschinen von je 40 Pferdekraft, werden das Wasser in das Druckrohr eines Wasserthurms bis zu 200 Fuß Höhe über den 0 Punkt oder ordin. niedrig Wasser der Elbe treiben; auf welcher Höhe es in das abwärts führende Rohr tritt, durch dieses in die Hauptleitung gelangt und so in die Stadt fließt. Aber auch auf 100 Fuß Höhe schon besitzt dieses Druckrohr eine Verbindung mit der hinabführenden Röhre, zur Versorgung der niedriger belegenen Stadttheile. Die untere 100 Fuß dieser beiden Röhre haben 30 Zoll, die obere 100 Fuß 20 Zoll Durchmesser. Die gußeisernen Röhren, durch welche die gesammte Wassermenge bis zur Stadt geführt wird, haben 20 Zoll innere Weite, 1 Zoll Wandstärke, und bestehen aus Stücken von 9 Fuß Länge. Sie speisen die Haupt- und Zweigleitungen des gesammten Röhrensystems der Stadt. Das in Hamburg angenommene System getrennter Haupt- und Zweigleitungen ist in seinen Erfolgen so sehr wichtig und so abweichend von allen ältern Einrichtungen für Wasserversorgung, daß ich darüber aus eigener Anschauung noch einige Worte hinzufügen will. Der Unterschied zwischen diesen beiden Gattungen von Röhren besteht darin, daß die „Hauptleitungen" ein ganzes Netzwerk bilden und unter allen Straßen fortwährend mit Wasser unter hohem Druck angefüllt sind, während die „Zweigleitungen" einzeln auf jede 260 Fuß circa, von den „Hauptleitungen" abzweigen, durch ein Schoß davon trennbar sind und nur periodisch, d. h. 2 bis 3 Stunden täglich durch Aufziehung des Schosses angefüllt werden,

Digitized by Google

damit die Häuſer ihren Waſſerbedarf erhalten, deren „Privatröhren“ von der jedesmaligen „Zweigleitung“ ausgehen.

Es liegen auf dieſe Weiſe in allen Straßen zwei Reihen gußeiſerner Hauptröhren von reſp. 6 bis 18 Zoll und Zweigleitungen von 4 Zoll innerm Durchmeſſer und von je 9 Fuß Länge, ohne die Muffen, parallel nebeneinander. Sie ſind aus beſtem, kalt geblaſenen Eiſen in aufrechter Richtung gegoſſen, müſſen den Druck einer Waſſerſäule von 600 Fuß Höhe aushalten können und werden mindeſtens 5 Fuß unter die Oberfläche der Straße gelegt. In den Hauptleitungen ſind alle Oeffnungen für Privatröhren (aus Blei von 1 Zoll Weite) vermieden und ſtatt ſolcher zahlreichen Ausläſſe, welche aller Controle des Staates gänzlich entzogen ſein würden, wird jede „Zweigleitung“ nahe bei der Stelle, wo ſie von der „Hauptleitung“ abzweigt, durch ein einfaches Schoß abgeſperrt. Auf dieſe Weiſe wird verhindert, daß viel Waſſer unnöthigerweiſe verloren gehe, denn die Beaufſichtigung der einzelnen Schoſſe, wodurch die „Zweigleitungen“ controlirt werden, iſt verantwortlichen Angeſtellten anzuvertrauen, während die zahlreichen „Privatausmündungen“ größtentheils den Händen der Conſumenten überlaſſen ſind und ohne diejenige Oberaufſicht bleiben müßten, welche zur gehörigen Wirkung jedes Syſtems ſo weſentlich erforderlich iſt. Es iſt erſichtlich, daß in Folge dieſer neueren Einrichtungen, die Macht den Verbrauch des Waſſers zu leiten, gänzlich in die Hände des Ingenieurs gegeben iſt. Unter gewöhnlichen Umſtänden würde er den ſparſamſten Weg einſchlagen, und die niedrigſten Stadttheile zuerſt verſorgen. Sollten die Umſtände es aber erheiſchen, ſo kann er auch die höchſten Stadttheile zuerſt verſorgen, oder er kann alle „Zweigleitungen“ verſchloſſen laſſen und die ganze Kraft der Waſſerkunſt concentrirend, dieſelbe in irgend einer Straße der Stadt verwenden, wo die öffentliche Sicherheit deſſen bedürfen ſollte.

Die Verſorgung der etwa 400 Intereſſenten der vormaligen drei Alſterwaſſerkünſte mußte vertragsgemäß zunächſt ſicher geſtellt werden und dieſes iſt durch die Anlage eines Waſſerbehälters, auf der (wegen ihrer reizenden Lage weit und breit bekannten) Elbhöhe geſchehen; deſſen Niveau etwa 100 Fuß über ordinär niedrig Waſſer der Elbe liegt. Damit jetzt ſchon in Verbindung gebracht iſt die Einrichtung von öffentlichen Brunnen und Nothpfoſten in dem betreffenden Theile der Stadt.

Hauptnothpfoſten werden auf allen Hauptleitungen mittelſt Röhren errichtet, welche in angemeſſener Biegung davon nach den

Kantsteinen der Trottoirs zu auslaufen und dort dicht unter der Straßenoberfläche in einem eisernen Kasten ausmünden. Zweig nothpfosten dagegen werden an den Zweigleitungen in solchen Entfernungen angebracht, daß durch beide Arten der Nothpfosten in allen Straßen das zum Feuerlöschen, Spülen, Reinigen u. s. w. erforderliche Wasser in hinreichender Menge stets vorhanden ist und auf je 130 Fuß Entfernung aus Oeffnungen von 3 Zoll Weite, bis auf fast 100 Fuß Höhe über dem Straßenpflaster, mittelst angeschrobener Lederschläuche mit Metallmundstücken von 1 bis 2 Zoll Weite getrieben werden kann.

Solcher Nothpfosten wird die ganze Stadt innerhalb der Wälle 1355 enthalten. Auch im Innern von öffentlichen und Privatgebäuden werden dergleichen angebracht, obgleich auch schon die in denselben befindlichen Privatröhren ähnliche Dienste zu leisten im Stande sind, namentlich wenn die sehr wünschenswerthe Einrichtung großer in den obern Etagen jeden Hauses angelegter Wasserbehälter allgemeiner geworden ist.

Gleichfalls werden „Spülschosse" mit, von den „Hauptleitungen" in die Siele gehenden Ausmündungen, anzubringen beabsichtigt. Dieselben haben sich als zweckmäßig zum Wegspülen der, in den Senkungen der „Hauptleitungen" etwa im Laufe der Zeit, sich ablagernden Stoffe bewährt. Außerdem kommen „Luftentweichungsventile" an allen den hoch liegenden Theilen der „Hauptleitungen", wo sonst die Luft, zur Beeinträchtigung des Wasserlaufs durch die Leitungen, sich anhäufen könnte.

Die gesammten Anlagekosten dieser etwa 190,000 Fuß oder 7 deutsche Meilen langen Röhrenleitungen, sind für die Stadt innerhalb der Wälle zu 671,000 Rthlr. Cour.; die jährlichen Durchschnittsausgaben für Unterhaltung und Betrieb zu 21,012 Rthlr. berechnet. Dabei ist der Bedarf für jedes Haus auf täglich 60 Eimer (3 Orhoft oder 30 Kubikfuß) angeschlagen. Da nun hiernach 9700 Häuser mit 291,000 Kubikfuß Wasser täglich, oder 106,215,000 Kubikfuß jährlich, zu versorgen sein werden; so stellen die durchschnittlichen Selbstkosten für jeden Kubikfuß oder 2 Eimer Wasser sich auf $\frac{1}{14}$ Silberpfenning, und, falls man die Zinsen des Anlagecapitals zu 4 % mit in Rechnung bringt, auf etwa $\frac{1}{8}$ Silberpfenning: für jedes Haus also jährlich auf 5 Rthlr. Cour., und für jeden Kopf der Bevölkerung auf 11 bis 12 Sgr. jährlich. Wahrlich eine höchst geringe Ausgabe für so viele Vortheile!

Digitized by Google

Vierter Brief.

Hamburg gehört zu den wenigen glücklichen Hafenplätzen, deren örtliche Lage nicht nur überhaupt eine nützliche räumliche Ausdehnung gestattet; sondern die auch von der Natur so sehr begünstigt sind, daß gerade fast alle für den Schifffahrtsverkehr eigentlich am vortheilhaftesten belegenen Räume noch unbebaut sind.

Hamburg besitzt daher neben seinen alten berühmten Anstalten für den Handel, den seltenen Vorzug ganz neuer Handelsplätze, den Vortheil nämlich für die im Verlaufe der Zeiten nöthig gewordenen Verbesserungen der Verkehrseinrichtungen, örtliche Hindernisse durchaus nicht zu finden.

Schon vor dem Brande hatten einzelne Stimmen auf die Nothwendigkeit hingewiesen, manchen Anstalten für Schifffahrt und Handel eine den jetzigen Bedürfnissen und Anforderungen entsprechende Gestaltung zu geben. Obgleich die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen damals noch nicht als allgemeines Gefühl unter den Behörden und der Bürgerschaft verbreitet gewesen zu sein scheint, geschahen doch einzelne wesentliche Verbesserungen. Dahin sind namentlich der Dampfschiffkai, der Hafen für die Küstenfahrer und die Hamburg-Bergedorfer-Eisenbahn zu rechnen.

Die durch den Brand hervorgerufene allgemeine geistige Erhebung und Aufregung, ließ auch den Zustand der Handels- und Schifffahrtsanstalten Hamburgs in einem klarern und richtigern Lichte erscheinen. Der richtigen Einsicht folgte die rasche kräftige That auf dem Fuße und nur dem allgemeinen Erkennen dessen was nöthig sei, so wie dem einmüthigen Handeln nach derselben Richtung, ist es zuzuschreiben, daß in den letzten vier Jahren auch für die Verkehrseinrichtungen Hamburgs so sehr viel geschehen konnte. —

Eine der ersten Maßregeln in dieser Beziehung, war der unter dem 1. September 1842 zum Bürgerbeschluß erhobene Antrag des Rathes:

> den, (im Auftrage der betreffenden Behörde) vom Herrn Oberingenieur Lindley entworfenen Plan der Entwässerung und zweckmäßigen Benutzung des Hammerbrook auszuführen.

Im Verfolge der deshalb begonnenen Arbeiten, erhielt ferner am 6. Juni 1844 der Antrag zum

> Bau einer Kastenschleuse, welche das innere Hammerbrook mit dem Oberhafen (etwa auf der Mitte seiner jetzigen Länge) in

Digitized by Google

Verbindung ſetzen ſollte; ferner zur Einrichtung der daneben erforderlichen Canäle, Wege, Liege- und Landungsplätze,

die Genehmigung der Bürgerſchaft.

Endlich ertheilte am 18. Juni 1846 die Bürgerſchaft ihre Einwilligung

zur Erweiterung des Eiſenbahnhofs, Anlage eines Schifffahrtscanals an deſſen Seite und Verbindung dieſes Canals mit dem obern Ende des Hafens für oberländiſche Fahrzeuge, durch eine zweite Kaſtenſchleuſe.

Der Hammerbrook (auf welchen alle dieſe Maßregeln ſich beziehen) iſt eine, im Oſten Hamburgs, zwiſchen der Vorſtadt St. Georg und der Elbe belegene, unmittelbar am Stadtthore beginnende Marſch, die einen Geſammtflächenraum von 58,800,000 Quadratfuß, oder 500 hamburger Morgen = 1890 preuß. Morgen umfaßt. Dieſer Hammerbrook iſt zum Theil 4 Fuß, an den tiefſten Stellen aber nur 2 Fuß über dem 0 Punkte der Elbe erhaben, und durch 16 bis 18 Fuß hohe Deiche gegen die Fluthen des Elbſtromes geſchützt, gegen den Billefluß durch den Hammerdeich geſichert, der ſich vom grünen Deich und Bullerdeich bis nahe zum letzten Heller erſtreckt und hier an die Geeſt oder hochliegenden Ländereien ſchließt. Er ward bis jetzt ausſchließlich als Weideland benutzt, indem beinahe in jedem Frühjahre, durch die hohen Ebben der Elbe am Abfluß durch die Schleuſe gehindert, das ſich in dieſer Fläche ſammelnde Regenwaſſer, vereinigt mit den Zuflüſſen vom angrenzenden Geeſtlande, einen großen Theil des Hammerbrooks überſchwemmte, bis endlich der Spiegel der Elbe ſich ſoweit ſenkte, daß auch das Waſſer vom Innern des Hammerbrooks abfließen konnte.

Der Hammerbrook beſteht aus, einerſeits dem Theile innerhalb der Acciſelinie, zur Vorſtadt St. Georg gehörig, dem ſogenannten innern Hammerbrook, andererſeits dem außerhalb der Acciſelinie von da bis zum letzten Heller, dem äußern Hammerbrook. Jeder dieſer beiden, durch die Acciſelinie gänzlich von einander getrennten Theile bedarf einer beſondern, ſeiner Lage und den allgemeinen Bedürfniſſen angemeſſenen Behandlungsart.

Der äußere Hammerbrook, durch die beinahe regelmäßig in jedem Frühjahre wiederkehrenden Ueberſchwemmungen bisher nur zu Weideland benutzbar, muß zu allen Zeiten ſo trocken gelegt werden, daß er für jegliche Zwecke der Agricultur, zum Acker- ſowohl als zum

Digitized by Google

Gemüsebau verwandt werden kann, während bis jetzt in den meisten Jahren das auf demselben gewachsene Gras kaum verwendbar war.

Der innere Hammerbrook, einen Theil der Vorstadt St. Georg bildend, durch den Oberhafen begrenzt und den Bahnhof der Hamburg-Berliner Eisenbahn, der größten Bahn Norddeutschlands, in sich enthaltend, ist vermöge dieser vortheilhaften Lage und vermittelst leichter Schiffbarmachung desselben, zunächst für Fabrikanlagen, für Gewerbe, zu deren Betreibung die Stadt nicht den nöthigen Raum bietet, für größere Magazine, Lagerplätze für Waaren und Gegenstände, die bei geringem Werthe bedeutenden Raumes bedürfen, für die Verlegung der Zimmerplätze vom Vorgesch und für manche andere Anlagen, welche in der Nähe einer volkreichen Stadt erforderlich und innerhalb derselben aus manchen Gründen nicht einzurichten sind, am besten geeignet.

Der innere Hammerbrook ist eine von den obengedachten Grundflächen unbezahlbaren Werthes für Hamburg: ein Grundstück für dessen Besitz an seiner Seite, Altona und manche andere Hafenstadt bereitwillig Millionen opfern würde. Allein die Hamburger erkennen auch dessen nothwendige Zukunft vollständig. Schon ist durch die zweckmäßigsten Anstalten die Trockenlegung bewirkt und die regelmäßige Abwässerung gesichert. Schiffbare Canäle, Straßen, Wege sind und werden angelegt und sehr bald wird dort sich wiederholen was man andern Orten schon mehrfach erfuhr:

die Entstehung eines neuen Stadtviertels um den Eisenbahnhof. Daß das jetzige niedere Niveau der Grundstücke des innern Hammerbrooks dabei ein Hinderniß sein könne, wird Niemand glauben der sich ein wenig in andern Städten umgesehen hat. Einige Beispiele davon in der Nähe liefert Berlin.

Die künftige Straßenhöhe im Hammerbrook soll 13 Fuß über ordinär niedrig Wasser betragen, dem Niveau mehrerer Theile der innern Stadt Hamburg entsprechend; nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß diese alten Stadttheile bei jedem höhern Wasserstande überschwemmt werden, während der Hammerbrook durch hohe und starke Deiche vollständig geschützt ist.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte).

Digitized by Google

Ein Sprung nach Helgoland.

Von Wilhelm Ernst Weber.

(Schluß.)

IV.

England hat in Helgoland einen Gouverneur in einem Commandantenhause, auch eine kleine Besatzung in einem Fort. Von beiden bekamen wir nichts zu sehen; hier denkt das Regierungsprincip wahrhaft: bene rexit, qui bene latuit! Für das, was das Inselchen sich selbst nicht geben kann, wird wohlwollend und liberal gesorgt. Außer der tausend Pfund kostenden Treppe ist ein steinerner Leuchtthurm auf dem Oberlande, Pfarr- und Schulhäuser, und noch andre nützliche Vorkehrungen englischer Stiftung. Steuern zahlt die Bevölkerung nach England nicht: ihr Gemeinwesen, ihre Polizei, verwaltet sie selbst. Ein Rathskörper von sechs Mitgliedern, davon eines den Rathsschreiber macht, lenkt eine Menschenzahl von 2300 Köpfen; seine Verordnungen sind human und väterlich, ohne, was selbst manche größere Gemeinwesen unter väterlich verstehen, spießbürgerlich oder schöppenstädtisch zu sein. Wir sehen davon eine Probe an einer Warnungsanzeige gegen das Beklettern der steinernen Felswände und der durchwaschenen Klippen der Südwestseite. Von einem: „Es wird bei Strafe verboten," oder sonst von einem dictatorischen Quos ego war keine Spur; aber in ernstem Sinne eine Appellation an den gesunden Menschenverstand mit Hinzufügung für Eltern, die allenfalls ihre Kinder an so gefährlichen Stellen frei umschweifen lassen möchten, daß sie es im Interesse ihrer eignen Vernunft finden müßten, wenn gegen unvorsichtige Wildfänge an solchen Stellen obrigkeitlich eingeschritten würde. In der That ist selbst bei ruhigem Wetter und trocknem Fußboden schon der Blick an diesen stei-

len Wänden hinab ſchwindelerregend, und bei Sturm und vom Regen durchnäßten Erdreiche kann das Herumſtreifen in deren Nähe nicht anders als halsbrechend ſein, zumal dieſes Sandgeſtein keinen feſten Anhalt gewährt, ſondern zerbröckelt.

Unſre Unterkunft fanden wir in der Hauptſtraße des Oberlandes, welche nach der Landſeite zu eine hübſche Reihe freundlich ausſehender Häuſer mit Altanen und Gärten, nach dem Meere aber über die natürliche Felsbrüſtung hin die majeſtätiſche Ausſicht des den Felſen umbrandenden Oceans in ungemeſſene Fernen hat. Wir empfehlen das Gaſthaus zum belvedere, dem Herrn Erich Franz gehörig, allen Reiſenden als ein ſolches, wo man nicht nur in jedem Sinne vortrefflich aufgehoben iſt, ſondern auch, trotzdem, daß Helgoland im Rufe hoher Preiſe ſteht, eine ſehr billige Zeche findet. Die Bewirthung iſt in dieſem Hauſe ausgezeichnet, und wir fanden uns mit unſerm durch die Seeluft und das Berganſteigen ſtets friſch genährten Appetite hier ungleich zufriedener geſtellt, als an der Tafel des Converſationshauſes. Vor dem Hauſe iſt ein ſchmuckloſer kleiner Altan, von dem man mit größtem Behagen den herrlichen Ausblick genießen kann. An den bei Tiſche in ganzer Figur mit Profuſion aufgetragenen Hummern thaten wir uns eine ſogenannte Güte, wie man es auf Reiſen hält, ohne Sorge für den andern Morgen. Incognito bildete dieſer ſolide Hummerappetit eine ebenſo ſolide Grundlage für gewiſſe, nicht zum Appetit beitragende Affectionen der menſchlichen Schwäche auf dem neuzudurchfurchenden Meere. Die Hummern aber, mit denen es grade umgekehrt gegen das ergeht, wie man es mit den Land- oder Bachkrebſen hält, daß nämlich letztere nur in denjenigen Monaten, die kein R. in ihrer Bezeichnung haben (Mai, Juni, Juli, Auguſt) als genießbar gelten, wogegen eben jene grade in dieſen Monaten nicht gefangen werden ſollen, zeigten trotz der Julitage (es waren die politiſchen und chronologiſchen zugleich) in ihrem Geſchmacke keinen Unterſchied gegen die ſonſtige Annehmlichkeit dieſes ſchweren, aber, wie für den Muthigen alles Schwere, verführeriſchen Gerichtes und ſchienen, wie geiſtliche Perſonen es zu halten pflegen (die Krebſe ſind bekanntlich eine dem Dienſte der Kirche vorzugsweiſe geweihte Zunft als Prädilection der Faſtenſpeiſen und haben ihren Heiligen), ganz wohl bei Leibe zu ſein. Uns wenigſtens mundeten ſie ungemein und dies ſchien die Stimmung der ganzen Tiſchgeſellſchaft zu ſein, unter der ſich heute vom Leder und von der Feder, vom Nährſtand, wie vom Verzehrſtand befanden. Auch bezieht ſich das Verbot des Hummer-

Digitized by Google

fangs in gedachten Monaten vorzugsweiſe nicht ſowohl auf eine zeitige Geringhaltigkeit ihres Nahrungsſtoffes, als auf polizeiliche Fürſorge ihrer ungehemmten Vermehrung, indem dieſe Monate ihre Laichzeit umfaſſen. Sie werden daher in derſelben weder nach England, noch nach Hamburg oder Bremen gebracht: da aber jeder billig Herr in ſeinem Hauſe iſt, ſo laſſen ſich die Helgolander daheim in der Aufmerkſamkeit, für ihre Gäſte während des Badelebens von Zeit zu Zeit einen Hummer aufzutiſchen, nicht ſtören. Daß während dieſer Periode auch von den ſonſtigen Schätzen des „feuchten Reiches," friſchen Auſtern, Schollen, Dorſch, Lachsforellen, Seezungen, Makrelen, die Tafel überfließt, iſt natürlich eine Annehmlichkeit der Seebäder mehr. Die verſchiedenen Arten von Taſchenkrebſen oder Krabben, deren Fleiſch und Inneres von den eigentlichen Feinſchmeckern theilweiſe ſelbſt dem Hummer vorgezogen wird, bilden dazwiſchen eine anregende Abwechslung. So vertraut man ſich übrigens das deutſche Weſen und Gemüth mit Gemüth und Weſen dieſer retrograden Thiergattung denken ſollte, ſo ſelten iſt doch eigentlich in unſrem Vaterlande die Geſchicklichkeit, mit einem Krebſe bei Tafel fertig zu werden, und viele edle, ja vortreffliche Charaktere, ſelbſt wenn ſie in der ſo nützlichen und zugleich für Gewerbe und Induſtrie ſo vortheilhaften Kunſt des Eſſens Talent entwickeln, werfen lieber den ganzen Krebsplunder ungeduldig über den Haufen und auf den Teller, als daß ſie die in allen andern Zweigen ſo blühende Nationalgabe des Grübelns auf dies Terrain, wo ſie gleichwohl ebenſo erſprießlich als einzig zum Ziele führend erſcheint, anwendeten. So ſehr kommt bei uns ohne Rebpfahl und Polizeiſcepter weder zu ſtehn noch zu gehn vermögenden Deutſchen Alles auf methodiſche, frühe Gewöhnung an. Ich würde daher vorſchlagen, in den deutſchen Schulen und Penſionsanſtalten neben der Mythologie, die beſonders in den Frauenzimmerinſtituten wegen der bekannten Intriguen, welche z. B. Jupiter in verſchiedenen gehörnten und ungehörnten Formationen mit dieſem Geſchlechte gehabt hat, ſo lehrreich als unentbehrlich iſt, desgleichen der Aſtronomie, Geognoſie, Meteorologie und ſonſtigen practiſchen Scienzen, auch beſondere Unterrichtsſtunden in der Karkinophagie, d. h. in der Kunſt, Krebſe zu eſſen, anzuſetzen, wobei das Lehrgeräth, d. h. die verſuchsweiſe und ad instruendum zu verſpeiſenden Krebſe aus den deutſchen Staatskanzleien, wo daran immer Ueberfluß, auf öffentliche Koſten geliefert werden könnten.

Wir benutzten noch den herrlichen Abend unſerer Ankunft, um

die Sonne über den Inſelfelſen hinab in's Meer ſinken zu ſehen, was mit allen den Solennitäten geſchah, unter denen hohe Perſonen ſich zu Bett zu legen privilegirt ſind, wenn ſie anders von ſolchem Privilegium Gebrauch machen wollen. An dem, diesmal die Hauptperſon darſtellenden Individuum war beſonders erfreulich und dem Zeitgeiſte entſprechend, die geringe Scheu, welche ſolches, im Gegenſatze zu ſeines Gleichen, von der Publicität zeigte: die ganze Toilette zur Nachtruhe begab ſich öffentlich, ja Ihro ſideraliſche Majeſtät, ſtiegen vor Aller Augen nackt auf's Lager und ließen ſich von den, gleich Kammerjüngferchen ſchäkernden und lichernden Wellen davon tragen. Die Decorationen des ambroſiſchen Brautbettes, desgleichen des eben ſo geräumigen als prachtvollen, auf gediegenen Säulen aus allem möglichen Edelgeſtein beruhenden Baldachins, unter welchem die Scene vorging, haben viele Dichter beſchrieben; wir entheben uns deshalb des überzähligen Werkes, dieſe Gegenſtände nachzubeſchreiben. Da aber die deutſchen Gelehrten erſt neugeboren werden müßten, wenn ſie ſich bei irgend einer Gelegenheit ihre Gelehrſamkeit aus dem Kopf ſchlagen ſollten, und ſollte es ihnen dieſen Kopf koſten; wir aber uns leider auch unſererſeits in einer alten Haut befinden und von der Wiedergeburt, ſogar der Hengſtenbergiſchen, noch überaus fern ſind, ſo bringen wir hier etwas Weniges von Gelehrſamkeit an und bemerken, wie lebendig uns bei dieſem Sonnenuntergange das Bild der alten Griechen wurde, die bekanntlich, bei denen nämlich die Sonne ein jugendlicher und männlicher Gott iſt, welcher mit einem olympiſchen Siegesviergeſpann am ſtahlblauen, donnernden Himmelsgewölbe in lauter Blitz und Glanz und Sprühfeuer dahinſauſt, dieſen Gott von ſeinem abendlichen Ziele in einem becherartigen Wunderſchiffe (dem Schooße der Amphitrite) auf dem Weltſtrome Okeanos unten um die Erde hin nach ſeinem Sonnenſee im Oſten zurückgleiten laſſen.

V.

Der folgende Tagesanbruch brachte uns einen anfangs bewölkten und regnigten Sonntag, zu deſſen Einleitung die demungeachtet im Freien vor dem Converſationshauſe ausgeführten Geſangpräſtationen der anweſenden Liedertafeln, unter denen abermals: „Was iſt des Deutſchen Vaterland", erhebend zuſammenklang, als gutes Zeichen und weihender Morgenſegen begrüßt wurden. Allmälig hellte ſich der Himmel auf und gewährte einen höchſt erquickenden Spaziergang über die Höhen der Inſel, wobei das Treiben und Leben derſelben in ſeinen

anziehenden Eigenthümlichkeiten, nach ſchärfern Umriſſen, als während der geſtrigen im Fluge gewonnenen Anſchauungen, hervortrat. Es befinden ſich auf dem ganzen Eilande zwei Kühe und ungefähr zweihundert Schafe (von der kurzwolligen, ſchwarzen Art der Haidſchnukken): geritten und gefahren kann auf ſo beſchränktem und unebenem Erdreiche nicht werden; auch die ſtolzeſte Erdenhoheit muß ſich alſo hier zu Fuße, folglich deſto demüthiger, präſentiren. Bei unſerm Rundlauf lenkten ſich natürlich auch die Schritte zur Kirche, die einen einfachen, aber edeln Eindruck macht und von der Decke her zweckmäßig ein herabhangendes Schiffsmodel zeigt. Mit den örtlichen Zeiteintheilungen unbekannt, hatten wir die eigentliche Predigt, zu unſerm Bedauern, verſäumt. Denn es kann nur ein erhebendes Gefühl ſein, auf ſo von der übrigen Menſchheit abgelegenem und ſchier vergeſſenem Punkte des Oceans einer verſammelten kleinen, aber durch Väterſitte, Lebensweiſe und Gemüthsbedürfniß, wie die Bevölkerung dieſes ſtillen, ja heiligen Punktes (iſt doch Helgoland wirklich Heiligland!), gleich den Höhen der Inſel ſelber, an den Himmel geknüpften Gemeinde, Gottes Wort würdig vortragen zu hören. Helgoland hat zwei von der engliſchen Regierung anſtändig beſoldete und comfortabel eingehauſte Prediger, einen ältern, Herr Langenheim, von welchem wir viel Gutes vernahmen und einen jüngern, welchen wir zu ſehen und zu hören bekamen, eine ſtämmige, großgegliederte, ramaſſirte Geſtalt bei rüſtigen Jahren, mit einer Stimme, gleich den Trompeten, unter denen die Mauern Jericho's einſtürzten. Der Mann ſchien ſelbe für ſeine Zwecke gut brauchen zu können. Es war grade Kinderlehre; er ſtand an einem Kirchenſtuhle des Parkets, und beim Eintritte trafen uns mit Donnerklang die Worte: „Da kommen ſie, die ſtarken Geiſter, welche ſich vermeſſen, im Leben mit ihrer eigenen Kraft auszureichen," oder wie der eifervolle Sermon weiter lautete. Wir waren allerdings, da wir uns nicht verhehlen konnten, wenn auch nicht ſtarke, doch ſolche Geiſter zu ſein, die ſich nicht gern etwas aufbinden laſſen, was bei den Paſtoren insgemein die ſtarken Geiſter ſind, ein wenig beſtürzt und fürchteten, es habe ſich durch irgend einen Colporteur, wie ſie dermalen durch die providentielle Vaterſorge deutſcher Polizeien im befreiten Deutſchland herumſchleichen, ein Signalement von uns nach Helgoland und an dieſen Exorciſten der ſtarken Geiſter verirrt. Denn da wir ſo recht nicht faſſen konnten, was wohl die Lehre von ſtarken Geiſtern mit der Kinderlehre in einer helgolander Kirche zu ſchaffen habe, und ob es denn auch wohl gut ſei, dieſe Kinder, die

doch schwerlich so wenig, als offenbar ihr Hr. Pfarrer, zu den starken Geistern in irgend einem Sinne selbst gehörten, mit solch einer gefährlichen Nation bekannt zu machen, so war unser Schluß nicht unvernünftig, es möge ganz eigentlich auf uns gemünzt und diese Gelegenheit außerordentlichermaßen ergriffen sein, um mit der lieben helgolander Jugend diesmal eine Excursion aus der Theologie in die Naturgeschichte zu machen und das Kapitel von den starken Geistern (homo sapiens ingenii fortis Petersenii, so heißt der Herr Pastor) zu künftiger Notiznahme, wenn den guten helgolander Jungen dereinst ein solches Ungeheuer auf der See begegnen sollte, und zugleich zu uns armer Leute Gemüthserschütterung abzuhandeln. Man sieht übrigens, seinem Schicksal entläuft kein Mensch und die starken Geister verfolgt ihr Fluch bis auf die Klippen im Meere. Wo bärge sich vollends einer vor dem Antlitze eines frommen Pastoren! Aber, um aus dem Spaße in den Ernst zurückzukehren, ist solcher sinnlos declamatorische Schnack, diese stete Polemik der Bornirten gegen die Gescheidten an geweihter Stätte, vor dem Angesichte Himmels und der Erden, nicht ein Pasquill auf die Religion? Freilich ist grade diese Polemik einer der Haupthebel, durch welche Gott in seiner Kirche die Vernunft auch aus dem Munde der (geistigen) Säuglinge und Unmündigen verbreitet: kann denn etwas mehr Appetit machen, daß man ein gescheidter und selbsturtheilender Mensch in religiösen Dingen wie in andern zu werden suche, als grade dieser tobsüchtige Eifer, alles Selbstdenken und alle Vernunft in den Glaubenssachen mit Stumpf und Stiel ausrotten zu wollen? In soweit also wäre es ganz gut, daß die fanatisirten Schiefköpfe sich das eigene Haus über dem Kopf anzünden, dürfte aber anderseits im Namen der Staatsweisheit und der Cultur geduldet werden, daß die berufenen Repräsentanten der Religion vor den edelsten Gottesgaben, durch die wir uns zugleich allein und ausschließlich Religion aneignen (denn alle sogenannte Religion ohne Vernunft, d. h. die nicht das schärfste Licht der Vernunftforschung aushält, ist Verruchtheit, ist Götzendienst, nicht mehr noch minder) verächtlich sprechen und sie als das von Gott Entfernende dahinstellen? Wenn der Staat nicht die Rolle eines alten Weibes bis zu einem völligen Kehraus spielen will, was hat er am ersten zu thun? Gewiß dies Eine, Alles in sich begreifende, sich alles feigen, niederträchtigen und nur ihn in's Verderben stürzenden Vernunfts- und, was Eins ist, Freiheitshasses mit einem endlichen großen

Digitized by Google

Ausgleich zu erhalten, die politischen Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben, sind so groß, daß man sie kaum zu überwinden hoffen darf. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß die Ausgleichsverhandlungen, die jetzt geführt werden, nicht nur die Ausgleichsfragen selbst, sondern auch die Frage der Wahlreform, die Frage der Sprachenverordnungen und die Frage der Obstruktion in sich schließen, so kann man sich vorstellen, daß es sehr schwer sein wird, eine Lösung zu finden, die alle diese Fragen befriedigt. Ich glaube

werksmäßige Eintrichterung des dogmatiſchen Hergebrachten abgeſehen zu ſein.

VI.

Aus der Kirche verfügten wir uns in die Wohnung eines alterthumliebenden und ſinnigen Mannes, des Herrn Siems, welcher uns den Befund eines vor nicht langer Zeit auf einem Felde der Inſel aufgedeckten urzeitlichen Grabes vorzeigte. Der Beſtattete war dem Anſcheine nach ein jugendlicher Held geweſen: feingeformte, elegante Schenkelknochen, deutend auf hehre Geſtalt, fanden ſich vor; desgleichen gut erhaltene Zähne. Wie es um den Schädel und ſonſtige Theile des Gerippes beſtellt geweſen, erfuhren wir nicht; das Meiſte war nach dem Aufbringen an die freie Luft zerſtiebt. Das Eiſen eines Streithammers bekamen wir zu ſehen; desgleichen einen ſtarken Golddraht, der in der Gegend des Gürtels gelegen hatte und vielleicht zu deſſen Befeſtigung oder Ornamente gedient hatte. Herr Siems hat über die Antiquitäten der Inſel intereſſante Studien gemacht und ſein Geſpräch war für uns ſehr unterrichtend. Gleichwohl befindet man ſich bei dieſen nordiſchen Alterthümern auf einem Felde, wo man, als waltete noch der Zauber der alten Herenringe, aus Einem Zirkel in den andern geräth und zu einem klaren und baaren Reſultate, wie es eine durch Quellenzeugniſſe, dergleichen die Vorzeit Griechenlands und Roms darbietet, geförderte Geſchichtsforſchung möglich macht, nicht gelangen kann.

Nach Tiſche ward von zahlreicher Geſellſchaft in luſtig bewimpelten, wetteifernden Booten die beliebte Fahrt um die Inſel angeſtellt, um ſich den Eindruck der Meeresarbeit an dieſem Felſen und ihrer durch das Element bewirkten Formationen durchweg einzuprägen. Man fährt durchaus auf ehemaligem Landgrunde hin, welcher dem Waſſer bald einen rothen, bald einen weißen Durchblick verleiht. Weißer Sand ſteht in dem Badeſtrande zu Tage, welcher, jetzt um ein Paartauſend Fuß ſüdöſtlich von der Inſel als eine einige zwanzig Fuß über die Meeresfläche anſteigende Düne für ſich liegend, ſo daß die Badenden allmorgendlich dahin übergefahren werden müſſen, erſt im Jahre 1720 durch eine Sturmfluth von dem kleinen Continente getrennt wurde. Man ſieht die unter obwaltenden Umſtänden unabwendbare Epoche voraus, wo Helgoland, ein ſchweizeriſches Felsberg im Meere, einſinken und von den Wellen verſchlungen werden muß. Als unheimlichen Vorboten dieſer Kataſtrophe ſehen es die Schiffer an, daß ihrer

Beobachtung zufolge das Meer um die Insel her immer tiefer wird. Es ist also dem Ocean vorbehalten, das beeinträchtigte Deutschland am kieler Frieden zu rächen, und die Engländer werden sich ihre Hummern anderswo holen müssen; jedenfalls ein graziöser, aber ächt deutscher politischer Trost. In einem ernsten Sinne jedoch kann man solche herandrohende Zustände nicht ohne einen Anflug von cosmogonischem Pathos in's Auge fassen. Was an Helgoland im Kleinen unvermeidlich ist, das muß ja wohl im Großen zuletzt unserer alten Frau Mutter Erde, wie sie gewachsen ist, mit aller Haut und allem Haare begegnen: die schmeichelnden Fluthen werden ihr zuletzt das Herzband ablösen, und die Gute wird als ein sentimentaler Blaustrumpf am gebrochenen Herzen im Wasser enden; es müßte denn sein, daß, von der trotz alles Hengstberg- oder Berghengstgewiehers immer höher und höher an ihren Hals tretenden Sündfluth der Vernunft zur Verzweiflung getrieben, die Frommen alles Holzwerk anzündeten und uns sämmtlichen Zwei- und Vierfüßlern einen Untergang im hölliſchen Feuer bereiteten. Ersaufen oder Verbrennen, eins von den beiden! Wir können uns höchstens gratuliren, wenn wir noch einen geringen Aufschub zum Einpacken erhalten. Schade nur, daß einstweilen einige Extraschelme, welche unserer guten Mutter Erde grade im lieben Deutschland diese Zeit daher so manches Gliederreißen und Herzklopfen erregt haben, auch noch salvirt werden und nicht wenigstens auf Abschlag einem Andromedosungeheuer, das aus dem Seewasser heranschnappte, oder einem Molochsdrachen aus dem infernalischen Flammenschlunde zugeschoben werden können. So müssen sich Gute und Böse gedulden und kommen, zuletzt, aller Wahrscheinlichkeit nach, wie bisher immer, in eine gemeinsame Patsche. Uebrigens mit Herrn Dingelstedt über das künftige Schicksal der Helgolander (ein paar hundert Jahre gibt man ihnen noch Zeit) einstweilen zu weinen, finden wir durchaus bedenklich, da in solchem Falle allzuschwer abzusehen ist, wo eigentlich unser Jammer über das Loos der Mitmenschen anfangen und wo er aufhören soll. Wir sagen dies blos, damit Niemand den Verdacht hege, als hätten wir ein Herz von Stein oder Eisen: unsere Grausamkeit ist, wie die der Staatsleute, bloßer Grundsatz.

Nach einer vortrefflichen Abendmahlzeit in einem andern höchst empfehlenswerthen Gasthause der Insel, bei Herrn Siemens, wo sich ein mitreisender Freund untergethan hatte, bei welcher uns die herrlichsten frischgebratenen Seezungen zu einem sehr guten St. Julien, und, wer dazu Heroenmuth genug besaß, eine abermalige frische Auf-

Digitized by

lage ſtattlicher Hummern letzte (einige Loth geſottenen und in Eſſig genoſſenen Hummerfleiſches ſind am Abend im Grunde — des Magens eben ſo viele Loth geſottenen Alabaſters oder Marmors) machten wir uns nach dem grünen Waſſer auf. Das grüne Waſſer iſt weder die See noch ein See, obwohl eine Art Hafen, nämlich für Leute, die ſich nach des Tages Laſt ein wenig gütlich thun und ein Tänzchen machen oder mit anſehen wollen. Das grüne Waſſer iſt der ſonntägige Tanzplatz der nationalen Helgolander, und wir ſahen da unter andern noch einen wirklichen jütländiſchen Tanz, wobei ſich die Paare mit im Rücken kreuzweis verſchlungenen Armen chaſſirend fortbewegten, dann aber die Dame ſich mit zierlichen Wendungen von ihrem Chapeau loszumachen und ihm zu entſchlüpfen wußte; worauf letzterer jene mit Händeklatſchen vor ſich hertrieb, was bei einigermaßen graziöſen Perſönlichkeiten, an denen es grade unter der Mädchenwelt hier nicht fehlte, ſich recht artig ausnahm. Es kam auch hier wieder eine immerhin hübſch laſſende und einen Begriff harmloſer Superiorität der Schönheit über die Stärke darſtellende Koketterie in der anmuthigen Art, mit der ſich bei dieſer Treibjagd Amors (dafür muß man es doch wohl halten) die Tänzerinnen nach dem Tänzer umſahen, zum Vorſchein. Der Tanz hatte übrigens offenbar manche Verwandtſchaft mit der neuerdings ſo celebrirten Polka, was denn doch wohl heißen muß, er hatte Charakter und poetiſchen Reiz. Dem Local übrigens fehlte es freilich an erwünſchter Geräumigkeit und Höhe, und die Geſpräche eines bloßen Zuſchauers ſolcher Muſenſpiele mußten beſcheiden ſein; wir empfanden daher keine allzuandauernde Luſt, uns bei dieſer Gelegenheit als ſtarke Geiſter zu geriren und ſuchten nach einem Stündchen das Weite.

Am andern Morgen, bei der Einſchiffung zur Heimfahrt, hatte ſich eine friſche Briſe eingeſtellt, die bewegten Wellen zeigten jene aufhüpfenden weißen Kegel, welche ſchon die Griechen Köpfe nannten (denn bei geſcheidten Leuten, was die Seeleute mehr ſind als die Landleute, hat Alles Kopf), und die Meerfarbe hatte ſich aus dem lebensluſtigen, lichthellen Gras- oder Gelbgrün in das ſtillbrütende, ſentimentale Flaſchengrün durchaus verändert. Die Delphine ſprangen nicht, die Seehunde hatten ſich verkrochen. Indeß kam es diesmal zu keinem Sturme, den wir uns auch von der galanten Galatea von ganzem Herzen für ein andermal ausbaten. Das, was die Alten von der See und ihren Erlebniſſen in prächtig paſſenden Metaphern auf die Seelenſtimmung übertragen, indem ſie vom Tumultuiren, vom

Fluctuiren, vom Purpuriren des Innern reden, konnte Mancher auf dem Schiffe neuerdings leibhaft erfahren. Leider hatte ſich auch wiederum der obbezeichnete romanſchriftſtellernde Botukude eingefunden und ſetzte ſich als Brechweinſtein an unſere melancholiſchen Dispoſitionen an. Und überhaupt iſt nichts deprimirender, als ſo eine eintönige ſchaukelnde Rückfahrt aus friſcher See durch einen langen Fluß. Indeß befreiten uns die uns aufnehmenden Fluthen der Weſer von allen Zweideutigkeiten, zuletzt ſelbſt, durch deſſen Ausſteigen, vom Botukuden und ſo ſagten wir dem rettenden Stromherrſcher, im deutſchen Zweckeſſens- und Leichenbegleitungsdankſagungsſtyle zu reden, unſern gefühlteſten Dank!

Zur Beurtheilung der ständiſchen Verhältniſſe in Böhmen.

Das wie aus einem tiefen Schlummer durch die Alles bewegende Gegenwart geweckte Streben und Wirken der Stände Böhmens erreichte im Verlaufe der letzten Jahre eine Bedeutſamkeit, welche wegen ihres ſich äußernden Einfluſſes auf des Landes Angelegenheiten und wegen deſſen möglichen Folgen vielleicht zu einer wichtigen Geſchichtsepoche unſeres Landes heranreifen dürfte. Gewöhnt an die nur zu lange dauernde Unthätigkeit unſerer Stände, eingenommen von Vorurtheilen, die allerdings durch ein völliges Darniederliegen derſelben zu entſchuldigen ſind, beachteten unſere Landsleute und das angrenzende Ausland noch vor Kurzem die neuen ſtändiſchen Leiſtungen und Beſtrebungen entweder gar nicht, oder kaum in ihrem gehörigen Lichte, und bis jetzt vernimmt man Urtheile, die über Alles, was ſtändiſches Wirken in Böhmen heißt, den Stab brechen.

Ohne den Ständen anzugehören und demnach pro modo suo zu ſprechen, ſcheint es mir bei der nun immer wachſenden Aufmerkſamkeit auf das Thun und Laſſen der böhmiſchen Stände, bei den ſo vielfach getheilten Meinungen über deren Rechtsſphäre und der dieſer entſprechenden Wirkſamkeit nicht überflüſſig zu ſein, die in dieſe Angelegenheit weniger Eingeweihten in möglichſter Kürze auf hiſtoriſchem Wege zu einem Standpunkte zu bringen, von welchem aus es vielleicht leichter ſein dürfte, die Stellung der Stände Böhmens, ihre Thätigkeit und die über dieſelben gefällten Urtheile gehörig zu erfaſſen.

Die ſtändiſche Landeseintheilung und Verfaſſungsart iſt ſchon in den früheſten Zeiten Böhmens nachzuweiſen; ſchon unter Czech und ſeinen Nachfolgern. Mit der ſteigenden Civiliſation und der damit verbundenen Feſtſtellung geſetzlicher Normen finden wir die Wirkſam-

14. Der Schlacht Vorbereitungen, Ausgänge, Folgen und Ursachen. Die Schlacht findet am 14. Oktober 1806 statt. Napoleon hat die Nacht vorher in Auerstedt zugebracht, wo Davoust sein Hauptquartier hatte, und ritt früh zu ihm nach Hassenhausen. Davoust hatte seine Truppen bereits in Bewegung gesetzt, um sie in Schlachtordnung zu bringen. Napoleon ritt mit seinem Generalstabe und einer Bedeckung von 200 Mann Kavallerie, die Davoust ihm gab, nach Hassenhausen, wo er sich mit Davoust besprach. Dann ritt er mit seinem Gefolge weiter, bis er auf die Höhe kam, wo er die Ebene übersehen konnte, in welcher die Schlacht geschlagen wurde. Hier hielt er mit seinem Gefolge, um die Bewegungen seiner Truppen zu beobachten. Er befand sich auf dem linken Flügel seiner Armee, Davoust auf dem rechten. Napoleon hatte 27 000 Mann, Davoust 26 000 Mann. Napoleon hatte 10 000 Mann Kavallerie, Davoust 4000 Mann. Napoleon hatte 44 Kanonen, Davoust 30. Napoleon hatte 71 000 Mann, Davoust 60 000 Mann. Napoleon hatte also 131 000 Mann, Davoust 90 000 Mann. Napoleon hatte also 41 000 Mann mehr als Davoust. Napoleon hatte 14 Kanonen mehr als Davoust. Napoleon hatte 10 000 Mann Kavallerie mehr als Davoust

„lichen Geschlechts, die ehelich geboren seien, Niemand vorhanden wäre," was auch spätere Herrscher bestätigten.

Unter Maximilian II., durch welchen abermals eine neue L. O. v. J. 1564 und der Bergwerksvertrag 1575 (dessen Wirksamkeit bis auf unsere Tage laut Fundamentalgesetz A. XXI sub Z. VII—XXXX gilt) in's Leben trat, und unter Rudolph und Mathias blieben die Stände im ungestörten Besitze und uneingeschränkter Ausübung der von Ferdinand I. ererbten Rechte, bis unter Ferdinand II. nach der Schlacht am weißen Berge unserem Vaterlande, das bisher eine ruhige Rolle im Staatsleben Europa's gespielt, Wunden geschlagen wurden, deren völlige Heilung der Böhme mit frommer Sehnsucht bis heute erwartet. Nachdem am 9. November 1620 beim Einzuge Maximilians von Baiern die Kämpfer die Waffen gestreckt, nachdem zugleich die Stände denselben reumüthig um Fürbitte bei dem Kaiser gebeten hatten, glaubte man in dem hierauf erfolgten Stillschweigen die gehoffte Amnestie erlangt zu haben; doch das Blutvergießen sollte noch nicht geendet sein; im Jahre 1621 wurden viele der edelsten und ältesten böhmischen Adelsfamilien am altstädter Steige öffentlich hingerichtet, andere heimlich gemordet und deren Güter eingezogen. Zahlreiche Familien verließen, Aehnliches befürchtend, das ihnen so theuere Vaterland und suchten in entfernten Ländern ihre neue Heimath. An ihre Stelle strömten nun, durch manche Begünstigungen angelockt, Abenteurer aus fremden Ländern, die dort nichts zu verlieren, hier aber viel zu gewinnen hatten, haufenweise nach Böhmen und solche Leute sollten nun zum Theil den alten, von heil'ger Vaterlandsliebe beseelten Adel ersetzen, sollten Vertreter eines Landes sein, das ihnen fremd war, sollten am Fuße des Thrones als Fürsprecher ihrer Mitbürger auftreten, deren Sitten, Sprache und Wünsche sie nicht kannten. Die Folge dieses allen war gänzlicher Verfall des ehemals so großen Nationalgefühls der Böhmen, ein schnelles Verschwinden des Nationalwohlstandes und stufenweiser Untergang der Rechte und Privilegien der Stände.

Mit der Miene eines erzürnten Richters unterschrieb Ferdinand II. die „erneuerte Landesordnung" von 1627 als das künftige Staatsgrundgesetz. Sie enthält größtentheils das Gesetz über das Privatrecht des Adels, das gerichtliche Verfahren und die Criminalgesetze; 49 Absätze unter Lit. A. gehören der Verfassung und dem öffentlichen Rechte an. In dieser Landesordnung wurde der geistliche Stand zu Folge A. XXIV als der erste des Reichs eingesetzt, und die königlichen Städte nach

Digitized by Google

A. XXXIV wieder zu einem Stande, und zwar dem 4. des Landes, aufgenommen, so wie sich der König von da an die früher noch getheilte Macht und den Einfluß auf alle politischen und richterliche, den status publicus und die jura privatorum betreffenden Gesetze, Constitutionen und Fundamentalsatzungen, ferner das Recht der Indigenatsverleihung, sowie das der Proposition beim Landtage für sich oder für seine zu demselben ernannten Commissarien vorbehielt. Zugleich wurde unter A. V und VI, wie auch A. a 9 das Recht der Steuerbewilligung und Vertheilung und A. LXXXIV, XXXIX, XXXVI, XLVIII und A. a XXI das Recht eingeräumt, zu verlangen, daß die königlichen Landesoffizierstellen blos an Angesessene im Lande verliehen werden. In diesem Theil des Staatsgrundgesetzes wird die Wahl ihres Königs in gewissen Fällen den Ständen nach A. I. vorbehalten, der König hat aber nach A. III auf diese Landesordnung folgenden Krönungseid zu leisten: „Wir N. schwören Gott dem Allmächtigen, der „gebenedeiten Mutter Gottes und allen Heiligen auf dieses heilige „Evangelium, daß Wir über der katholischen Religion festiglich hal„ten, männiglich die Justiz administriren und die Stände bei denen „von (titulus) N. N. confirmirten und wohl hergebrachten Privilegien „handhaben, auch von dem Königreich nichts veralieniren, sondern „vielmehr, nach unserem Vermögen, dasselbe vermehren und erweitern „und Alles das, was zu dessen Nutz und Ehre gereicht, thun wollen, „als Uns Gott helfe, die gebenedeite Mutter und alle Heiligen".

Zu der genannten Landesordnung wurde dem darin sub. A. XXII gegebenen Versprechen gemäß ein allerhöchstes Rescript vom 29. Mai 1627 mit der Bestimmung erlassen: „daß das Königreich Böh„men aller derjenigen Privilegien, Begnadigungen, „Freiheiten und Majestätsbriefe, so der erneuerten Lan„desordnung nicht zuwider sind, ungehindert genießen „können und daß insbesondere die den Ständen von den „allerhöchsten Vorfahren gegebenen Privilegien" in so„weit sie der erneuerten Landesordnung nicht zuwider „sind, und darüber keine andere Verordnung ergeht, be„stätigt werden."

Aber schon Ferdinand III. bemühte sich wieder, lindernden Balsam auf die zahlreichen und empfindlichen Wunden des Landes zu legen. Er erließ zur Landesordnung die Novellen und Declaratorien 1640, wodurch Böhmens Verfassung der in den ursprünglichen österreichischen Ländern bestandenen fast gleich gemacht wurde.

Digitized by

Mit Nov. Decl. A. a 9 wurde den Ständen wieder erlaubt, über alle, des Königs Person, Hoheit und Regalien nicht betreffenden Gegenstände mit Vorwissen der k. k. Commissarien Berathschlagungsvorschläge zu machen und ihre Rechtssphäre einigermaßen erweitert. Und so blieben denn von Ferdinand III. bis auf Maria Theresia den Ständen die Landesökonomie, die Verwilligung und Verwaltung der Landesausgaben, die Bestellung der damit verbundenen Regie und die Benennung der Landesbedienten, alle den Staatscredit betreffenden Einrichtungen, Garantien der Domestical- und Aerarialschulden, Verwilligung und Verwaltung der Bedeckungsfonds, Besorgung der Anlage und Vertheilung aller General- und anderer obbenannten Prästationen, die Evidenz des Steuerstandes, der sich ergebenden Rückstände, dann die Einleitung der erforderlichen Richtigkeitspflege, die Verwaltung und Verrechnung des fundi domestici, sowohl in Ansehung der Einflüsse, als der Verwendung desselben ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Maria Theresia, gleichsam, als hätte sie den Schleier der Zukunft gelüftet und die Handlungsweise Kaiser Joseph II. vorausgesehen, beschränkte jedoch abermals bedeutend die Wirksamkeit der böhmischen Stände. Die aus den obersten Landesoffizieren in Abwesenheit des Königs zusammengesetzte Statthalterei wurde aufgehoben und 1771 gänzlich vernichtet, die Domesticalfondsrechnung der Hofkammer zur Oberaufsicht und Bemänglung angewiesen und die Stände in manchem Andern beschränkt.

Kaiser Joseph II. beließ mit Antritt seiner Regierung zwar die Stände bei ihrem Rechte der Postulatenbewilligung, bis er mit Hofdecret vom 25. September 1788 den noch dahin bestandenen, von ihm aber bereits dem Landesgubernium zugewiesenen landständischen Ausschuß gänzlich aufgehoben, jede ständische Versammlung, mit Ausnahme des Landtags, verboten und mit Hofdecret vom 4. März 1784 sogar das so alte Recht der Steuerbewilligung vernichtete, mit der Erklärung, daß es sich nicht um die quaestio an? sondern quomodo? handle. So wurde nun der Wirksamkeit der Stände in Böhmen der letzte Stoß gegeben und ihre Versammlungen sanken herab zu einer wirkungslosen Ceremonie.

II.

Das völlige Einschlummern der Stände sollte jedoch nicht lange währen. Durch ein Rescript vom 1. Mai 1790 forderte Kaiser Leopold II. von den Ständen ein Gutachten über „die Wiedereinführung

Digitized by Google

„der ständiſchen Verfaſſung und Vorſchläge, wie dieſelbe mit Rückſicht „auf die gegenwärtigen Umſtände, ohne Bebürdung des Landes oder „des Aerars auf die zweckmäßigſte Art wieder hergeſtellt werden kön„ne.“ Viele frommen Wünſche und Anträge floſſen auf dieſe Aufforderung in drei meiſterhaft entworfenen Diätalſchreiben von Seiten der böhmiſchen Stände mit Hinweiſung und Begründung ihres ehemaligen Wirkungskreiſes zu des Monarchen Throne.

Gleichſam als neue Grundnorm für die ſtändiſche Rechtsſphäre erließ Kaiſer Leopold II. das Hofdecret von 1794, von deſſen mehreren Beſtimmungen hier die wichtigſten angeführt werden.

„1. Der Maßſtab der künftigen Verfaſſung der Stände kann nur „von dem Regierungsjahre der höchſtſeligen Kaiſerin M. Thereſia „1764 hergenommen und in die alter Zeiten nicht weiter einge„gangen werden. Se. Majeſtät ſind jedoch auch geneigt, jenen Ver„beſſerungsvorſchlägen Gehör zu geben, welche, ohne die Regierung in „ihren Handlungen zu beirren, derſelben vielmehr die Mittel verſchaf„fen werden, mit Zuverläſſigkeit und Vertrauen und zur Zufrieden„heit des Landes und der Stände die Staatsverwaltung zu leiten.

„2. Unterliegt es keinem Zweifel, daß die ſtändiſchen Privilegien „auf die nämliche Art, wie unter der höchſtſeligen Kaiſerin M. The„reſia geſchehen von Sr. jetzt regierenden Majeſtät beſtätigt werden, „in ſoweit ſolche der erneuerten Landesordnung und der jetzigen Lan„desverfaſſung nicht zuwider ſind.“

„Die gebetene Abänderung der erneuerten Landesordnung Ferdi„nand II. und die angeſonnene Hinweglaſſung der den Ständen an„ſtößig ſcheinenden Artikel A. 8, A. 20 und C. 10, dann die Novellen „A. a. 18 et 19 und C. c. 5 und endlich die Ablegung eines andern, als „des in der Landesordnung sub litt. A 3 enthaltenen Krönungseides „findet nicht ſtatt.“

„Die Vermehrung der Stände wird Platz greifen, „wenn, wie Se. Majeſtät es ſchon mehrmals zu erkennen „gegeben haben, es um die Feſtſetzung oder Abänderung „der Conſtitutionen oder ſolcher Geſetze zu thun iſt, ſo „das ganze Land betreffen, doch bleibe den Ständen im„merhin unbenommen, ſowohl gegen die einzuführen„den Geſetze, als auch gegen alle andern Anordnungen „auch damals, wenn ſelbe bereits Sr. Majeſtät Beſtä„tigung erhalten haben, ihre geziemenden Vorſtellungen

„zu machen, aber keinen Effectum suspensivum zur „Folge haben ſollen."

„3. Alles, was bisher poſtulirt ward, wird auch „künftig poſtulirt werden, in dringenden Fällen aber und Kriegs„zeiten kann nicht geſtattet werden, in die quaestio an? einzugehen, deſ„ſen ungeachtet bleibet jedoch den Ständen die quaestio quo „modo, oder eigentlich die Repartition der Lieferungen und übrigen „außerordentlichen Anlagen ohnehin unbenommen."

Nachdem ſich der König die Zuſammenberufung zu Landtagen vorenthält und dieſe dem Oberſtburggrafen oder im Abgange deſſelben dem oberſten Landesoffiziere gegen Einholung der allerhöchſten Bewilligung geſtattet, folgen mehrere Organiſationsvorſchriften. Der 14. Punkt enthält noch die Beſtimmung: „die im Landtage entworfenen „Berichte können durch das Gubernium, auch unmittelbar und „grabezu an Se. Majeſtät eingeſchickt werden."

„Auch können die ſtändiſchen Deputirten, wenn ſie ordnungsmäßig „gewählt ſind, ohne vorläufige Erlaubniß beim Gubernium „oder anders wo anzuſuchen, mit ſtändiſchen und nicht ſtändiſchen Pri„vatanſuchen oder Begehren an Se. Maj. abgeſchickt werden." ꝛc.

Dieſes Alles jedoch war kein hinlänglich mächtiger Hebel unſerer Stände zur Aeußerung eines Selbſtbewußtſeins, einer Lebenskraft, ja ich möchte ſagen, einer hierdurch erkennbaren, thätigen Vaterlandsliebe anzueifern. Ohnehin genug gebeugt durch manche namhafte Verluſte in Folge der langwierigen und verheerenden Kriege, gewohnt die Landtage und die ſtändiſchen Verſammlungen als bloße Förmlichkeiten zu behandeln, wagte auch unter der Regierung des Kaiſers Franz I. kaum einer der Landſtände ein freieres Wort über die zahlreichen Bedürfniſſe ſeines Vaterlandes, und grade, wo eine beſonnene Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten unſerer billigen Regierung hätte willkommen ſein müſſen, grade dort beſorgte ſo Mancher die imaginirten Anſprüche auf Ehren und Auszeichnungen zu verlieren, und vergaß über eigener Eitelkeit die Wohlfahrt ſeiner hilfsbedürftigen Mitbrüder.

Erſt die neueſte Zeit dürfte vielleicht als die eines hoffnungswürdigen Erwachens bezeichnet werden, eines Erwachens, das ein jeder unparteiiſche Beurtheiler der vorliegenden Leiſtungen, jeder Freund des Vaterlandes als Symptom eines künftigen, größeren Wirkens freudig begrüßen wird. Während in den Mittelklaſſen das rege gewordene Nationalgefühl manche gehemmte Kraft ihrer Feſſel entbindet,

Digitized by Google

vergrößert ſich von Tag zu Tag die Theilnahme der Stände an Angelegenheiten und Bedürfniſſen des Landes, und iſt ſo der Grund vieler gemeinnützigen Verfügungen. Belege hierfür bieten uns in hinlänglicher Anzahl die letzten ſtändiſchen Verſammlungen.

Ich führe hier nur an, was bereits im Grenzboten No. 9. d. J. zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gebracht worden iſt. Die Projecte zur Errichtung einer Hypothekenbank, Vorſchläge zu einer neuen Waldordnung, zur Vereinfachung und Verbeſſerung des Grundbuchsweſens, die Bemühungen um eine Reform der mangelhaften Criminalgerichtspflege und um Einſchränkung der den Wohlſtand und die Moralität der unteren Volksklaſſen untergrabenden Zahlenlotterie, die Verhandlungen über die Straßenbauſyſteme, über eine Schulordnung, der Beſchluß wegen Errichtung einer Ackerbauſchule, die namhaften Spenden zur Unterſtützung der durch die Ueberſchwemmung Verunglückten, die Koſten zur Verſchönerung Prags mit Schonung des Ruſticales und den Ankauf eines Hauſes für das Landemuſeum. — Um ein richtiges Bild der ſtändiſchen Leiſtungen zu entwerfen, könnte nach meinem Erachten die ſtändiſche Verſammlung vom Mai dieſes Jahres hinlängliche Skizzen liefern, aus welcher ich einige Beſchlüſſe, ſoweit ſie mir bekannt, und auf die Landesangelegenheiten von Einfluß ſind, erwähnen will. Auf Antrag des Landesguberniums wurde Se. Majeſtät gebeten, unter andern wohlthätigen Verfügungen zu Aufhebung und Linderung des beklagenswerthen Zuſtandes der Bewohner des Rieſengebirgs durch Prämien für die beſte Flachserzeugung die Linneninduſtrie, als die einſtigen, ſo ausgiebigen Nahrungsquellen zu heben. Nachdem die Regierung erklärte: Es ſei nicht Sache des Staates, zur Emporbringung einzelner Gewerbszweige Prämien auszuſetzen und dieſe Angelegenheit an Privatcorporationen, wie allenfalls die Stände, zu weiſen; bewilligten, ungeachtet dieſes wenig ſchmeichelhaften Vergleiches, ohne vorausgegangene Motivirung, die Stände mit eminenter Majorität: daß Se. kaiſerl. Hoheit dem im Lande innigſt geliebten Erzherzog Stephan ein Betrag von 20,000 Fl. C.-M. zur gnädigſten Verfügung für die unglücklichen Gebirgsbewohner geſtellt und ein jährlicher Beitrag von 600 Ducaten durch 5 Jahre zu Prämien für die beſte Flachscultur ausgeſetzt werde. — Dem ſtändiſchen Hiſtoriographen, unſerem geprieſenen Herrn Palacky, wurde, behufs einer im Intereſſe der vaterländiſchen Geſchichte zu unternehmenden Reiſe, ſtatt des angeſuchten Betrags von 300 Fl. der Betrag von 500 Fl. bewilligt, dieſem zugleich ein Adjunct mit der jährlichen Beſoldung von 600 Fl.

Digitized by Google

für die Zeit der Verfaſſung der Geſchichte Böhmens beigegeben und ſo zur Hebung der vaterländiſchen Geſchichte neue Opfer gebracht. — Auf ihr altes Recht geſtützt, beſchloſſen in dieſer Verſammlung die Stände: Se. Majeſtät zu bitten, womit 2 ſtändiſche Deputirte aus Böhmen zu der jetzt gepflogenen Berathung des Steinkohlengeſetzes beigezogen und unter Intervenirung der Stände eine zeitgemäße Sichtung aller Berggeſetze vorgenommen werde. Dieſe kaum begonnene Morgendämmerung trübten aber ſeit dem Jahre 1845 manche finſtere Wolken aus höheren Regionen.

Eine ſtändiſche Deputation benutzte die Gelegenheit der Einladung Sr. Majeſtät, unſeres Kaiſers Ferdinand I., zur feierlichen Eröffnung der prager Eiſenbahn, um mehrere Bitten und Wünſche der Stände zugleich vorzutragen.

Nachdem ſich nämlich die Deputation über die erhabenen Tendenzen der böhmiſchen Stände durch ihren Wortführer ausgeſprochen, bat ſie um Aufrechthaltung der ſtändiſchen Rechte und Privilegien und um Bewahrung ihrer Stellung bei Vertretung der Landesangelegenheiten, um Abſchaffung der dem Volke ſo kummervollen Nachtheile bereitenden Zahlenlotterie, um Bewilligung zur Errichtung einer Hypotheken-, einer Filial-Nationalbank und Börſe in Prag, um Verbeſſerung der Berg- und Tabulargeſetze, um Verleihung der Oberſtlandesämter nach althergebräuchlichem Rechte, blos an Angeſeſſene des Herrenſtandes, ohne zwei Landesämter in einer Perſon zu vereinigen ꝛc. Von dieſen und andern Bitten wurde jene wegen der Zahlenlotterie und der Oberſtlandesämter gänzlich abgeſchlagen, die andern theils genehmigt, theils zur weitern Verhandlung gewieſen. Ueber die erſte Bitte erhielten die Stände folgende in ihre Exiſtenz wie man glaubt radical eingreifende allerhöchſte Entſchließung vom 23. Juli 1845.

„In Beziehung auf den 1ſten erklärten Se. Majeſtät, daß aller„höchſtdemſelben die ſtändiſchen Privilegien und Freiheiten, wie ſolche „in der erneuerten L. O. und den darauf gefolgten Erläſſen hochdero „in Gott ruhenden Regierungsvorfahren enthalten ſind, bei Höchſtihren „Entſchließungen in ſtändiſchen Angelegenheiten ſtets ebenſo gegen„wärtig zu halten und auch in Zukunft bleiben werden, wie der Vor„behalt, unter welchem deren urſprüngliche Verleihung erfolgt iſt, ein „Vorbehalt, auf welchen bei der Beſtätigung derſelben von Sr. Ma„jeſtät ſelbſt nie Verzicht geleiſtet worden iſt, und welche Se. Majeſtät „im vollen Gefühle Höchſt der angeerbten Regentenpflichten ſtets aufrecht zu erhalten wiſſen werden." —

Dieſes allerhöchſte Hofdecret hatte zur Folge, daß in der ſtändiſchen Verſammlung im December 1845 ein beſonderes Comité ernannt worden iſt, — „dem die Berathung von wohlüberdachten Vorſchlägen, „auf welche wirkſame und ehrerbietige Art die Stände die bedrohte „Integrität ihrer hergebrachten Rechte und Privilegien zu ſchützen ver„möchten, auferlegt wurde.“ — Was meine unmaßgebliche Anſicht anbelangt, ſo bin ich der vollen Ueberzeugung, daß dieſer Vorbehalt, welcher in den Worten der Einleitung zur erneuerten Landesordnung: „auch dabei Uns nicht allein die königliche Macht, ſolche „unſere Landesordnung zu mehren, zu ändern, zu beſ„ſern und was ſonſt das jus legis ferendae mit ſich bringt vorbehalten“ — gefunden wird — auf die Integrität der ſtändiſchen Rechte und Privilegien gar keinen Einfluß äußern könne.

Wie aus der Geſchichte zu erſehen iſt, verdankt Böhmen ſeine Vereinigung zu einem Staate der freien Wahl und Unterwerfung der Mächtigen des Landes unter ein Oberhaupt, das anfänglich bei beſondern Veranlaſſungen und Kriegen, ſpäter zur fortdauernden Sicherheit für die Lebensdauer ernannt worden war. Da durch ſolche Unterwerfung ein jeder der Mächtigen ſeine Rechtsſphäre freiwillig verkleinerte, ſo machte er, wie natürlich, nach ſeinen ſpeciellen Verhältniſſen verſchiedene Bedingungen und Vorbehalte, die ſich bald wegen Gleichmäßigkeit der Intereſſen zu einer völligen Gleichartigkeit geſtalteten. Bei der formellen Uebertragung der Rechte der Regierung von Seite der Unterthanen (der Krönung), übernahmen die neuen Herrſcher die Pflicht der Aufrechthaltung der ausdrücklich oder ſtillſchweigend eingegangenen Bedingungen und die feierliche Angelobung derſelben bildete der Krönungseid. Und ſo erſcheinen König und Stände (im Namen der Nation) als die beiden Paciscenten, die ſtändiſchen Rechte und Privilegien als die Bedingung der Exiſtenz des Staatsverbandes und keiner der Theile kann ſich ohne widerrechtliche Verletzung der Rechte des andern Theils weder von den übernommenen Pflichten losbinden, noch die Rechte deſſelben beeinträchtigen.

Daß dieſes Verhältniß auch nach der Einführung der Erbfolge, wie die ſpäter noch erfolgten Herrſcherwahlen darthun, und ſelbſt nachdem Ferdinand II. ſein Erbkönigreich Böhmen wiederum mit dem Schwerte unter ſeine Gewalt und Gehorſam gebracht — verblieben iſt, beweiſt der noch beſtehende Krönungseid und die Krönungsceremonien, welche im Gegentheile zu einem nichtsſagenden Pomp, zu einer zweckwidrigen Bebürdung der Unterthanen herabſinken mußten. So

Digitized by Google

enthielt auch der von Karl VI. abgelegte Krönungseid die ausdrückliche Bestimmung: daß, ohne Einwilligung der Stände, an den Fundamentalgesetzen des Landes nichts geändert werden dürfe. So heißt es im Hofdecrete von 1791, das doch als die letzte Grundnorm der ständischen Rechte angesehen werden muß, wörtlich: „die Vernehmung „der Stände wird Platz greifen, wenn, wie Se. Majestät es schon „mehrmal zu erkennen gegeben haben, es um die Festsetzung oder Ab„änderung der Constitution oder solcher Gesetze zu thun ist, so das „ganze Land betreffen," — und der Umstand, daß Kaiser Joseph II., welcher die ständische Verfassung gänzlich aufhob, sich nicht zum Könige von Böhmen krönen ließ, verbirgt im Zusammenhange mit dem Angeführten zur Genüge meine hier aufgestellte Behauptung.

Diese aus der Geschichte des Staates und nach den Grundsätzen des Rechts ganz zweifellose Behauptung unterstützt sehr treffend die Moral, nach deren erhabenen Principien unmöglich angenommen werden kann, daß ein Monarch, gegenüber der die Nation vertretenden ständischen Corporation, die Aufrechthaltung ihrer Rechte und Privilegien feierlich beschwören könne, wenn er zugleich im Sinne hätte, dieselbe zu ändern, zu mehren ꝛc.

Müßte nicht in den Tagen der Neuzeit, wo nicht die physische Gewalt den Unterthanen an seinen Monarchen kettet, sondern wo das moralische Uebergewicht der Regierung beide mit innigern Banden umschließt, dieses durch einen solchen Eid völlig untergraben werden? Würde nicht durch ein solches Beispiel der Staatsbürger veranlaßt, den Eid als leichtes Mittel zu den größten Uebelthaten zu mißbrauchen?

Betrachten wir endlich die segensreiche Regierung unseres geliebten Monarchen, der seinen erhabenen Wahlspruch: „Recta tueri" im vollsten Sinne des Wortes verwirklicht, der noch vor Kurzem den Ständen Ungarns Bitten genehmigte, deren Erhören die öffentliche Meinung und die Ungarn kaum selbst vermutheten, der durch wiederkehrende Reverse nach Herkommen die Aufrechthaltung ständischer Rechte und Privilegien allergnädigst bestätigte, so dürfen wir sicherlich erwarten, daß auch unsere Stände in ihren althergebrachten Rechten und Privilegien nach dessen allerhöchstem Willen erhalten werden sollen. Der in der erneuerten Landesordnung ausgesprochene Vorbehalt erhält daher seine wahre und richtige Bedeutung dadurch, wenn wir ihn auf die in derselben enthaltenen zahlreichern privatrechtlichen Bestimmungen beziehen.

Digitized by Google

Dieſe Beſtimmungen zu ändern und zu mehren ꝛc. muß wohl, wie es in der Natur der Sache, im Begriffe der Regierung liegt, in der Macht des Staatsoberhaupts liegen; dieſe geſetzlichen Beſtimmungen des Privatrechts müſſen von jenen durch den König und die Stände, verfaßten Staatsgrundſätzen als Bedingung des Staatsverbandes und der Regierung geſchieden werden. Daß aber auch dieſe Behauptung nicht willkürlich iſt, beweiſen die vielen Geſetze und Hofdecrete, welche, wenn von der Landesordnung geſprochen wird, ſtets die Fundamentalgeſetze und privatrechtlichen Beſtimmungen derſelben als völlig heterogene Theile trennen.

Bemerkenswerth erſcheint hier der Umſtand, daß, als das erwähnte Comité einige Aufſchlüſſe in dem ſtändiſchen Archive (das bisher wegen Mangel an Localitäten nicht in's ſtändiſche Gebäude übertragen werden konnte, und demnach beim Landrechte belaſſen war) erheben wollte, demſelben das ſoartige Benutzen des ſtändiſchen Archivs von Seite des Landrechts aus unbekannten Gründen verweigert wurde. Wie natürlich gab dieſes Veranlaſſung zu einer Beſchwerde an Se. Majeſtät den König.

Von größerem Einfluſſe auf ſtändiſche Rechte und Privilegien ſcheint mir aber das Hofdecret vom 11. April, welches eines der älteſten Rechte der Stände beeinträchtigt, folgenden Inhalts:

„Ueber die von den Ständen bei der Verſammlung am 22. April „1845 aus Anlaß des von den Kreisämtern bei der Steuerausſchrei„bung für d. J. 1845 nicht ordnungsmäßig geſchehen ſein ſollenden, „gegen die verfaſſungsmäßige Würde und Anſehen verſtoßenden Vor„gangs — durch Stimmenmehrheit beſchloſſene Bitte an Se. Majeſtät, „Allerhöchſt Dieſelben wollen den kgl. Behörden auftragen, bei Aus„übung ihrer Amtswirkſamkeit ſtets die Vorſicht eintreten zu laſſen, „um nicht nur die ſtändiſchen Rechte unangefochten zu laſſen, ſondern auch „das Anſehen und die Würde der Stände im Lande nicht zu ſchwä„chen, und die ſtändiſchen Beamten nicht in Widerſpruch mit ihrer, „den Ständen ſchuldigen Dienſtpflicht zu ſetzen, haben Se. Majeſtät „unterm 11. d. M. zu entſcheiden befunden. Da die Acten zeigen, daß „die landesfürſtlichen Behörden bei der eingeleiteten Einhebung der „Steuern für das v. J. 1845 ſich keinen, die Verfaſſung des Landes „oder die Würde der Stände benachtheiligenden, oder die ſtändiſchen „Beamten mit ihren Pflichten gegen die Stände in Colliſion bringen„den Vorgang erlaubten, ſo finden ſich Se. Majeſtät nicht beſtimmt,

Digitized by Google

„einen diesfälligen erinnernden Auftrag an die landesfürstlichen Behör-
„den zu erlassen.

„Um aber ähnlichen Ereignissen für die Zukunft zu begegnen, so
„haben Se. Majestät zugleich zur Darnachachtung und Richtschnur
„der Stände zu erklären geruht, daß die Stände, sobald von ihnen
„die Erklärung über das Postulat erfolgt, sogleich die Einleitung we-
„gen Anfertigung der Repartitionen und Anlagscheine u. s. w. zu
„treffen, und diese Arbeiten in der Art zu bethätigen haben, daß noch
„vor Eintritt der Steuereinhebungsperiode für das nächste k. J. die
„Steuerausschreibung, auch wenn der betreffende Landtag noch nicht
„geschlossen wäre, auf die normgemäße Art in gehöriger Zeit an die
„Dominien und Magistrate erfolge, und die ordnungsmäßige Percep-
„tion der ausgeschriebenen Anlagen von den Kreiscassen gepflogen
„werde.

„Indem nun das Gubernium in Gemäßheit dieser allerhöchsten
„Entschließung das Weitere zu veranlassen hat, wird den Ständen zu-
„gleich beizufügen sein, daß, nachdem in Folge dieser allerhöchsten Be-
„stimmung rücksichtlich der ordnungsmäßigen Einhebung der laufenden
„öffentlichen Giebigkeiten, und der zur Perception der Kreiscassen be-
„stimmten Gelder durchaus keine Hemmung stattfinden könne, hierdurch
„auch der von den Ständen bei der Eingangs berührten ständischen
„Versammlung gefaßte, und an die Kreiscassen erlassene Auftrag, durch-
„aus keine Zahlung, ohne hierzu die Weisung von dem Landesaus-
„schusse erhalten zu haben, anzunehmen — insofern außer Wirksamkeit
„zu treten, und die diesfalls erforderliche Modification einzutreten habe,
„als seine Folgen auf eine Hemmung oder Beirrung der zur Percep-
„tion der Kreiscassen bestimmten Empfänge einen Einfluß üben können."

Auch für diese Angelegenheit wurde die Berathung der nöthigen Maßregeln dem bereits genannten Comité, wie es zu erwarten war, zugewiesen.

Zu bedauern ist nur, daß durch solche Erlässe von Seite der Regierung, denen doch kein so vollwichtiger Grund unterlegt werden kann, manche Bemühungen der Stände für des Landes Wohl in Stockung gebracht werden. So wurde, um nur eines zu nennen, die, durch den Wunsch der Stände hervorgerufene Berathung und Verhandlung über die Erweiterung der Vertretung des Bürgerstandes in der letzten ständischen Versammlung vom Mai 1846 und dennoch nur durch eine Differenz von 3 Stimmen vorzüglich aus dem Grunde verschoben, weil eines Theils, wie schon erwähnt, jetzt Fragen erörtert

Digitized by Google

werden, die auf die Existenz der Stände namhaften Einfluß üben, anderntheils es im Zwecke des ständischen Instituts als solchen liegt, daß die Städte nicht durch ihre Bürgermeister, die von der Regierung bestellte Beamte sind, vertreten werden und deshalb die Regulirung des Gemeindewesens abzuwarten sei. Es ist zu wünschen, daß die Stände sich eifrig bemühen mögen, diese Angelegenheit sobald als möglich mit günstigern Resultaten zur Sprache zu bringen, die betheiligten königlichen Städte aber (Prag [in seinen 4 Städten], Pilsen, Kuttenberg und Budweis) die ihnen sich darbietende Gelegenheit von ihrem alten Rechte zum Wohle des Vaterlandes Gebrauch zu machen, nicht unbenutzt werden vorüber gehen lassen. Dies dürfte zur mittelbaren Folge führen, daß der Ritterstand der beiden ständischen Versammlungen und Landtage bisher, jedoch nur aus eigener Schuld, durch wenige Mitglieder vertreten war, durch zahlreichere Theilnahme an den Angelegenheiten des Landes mehr Patriotismus bewähren würde, als er bis jetzt bewiesen. So wie aber mit Licht Schatten, mit manchem schreckenvollen Ereignisse Segen verbunden ist, so blieb auch das besprochene Hofdecret vom 11. April 1846 nicht ohne Rückwirkung auf das Wohl der Grundunterthanen.

Auf dem Landtage vom 25. Mai 1846 wurde die ganze postulirte Steuersumme mit Rücksicht auf die bedauernswerthen Ereignisse in Galizien sammt den seit den Kriegsjahren noch bestehenden Zuschüssen und dem seit 1846 gegen frühere Jahre postulirten Mehrbetrage pr. 47,057 fl. 52 Kr. — dieser jedoch unter dem Titel eines außerordentlichen Zuschusses — bewilligt, unter Einem aber Se. Majestät rücksichtlich der Repartirung oder der quaestio quomodo beziehungsweise Vertheilung der allerhöchsten postulirten Steuersumme, dem gefaßten Entschlusse zufolge, gebeten, unter Aufhebung des bisher bestandenen Unterschiedes in der Besteuerung der Dominical- und Rusticalgründe auf Grundlage der josephinischen Steuerregulirung und des sich hiernach ergebenden Repartitionsmaßstabes ohne den bisherigen Abschlag von 19¾ Kr. beim Dominical- und von 3⅞ Kr. bei jedem Rusticalsteuergulden auf die Dominical- und Rusticalgründe gleichmäßig zu repartiren, somit Obrigkeiten und Unterthanen hinsichtlich des Grund und Bodens gleichmäßig zu besteuern.

Hiermit übernehmen die Obrigkeiten zur Zahlung eine Summe von mehr als 350,000 fl. C.-M. Die reichen Segnungen, welche die armen Grundunterthanen über diesen von 51 Mitgliedern gefaßten hochherzigen Beschluß der Stände aussprechen werden, kommen nur

einem Mitgliede vom Herrenſtande, dem ganzen geiſtlichen und ganzen Ritterſtande (weil nur 7 Mitglieder von dieſem anweſend waren, wovon 4 contra ſtimmten) nicht zu ſtatten und es verdient der Erwähnung, daß, während der Herrenſtand mit feurigem Eifer des Landes Intereſſen zu verfolgen ſtrebt, der Ritterſtand, in deſſen Mitte ſich auch manche erfahrene Männer befinden, als ein beſonderer Stand im Allgemeinen ſich noch ſehr unthätig bewieſen. Dieſer ſtändiſche Landtagsbeſchluß gibt zugleich jenen ſtändiſchen Mitgliedern als obrigkeitlichen Grundbeſitzern, welche die ſtändiſchen Verſammlungen und Landtage gar nicht oder ſelten beſuchen und jetzt über die ſie treffende Steuererhöhung klagen, die gute Lehre, daß ſolche, wenn ſie auch vielleicht nicht gewohnt ſind, dem allgemeinen Wohle des Landes einige geringe Opfer zu bringen, zur Wahrung ihrer eigenen materiellen Intereſſen die ſtändiſchen Verſammlungen zahlreicher beſuchen.

Wird es den Ständen fortan das Ziel aller ihrer Beſtrebungen, mit Hintanſetzung jeder Rückſicht unſer ſchönes Vaterland aus dem Staube der Nichtigkeit (in die es allmälig zum Theile auch durch das Verſchulden der Stände herabgeſunken iſt) nach Maßgabe der gegenwärtigen Verhältniſſe zu dem Glanzpunkte ſeiner ehemaligen hiſtoriſchen Größe zu führen, das ſich hierlands regende Nationalgefühl als Grundbedingung jedes geiſtigen und materiellen Fortſchrittes zu heben und zu veredeln und als eifrige Mittler am Throne unſerer Monarchen (denn das Wort Vertreter wurde in dem Tendenzvortrage der Deputation von 1845 den Ständen nicht genehm gehalten) die Intereſſen des Landes mit Eifer zu vertreten; ſo können ſie nach meinem Dafürhalten erwarten, daß ihrem Eintritte in die ehemaligen, wenn auch bedeutend verringerten Schranken der ſtändiſchen Wirkſamkeit gewiß auch die Sympathien ihrer Landsleute folgen und nur die Neider oder Feinde jeder Neuerung ihre Leiſtungen als eine ephemäre Oſtentation erklären werden.

Der öſterreichiſchen Regierung, welche bei der ſo großen Verſchiedenheit der ihr unterworfenen Nationen und deren Intereſſen eine anerkannt ſchwierige Aufgabe zu löſen hat, ſoll und wird gewiß ein freies, beſonnenes, von einer unbefangenen und weniger abhängigen Corporation als der Beamten beſcheiden ausgeſprochenes Wort über die Bedürfniſſe des Landes willkommen ſein und nur ſo wird es ihr gelingen durch die Stände (welche als berathende Körperſchaft die wichtigſten Intereſſen des Landes: die Kirche, den Patrimonial-Grundbeſitz, die Grundunterthanen, Handel und Gewerbe vertreten) Zwecke zu erreі-

Digitized by Google

den Mittel- resp. Ort- oder Endpunkt in der vollen Mittellinie eines Buchstabens, wenn dieser Buchstabe in der vollen Querstellung des Mittelstriches steht.

Abweichungen davon sind die sehr Steile, sich der geraden Richtung nähernde Schreibart, wo der Mittelpunkt in der Mittellinie des Buchstabens steht, und die Schreibart mit Mittelpunkten zwischen der Mittellinie und dem Mittelstrich, wo der Mittelpunkt zwischen beiden Linien steht, welche als verschiedene Schrift-Typen bildend, weiter unten besprochen werden.

Die Mittelpunkte sind in der Regel in der Mittellinie des Buchstabens, in Abweichung davon in der Mittellinie des Mittelstrichs zu stehen, wenn der Teil des einzelnen Buchstabens, der Endung ist, sich in der Richtung des Mittelstrichs befindet, oder wenn sich zugleich der Mittelpunkt in der Mittellinie befindet, also zwischen beiden Linien.

Eine Ausnahme machen, je nach, wenn sie nach einem Buchstaben von der geometrischen Richtung des Striches mit Eigentümlichkeiten, die Schrift also leicht zu verändern, die zusammen von der Mittellinie des Buchstabens, wenn sie nach einem Buchstaben von der Mittellinie des Striches in Form und Richtung gebildet Buchstaben, so gebildet.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Erzherzog Ferdinand und Graf Stadion. — Erinnerungen an einen ehemaligen Minister. — Der staatsmännische Nachwuchs. — Hofrath Gervay. — Was sich Alles nach Belgien flüchtet. — Eine räthselhafte Schrift. — Patrioten sind keine Speichellecker. — Oesterreichs Stellung in Italien. — Italienische Actien. — Das Burgtheater und Herr von Küstner.

In der galizischen Verwaltung sind vor der Hand die Personen gewechselt worden, ob mit ihnen auch die Sachen, muß die nächste Zukunft lehren. Erzherzog Ferdinand von Este, der bisherige Gouverneur des aufgeregten Landes, ist aus dem Staatsdienst entlassen und an seine Stelle geht der bisherige Gouverneur von Mähren, Graf Stadion, unter dem Titel eines „Hofcommissärs" nach Galizien. Die Stadion's haben in Oesterreich einen guten Klang. Es sind Stockaristokraten, aber rührige, energische und schwungvolle Charaktere. Noch erinnern sich hier Viele mit Wärme des Ministers Philipp Stadion und seiner in der Schule Pitts geschöpften, wahrhaft patriotischen Regenerationspläne, noch erinnert man sich jener Kundmachung vom 6. Februar 1806, welche „Lösung der Geistesfesseln und allseitige Förderung jedes rühmlichen und gemeinnützigen Strebens" proclamirte. Aus einem alten schwäbischen Geschlechte stammend waren die Stadion's nach Wien gekommen und haben sich immer mehr als Deutsche, denn als Oesterreicher betrachtet. Dennoch war Philipp Stadion der erste seit Kaiser Joseph, der die Furcht vor den alten Nationalsprachen der Czechen und Magyaren abstreifte und die geschichtlichen Quellen dem Studium und der Veröffentlichung frei gab. Es war ein kurzer Sommerblick geistiger Freiheit diese Paar Jahre des Philipp Stadionischen Ministeriums. Die Wiederbelebung der ständischen Verfassungen, freilich mit überwiegenden aristokratischen Elementen, war sein Lieblingsplan. Doch war er nicht blind gegen die begründeten Ansprüche des Dritten Standes. Die Vereine, die seit Kaiser Franzens Regierung bis auf die Liebhabertheater herab unterdrückt und als ein Mittel zur Verschwörung verfolgt waren, wurden von ihm wieder belebt und die meisten wohlthätigen,

wissenschaftlichen und sonstige patriotische Vereine, die jetzt bestehen, datiren erst aus jener Zeit. In Bezug auf die Censur hatte er den Wahlspruch: Volle Freiheit für die Bücher, keine für die Blätter! Sein Bruder Friedrich, in Dahlbergs Schule erzogen, glich ihm an Gesinnung und Enthusiasmus. Mit diesen Familientraditionen aufgesäugt, tritt nun der neue „Hofcommissär" seinen Posten in Galizien an. „Der Mann für den Dienst," nicht „der Dienst für den Mann" war Philipp Stadion's Wahlspruch. Möge der neue Gouverneur von Galizien dieser Devise eingedenk bleiben; sein Dienst verlangt einen ganzen Mann und nicht Jedem ist eine so große Gelegenheit gegeben, sich als solchen zu bewähren. Hier gibt es Raum für einen schönen, erhabenen Ehrgeiz, der seine Befriedigung nicht blos in einer glänzenden Stellung, sondern in denkwürdigen Handlungen sucht. Fast keinem unserer jüngern Staatsmänner ist zur Zeit die Gelegenheit geworden, ihren Namen durch irgend eine That der Geschichte zu vererben; Graf Stadion ist der Glückliche, der an der Schwelle einer geschichtlichen Laufbahn steht. Es gilt ein zerstörtes, aufgewühltes Land regeneriren zu helfen, es gilt alte Schäden wenn auch nicht zu heilen, doch zu unterbinden, Gesetzen und Verwaltung neue Formen, neues Leben zu erwirken. Mögen wir Oesterreicher endlich eine Probe erhalten von dem, was wir von unserm staatsmännischen Nachwuchs zu hoffen haben; besorgt fragen sich die treugesinnten, an ihrem Vaterlande hängenden Herzen, was es von der Zukunft zu hoffen habe und welcher Geist diejenigen belebt, die berufen sind, in die erste Reihe zu treten.

Von Prag hört man, daß der Hofrath Gervay, der auf einer Badereise nach Carlsbad begriffen war, dort hart erkrankt sei. Herr von Gervay ist einer der wichtigsten und einflußreichsten Staatsbeamten der Monarchie. Er ist Protocollführer der Staatsconferenz und hat den Schlüssel zu den wichtigsten Geheimnissen unserer Zeit. Wenn dieser Mann seine Memoiren schreiben wollte?!

Das neue Franzensdenkmal ist noch immer nicht aus dem Stadtgespräch heraus. Man erzählt sich jeden Tag neue Geschichten; unter andern geht das widersinnige Gerücht, man wolle die Statue abnehmen und sie umgießen lassen. Eine komische Enttäuschung fand unser Lesepublicum in einer gleichzeitig mit der hiesigen Aufstellung des Monumentes in Brüssel erschienenen Schrift: Kaiser Franz der Erste von Oesterreich und seine Zeit (Brüssel 1846). Eine Schrift über Kaiser Franz, eine Schrift, die nicht ein Mal in Deutschland die Censurerlaubniß erhalten konnte und nach Brüssel flüchten mußte, eine Schrift, deren Verfasser so geschickt den Zeitpunkt abwartete, um sie in die Welt zu schleudern, muß gar pikante Sachen enthalten: wie erstaunte man und lachte einander aus, als man bei näherer Besichtigung eine Art Schulbuch fand, das eben so gut hier in Wien bei Schmidt oder in Grätz bei Kienreich, in Prag bei Gottlieb Haase u. Söhne hätte erscheinen können. Ich will Ihnen blos die Schlußzeilen citiren, um ihnen den Geist des scheinbar nach Belgien geflüchteten Buches zu bezeichnen: „Wir haben den Gegenstand dieses Werkes (!), den Kaiser Franz, von sei-

Digitized by Google

von allen Seiten auf die Gemeinde und Kirche Gott, Amen. Und wenn der Sprecher fertig ist, so soll der Vorsteher, Aeltester oder Diakon, der das Amt hat, die Gemeinde zu ermahnen, aufstehen und sagen: Meine Brüder, wir haben gehört die Worte dieses Apostels, wie er uns ermahnet hat, daß wir sollen Gott fürchten und ehren, und unsere Kinder zu Gottesfurcht und Zucht halten, und daß wir sollen Gott bitten für alle Stände der Christenheit, und für alle Menschen, wie uns denn Gott befohlen hat durch seinen lieben Sohn Jesum Christum, und wie wir denn auch gewohnt sind zu thun. Darum wollen wir auch jetzt thun, und wollen bitten für die heilige christliche Kirche, daß sie Gott wolle erhalten bei dem rechten Glauben, und wollen bitten für unsere Obrigkeit, daß Gott wolle geben, daß sie Recht und Gerechtigkeit handhabe, und wollen bitten für alle Menschen, daß Gott wolle helfen allen Nothleidenden, Trostlosen, Kranken, Elenden, Gefangenen, Verfolgten, Verlassenen, Armen, Dürftigen, Schwachen, Betrübten, Sterbenden, Verdammten, Irrenden, Verführten, Verzagten, Anfechtungen Leidenden, Versuchten, Verwundeten, Blinden, Lahmen, Tauben, Stummen, Wahnsinnigen, Besessenen, Unbußfertigen, Sicheren, Verstockten, Verhärteten, Gottlosen, Ungläubigen, Verblendeten, Verirrten

Jede Ehre Gottes ist es, wo Gottes Gnade und sein Segen wirkt, wo sie sich verherrlicht durch Taten und Worte. Die Ehre Gottes ist es, wo Gottes Wort gepredigt wird, wo es Gehör findet und wo es in Erfüllung geht. Die Ehre Gottes ist es, wo Gottes Name angerufen wird, wo Gebete vor ihn gebracht werden, wo Gemeinden sich versammeln, um ihn zu loben und zu preisen. Die Ehre Gottes ist es, wo Gottes Reich gebaut wird, wo Menschen sich bekehren, wo Gottes Kinder sich zu ihm bekennen. Die Ehre Gottes ist es, wo Gottes Name geheiligt wird, wo Gottes Wille geschieht, wo Gottes Reich kommt. Und wenn Gottes Ehre in dieser Welt nicht mehr wäre, dann wäre diese Welt ein Ort der Finsternis, der Gottlosigkeit, der Verdammnis. Denn die Verherrlichung Gottes ist die Grundlage und Voraussetzung für alles Heil, für alle Gnade, für alle Barmherzigkeit, für alle Vergebung, für alle Errettung, für alle Seligkeit, für alle Freude, für alles Leben, für alle Ewigkeit. Und ist Gott Gott, dann ist alles gut, dann ist alles recht, dann ist alles richtig, dann ist alles wahr, dann ist alles heilig, dann ist alles ewig. Und wenn Gott Gott ist, dann ist er auch der Herr der Geschichte, der Herr der Völker, der Herr der Kirche, der Herr der Gemeinde, der Herr der Familien, der Herr der Einzelnen. Und wenn Gott Gott ist, dann ist er auch der Herr der Zeit und der Herr der Ewigkeit. Und wenn Gott Gott ist, dann ist er auch der Herr der Natur, der Herr der Schöpfung, der Herr der Geschöpfe, der Herr der Tiere, der Herr der Pflanzen, der Herr der Steine, der Herr der Elemente, der Herr der Sterne, der Herr der Himmel, der Herr der Himmel der Himmel. Und wenn Gott Gott ist, dann ist er auch der Herr der Engel, der Herr der Cherubim und Seraphim, der Herr der Heerscharen, der Herr der Gerechten, der Herr der Heiligen, der Herr der Auserwählten, der Herr der Erlösten, der Herr der Kinder Gottes, der Herr der Gläubigen, der Herr der Bekehrten, der Herr der Wiedergeborenen, der Herr der Gemeinden, der Herr der Kirche, der Herr der Familien, der Herr der Einzelnen. Und wenn Gott Gott ist, dann ist er auch der Herr der Ungerechten, der Herr der Sünder, der Herr der Gottlosen, der Herr der Ungläubigen, der Herr der Verlorenen, der Herr der Verdammten, der Herr der Hölle, der Herr der Finsternis, der Herr der Ewigkeit. Und wenn Gott Gott ist, dann ist er auch der Herr der Teufel, der Herr der Dämonen, der Herr der Satane, der Herr der Antichristen, der Herr der Verführer, der Herr der Lügner, der Herr der Mörder,

Kaufleute zusammen, die sich, wenn sie auch nicht Mitglieder der Gesellschaft sind, doch in ihrem Interesse befinden.

Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Berlin, besitzt ein Haus daselbst, und ihre Mitglieder versammeln sich regelmäßig jeden Donnerstag Abend. Hier werden in zwei Abtheilungen, die, wie z. B. Literatur, Kunst und Theater, Politik und Handel, Gewerbe und Industrie, Landwirthschaft, Bergbau und Hüttenwesen, Marine, Colonien und Auswanderung, Eisenbahnen, Post und Telegraphie, Finanzen, Banken und Börse, Versicherungswesen, Statistik, Recht und Gesetzgebung, Volkswirthschaft, Armenwesen, Gesundheitspflege, Schulwesen, Militärwesen, Verkehrswesen, Bauwesen, Wasserbau, Forstwesen, Jagd, Fischerei, Gartenbau, Thierzucht, Ackerbau, Brauerei, Brennerei, Mühlenwesen, Bergbau, Hüttenwesen, Salinenwesen, Chemie, Pharmacie, Photographie, Elektrotechnik, Maschinenwesen, Schiffbau, Schiffahrt, Handel, Industrie, Gewerbe, Kunst, Musik, Theater, Literatur, Presse

unter anderm: „Der Platz hier heißt der Exerzierplatz, auf ihm haben „sich einst die Krieger in den Waffen geübt, um die Victoria da droben „auf dem brandenburger Thor zu befreien, jetzt beginnt die neue Uebung, „um die in Fesseln schmachtende Victoria der Kunst zu be„freien, wozu ich selbst als ein Marschall der Kunst, welchen des „Königs Gnade zum Kampfe erkoren" u. s. w. Ob dies ganz genau die eigenen Worte des Herrn v. Cornelius waren, wissen wir nicht, indeß der Sinn ist genau wiedergegeben. Ferner sagte Herr von Cornelius, „er habe fünf Mal die Alpen und die Apenninen überschritten, aber nicht, um in Italien zu schwelgen, sondern um dem Vaterlande das Beste zu holen" ꝛc. Der Effect dieser Rede war plötzlich und überwältigend: Cornelius, ein Marschall der Kunst auf dem Exerzierplatz vor dem brandenburger Thor, gradeüber Kroll's Etablissement, erkoren, um die „in Fesseln schmachtende Victoria der Kunst „zu befreien." Man wurde unwillkürlich an des Herrn v. Cornelius verwunderungswürdiges Oelbild „Christus in der Vorhölle," das Graf Raczynski für 1000 Friedrichsd'or zu acquiriren das — Glück gehabt, erinnert, worauf man Leute erblickt, die man, wären sie so unglücklich, zu leben, nicht schnell genug in's erste, beste orthopädische Institut schicken könnte, und denen die Augen an Theilen des Kopfes sitzen, wo man sie für gewöhnlich nicht zu suchen pflegt.

Zugleich aber wurde man auch erinnert, daß in Deutschland hier und da Künstler leben, wie die Schadow's, Julius Schnorr, Overbeck, W. Kaulbach, Lessing, Rauch, Schwanthaler, Kiß ꝛc. Dem „Chri„stus in der Vorhölle" Aehnliches haben die Genannten freilich bis dato nicht hervorgebracht, aber dafür ist es ihnen auch bis jetzt noch nicht eingefallen, für „Marschälle der Kunst" gelten, und die „in Fesseln schmachtende Victoria der Kunst" befreien zu wollen.

Wer wollte nicht gern die großen Verdienste anerkennen, die Herr von Cornelius sich um die Kunst erworben, namentlich als Theoretiker und Lehrer künstlerischer, energischer Charaktere, denn Herr von Cornelius war in der Kunst weit mehr eine bedeutende und einflußreiche Capacität, als ein genialer Producent, und nicht Kaulbach allein hat ihn in letzterer Beziehung weit überflügelt; allein die Zeiten haben sich geändert und weder die Praxis noch die Theorie bedarf heutzutage der Thaten des Herrn v. Cornelius in der Eigenschaft eines Marschalls der Kunst, um die schmachtende Victoria zu retten.

Die wunderliche Rede des Herrn von Cornelius verfehlte denn auch nicht, ein sehr mißliches Erstaunen unter den Künstlern Berlins zu erregen, und Friedrich Förster, sonst eben kein Bayard, übernahm es, in einer Sitzung des „wissenschaftlichen Kunstvereins" dieselbe gehörig ad absurdum zu führen. Schade, daß Förster dabei vergaß, der Werke des genialen Schlüter und der gründlichen Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke, eines Kunstwerkes, zu gedenken. —

In No. 46 der evangelischen Kirchenzeitung hat der bekannte Geschichtstäuscher Heinrich Leo (Dr. und Professor in Halle) eine Recension über Niebuhrs Buch „das Zeitalter der Revolution" geliefert, worin

er dem berühmten Gelehrten und Staatsmann nachzuweiſen ſucht: „daß „er zwar in vieler Hinſicht ſehr weit über ſeiner Zeit ſtand, in der Betrach„tung ſittlicher Dinge aber doch dieſer Zeit auch ſeinen Tribut gebracht „und ihre Mängel auch mitgetragen, ihre Lücken an ſich erfahren hat.“ Herr Leo, der in der „Betrachtung ſittlicher Dinge“ bekanntlich ein ſittlicher Löwe iſt, ſucht dies an Niebuhr's Auffaſſung des Charakters Napoleon's nachzuweiſen. Herr Leo ſagt: „Es iſt deutlich, Niebuhr er„kannte (?) Napoleon an als das, was er war, als einen vollkommen teuf„liſchen Egoiſten, als einen Mann, der die Welt ſo weit verachtete, daß „ihm am Lächerlichwerden nichts lag“ (paßt ganz auf Herrn „Leo ſelbſt) „wenn die Sache in ſeinen Kram paßte; daß er (Napoleon) „den ſchändlichen Mord befahl, wenn er meinte, ſein Intereſſe erheiſche „ihn ꝛc.; daß vor ſeiner (Napoleons) Lüge und Verleumdung „ſogar der Todte nicht ſicher war“ (paßt ja wiederum ganz und gar auf Herrn Leo ſelbſt, der Niebuhr, Napoleon, Guſtav Adolph und die ſelige franzöſiſche Revolution von 1789 noch nach dem Tode verleumdet und beſchimpft).

Endlich culminirt die Genialität jenes Leo'ſchen Artikels in der frommen evangeliſchen Kirchenzeitung in folgendem lächerlichen Paſſus: „Na„poleon hat in ſeiner Seele die vollkommene Niederträchtigkeit großge„zogen, die dazu gehört, daß Jemand ſeinem Bedienten fortwährende Ver„lockungen zu kleinen Untreuen aufſteckt, bis es ihm gelingt, den armen „Menſchen zu verführen und zu ertappen, um ihn dann durch dieſe Er„tappung zum Schändlichſten, zur Befriedigung aller Lüſte mit ihm und „an ihm (?!) in ſeiner Gewalt zu haben, weil er ihn, wo er irgend „zu widerſtehen wagt, als Dieb verklagen und äußerlich vollkommen rui„niren kann. Dieſe Niederträchtigkeit, dieſe Gemeinheit der Seele zieht „durch Napoleon's Leben — und dieſe empörende Niederträchtigkeit hat „Niebuhr, wie aus ſeinem Urtheil über den Mann im Ganzen hervorgeht, „vollkommen erkannt; (sic) und daneben — ſollte man es glauben — ſpricht Niebuhr an andern Stellen mit Verehrung von Napoleon, nennt ihn „einen großen Mann“ u. ſ. w. Man weiß nicht, ob man ſich über ſolche Albernheit empört fühlen, oder lachen, oder den armen Mann bemitleiden ſoll. Daß ein ſolcher Unſinn in der frommen evangeliſchen Kirchenzeitung ſteht, kann Niemand in Erſtaunen ſetzen, der die innerſte Tendenz dieſes heiligen Inſtituts kennt.

Herr Leo, der unvergleichliche Entſteller der Weltgeſchichte, der es unternommen, einen Niebuhr wegen ſeiner Verehrung Napoleon's ad absurdum zu führen, weiß vielleicht nicht mehr, daß ein deutſcher König in ſeiner Bewunderung Napoleon's ſo weit ging, ihm ein Denkmal von Marmor ſetzen zu laſſen. Will Herr Leo das nicht rügen, tadeln, auf's Schärfſte vermaledeien? Und warum nicht, da der Mann ja bereits im Grabe ruht, der Napoleon ſo groß geehrt. Alſo, Herr Leo, greifen Sie zu ihrer Therſitesfeder und ſchelten ſie friſch drauf los, wir wollen Ihnen den deutſchen Denkmalbegründer Napoleon's nennen: — Friedrich Wilhelm III., der hochſelige König von Preußen war es, der ſeinem großen Feinde, ſelbſt großgeſinnt, eine Bildſäule von Marmor ſetzen

Digitized by Google

ließ, und gar — (erſchrecken Sie nicht, Herr Leo) — im Muſeum zu Berlin, unter die Helden der vorchriſtlichen Welt, gegenüber dem heidniſchen Julius Cäſar. War das nicht entſetzlich, unchriſtlich, unſittlich, dem „Marquis von Bonaparte" — (nennen ihn nicht die Jeſuiten alſo?) — eine ſolche Ehre anzuthun? Nun, Herr Profeſſor, muthiger Rügenwart und frommer Geſchichtsſchreiber, treten Sie doch dagegen auf, laſſen Sie doch Ihre ſittlichen Donner durch die Spalten der frommen Evangeliſchen rollen und grollen über dieſen königlichen Bewunderer Napoleon's. Vielleicht ſchelten Sie den marmornen Napoleon aus dem Muſeum hinaus, vielleicht ſtellt man Sie ſelbſt auf das Piedeſtal, gradüber Julius Cäſar. —

Der rühmlichſt bekannte Staatsökonom John Prince-Smith hat ſoeben in Berlin zwei Broſchüren erſcheinen laſſen, wovon die erſte „über „die engliſche Tarifreform und ihre materiellen, ſocialen und po„litiſchen Folgen für Europa" handelt; die zweite „Bemerkungen und „Entwürfe Behufs Errichtung von Actienbanken" enthält.

Was die Broſchüre über die engliſche Tarifreform anlangt, ſo kämpft der geehrte Verfaſſer darin mit Ruhe und Klarheit für eine abſolute Freiheit des Welthandels und weiſt in beſonderer Beziehung auf Deutſchland nach, daß Schutzzölle („Theuerungszölle" nennt er ſie) und Sonderintereſſen dem deutſchen Handel und der deutſchen Induſtrie, nach Aufhebung aller britiſchen Monopole, direct verderblich werden müſſen (?): Er weiſt nach, daß ſolche ſogenannte „Schutzzölle" eine indirecte, unnütze und ſchädliche Beſteuerung der Nation ſind, zur Deckung eines von einem beſondern Gewerbe, das auf einem künſtlichen und unnatürlichen Fundamente ruht, gemachten Ausfalls.

Wir werden auf die Broſchüren des Herrn Prince-Smith des Nähern zurückkommen, da ſie ein allgemeines Intereſſe beanſpruchen und einer ausführlichen Beſprechung äußerſt würdig ſind. H.

2.

Hinrichtung. — Aus dem Leben der Verbrecher.

Unſere Stadt wird dieſe Woche das Schauſpiel einer Hinrichtung haben, oder vielmehr nicht unſere Stadt, ſondern das benachbarte Spandau, da in letzterer Zeit derlei tragiſche Executionen nicht mehr im Weichbilde Berlins ſtatt finden. Auch ſucht man in lobenswerther Weiſe ſolchen tragiſchen Acten der Juſtiz den Charakter eines Volksſpectakels zu nehmen. Man läßt daher die Hinrichtung bereits Morgens um 3 Uhr vor ſich gehen und verſchweigt dem großen Publicum noch am Tage zuvor den Richterſpruch, was aber nicht verhütet, daß am verhängnißvollen Morgen zwanzigtauſend Schauluſtige auf dem Richtplatze ſich drängen. Denn wie will man den Urtheilsſpruch den Verwandten verſchweigen, die zum letzten Mal zu ſehen dem Delinquenten doch geſtattet werden muß? Der Verbrecher, der dieſen Donnerſtag (17. Juli) eine Miſſethat mit ſeinem Leben bezahlen wird, iſt ein Menſch von etwa 48 bis 50 Jahren, Namens Kleber, ſeines Handwerks ein Maurergeſelle. Er ward bereits ein Mal zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil er ſeine Frau ſo mißhandelt hatte, daß ſie in Folge dieſer Mißhandlungen

Digitized by Google

geſtorben iſt. Nachdem er ſeine achtjährige Strafe abgebüßt, lebte er im Concubinat mit mehrern Weibsperſonen. Die letzte dieſer Art war eine hübſche Perſon, die, wie es ſchien, ſeinen Sohn noch lieber ſah, als den Vater. Von Eiferſucht zernagt, beſchloß dieſer entartete Menſch, ſeinen Sohn, einen jungen Burſchen von etwa zwanzig Jahren zu ermorden! Er verſah ſich mit einer Piſtole, mit Pulver und Blei und wartete eine Nacht ab, wo der junge Menſch im tiefen Schlafe lag. Aber in demſelben Bette mit dieſem ſchlief auch noch ein junger Knabe, ſein Bruder. Als der ſcheußliche Vater an's Bett heranſchlich, ſah er, wie ſein jüngerer Sohn im Schlafe die Arme um den Hals des ältern Bruders geſchlungen hielt, ſo daß der Schuß, wenn er ohne Vorſicht abgefeuert worden wäre, vielleicht den Kleinen ſtatt des Größern getroffen hätte. Statt ſich abſchrecken zu laſſen, holte er Licht herbei, erſpähte ſorgſam eine Stelle, wo die Kugel ſicher treffen würde ohne den Andern zu verletzen, ſetzte endlich die Mündung an die Weichen ſeines Opfers und ſchoß ab. In erſter Inſtanz zum Tode durch das Rad verurtheilt, appellirte er an die zweite Inſtanz, indem er im Gefängniß gleichzeitig ſein Betragen änderte. Früher frech, hartnäckig und roh, wurde er jetzt plötzlich fromm, geiſtlich, verzückt, ſprach ſtets mit Salbung, verdrehte die Augen: die Strafe, die ihm Gott ſchicke, ſei ihm willkommen, er ſei mit ſeinem Schöpfer verſöhnt, er fühle die Größe ſeiner Miſſethat und wünſche ſeinen ſündhaften Brüdern ein Beiſpiel zu werden von des Himmels Strafen, und derlei Redensarten mehr. Die zweite Inſtanz aber beſtätigte trotz dieſer heiligen Bekehrung das Urtheil und der König milderte, wie es Brauch iſt, die Strafe des Rades in den Tod durch das Beil.

Die Gefängniſſe der hieſigen Stadtvogtei ſind übrigens ſo vollgeſtopft mit Verbrechern aller Art, daß in manche Zelle ſechs geſperrt werden müſſen. Um auch einen komiſchen Fall zu erzählen, will ich eines Angeklagten erwähnen, der Fälſchungen ſich zu Schulden kommen ließ. In Ermangelung eines Vertheidigungsgrundes, ſimulirt er, wahnſinnig oder vielmehr von einer fixen Idee beſeſſen zu ſein. Er gibt ſich für einen Neffe von Rothſchild aus, wirft mit franzöſiſchen Brocken um ſich und ſpricht namentlich viel von ſeinen Vettern James und Salomon in „Francfort a u (!) Main“. Es ſcheint aber, daß dieſer Wahnſinn nicht genug Methode hat, denn er findet keinen rechten Glauben. Das Simuliren von Krankheiten iſt eine ſo oft wiederkehrende Komödie in den Unterſuchungsgefängniſſen, daß man es den Richtern nicht verargen kann, wenn ſie Skeptiker werden. Vor noch nicht langer Zeit befand ſich in der Stadtvogtei ein Mann in Unterſuchung der contract war und einen Fuß kürzer als den andern hatte. Er mußte immer zur Unterſuchung getragen werden, kam mehrmals in's Lazareth und beſtand mehrere ſchwere Kuren, ohne daß ſich ſein Uebel nur im mindeſten beſſerte. Doch kam er allmälig ſo weit, daß er auf Krücken herumſchleichen konnte. Endlich wurde er wegen unzureichender Beweiſe entlaſſen und bat, man möchte ihm die Krücken ſchenken. Dies geſchah. Aber auf dem Wege aus dem Gefängniß führte ihm der Zufall einen der Gefängnißchirurgen in den Weg und dieſer traute ſeinen Augen nicht, als er plötzlich ſeinen Patienten friſch, fröhlich und frei mit graden Gliedern, die wohlbekannten Krücken

unter dem Arm, einherspazieren sah. Im Gefühl der Scham lief dieser, als er des Arztes ansichtig wurde, auf und davon und der vorgebliche kurze Fuß machte jetzt so lange Schritte, daß der nacheilende Arzt ihn kaum mehr erreichen konnte. Dieser hat auch den ganzen Vorfall, der einen Beitrag zur Lehre von der Verstellungsfähigkeit des Menschen liefert, in einem hiesigen Blatte veröffentlicht. Bei solchen Erfahrungen muß allerdings das Herz des Richters abgestumpft gegen die Angeklagten werden. Unwillkürlich wird ihm seine Phantasie die erlebten Beispiele vorführen und seinen Verstand und sein Herz gegen den Angeschuldigten stimmen. Derlei kann dem trefflichsten Menschen, dem humansten Richter begegnen. Darum sollten die Männer der Justiz in ihrem eigenen Interesse auf Oeffentlichkeit und eine andere Gerichtsform dringen, damit die schwere Verantwortlichkeit ihnen abgenommen werde, damit die öffentliche Meinung ihnen zur Seite stehe und sie sich nie Selbstvorwürfe zu machen haben, die Sache irgend eines Inculpaten vielleicht doch zu vorurtheilsvoll gesehen zu haben.

III.

Notizen.

Eisenbahnen und Statistik. — Königsberg und die Königsberger. — Jung und der Socialismus.

Das gräßliche Unglück auf der französischen Nordeisenbahn wird als Nachwehen wieder für einige Zeit eine gesteigerte Angst vor Eisenbahnfahrten haben. Wie viele Mütter werden in den nächsten Monaten in der fürchterlichsten Qual leben, wenn ihre Söhne nur um eine halbe Stunde länger ausbleiben, weil der Convoi, mit dem er ankommen soll, sich verzögert hat; wie viel Frauen werden in den Eisenbahnhallen unter Thränen von ihren Männern Abschied nehmen und dem ersten Briefe mit zagender, selbstpeinigender Erwartung entgegen sehen. Wie einen Tröster in der Noth, finden wir in dem vor einigen Tagen erschienenen „Eisenbahn-Jahrbuch" von Herrn von Reden (Berlin 1846), einen beruhigenden Aufsatz über die Unglücksfälle auf den Eisenbahnen Europa's. Zuerst wird darin durch statistische Zahlen nachgewiesen, daß Frankreich überhaupt, wegen seiner nachlässigen Eisenbahnverwaltung und der Unzulänglichkeit seiner gesetzlichen Bestimmungen, in diesem Punkte die allermeisten Unglücksfälle aufzuweisen und in Bezug ihrer Anzahl einen traurigen Vorrang unter allen europäischen Eisenbahnen hat. Nach Frankreich kommt England, dann Belgien und in letzter Reihe erst Deutschland. Die tüchtige Verwaltung deutscher Eisenbahnen und jener schwerfällige, bedächtige Geist, den man in andern Angelegenheiten an uns tadelt, kommt uns hier zu Gute. Ferner weist Herr von Reden nach, daß, trotz aller bisher bekannten Eisenbahnkatastrophen, das Reisen auf Eisenbahnen dennoch für ungleich weniger gefährlich zu halten ist, als jede andere Art der Personenbeförderung. Unter mehrern Belegen, die Herr von Reden zur Unterstützung dieser Behauptung liefert, findet sich auch folgender: Nach den Erfahrungen der Jahre 1840 bis einschließlich 1844, kommen in Berlin durchschnittlich jährlich 90 bis 100 Personen durch einen Unglücksfall (Selbstmord ausgeschlossen) um's Leben; davon finden zwischen 40 und 50 ihren Tod im Wasser. Die höchste Zahl

Digitized by Google

eines in ganz Deutſchland auf den Eiſenbahnen durch einen Unfall zu Tode gekommenen Perſonen iſt 4, alſo nur der zehnte bis zwölfte Theil der allein in Berlin lediglich im Waſſer Verunglückten. Sogar das Baden im Freien iſt ungleich gefährlicher, denn während z. B. in Berlin 1843: 7, 1844: 4 Perſonen (männlichen Geſchlechtes) beim Baden ihr Leben verloren, fanden in dieſer Zeit nur 1 reſp. 2 Menſchen auf ſämmtlichen deutſchen Eiſenbahnen durch einen Unfall ihren Tod. In London verlieren 250 bis 300 Perſonen alljährlich durch Unfälle beim Fahren ihr Leben, während in ganz Europa die Eiſenbahnen nicht ſo viele Opfer koſten. Es iſt ſogar bei Weitem gefahrvoller in den Straßen von Paris zu Fuße zu gehen, als auf den franzöſiſchen Schienenwegen zu fahren; denn die Zahl der in den Straßen der Seinenreſidenz umkommenden Perſonen iſt jährlich 460 bis 480, während bisher das jährliche Maximum der Todesfälle auf den Eiſenbahnen Frankreichs 56 war. — Legt man die Frequenz der Berlin-Anhalt-Eiſenbahn zu Grunde, ſo wurden im Jahre 1844 auf je 10 Meilen Bahnlänge etwa 430,000 Perſonen befördert. Um dieſe Perſonenzahl nach einem Punkte gleicher Entfernung zu ſchaffen, würde auf der Chauſſee eine Schnellpoſt (10 Perſonen täglich) hin und zurück 118 Jahre bedurft haben; da nun nach dem Durchſchnitte des unglücklichſten Jahres in Deutſchland erſt auf 45 Meilen Bahnlänge ein Todesfall kommt, ſo müſſen 472 Jahre vergehen, ohne daß die Schnellpoſt Veranlaſſung des Todes eines Reiſenden iſt, wenn man behaupten will, es ſei mit dem Perſonentransport auf Chauſſeen nicht mehr Gefahr verbunden, als auf — Eiſenbahnen.

— Von Dr. Alexander Jung iſt ein Buch: „Königsberg und die Königsberger" erſchienen. Schon vor einigen Jahren ließ der Profeſſor Roſenkranz „Königsberger Skizzen" erſcheinen; aber ſtatt kerniger, plaſtiſcher, ſaftiger Schilderungen aus dem wirklichen Leben Königsbergs erhielt man weiter nichts, als zuweilen recht ſpaßhafte, philoſophiſch-krankhafte Conjecturen und Hypotheſen, die ſich von der Tracht der Dienſtmädchen bis in den Mittelpunkt der ſublimſten Metaphyſik verirren mochten. Da die königsberger Bewegungen, wenn auch mehr in jüngſtvergangener Zeit, als gegenwärtig, den Blick Deutſchlands dieſer Stadt zugewendet haben, ſo wäre eine kernige Schilderung des wirklichen Königsbergs noch immer von Intereſſe. Aber eine ſolche ſaftige, lebensvolle Darſtellung ſucht man ganz vergebens auch in dem vorliegenden Buche von Jung. Er folgt vielmehr ſeinem Meiſter Roſenkranz in Hypotheſen und Conjecturen und führt ſich durch Königsberg philoſophiſch ſpazieren. Es liegt ein beſonderes Etwas zwiſchen dem Herrn Jung und der vollen Wirklichkeit des Lebens, dies iſt die philoſophiſche Schule. Wie er ſich auch müht, er kann des vollen Lebens nicht Herr werden, er ſucht ſich in bloßen Reflexionen zu entſchädigen, dadurch aber erhält ſein Buch den Charakter einer unerfreulichen Sterilität. Herr Jung gibt den Socialismus als das eigentliche Element ſeines Buches an. Er hat ſich einen Socialismus zurecht gemacht, der von dem wirklichen kaum etwas Anderes hat, als den Namen. Am meiſten Socialismus finden wir in folgenden Stellen des Buches: „Die Gräfin Roſſi, die frühere Sonn-

Digitized by Google

tag, soll von dieser Schloßteichidylle mitten in der Stadt, von diesem Naturrausche mitten in dem sonst nüchternen Königsberg hingerissen worden sein, und sie würde dieses Meisterstück der Natur auch von der Kunstseite vollendet haben, wenn sie aus einem der Gärten als menschliche Nachtigall an einem jener schwärmerischen Abende hätte hervorschlagen mögen, so daß doch auch einmal das arme Volk auf der Schloßbrücke sie hätte hören können. Etwas allzuviel möchte es gesagt sein, wenn Jung behauptet: „Königsberg ist der merkwürdige Ort, welcher, an das Ende von Deutschland gedrängt, dieses so höchst eigenthümlich geartete Land in seiner ganzen Vollständigkeit und Originalität in sich abbildet und dem aufmerksamen Beobachter vor das Auge bringt." Statt kräftiger Federzeichnungen und frischer Schilderungen finden wir ohnmächtige Vergleiche, in ihrer Forcirtheit unendlich komisch. „In der vor uns liegenden Aussicht haben wir Dresden vor Augen (also nicht Königsberg), Dresden von der Elbbrücke aus. In jener Ecke links setzt die Gartenanlage des Conditors Maurizio ordentlich schon zu einer brühlschen Terrasse an." Ja sogar: „In der Ferne mehrere hohe und schlanke thurmartige Schornsteine hiesiger Fabriken, wie türkische Minarets, deren schwarze, langgeschweifte Steinkohlenrauchwolken wie wilde, muselmännische Roßschweife erscheinen, die heute wie an einem Ehrentage des Propheten ausgeflaggt sind; oder die Illusion wird noch größer, wenn der wirkliche Halbmond in der lauen Nacht über einem jener Menestrello steht?" Wo ist hier auch nur etwas von einer wahren, kernigen, natürlichen Schilderung. Nach Jung wäre auch die königsberger Bürgerversammlung socialistisch gewesen, also auch folgende Verhandlung, die wir nach ihm mittheilen:

„Wir decken uns! rufen eine Menge Bürger, indem sie ihre Hüte und Mützen aufsetzen. — „Ich bitte um das Wort, Herr Präsident!" ruft eine neue Stimme. — Ihr Name, mein Herr? erwiedert der Präsident. — Der Name wird genannt. — Haben Sie die Gewogenheit, mein Herr, fährt der Präsident fort, von dem Worte nach Wohlgefallen Gebrauch zu machen. — Ich wollte nur, erwiedert der Angeredete, die kurze Anfrage mir erlauben, ob es nicht zweckmäßiger wäre, daß ein Jeder für den heutigen Abend eine Mütze und nicht einen Hut als Kopfbedeckung mit sich führte, damit der Hintermann im Vorwärtsblicken nicht behindert würde. — Dagegen werde ich mir erlauben zu protestiren, antwortet der Hutfabrikant Herr E., da ich einen großen Vortheil davon habe, den mir die Herren, ich bin davon überzeugt, auch von Herzen gönnen werden. — Gut bemerkt! rufen Hunderte von Stimmen mit innigem Lachen, sehr gut bemerkt! — Es leben die Hüte! fällt der Chorus ein. — Hüte, und nur Hüte sollen mitgebracht und während der ganzen Versammlung auf dem Kopfe behalten werden!"

Uebrigens ist durch das vorliegende Buch eine kräftige Schilderung des wirklichen Königsbergs durchaus nicht überflüssig gemacht worden. Ein kräftiges Leben verlangt natürlich auch einen kräftigen Zeichner.

S.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Wiener Kunſtzuſtände

mit Bezug auf die diesjährige Kunſtausſtellung.

Die Säle der Kunſtausſtellung ſind nun wieder geſchloſſen; die wenigen Liebhaber, die ihre Theilnahme durch mehr als bloßes Beſchauen bethätigen, haben ſich von ihren Lieblingen Bilder angekauft, die Künſtler in Mehrzahl ſind jedoch verſtimmt und gedrückt. Dies wiederholt ſich ſeit einer Reihe von Jahren mit wenigen Abwechslungen. Nirgends will man bemerken, daß die Kunſt dem Leben näher getreten ſei, daß ſie dem Volke ein Bedürfniß, dem ſtaatlichen Leben in ſeiner Außenſeite eine Ergänzung geworden ſei. Umſonſt quälen ſich die Künſtler ab, ſelbſt mit Hilfe der Mode wenigſtens flüchtig dem Tage zu fröhnen, um an ſeinen Genüſſen Theil zu nehmen — ſie ſtehen iſolirt — und der beſſere Theil, dem es mit ſeinem Streben Ernſt iſt, ſieht mit Bekümmerniß in die nächſte Zukunft, mit weniger Befriedigung auf ſeine Leiſtungen und deren Erfolge. Schon Profeſſor Kugler hat in einem gut geſchriebenen Artikel: „Ueber den Pauperismus auch in der Kunſt" den Vorhang gelüftet und einen ſehr betrübenden Einblick in die geprieſene Heiterkeit der Kunſt eröffnet, welche immer mehr und mehr dem Ernſte des Lebens weichen muß.

Kunſtvereine und andere künſtliche Hebel haben eine Menge Künſtler in's Daſein gerufen. Kurze Zeit hindurch träumte man von einer raphael'ſchen Zeit; doch nun kommt das Erwachen und mit ihm die Verſtimmung über getäuſchte Hoffnungen. In Oeſterreich duldet der Staat die Kunſt, aber er unterſtützt ſie von keiner Seite; und wie abhold man auch ſonſt den Einflüſſen des Auslandes iſt, in der Kunſt hat man Ausnahmen gemacht. So wurde der neue Brunnen — beſtimmt, einen der größten Plätze Wiens zu ſchmücken —

bei dem Münchner Schwanthaler bestellt, und das Monument für den verstorbenen Kaiser wurde, obgleich Wien weit bessere Bildhauer besitzt, aus politischen Rücksichten dem Italiener Marchese übertragen, einem Künstler, der durch seine bisherigen Leistungen wenig den Ruf bestätigte, der ihm vorausging. Wir erinnern nur an die liegende Venus im Belvedere; eine fade, abgeschmackte Arbeit, der sich jeder bescheidene Schüler schämen müßte. Was nun unsern Bildhauern übrig bleibt — sind kleine Statuetten in Duodezformat, oder hier und da Arbeiten in Sandstein für Kirchen oder andere Bauten, wobei kaum Wasser und Brod zu verdienen ist. Man klage daher nicht über die geringe Zahl der plastischen Arbeiten, die jährlich zur Ausstellung kommen. — Hier reichen die Kräfte der Privaten nicht aus; die Bildhauerei lehnt sich an ein großartiges Staatsleben, wo dieses fehlt, hat sie, wiewohl traurige, Feiertage. Es fehlen uns keineswegs Talente, die sich mit dem hochgepriesenen Deutschland messen können. Wir glauben mit Bestimmtheit, daß Director Klieber, der freilich nun gealtert ist und dessen Hände bereits zittern und den Meisel zu führen unvermögend sind, bei einer Unterstützung von Seiten des Staates und einer, durch die Erfolge wach gehaltenen Begeisterung bestimmt Großes geleistet hätte. Aber er ist nun für die Kunst untergegangen, und die jüngeren Talente, wie Preleuthner und Rammelmayr können sich über die Mühen des Tages nie bis zur wahren Lust des Schaffens emporringen. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir ihre ausgestellten Werke auffassen und es anerkennen, daß sie, trotz dieser drückenden Ungunst, doch mannichfach Erfreuliches geleistet haben. Wir erwähnen des h. Hubert und der Rebecca von Rammelmayr beide in Lebensgröße als verdienstlicher Arbeiten und Zeichen eines tüchtigen Strebens. Doch auch sie werden über kurz oder lang verkümmern, wenn sich die Verhältnisse nicht ändern, wozu bei der maschinenartigen Einrichtung unseres ganzen Lebens keine Aussicht ist. Der Impuls zu einer großartigen Kunstthätigkeit geht nicht von Canzleistuben aus, sondern aus der begeisterten Liebe eines Einzelnen oder Vieler, die sich zu einem geistigen Mittelpunkte vereinen. In letzterer Beziehung kann man nicht läugnen, daß die Stände Böhmens aus ihrer Apathie sich loszuringen scheinen. Wenigstens sind mehrere Bauten in Aussicht. Auch dem talentvollen böhmischen Bildhauer Max, der auf Kosten der Stände eine Reise nach Rom zu seiner Ausbildung unternahm, fehlt es von seinem Geburtslande nicht an ehrenvollen und lohnenden Aufträgen. Die von ihm gefertigten, für die alte

Digitized by Google

Theinkirche in Prag beſtimmten Landespatrone Böhmens und Mährens, die h. h. Cyrill und Methud in Lebensgröße im ſchönſten Marmor ausgeführt, ſind das bedeutendſte plaſtiſche Werk, welches ſeit einer langen Reihe von Jahren in Oeſterreich gefertigt wurde und das jedes ausländiſchen Künſtlers vom beſten Rufe würdig wäre. St. Methud iſt mit der Stola bekleidet und hält in ſeiner Linken eine Tafel mit dem jüngſten Gericht. St. Cyrill trägt das Buch der Lithurgie und in der Rechten das Kreuz. Der Ausdruck der Geſichter, beſonders des Letzteren, ſind ſehr charakteriſtiſch und der Faltenwurf der Gewandung zeigt von vollkommenem Verſtändniß der künſtleriſchen Mittel. Weniger gelungen erſcheint uns dieſes Künſtlers heilige Ludmilla, die erſte, chriſtliche Herzogin Böhmens, als Märtyrin erwürgt. Sie gleicht eher einer ſanft ſchlafenden, als einer mit Gewalt erwürgten. Ueberhaupt wird der Ausdruck des Todes der Plaſtik nie ſo gelingen, wie der Malerei, die durch Licht und Farbe bis zum letztem Athemzuge folgen kann; auch gewährt dieſe Figur keinen rechten Standpunkt des Beſchauens. Der von dieſem Künſtler gelieferte Entwurf zu einem Monumente für Kaiſer Karl IV. wird für alle Zeiten ein bloßer Entwurf bleiben, indem die Anfertigung dieſes Monumentes für Prag dem dresdner Künſtler Hähnel übertragen worden. Die übrigen plaſtiſchen Arbeiten ſind von geringem Belange.

Auch die ſogenannte *hiſtoriſche* Kunſt hat in Oeſterreich keinen geſunden Boden gefunden und keine Früchte getrieben und es ſcheint faſt, als habe die Zeit und ihre Verhältniſſe ſie unmöglich gemacht. Künſtler kann der Staat und Einzelne beſchäftigen — aber eine *ganze Kunſt* läßt ſich nicht bei einem Volke, von dem ſie ausgehen, in dem ſie wurzeln ſoll — beſtellen, etwa wie man Steuern eintreibt oder eine Armee recrutirt. Aber überſehen ſoll man es auch nicht, daß dieſer Kunſtzweig, ſoll er überhaupt im Leben erhalten werden, nothwendig ebenſo vom Allgemeinen, d. h. vom Staate, gehalten und unterſtützt werden muß, wie ſeine Wirkung für das Allgemeine berechnet iſt. Nur eine fortdauernde Kunſtübung kann hier die Mittelmäßigkeit überwachſen und wo die Gelegenheit eine ſeltene geworden iſt, klage man nicht über das Ungenügende der Leiſtungen. Wahrlich, man müßte vielmehr die Ausdauer der Künſtler bewundern, die trotz Mangel und Noth der Hiſtorienmalerei ſich widmen, wenn ſie nicht von der Eitelkeit getragen und aufrecht gehalten würden, ihr Kunſtzweig ſtehe hoch über der gegenwärtig ſo beliebten Genremalerei. Sie überſehen hierbei die ſchon oft aufgeworfene Frage, ob überhaupt

Digitized by Google

unſere ganze Zeit in ihrer ſocialen Entwicklung bis in die unterſten Glieder nicht für die Geſchichtsmalerei bereits abgeſtorben ſei und ob nicht eben das ſociale Leben der ganzen Maſſe mit ſeinen Leiden und Freuden ſich über den Stoff der Geſchichtsmalerei vorgeſchoben habe und den eigentlichen Lebenskern unſerer Kunſt — der dramatiſchen, wie der bildenden — ausmache.

Wir wollen nun im Kurzen jene Richtungen der Geſchichtsmalerei ſchildern, welche für Oeſterreich von Bedeutung ſind und dabei zugleich auf die literariſchen Verhältniſſe Rückſicht nehmen, an welche ſich die künſtleriſchen Beſtrebungen angelehnt haben. Jene ſind zwar dieſelben (bis zur neueſten deutſchen Literatur), welche ſich auch außerhalb geltend gemacht haben; doch iſt es bemerkenswerth, daß der Oeſterreicher, ſo gerne er ſich auch dem herrſchenden Zuge hingibt, doch ſelten mit voller Begeiſterung und einer gewiſſen, den Stoff geſtaltenden Urſprünglichkeit an's Werk geht; daher dieſe Erzeugniſſe in Literatur und Kunſt das Gemachte, Nachgeahmte ſehr leſerlich an der Stirne tragen.

Die antikiſirende Richtung iſt wohl eine der bedeutendſten und durch die Talente Füger, Abel u. ſ. w. auch eine der anerkannteſten geworden, wiewohl ihre Nachklänge mehr noch in der Schule als im Kunſtleben ſpürbar ſind. Sie ſchreibt ſich aus der Zeit her, wo man glaubte, eine Regeneration der Kunſt einzig und allein aus der Antike ſchöpfen zu müſſen. Man zog den plaſtiſchen Geſtaltenreichthum ohne Verſtändniß in das Gebiet der Malerei hinüber; darum zeigen auch dieſe Gemälde durchaus etwas Kaltes, ja man möchte ſagen, etwas Steinernes, denn man lauſchte der Antike blos eine gewiſſe Regelmäßigkeit in Geſtalt und Faltenwurf ab, drang aber durch dieſes Aeußere nicht bis zum warmen Leben, welches in ihnen liegt. Und dieſes antikiſirende Element blieb auch den gelehrten Kreiſen nicht fremd. Selbſt im täglichen Leben ſah man ſehr nüchterne Geſtalten in Portraits als Hebe, Juno u. ſ. w. abgebildet. Alle Ereigniſſe im politiſchen Leben fanden ihre künſtleriſche Darſtellung durch ähnliche Begebenheiten im römiſchen oder griechiſchen Staatsleben und ſelbſt den chriſtlichen Mythos durchzog die lange Reihe antiker Stylbildungen, wie man aus Füger's Kupfer zu Klopſtocks Meſſiade erſehen kann.

Aber ſchon ſeit Langem hat ſich die Kunſt des Tages dieſer Nachahmung entzogen und wahrſcheinlich wäre ſie ſchon ohne weitere Nachwirkung verſchwunden, wenn nicht eben in jene Zeit die Einrichtung

Digitized by Go

der Kunſtakademien gefallen wäre. Nach den eben geltenden Principien wurde nun auch die Schule geregelt, und der Unterricht auf den ganzen Nachwuchs übertragen. Und wie es überhaupt in Schulen ſchwierig iſt, das einmal durch ſo viele Jahre Geübte durch Neueres, Lebendigeres zu erſetzen, indem auch der Schlendrian zur Macht werden kann, ſo fußen noch gegenwärtig die meiſten Kunſtſchulen auf dieſer lebloſen, veralteten Baſis und der Kampf zwiſchen dieſer und den Regungen einer freieren Kunſtanſchauung wird von Jahr zu Jahr ein erbitterterer; — um ſo mehr, als die gute Meinung und der Eifer jener, welche eine Reorganiſirung der veralteten Schule erkämpfen wollen, an den künſtlichen Waffen bricht und ſcheitert, mit welcher die Akademien ſich als Staatsanſtalten zu vertheidigen wiſſen.

Dieſes akademiſchen Zopfes wurde man außerhalb der Schule zu jener Zeit ſatt, wo durch ſchwere Kämpfe auf blutgetränktem Boden ein nationales Bewußtſein zu erſproſſen ſchien und wie durch dieſes das Volk auf ſeine Landesgrenzen aufmerkſam wurde, die es mit ſeinen Leibern decken mußte, ward ihm auch ſein Boden und ſeine Geſchichte näher gebracht. Das ganze Beſtreben der Kunſt ging nur dahin, vaterländiſch zu dichten und zu malen. Man glaubte ſchon dem Hiſtorienfach neues Leben und neuen Aufſchwung verliehen zu haben, indem man friſch in die Geſchichte des Vaterlandes griff und die verfloſſenen Jahrhunderte in ihren verſchiedenen Momenten zur Darſtellung brachte. Dem erſten Anſtoße, der durch die Schlegel und Conſorten in Deutſchland gegeben wurde, wußte für Wien Freiherr von Hormayr in ſeinem damals herausgegebenen Archiv die gehörige Farbe und einen auf Vaterlandsliebe geſtützten Nachdruck für die guten Oeſterreicher zu geben. Man entfaltete den ganzen Reichthum einheimiſcher Geſchichte — und dies in Poeſie und Kunſt, in jener die beiden Collin, welche A. W. Schlegel mit Gewalt zu Celebritäten ſtempeln wollte — Alxinger mit ſeiner mittelalterlich trockenen Rittercaricatur; in dieſer Ruß und ſein mäßiger Anhang.

Beſonders Ruß war eine ganz trockene Perſönlichkeit. Aus den Stoffen des Alterthums rang er ſich mit einer ſtürmiſchen Begeiſterung zum vaterländiſchen Mittelalter empor, ganze Suiten Compoſitionen floſſen aus ſeinen thätigen Händen hervor und ſein höchſter Wunſch ging dahin, im Leben und Kunſt — das Mittelalter mit ſeinen derben Geſtalten wieder zu erſchaffen. Die Zeit und das Publicum, beſonders aber die Oeſterreicher, konnten ſich dieſer Poeſie nicht freuen, es fehlte ihm daher an Theilnahme für ſeine vaterländi-

Digitized by Google

ſchen Compoſitionen — ebenſo wie Collins Trauerſpiele überall mit ſchöner Achtung aufgenommen wurden, hinter welcher ſich die Langeweile verkroch.

Unter den jüngern Künſtlern hat dieſe Richtung keinen großen Anhang gewonnen. Ritter von Perger kann mit ſeinen ſchlechten Pinſeleien ihr nicht auf die Beine helfen. Geiger — allerdings ein bedeutenderes Talent — kommt über lauter Illuſtrationen ꝛc. nie bis zur Pallete, und auch bei ihm ſcheint ſich ſchon eine Manier feſtgeſetzt zu haben, von der er ſich ſchwer mehr losringen kann und es auch nicht will; denn ſie erleichtert ihm die Arbeit. Wer aber in Geſchichtsmalerei mehr ſucht, als eine Richtigkeit des Coſtüms, eine gefällige Anordnung der Gruppen und hier und da mühſam zuſammengeholte Portraitähnlichkeit, wird darüber nicht trauern, daß dieſe Geſchichtsmalerei ihrem Ende zugeht.

Einen andern Gang nahm ebenfalls ein Schlegel'ſcher Anhang von Dichtern und Künſtlern. Sie blieben nicht ſtehen bei jener Anregung zum Vaterländiſchen, Nationellen — ſie verſenkten ſich mit Gluth und Flammen in die religiöſe Symbolik, wobei nun wieder das Mittelalter mit ſeinen Kunſtgeſtalten heraufbeſchworen wurde. Die Dichter gingen mit krankhafter Begeiſterung voran. Werner war für uns Wiener der Repräſentant dieſer Richtung, welche in Deutſchland durch bedeutende Talente ſelbſt bis in die Literatur der Gegenwart herüberſpielt.

In die Kunſt floß dieſe religiöſe Quelle — von Rom her. Dort verbanden ſich eine Schaar frommer Künſtler, wie Overbeck, Führich, Steinle u. ſ. w. Sie verwarfen das Kunſtleben und Treiben der Gegenwart und ſahen in den italieniſchen Maleranfängen eines Giotto, Cimabue, Fioſole das Endziel und das Himmelreich der Kunſt. Dieſe an Innerlichkeit, Frömmigkeit, an gänzlicher Abtödtung des friſchen, warmquellenden Lebens zu übertreffen, und das naive Hingeben an die Geheimniſſe der Religion in ſeinem ganzen Umfange wieder herzuſtellen, ſchien ihre Aufgabe, der ſie beharrlich nachſtrebten.

Führich in Wien hat ſich in dieſe Idee nun ſeit einer Reihe von Jahren hineingelebt und iſt ein feſter, abgeſchloſſener Charakter geworden, der ſich durch nichts mehr in ſeinem Streben beirren läßt. Daß ihm der Beifall der Menge, die in ihrer mehr geſunden Natürlichkeit an dieſen typiſchen Kunſtlügen kein Behagen findet, fehlen muß, iſt für ihn keine Strafe; denn ihn lohnt der Antheil eines gewiſſen Kreiſes und die hohe Bewunderung ſeiner Schüler, die ihn wie einen Hei-

Digitized by Google

ligen verehren. Als Zeichner iſt er auch, ſoweit die Schranken ſeiner Kunſtanſchauung es zulaſſen, ein ausgezeichneter Künſtler. Doch ſobald er daran geht, ſeine Contouren durch Farbe in das Reich des Lebens hinüberzuſpiegeln, ſcheitert er, und ſo geſchah es, daß die von ihm gemalten Fresken in der neuen Johanniskirche faſt vollendet, wie man ſagt, wieder abgeſchlagen werden mußten, um unter ſeiner Hand neuerlich zu entſtehen. Seit einigen Jahren gibt er in der kaiſerlichen Akademie Vorleſungen über Compoſitionslehre, die aber mehr oder weniger nur im Leſen der Bibel, katholiſcher Geſänge oder einer katholiſchen Weltgeſchichte beſtehen. Unter ſeinen Schülern finden ſich einige Talente, wie Engerth Dobiaſchowsky, allein ſie ſcheitern leider an der verfehlten Schule. Kupelwieſer, ebenfalls ein ſehr beachtenswerther Künſtler dieſer Richtung, ſcheint ebenſo durch äußere Vortheile als inneren Drang geführt, dieſer Secte anzugehören. Doch iſt er theilweiſe freier in ſeiner Darſtellung; und die in der neuerbauten Johanniskirche von ihm gemalten Fresken dürfen ſich kühn mit den Münchnern vergleichen.

Schulz hat ſich nur das Steife und Mühſelige dieſer Schule angeeignet; auch fehlt es ihm an Geiſt, um ſich geltend zu machen.

Von den zur Ausſtellung gekommenen Werken der Hiſtorienmalerei iſt wenig zu erwähnen. Sie fallen mit geringen Abweichungen in die ſchon geſchilderten Richtungen, ſie theilen ihre Schwächen und Stärken, aber nirgends zeigt ſich ein friſcher Anlauf zum Beſſern, irgend ein anerkennenswerthes Streben. Man ſieht es den Bildern alsbald an, daß ſie aus einer geiſtigen Unluſt entſtanden ſind, womit ſich nun auch noch das Mangelhafte und oft Kränkelnde der Ausführung verbindet. Wahrlich wir könnten unter den gegenwärtigen Verhältniſſen die ganze Hiſtorienmalerei leicht miſſen, ohne daß wir in unſerm innerſten Leben deshalb ärmer geworden wären. Die jüngern Talente ſchließen ſich, anſtatt ihren eigenen Weg zu wandeln, an dieſen oder jenen abgelebten Meiſter an; ſie verkaufen ihre Individualität, weil ſie ihnen nicht vom großen Werthe erſcheint und tauſchen ſich dafür eine armſelige Manier ein. Aber freilich werden ſie vom erſten Anfang an jeder freiern Regung, jedem ſelbſtſtändigen Streben durch den künſtleriſchen Unterricht entzogen. Nirgends werden ſie auf die Natur hingewieſen; wie eine Waare wandern ſie von Hand zu Hand — es wird über ſtetem Copiren der Keim des Schaffens, die Macht der Phantaſie gebrochen; und was als Erſatz dafür gegeben wird, iſt ein todter Vorrath von eingelernten Formen, die immer und

Digitized by Google

immer ohne Abwechslung wiederkehren und dem jungen Anfänger zum Maßstabe der Naturbetrachtung mitgegeben werden. So geschieht es, daß Jahr für Jahr Talente zu Grunde gehen, die unter besserer Leitung wahre Künstler geworden wären und die allgemeine Klage, daß nach beendetem akademischen Unterricht man mehr damit zu thun habe, das Erlernte abzustreifen und einen neuen Weg sich zu bahnen, als darauf weiter zu bauen, findet immer mehr ihre Begründung. Diese Mängel des künstlerischen Unterrichts, die in wiener Journalen schon häufig in wohlmeinender Weise zur Sprache kamen, haben im verflossenen Jahre den Professor Waldmüller zu einer Eingabe in den akademischen Rath bewogen, worin er die Schwächen und Verkehrtheiten aufdeckte und nur vielleicht zu einseitig und in etwas materieller Auffassung — auf einen naturgemäßern Unterricht hinwies. Der Rath nahm nach langem Zögern diese Denkschrift, die ihm freilich einen Querbalken in die ausgefahrene Straße legte, in Verhandlung und das Resultat war, daß man, von mancher Seite sogar auf rohe unverschämte Weise, diese wohlmeinende Schrift als falsch und zwecklos zurückwies und den Beschluß faßte, beim alten Schlendrian zu bleiben. Doch hoffen wir noch immer, daß vielleicht von höherer Seite dieses akademische Sumpfleben endlich vom Grunde aus aufgewühlt werde, um so mehr als sich alle Stimmen schon dagegen erheben. Professor Waldmüller wird seine Schrift in Druck herausgeben und sie zur Prüfung vorlegen.

Genre und Landschaft sowie das Portrait gedeihen in Oesterreich bei Weitem besser, als die Historienmalerei. Vorzüglich das Portrait wird durch ausgezeichnete Künstler hier wohl viel besser als irgendwo anders vertreten. Zwar fehlt es nicht an mannichfachen Schwächen und jene großartige Menschenauffassung, welche uns aus den Bildnissen eines Tizian, Rubens und Van Dyk so lebensfrisch entgegentritt und uns ahnen läßt, wie eine ganze Welt in einer Brust verschlossen sein könne, liegt weit ab, doch müssen wir bedenken, daß auch wir uns geändert haben, daß zwischen einem Dogen Venedigs und einem modernen Magistratsrathe kein geringerer Unterschied liege, als zwischen einem Kauffahrer der Hansa und einem jüdischen Handelsmanne unserer Zeit. Unsere moderne Unbedeutendheit, dieses Ausweichen und Schmiegen über alle Ecken und Härten, ist grade groß genug um jeden charakteristischen Zug des Gesichts zu verwischen und den Mienen jene Vielseitigkeit und Vieldeutigkeit zu geben, welche der Sinn unserer Worte und der Geist unseres Handelns ist. Selten be-

Digitized by Google

gegnen wir im Leben einem durch und durch gesunden ganzen Menschen, dessen Thun und Handeln aus Einer Triebfeder hervorgeht und auf ihr allein beruht. Wir verschwimmen einer in dem andern und bedünken uns dabei das Individuellste. Aus diesem Grunde mag man vielleicht das Leere, Anspruchlose unserer Bildnisse erklären und nicht vergessen, daß der Maler und der Abgebildete auf gleicher Lebenswelle schwimmen. Immer noch verdient die naturgetreue Auffassung und das eben in neuerer Zeit frisch und kräftig gewordene Colorit Lobes genug. Die ausgestellten Portraits von Schrotzberg, Einsle, Aigner, Eibl und Andern geben Zeugniß davon. — Daß auch hier oft eine, wenn auch das unbefangene Auge täuschende Manier und eine oft oberflächliche Auffassung sich einmischt, ist leicht einzusehen.

Auch auf gesundem Boden wandelt die Landschaftsmalerei, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze. Sie hält sich an's Gegebene und weiß mit meisterhafter Technik das Spiel der Lichter und Farben wiederzugeben und wie im Portrait hat sich auch in der Landschaft eine eigene Schule gebildet, die für Oesterreich charakteristisch ist. Wer einen Blick zurückwirft in die Kunstrichtung, welche vor beiläufig 35 Jahren die Landschaftsmalerei in Oesterreich und auch auswärtig beherrschte, der muß gestehen, daß hier ein erfreulicher Fortschritt geschehen sei, welcher erwarten läßt, daß man die gegenwärtige Errungenschaft nicht für abgeschlossen ansehen werde. Das geßner'sche Idyllenthum und die klopstock'sche Naturauffassung en gros, die sich in den Landschaften allenthalben wiederspiegelte und mit Formen und Farben ebenso in's Breite und Verschwommene ging, wie die Ideen der damaligen Zeit, mußte einer bestimmtern, getreuern Naturauffassung Platz machen. Man gestattet der Natur das Recht und den Reiz, ihr eigenes Leben zu führen und nicht als Trägerin unserer mondscheinsüchtigen Sentimentalitäten zu dienen. Man findet es angemessener sich in die Lebenstiefen der Natur zu versenken und aus ihr heraus zu gestalten, als sie zur Staffage des menschlichen Gefühls herabzuziehen, wie dies Wuttky, Schalhaas und Andere obwohl mit Talent gethan haben. Und vermissen wir auch in den Landschaften unserer Künstler die großartige freie Auffassung, wie sie in den Bildern eines Ruysdaal u. s. w. auftritt, so freuen wir uns doch der treuen und liebevollen Auffassung und glauben, daß dies der Weg zum Bessern sei. Zwar an Verirrungen nach links und rechts fehlt es auch hier nicht. Dazu rechnen wir die nun wohl schon im Absterben begriffene Gletscher- und Seenmalerei des Salzkammergutes, wohin Jahr

für Jahr die Künſtler in langen Reihen zogen und die Ausſtellung mit dunkelgrünen Gewäſſern und ſchwarzblauen Bergen überfüllten. Der Geſchmack iſt nun doch ſchon ſo weit geläutert, daß man auch den ebenen Gegenden, die durch ſanfte Uebergänge wirken, ihren Reiz abgewonnen hat. Ebenſo ſteht es auf der andern Seite zu befürchten, daß die Technik, ſo wie ſie es theilweiſe ſchon gethan, das Uebergewicht über den geiſtigen Theil erringen und in leere Farbenſpielerei ausarten werde. Ein feſter Anſchluß der jungen Generation an begabte Künſtler, wie Steinfeld, Raffalt, Höger u. a. m., welche die rechte Mitte zwiſchen dem zu viel und zu wenig halten, dürfte dem wohl vorbeugen. Der talentvolle Gauermann ſteht bereits mit ſeinen heuer ausgeſtellten Landſchaften hart an der Grenze der Manier und ſonſt hoch bewundert, läßt er kalt. Nicht mit Unrecht wirft man ihm vor, daß es ſeiner Farbe an wahrer Kraft und Fülle mangele und daß ſeine Bilder das Anſehen einer weichlichen Porzellanmalerei bieten. Als gute Landſchafter ſind noch Barbarini, Schiffer, J. und R. Alt, Hanſch, Ender, mit mehreren Andern zu erwähnen. Daß auch ſehr viel Unbedeutendes ſich breit macht und eine große Anzahl Vedutenmaler mit ihren daguerreotypirten Bildern in den Künſtlerkreis eindrang, iſt theils im Geſchmacke des Publicums, theils in der Natur jeder Schule begründet.

Die Genremalerei iſt für die Entwickelung der wiener Kunſt von höchſter Wichtigkeit und das hierin Geleiſtete lenkt die Aufmerkſamkeit vor Allem darauf hin. Fendi brachte zuerſt durch eine zarte liebliche Auffaſſung, die aber häufig in's Weiche ging und ebenſo häufig in den Stoffen fehlgriff, dieſes Fach zu Anſehen und Beifall. Unter ſeinen Schülern war der frühverſtorbene Schindler ein tüchtiges ſelbſtſtändiges Talent; und Treml, welcher beſonders Militärſcenen malt und zuweilen nicht unglücklich in der Wahl ſeiner Stoffe iſt, indem er des Soldaten Freud' und Leid im Zuſammenſein mit dem bürgerlichen Leben zur Darſtellung bringt. Bedeutender als dieſe, ja ohne Zweifel der beſte Genremaler Deutſchlands, war der im vorigen Jahre verſtorbene Danhauſer; er war derjenige, welcher zuerſt als Maler des Volkes auftrat, nicht ſowohl weil er ſeine Stoffe aus dem Volke ſchöpfte, ſondern weil er die Conflicte unſeres ſocialen Lebens, die nach oben hin und unten zu ſich wiederholen und ſich gleich bleiben, mit der tiefſten und wahrſten Auffaſſung darſtellte und eben dadurch die Menge für ſich gewann. Dabei durchzog ein humoriſtiſcher Zug faſt alle ſeine Bilder, aber nicht jener überſprudelnde, geſtaltende Humor, ſon-

Digitized by Google

dern ein oft mehr an die Satyre ſtreifender, wodurch die Gegenſätze gehoben werden und die Aufmerkſamkeit auf einen beſtimmten Mittelpunkt geleitet wird. Und Danhauſer ſteht um ſo bedeutender da, als er ſich aus den künſtleriſchen Wirren, durch welche er hin- und hergezogen wurde, ſelbſtkräftig emporarbeitete und aus einer innerſten Ueberzeugung und ohne Schwanken, obwohl angefeindet und von den einzelnen Parteien geringgeſchätzt, ſich dieſe neue Bahn eröffnet. In ſeiner Richtung wurde er für Hiſtorienmalerei beſtimmt, ſie zog ihn aber weniger an; ihm dünkte, das Leben unſerer Tage müßte, um durch religiöſe Stoffe erbaut zu werden, auf eine ganz eigene Weiſe angegangen werden. In ſeinem „Praßer" nun machte er den erſten glücklichen Wurf. Hier gab er, ſich anlehnend an die bibliſche Erzählung, eine Darſtellung im modernen Gewande und wer noch der Meinung iſt, es bedürfe, um höhere Gefühle zu erregen und die innerſte Menſchennatur zu ergreifen, typiſcher Formen und lebloſer Geſtalten, der trete vor dieſes Bild. Wahrlich wenn unſer modernes Leben noch eine poetiſche Seite hat, ſo war es Danhauſer, der ſie erkannte. In einer Reihe der nun folgenden Bilder „der Praßer", „die Teſtamentseröffnung", „die aufgehobene Pfändung" u. ſ. w. zeigt er ſeine tief auffaſſende poetiſche Natur. — Daß er, ſo ſelbſtſtändig daſtehend — nicht ohne Anfeindungen blieb — iſt leicht zu begreifen; allein ihn beirrte dies nicht in ſeinem Streben, wenn es ihm gleich die Ruhe und Heiterkeit ſeines Lebens raubte, und die Miturſache ſeines frühen Todes mag geworden ſein.

Neben ihm und nach ſeinem Tode der ausſchließliche Liebling des Publicums iſt Waldmüller. Zwar der Umkreis ſeiner Darſtellungen iſt ein beſchränkter. Ihn trieb die Ohnmacht, unſer modernes wechſelndes Coſtüm durch die Kunſt zu geſtalten — zu den Bauern, die noch mehr am hergebrachten Schnitt ihrer Kleidung halten; er weiß aber durch eine vollendete Technik und ein beſtechendes Colorit die Augen auf ſich zu ziehen und die leicht zu täuſchende Menge hinzureißen. Nur hat er das eigentliche Leben auch dieſer Menſchenklaſſe nicht aufgegriffen, er bringt uns nur die Hüllen, nicht aber den Kern des Bauernvolkes und gebraucht ſie häufig nur als Modelle zur Darſtellung ſentimentaler Empfindeleien, die Niemand bei den Bauern ſuchen wird. In den diesjährig ausgeſtellten Bildern aber: „eine Mutter mit ihren Kindern" und „kindlicher Schmerz" hat er ſich davon freier gehalten und ſehr lobenswerthe Arbeiten geliefert. Die jüngern Talente, wie: Swoboda, Ritter, Eibl u. ſ. w. fehlen nach zwei Seiten

Digitized by Google

hin. Entweder ſie wählen, wie die erſten zwei, Stoffe, welche durch eine Menge von Figuren dargeſtellt, die aber durch kein innerſtes Moment zuſammengehalten werden, ſondern zufällig zuſammengeſchaart erſcheinen — ohne Poeſie — ohne Tiefe, ja oft Ekel erregend, — oder ſie werden zu Gefühlsmalerei und wollen uns zwingen einer einzigen Geſtalt, die ſich eben nur mit ſich ſelbſt (und auch ſelten dies) beſchäftigt, unſere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, wobei auf die oft gerühmte Gemüthlichkeit des Oeſterreichers geſündigt wird. Wir glauben mit keinem von beiden ſei das weite Gebiet des Genre erſchöpft und ſoll es für unſere Gegenwart daſſelbe ſein, was es für die Holländer war und was ſeine Aufgabe iſt, ſo muß es näher heranrücken an unſer ganzes ſociales Leben, aus ihm heraus ſeine Geſtaltungen ſchöpfen, Luſt und Leid des Tages in poetiſcher Auffaſſung wiedergeben, dann wird es auf dem Wege weiter gebracht, den Danhauſer einſchlug und welcher der einzig wahre iſt.

Digitized by Google

Acht Reisebriefe

aus Deutschlands erstem Seehafen; geschrieben im Juni 1846.

(Schluß.)

Fünfter Brief.

Zu den unserer Zeit eigenthümlichen Erscheinungen dürfte eine außerordentlich hoch gesteigerte Concurrenz in allen Beziehungen des Geschäftslebens gehören. Die Concurrenz ist namentlich im Gebiete des Handels so groß geworden, daß in der Quantität fast überall das Angebot die Nachfrage überflügelt. Dazu kommt, daß durch die in neuester Zeit mit überraschender Schnelle erfolgten Verbesserungen aller Verbindungsmittel, sowie durch die immer künstlicher gewordenen Zollsysteme und die immer verwickelter gewordenen Verhältnisse der Arbeit, die Mehrzahl der staats- und volkswirthschaftlichen Lehrsätze über Handelswege und Theorie des Handelsbetriebes falsch oder doch praktisch unanwendbar geworden sind.

Das stürmische Drängen der Ereignisse im öffentlichen Leben läßt der Theorie durchaus keine Frist, ihre nicht mehr passenden Lehren nach den Erscheinungen der Gegenwart umzuformen. Aber auch der praktische Geschäftsmann erkennt zwar den Anfang der Umwälzung und deren bisherige Wirkungen; vermag aber weder ihr Ende nach ihrem allseitigen Einfluß genügend zu beurtheilen. Deshalb ist es jetzt eine Zeit des Unbehagens und ängstlicher Spannung in jeder Richtung des Lebens. Es gibt daher auch kein anderes Mittel, um den kommenden Ereignissen einigermaßen gewachsen zu sein, als indem man sich auf alle erdenkbare Zufälligkeiten vorbereitet.

Dies Bestreben wird überall im öffentlichen wie im Privatleben

Digitized by Google

fühlbar; beſonders ſtark tritt es hinſichtlich der Anſtalten für den Verkehr hervor und ich will daher verſuchen, in flüchtigen Zügen anzudeuten, was ich in dieſer Beziehung an der Elbe wahrgenommen habe.

Hamburg hat bisher eines ſeit Jahrhunderten ungeſtörten Gedeihens, einer fortſchreitenden Blüthe ſich erfreut und ſeine natürliche Lage, ſowie ſeine Anſtalten zur Förderung des Handels, ſichern ihm dieſen glücklichen Zuſtand, — ungeachtet das Geld jetzt mächtig genug iſt, um altes Eigenthum und verjährte Rechte umzuſtürzen; — wenn Hamburg wachſam bleibt, ein offenes Ohr und eine raſche Hand für die Erforderniſſe der Gegenwart behält.

Allenthalben in ſeiner Nachbarſchaft rüſtet man ſich, wenn nicht zum offenen Angriff, doch zum Gewinnen; es muß alſo kampfbereit ſein und auch die kleinen Gegner nicht gering achten, wenn es nicht verlieren will.

Ich habe geſehen z. B., was man in Glückſtadt gethan hat, und gehört, was man noch zu thun beabſichtigt.

Glückſtadt liegt ungefähr 7 Meilen unterhalb Hamburg, etwas vom rechten Elbufer landeinwärts, an dem kleinen Fluſſe Rhie, welcher (auch oberhalb der Stadt für Kähne ſchiffbar gemacht) einen ſichern und geräumigen Hafen bildet.

Die früher ſehr mangelhaften Landverbindungen dieſes Platzes haben, durch die Altona-Kiel-Eiſenbahn und deren Zweig von Elmshorn nach Glückſtadt, eine ſo außerordentlich günſtige Veränderung erfahren, daß man auch auf Verbeſſerung des Hafens dachte. Dieſe iſt im Jahre 1844 begonnen und dürfte im Jahre 1847, mit einem Geſammtkoſtenaufwande von 750 bis 800,000 Rthlr. Cour. beſchafft ſein. Es wird dann ein Außenhafen von 1200 Fuß Länge und 240 Fuß Breite mit Duc d'Alben und ſteinernen Vorſätzen von faſt 2000 Fuß Länge erlangt ſein, deſſen 190 Fuß breite Ausmündung in die Elbe, gegen Sturmfluthen und Eis gehörig geſchützt iſt und der allenthalben an 20 Fuß Tiefe bei ordinär hoch Waſſer haben wird.

Eine ſehr zweckmäßig angelegte Spülſchleuſe von hinreichend kräftiger Wirkung hat ſchon jetzt die Beſtimmung, den Außenhafen rein zu halten und ein großer Dampfbagger (48,000 Rthlr. koſtend) iſt bereits mit der Vertiefung beſchäftigt. Neben dem Hafen findet ſich viel verfügbarer, waſſerfreier Grund und Boden, wovon ein Theil zu einem trockenen Dock und zu Lagerhäuſern beſtimmt iſt. Eine ſteinerne Kaſtenſchleuſe von etwa 42 Fuß innerer Weite wird den Außen-

Digitized by Google

hafen mit einem Binnenhafen verbinden, welcher etwa 2500 Fuß lang bei 200 Fuß mittlerer Breite iſt. Auch dieſer kann geſpült und auf etwa 17 Fuß Waſſertiefe gehalten werden. Er iſt jetzt eingedeicht, bietet aber, wenn er durch obige Schleuſe gegen die Fluth geſchloſſen werden kann, innerhalb der Stadt die bequemſten Lade- und Löſchplätze dar. Der Binnenhafen ſteht in unmittelbarer Verbindung mit dem Eiſenbahnhofe. Die Regierung hat dem Hafen auch mehrere Abgabe-Begünſtigungen angedeihen laſſen, z. B. Erlaß der Quarantainegebühr, bedeutende Ermäßigung der Durchgangsabgabe; vom ſtader Zoll ſind die dort waſſerwärts anlangenden Güter gleichfalls frei und dieſe Tranſitſtraße zwiſchen Nordſee und Oſtſee umgeht auch den Sundzoll. Bis Glückſtadt iſt aus der See ſo viel Waſſertiefe, daß auch die ſchwerſten Schiffe nicht zu lichten brauchen; die Beſtimmung der Eiſenbahnfracht nach Altona oder Kiel und die Bewilligung noch mancher andern Vortheile liegen in der Hand der däniſchen Regierung.

Glückſtadt kann, bei dem Zuſammentreffen ſo viel günſtiger Umſtände, ſchon in nächſter Zeit ein wichtiger Speditionsplatz werden.

Sechſter Brief.

Glückſtadt ſchräg ſtromaufwärts am linken Ufer gegenüber, etwa 5 Meilen unterhalb Hamburg, ergießt ſich die Schwinge in die Elbe; bei der in neuerer Zeit ſo häufig genannten Zollſtätte Brunshauſen. Die Elbe iſt nicht nur hart von der Schwingemündung, ſondern auch auf der ganzen, etwa 1½ Meile langen Strecke von Grauerort bis oberhalb Twielenfleth, in Folge ihrer nordweſtlichen Strömung, allenthalben dicht am linken Ufer von ſehr bedeutender Tiefe, welche unter 20 Fuß bei ordinär niedrig Waſſer nicht herabgeht. Seit einem Menſchenalter hat der Fluß auf dieſer Strecke nicht Land angeſetzt, ſondern das Fahrwaſſer iſt im Gegentheil tiefer geworden, wogegen die früher fahrbaren Seitenarme der Elbe und Schwinge faſt zugeſchlammt ſind; auch der ſtader Sand, welchen ſie durchſchneiden, bei einer auf Sandgrund ſtehenden Kleilage von durchſchnittlich 8 bis 10 Fuß Mächtigkeit, obgleich unbedeicht, von ordinären Fluthen nicht mehr überſtrömt wird und bei Springfluthen mit mäßigem weſtlichen Winde nur etwa unter 2 bis 3 Fuß hohes Waſſer kommt. Dieſe Umſtände bewirken, daß Schiffe in der Schwinge gegen Eisgang ziemlich ſicher liegen und daß nur die heftigen Stürme und Ueberſtrömungen aus Südweſt durch Weſt bis Nord, deren Sicherheit wegen mangelnder Bedeichung, namentlich des linken Canalufers,

Digitized by Google

gefährden. Die Schwinge wird deshalb auch ſchon in ihrem jetzigen Zuſtande ſehr häufig als Ueberwinterungsplatz, die Rhede vor derſelben, welche bei Wind aus Südweſt bis Nordweſt ziemlich ſicher iſt, als Ankerplatz benutzt. Mitwirkende Urſachen dazu ſind: daß die Beſchiffung der Elbe oberhalb Twielenfleth, in Folge des häufig ſehr eingeengten und verflachten Fahrwaſſers, für größere Schiffe nicht ſelten ſchwierig und gefährlich iſt; daß Brunshauſen etwa in gleicher Entfernung von der See und von Hamburg liegt, d. h. für die Schifffahrt, indem man gewöhnlich in einer Fluthdauer von Kurhafen zur Schwingemündung und in einer zweiten von da nach Hamburg gelangt; daß Brunshauſen als die Eisgrenze betrachtet werden kann, indem die Elbe abwärts ſelten eine feſte Eisdecke erhält; daß größere Fahrzeuge in der Gegend der Schwingemündung lichten; daß des Seezolls wegen ſehr viele Fahrzeuge ohnehin anhalten müſſen; daß oberländiſche Fahrzeuge bis dorthin gehen können u. ſ. w.

Um die Fahrt aus der Elbe bis nach der Zollſtätte Brunshauſen einigermaßen zu erleichtern hat man im Jahre **1766** den Schwingencanal in einer Länge von **180** Ruthen durch ein großes Domanialgrundſtück, den ſtader Sand, angelegt. Dieſer Canal hat bei ordinär hoch Waſſer an der Mündung eine Breite von **120** Fuß, welche auch weiter aufwärts nicht viel abnimmt, ſeine Breite bei niedrigem Waſſerſpiegel iſt durchſchnittlich **60** Fuß, die Breite des Fahrwaſſers bei niedrigem Waſſer beträgt jedoch auf den engſten Stellen nur **10** bis **12** Fuß. Die Tiefe bei ordinär niedrigem Waſſer iſt an der Mündung des Canals und bis dahin, wo man ihm eine Krümmung gegeben hat, **4** bis **5** Fuß, weiter aufwärts geringer, ſelbſt bis auf **1** Fuß abnehmend; der gewöhnliche Unterſchied zwiſchen niedrig und hoch Waſſer beträgt **7** bis **8** Fuß, bei Springfluthen **2** bis **3** Fuß mehr.

Dieſe Vernachläſſigung eines durch ſeine natürliche Lage ſo ſehr begünſtigten Hafenplatzes bewog ſchon vor etwa 8 Jahren die hannöverſche Regierung, Unterſuchungen über die zweckmäßigſten Mittel zu deſſen Verbeſſerung anſtellen zu laſſen. Damals ſoll ein Gutachten ſich dahin ausgeſprochen haben, daß ein Hafen an der Schwingemündung das einzige hannöverſche Hafenproject ſei, welches Ausſicht darbiete, dem linken Elbufer ſeinen gebührenden Antheil an dem großen Verkehre dieſes Stroms zu gewinnen. Dazu ſei jedoch, außer einem durchgreifenden Hafenbau, die Verbindung dieſes Platzes mit dem Binnenlande durch eine directe Eiſenbahn unerläßlich.

Erſt unter dem **13.** Mai **1844** beantragte in einem vertraulichen

Digitized by Google

Schreiben die königlich hannöversche Regierung bei der Ständeversammlung eine Geldbewilligung, Behufs

Anlage einer Seehafenanstalt zu Brunshausen.

und unter dem 9. Juli 1844 wurden dazu 32,000 Rthlr. bewilligt. Mit dieser Summe sind Kajung und Schirmdeich angelegt und jetzt zur Vollendung der Liege- und Löschplätze (außer den von der königl. Kasse verwandten Summen) noch 15,000 Rthlr. bewilligt. Hinsichtlich der Eisenbahnverbindung scheint noch kein definitiver Beschluß gefaßt. Da jedoch ein Schienenweg zwischen Emden (wo gleichfalls bedeutende Hafenbauten geschehen) und Bremen über Oldenburg und von Bremen nach Harburg; sowie zwischen dem neuen hannöverschen Hafen an der Geeste und Harburg projectirt ist: so wird sehr wahrscheinlich der Anschluß des Hafens Brunshausen an diese Eisenstraßen mittelst einer Flügelbahn stattfinden. Sind diese Arbeiten vollendet, so leidet es gar keinen Zweifel, daß Brunshausen in Beziehung auf manche Zweige des Verkehrs Hamburg eine unangenehme Concurrenz bereiten kann. An den dazu erforderlichen Capitalien fehlt es bekanntlich niemals, wenn guter Erwerb in Aussicht steht.

Siebenter Brief.

An der südöstlichen Spitze der hannöverschen Insel Wilhelmsburg, bei dem sogenannten bunten Hause, theilt bekanntlich die Elbe sich in zwei große Arme, die Norder- und die Süderelbe. Jene fließt nach Hamburg, dessen Oberbaum 1,43 deutsche Meile von dort entfernt ist; diese geht an Harburg vorbei, welches nur 0,65 deutsche Meile unterhalb des bunten Hauses liegt. Die Süder-Elbe, der bedeutendere und tiefere Strom, zerfällt vor Harburg wieder in zwei Arme, den Köhlbrand und den Reigerstieg; jener ist das gewöhnlich benutzte Fahrwasser und die Strecke zwischen Harburg und dem Niederbaum ist fast 1½ deutsche Meile lang. Die Wassertiefe ist namentlich auf der Strecke zwischen dem sogenannten tollen Orth (Rainwilles Garten gegenüber) und dem Köhlfleth, keinesweges befriedigend und man klagt in Harburg sehr darüber, daß die Hamburger, denen diese Strecke gehört, nichts für Verbesserung des Fahrwassers thäten. Auf hannöverschem Gebiete ist, durch Einengung des Stromes auf eine Normalbreite von 55 Ruthen, dessen Vertiefung bis auf 16 Fuß bei ordinär hoch Wasser projectirt und zum großen Theil schon ausgeführt.

Den jetzigen Hafen Harburg's bildet ein 150 bis 200 Fuß breiter Canal, der in 1800 bis 2000 Fuß Länge, an der südöstlichen

äußern Seite des Walles der vormaligen Citadelle, von dem Punkte, wo der Seveſluß durch zwei Arme in denſelben fällt, bis nach der Altenſchleuſe, welche ſeine Mündung verſchließt, ſich hinzieht. Dieſer Hafen iſt mit Faſchinen eingefaßt und hat im Durchſchnitt 8 bis 8½ Fuß Waſſer, iſt jedoch zu ſchmal, um die ungehinderte Wendung der Dampfſchiffe zu geſtatten, welche deshalb neben der Ausmündung des gleichfalls nicht gehörig tiefen Vorhafens in die Elbe anlegen.

Die den Binnenhafen verſchließende Schleuſe hat gegen die Elbe zu hohe Fluththore, landwärts niedere, der Canalhaltung und dem Waſſerſtande des hintern Baſſins entſprechende Stemmthore.

Auch durch die an der Nordſeite der vormaligen Citadelle belegene kleinere neue Schleuſe, zu welcher ein Waſſerarm aus der Elbe etwas unterhalb der eigentlichen Hafenmündung abgeht, kann man mittelſt einer Fortſetzung des Binnenhafencanals, unter einer Zugbrücke durch, in den Binnenhafen gelangen.

Schon ſeit etwa 12 Jahren iſt die Verbeſſerung des harburger Hafens von einer Seite als Lieblingsplan angeregt und, ungeachtet anfänglich ſehr geringer Ausſicht auf Erfolg, beharrlich feſtgehalten. Endlich begann auch die Regierung dafür ſich zu intereſſiren und legte ſogar unter dem 13. Mai 1844 einen umfaſſenden Bauplan vor, welcher der Stände Genehmigung erhielt, indem dieſelben unter dem 9. Juli 1844 zu deſſen Ausführung 403,357 Rthlr. bewilligten. Die Arbeiten begannen, allein ſchon Ende 1845 ſah man ein, daß umfaſſendere Anlagen nöthig und deshalb eine Nachbewilligung erforderlich ſei, welche im Juni 1846 mit 51,450 Rthlr. erfolgt iſt. Außerdem fällt ein Theil der Koſten des innern Hafens auf den Eiſenbahnbaufonds und etwa 50 Morgen Land ſind vom Domanio unentgeldlich abgetreten.

Die Verwendungen ſind alſo in ihrer Geſammtſumme ziemlich bedeutend und, welche Meinung man auch von den mercantiliſchen Erfolgen haben mag, ſo läßt ſich doch durchaus nicht in Abrede ſtellen, daß der dieſem Hafenbau zum Grunde liegende Plan, in techniſcher Hinſicht recht vieles Lob verdient. Die Hauptgrundzüge deſſelben ſind: Ein neues Hafenbaſſin von etwa 30 Morgen Größe, wird durch eine in den Elbdeich gelegte ſteinerne Kaſtenſchleuſe von 34 Fuß lichter Weite mit der Elbe verbunden; es wird mit ſteinernen Kai's und Vorrichtungen zum Laden und Löſchen umgeben. Der jetzt ſchon vorhandene Außen- oder Vorhafen wird durch Ziehung eines Schirmdeichs an deſſen öſtlicher Seite, ſowie durch Anlage von Worthen,

Digitized by Google

dergestalt verbessert, daß er für den Verkehr zwischen Harburg und Hamburg zur Eiszeit einen angemessenen Ab- und Aufladeplatz gewährt, woran es bisher zur großen Belästigung des Verkehrs fehlte. Daneben soll der sogenannte Holzhafen ausgetieft werden.

Eine Wasserverbindung jenes neuen Bassins mit dem jetzigen innern Hafen, welcher gleichfalls bedeutend erweitert wird, soll mittelst Einschnitts durch den Festungswall hergestellt werden. Die sämmtlichen Hafenanlagen nehmen einen Flächenraum von 80 bis 90 Morgen ein; die Häfen werden etwa für 290 bis 300 kleinere Seeschiffe Liegeplätze gewähren, sind aber der Ausdehnung für jeden Bedarf fähig. Der Binnenhafen stößt an den Eisenbahnhof, welcher außerdem an beiden Seiten durch schiffbare Canäle eingefaßt wird, deren einer das Seewasser durch den Hafen leitet. Kai's von Stein mit den nöthigen Vorrichtungen zum unmittelbaren Ueberladen von Seeschiffen auf den Eisenbahnwagen und umgekehrt, werden angelegt; auch Plätze für Speicher sind daselbst bereits bestimmt. Ein ferneres Project ist die Anlage einer Dampffähre nach Wilhelmsburg und einer Chaussee über diese Insel. Der zu Rathe gezogene bekannte englische Ingenieur, Herr Cubitt, hat ausdrücklich die Vertiefung des Fahrwassers bis zum Bahnhofe, auf eine Tiefe von 10 Fuß unter 0, dringend empfohlen; damit alle Seeschiffe, denen überhaupt der harburger Hafen zugänglich sei, selbst an den Bahnhof gelangen und die Kosten einer Lichtung vor oder im Hafen, so wie der Hinschaffung der Güter vom Hafen nach dem Bahnhofe und umgekehrt, vermeiden könnten. Die hannöversche Regierung hat in Folge dessen sich die Ansicht der befragten Techniker völlig zu eigen gemacht:

> daß die unmittelbare Verbindung des Bahnhofs mit dem Verkehr der Seeschiffe, der bei Weitem wichtigste Vortheil der Verbindung einer Eisenbahn mit einem schiffbaren Strome sei.

Sollte dieses noch eines Beweises bedürfen, so kann man nur auf die Opfer hinweisen, welche, zur Erreichung einer solchen unmittelbaren Verbindung zwischen Seeschiff und Eisenbahnwagen, in England, Belgien und Frankreich gebracht sind und werden. Auch in Stettin, Köln, Bremen, Düsseldorf, Glückstadt u. s. w. sind sehr bedeutende Summen für diesen Zweck verwendet.

Fragt man endlich, welche Absicht denn eigentlich der bekanntlich sehr beharrliche König von Hannover mit Harburg hat? so verräth das Schreiben der königl. Regierung an die Stände vom 24. Febr.

Digitized by Google

1846 darüber mehr als vielleicht die Absicht war. Harburg soll demnächst zum Freihafen gemacht werden.

Achter Brief.

Harburg's Hafenanlagen sind seit einem halben Jahrhundert Gegenstand der öffentlichen Besprechung und vieler Verbesserungsvorschläge. Den schon im Jahre 1726 von Barmann gemachten Plan zur Benutzung der Hafeninsel Grasbrook ungerechnet, haben in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts Büsch und Woltmann einen Eindeichungsplan vorgelegt. Politische Ereignisse und deren Nachwehen verdrängten dann dreißig Jahre hindurch fast alle materiellen Verbesserungen und erst im Jahre 1828 trat wieder ein Hafenplan, abermals auf Benutzung des Grasbrook gestützt von Woltmann an's Licht. Auch diese Vorschläge blieben ohne umfassende praktische Erfolge, gleich den ähnlichen Plänen, welche Vignoles im Jahre 1836 und Mentz im Jahre 1839 gemacht haben. Allein sie haben in öffentlichen Blättern und Flugschriften eine eigene Hafenliteratur *) veranlaßt, welche wesentlich dazu beigetragen hat: die geistig Freien über diese Angelegenheit aufzuklären, aber auch zugleich die Schwachen zu verwirren.

Zu jener Zeit endlich geschah der Anfang des ernstlichen Angriffs Behufs Verbesserung der Schifffahrtsanstalten, indem der Dampfschiffkai und der Hafen für Küstenschiffe gebaut wurde. Zugleich legte der Director des hamburger Wasserbauwesens Herr Hübbe im Januar 1840 einen Plan zur Eintheilung des Grasbrooks und Vergrößerung des Oberhafens vor, welcher Plan vom Rathe am 12. März 1844 der Bürgerschaft mitgetheilt wurde. Diese fand das Project nicht umfassend genug und ersuchte deshalb den Rath, einen andern Plan, welcher die zu erwartende Entwickelung der Schifffahrt und des Handels umfangreicher berücksichtige, entwerfen zu lassen. Diese Aufgabe war während der nächsten Jahren Gegenstand

*) Beispiele: Promemoria über einen vorläufigen Entwurf zur Verbesserung des Hafens von Mentz, Hamburg 1840; über das Project einer Eindeichung der Stadt Hamburg, von einem Bewohner der Altstadt, Hamburg 1840; über Eindeichung der Stadt Hamburg, von einem Bewohner der Neustadt, Hamburg 1840; Betrachtungen über den von Mentz vorgeschlagenen Plan, unsere Häfen in einen Dock zu verwandeln, von Flemann, Hamburg 1841 (ein Gegner der Hafenprojecte, was mir durchaus unbegreiflich ist, da Herr Flemann als ein sonst vorurtheilsfreier, sachkundiger Mann bekannt ist — auch keine Schuiten besitzt).

Digitized by Google

der Unterſuchungen und Verhandlungen des Herrn Hübbe mit den zugezogenen Ingenieuren Herrn Walker und Lindley und dann wurde ein gemeinſchaftlicher Vorſchlag dieſer Herren im Anfange 1846 dem Rathe vorgelegt, deſſen ſpecieller Inhalt jedoch zur öffentlichen Kenntniß noch nicht gekommen iſt. Geſprächsweiſe bekannt geworden iſt nur ſo viel, daß in jenem Berichte (wie ſeit 120 Jahren ſtets) abermals die Inſel Grasbrook als der für die Hafenverbeſſerungen einzig paſſende Ort bezeichnet worden iſt, weil er zwiſchen Stadt, Elbe, Ober- und Niederhafen, auch neben der Eiſenbahn belegen, 17¼ Millionen □Fuß groß und 10—18 Fuß über 0 hoch iſt: ſowie daß die Geſammtkoſten 2,800,000 Rthlr. nicht überſteigen werden. Wahrlich eine verhältnißmäßig geringe Summe, im Vergleich mit den Verwendungen, welche Hannover und Dänemark für ähnliche Zwecke gleichzeitig macht! Unter den nahe an achtzig Eiſenbahnen Deutſchlands ferner, die als Privatunternehmungen gebaut werden oder vollendet ſind, iſt nur etwa ein halbes Dutzend, welche eine geringere Summe erfordert haben, als jener hamburger Hafenbau und doch iſt weder eine Privatgeſellſchaft, noch ein kleiner deutſcher Staat vor dem Gedanken einer ſolchen Verwendung für Lebenszwecke zurückgeſchreckt.

Aus den mit der Bürgerſchaft ſtattgehabten Verhandlungen aus den Artikeln in öffentlichen Blättern für und wider, vorzüglich aber aus den vortrefflichen Schriften des Herrn Dr. Soetbeer über Hamburgs Handel, ergeben ſich etwa folgende anerkannte Erforderniſſe für Hamburgs Schifffahrt, Handel und geſicherte Lage:

1) Erweiterung des Niederhafens und Ausführung neuer Anlagen zur Vermehrung der Bequemlichkeit des Verkehrs der Seeſchiffe.
2) Vergrößerung des Oberhafens für Flußſchiffe und leichte, wenig koſtſpielige Verbindung zwiſchen Ober- und Niederhafen.
3) Die Verbindungen zwiſchen den Häfen und den Flethen im Innern der Stadt zu vermehren und zu verbeſſern.
4) Die zweckdienlichſten Mittel zu ſchaffen, um Schiffe in den Stand zu ſetzen, an Kai's aus- und einzuladen, einſchließlich eines großen Krahns für ſchwere Laſten.
5) Ein Hafen zur Verſchiffung und Lagerung von Spirituoſen unter Verſchluß.
6) Angemeſſene Verbindungen zwiſchen den Häfen und Landunge-

Digitized by Google

plätzen auf dem Grasbrook und der Eisenbahn, für Güter und Passagiere.

7) Angemessene Wege vom oberländischen Dampfschiffhafen zur Stadt.

8) Verbesserung der Holzhäfen, überhaupt Berücksichtigung des Holzhandels.

9) Trockene Docks und Schiffshellinge zur Reparatur und zum Bau von Schiffen.

10) Lagerplätze für Kohlenschiffe.

11) Eine sichere Accisegrenze.

12) Schutz gegen Sturmfluthen.

Es wird allerdings noch manches Jahr vergehen, bevor dieses Alles für Hamburg erreicht ist; denn ungeachtet der kräftigen Jugendfrische, welche alle Handlungen des Freistaates seit dem Brande charakterisirt, gibt es dort noch zwei mächtige Hemmschuhe selbst der nothwendigsten Fortschritte. Sie heißen Parteiintriguen und Scheu vor größerer Belastung der Staatscasse. Jene haben bisher in allen einzelnen Fällen vor dem gesunden Urtheile des Rathes und der Bürgerschaft nicht Stich halten können; die Scheu vor vermehrten Staatsausgaben aber scheint selbst manche sonst unparteiisch urtheilende Männer befangen zu haben. Ich theile diese Besorgniß nicht, obgleich ich Herrn Werner's Schrift über die hamburger Finanzen gelesen habe; denn es gibt noch manche große und kleine Staaten, welche verhältnißmäßig verschuldet sind und verhältnißmäßig mehr Abgaben zahlen als Hamburg. Allein hauptsächlich scheint mir die in allen Häfen Europa's, welche ihre Anlage verbesserten, gemachte Erfahrung, daß dadurch der Verkehr bedeutend vermehrt ist, geeignet, jede Bedenklichkeit zu beseitigen: während die Bauten in andern Elbhäfen doch mindestens ein wenig Bedenken erregen können. Birkenhead, Liverpool gegenüber, hat auch ganz klein angefangen und macht jetzt nach wenigen Jahren schon seinem vis à vis einige unangenehme Concurrenz.

Glaubt man aber dessenungeachtet in Hamburg, der Staat habe nicht Credit genug oder nicht Einnahme genug zu einer Vermehrung der Schuld um 2 bis 3 Millionen Thaler; so könnte ja die Hafenanlage einer Privatgesellschaft überlassen werden, welche das erforderliche Geld leicht finden würde.

Will man aber auch das nicht, so trage doch mindestens Hamburg der oberländischen Schifffahrt endlich eine alte Schuld ab.

Digitized by Google

Der jetzige Oberhafen binnen Baums enthält etwa **824,000**, der Liegeplatz außerhalb des Oberbaums etwa **168,000** □Fuß; beide würden also, wenn sie allenthalben guten und freien Grund hätten, höchstens **240** bis **250** oberländischen Kähnen Raum gewähren. Da dieses bei Weitem nicht hinreicht und es auch anderwärts durchaus kein sicheres Plätzchen zum unmittelbaren Ueberladen aus den Seeschiffen gibt; so geschieht dieses Geschäft z. B. mit Steinkohlen auf offener Elbe. Auch sein Winterlager muß regelmäßig ein Theil der oberländischen Fahrzeuge auf dem Strome suchen. Fragt man ferner, wie denn in dem jetzigen Oberhafen mindestens für Lade- und Löschplätze gesorgt ist, so erhält man zur Antwort: es seien für **10** Kähne öffentliche Ladungsplätze vorhanden. Es gibt fast keinen Hafen an der Elbe, der nicht mehr davon besäße.

Hamburg verlangt mit Grund eine unparteiische Würdigung der großen Dienste, welche es der deutschen Industrie und dem deutschen Verkehre leistet und hoffentlich wird man zugestehen, daß ich mindestens in diesen Briefen ihm sein volles Recht habe angedeihen lassen. Aber Hamburg gewähre auch seinerseits den Oberländern, welche durch ihre Schifffahrt zu seinem Flore wesentlich beitragen, Bequemlichkeit und Sicherheit ihres Eigenthums.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Bürger's Heimath.

Die göttinger Studenten wollen dem Dichter der Lenore ein Denkmal setzen, und haben Mühe gehabt, sein Grab aufzufinden. Ein Glück, daß sein Verleger der Leiche folgte, denn ein alter Mann erinnert sich noch, gesehen zu haben, daß dieser einmal einen Sarg auf den Gottesacker begleitete. An der Stelle, wo der Buchhändler damals sein Gebet verrichtete, wird sich nun ein Denkmal erheben mit der Inschrift: G. A. Bürger.

Außer seinem Verleger war wohl nur sein Arzt bei der Beerdigung zugegen. Beide waren seine einzigen Freunde; aber der Eine schützte ihn bei seinen Lebzeiten nicht vor Hunger und Elend, und der Andere schrieb nach seinem Tode eine so fehlerhafte Biographie von ihm, daß man noch immer nicht recht weiß, wo er eigentlich geboren ist, zumal da noch in neuester Zeit Biographen von Fach, wie Heinrich Döring, seinem Arzte in allen Punkten unbedingten Glauben beigemessen haben. Molmerswende heißt der Geburtsort des Dichters; ein Dorf Namens Wolmerswende, wo ihn seine Herren Biographen geboren werden lassen, existirt nirgends.

Molmerswende liegt im Harz, zwei Stunden von dem berühmten Schloß Falkenstein entfernt, welches dem jetzigen Oberjägermeister gehört, bei dem der König zuweilen auf längere Zeit zur Jagd ist. Es gehört selbst zum Gerichtssprengel dieser alten Burg. Eine Tradition, welche auch in die Handbücher für Harzreisende übergegangen ist, verlegt die Begebenheit, die Bürger in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" (einer Ballade, die in Wahrheit viel mehr in's Volk gedrungen ist, als die „Lenore," der sie freilich an Werth nicht gleich kommt) erzählt, in die Gegend zwischen dem Falkenstein und Molmerswende. Der Gedanke lag nahe, denn das Schloß, das der armen Pfarrerstochter so in die Augen lachte, wird in dem Gedichte selbst Falkenstein genannt. In der Beschreibung von Taubenhain will man das nahe Dorf Pansfelde erkennen. Dort wird noch „das Weizenfeld hinter dem Garten" gezeigt,

Digitized by Google

wohin „der ſtattliche Junker" das Mädchen durch den Wachtelſchlag rief; ferner im Garten ſelbſt die Stelle, wo des Pfarrers Tochter ihr Kind mit der goldenen Nadel umbrachte, —

(„Da iſt ein Plätzchen, da wächſt kein Gras,
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naß")

und in einiger Entfernung der Unkenteich, neben dem die Kindesmörderin gerichtet wurde. Alles dieſes wiſſen aber nur die Harzreiſenden; dem Volke in jener Gegend iſt eine Sage, welche Bürger in ſeiner Ballade etwa bearbeitet haben könnte, nicht bekannt. Und er hat auch in derſelben keine Sage erzählt, ſondern nur ein Stück Dichtung und Wahrheit geſchrieben. Folgendes hörte ich von einer wohlunterrichteten Dame:

„Der Pfarrer von Pansfelde hatte zwei Töchter, die er jeden Sonntag mit auf den Falkenſtein nahm, wo er in der kleinen, lieblichen Schloßcapelle predigen mußte. Das war nicht klug von ihm: denn es dauerte nicht lange, ſo verführte ihm der Junker eine derſelben. Da hatte er nun auf einmal eine Wiege im Hauſe ſtehen: davon wird der Bürger wohl erfahren haben; er hatte ja als Kind oft genug mit den Mädchen geſpielt."

Wie, Großmutter! ſo unterbrach ich hier die Matrone, welche mir das an einem regneriſchen Nachmittage in ihrem traulichen Stübchen erzählte, und welche mir gütigſt meine Indiscretion verzeihen wolle, wenn nach einem halben Jahre der ſondershäuſer Bücherbote mit dieſem Artikel in ihr eingeſchneites Harzdorf kommt .... wie? ſie hat das Knäblein nicht gleich mit der goldenen Nadel umgebracht?

„Ei bei Leibe nicht, mein liebes Kind! Wo denkſt Du hin! Couſine He.....! Nun ja, ihre Schweſter hab' ich recht gut gekannt. Wir nannten uns immer Couſinen. Ich weiß aber wirklich nicht einmal warum, und Du brauchſt nicht etwa zu denken, daß wir mit denen verwandt zuſammen ſind. Die Andre iſt mit ihrem Sohne nach Aſchersleben gezogen. Der hat ſeine Mutter auf ihre alten Tage ernährt, iſt ein ehrſamer Bürger geworden und mag wohl heute noch leben. Nein, was wahr iſt, das muß wahr bleiben: umgebracht hat ſie ihn nicht. Das kann man ihr nicht nachſagen, das hat eine Andre gethan."

Eine Andre? fragte ich?

„Nun ja, freilich eine Andre. Sie war aus Molmerſwende ſelbſt, und mit Bürger Nachbarskind zuſammen. Die iſt ſpäter eine Kindesmörderin geworden. Gerichtet iſt ſie auch; ob aber gerade am Unkenteiche, das weiß ich nicht."

Von dieſen beiden Vorfällen hat Bürger den Stoff zu ſeiner Ballade hergenommen, in der er ſo ſehr den Volkston getroffen, daß man ſie bisher allgemein für die Erzählung einer alten Volksſage genommen hat.

Ueber Bürger erfuhr ich aus jenem literarhiſtoriſchen Geſpräche mit meiner Großmutter noch Folgendes: Sie hatte ein Mal auf Schloß Rammelburg im Fenſter geſtanden, als er mit ſeinem Freunde, dem Epiſteldichter Göckingk (dem Großoheim Max Stirners und dem Landsmann

der Louise Aston), dessen Bruder dort Gerichtsamtmann war, über den Schloßhof ging. „Ach Gott, wie elend sah er aus" — sagte sie — „man mußte ordentlich darüber erschrecken. Und doch dauerte es nachher noch mehrere Jahre, bis wir hörten, er sei nun auch gestorben." —

Bürger's Mutter, von der er ohne Zweifel die rege Sinnlichkeit, wie vom Vater das Phlegma in seiner Natur ererbt hat, und von der er selbst sagte, daß sie die bedeutendste Frau ihrer Zeit gewesen sein würde, wenn es ihr nicht an jeglicher Bildung gefehlt hätte, wurde mir als ein ziemlich boshaftes Weib geschildert, welches den Bäumen im Garten einen Schaden anthat, als sie die Pfarre in Molmerswende räumen mußte. Das war nun schlimm für die Großmutter, denn der nächste Nachfolger vom alten Bürger verstand nichts von der Baumzucht, und als diesem der Großvater folgte, mußte der erst wieder Birnen und Aepfel säen; da fehlte es denn in der Küche an Manchem. „Da muß man sich denn zu helfen wissen, liebes Kind. Auf Regen folget Sonnenschein. Aber den Bürger haben ich und Dein seliger Großvater immer lieb gehabt, und als wir dazumal kurz vor seinem Tode auf seine Werke subscribirt hatten, schnitten wir vorn aus dem ersten Bande sein Bildniß heraus, ließen es einrahmen und hingen es in unsrer Wohnstube an der Stelle auf, wo die alte Madame ihn zur Welt gebracht hatte. Als später Dein Vater dort einzog, der hielt nichts auf Bürger und sagte: er habe schlecht gelebt, und wurde sehr ernsthaft, wenn von ihm die Rede war. Aber das Bildniß hielt er doch in Ehren. War doch Deine Mutter an derselben Stelle geboren."

Wer wird es mir verargen, wenn ich am andern Morgen, wo ich meinen Stab weiter fortsetzte und auch durch Molmerswende kam, vor dem Pfarrhofe still stand, und trotzdem, daß es erst sechs Uhr früh war, doch mich einen Augenblick versucht fühlte, ganz ungenirt bei dem Prediger einzutreten, um zu sehen, ob jenes schlichte Denkmal sich noch an der bewußten Stelle befand. Eben sowohl im Namen meiner Familie als meines Volkes hielt ich mich fast für berechtigt, den Herrn Pastor, der in Bürger's Geburtshause wohnt, in seiner Häuslichkeit etwas zu controliren. Als ich aber das Strohdach nicht mehr sah, von dem ich stets gehört hatte, sondern an seiner Stelle ein rothglänzendes Ziegeldach erblickte, da fürchtete ich, bei meinem Eintritte in das Haus noch mehr enttäuscht zu werden, und ging.

Auch war ich nicht allein. Mit mir stand an jenem Morgen auf dem Fahrwege vor diesem Hause Johanne Bürger, welche die kleine Wirthschaft meiner Großmutter führte und heute ihren Eltern in Pansfelde einen Besuch abstatten wollte, wobei sie es sich nicht nehmen ließ, bis dahin mein leichtes Ränzchen zu tragen. Pansfelde, von unserm Dichter Taubenhain und von seinen Biographen Pomsfelde genannt, ist schon von dessen Arzte Dr. Althof richtig als der Stammort der Familie Bürger bezeichnet. Aus einem der ersten Häuser des Dorfes hörte ich Trompeten- und Geigentöne erklingen. Hier gab mir Johanne Bürger die Hand und trat ein, denn das war das Stammhaus der Bürger, und dort wohnen die Verwandten des unglücklichen Dichters, welche

Digitized by Google

Muſikanten ſind, und auf den Kindtaufen und Hochzeiten der Gegend ſpielen.

Langſam ging ich durch das Dorf, den Klängen lauſchend, die aus jenem Hauſe kamen, und ſtieg dann zum Falkenſteine auf, von dem es in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain" heißt:

„Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenſeits des Baches am Hügel
Blickt ſtattlich ein Schloß auf das Dörfchen im Thal,
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenſter wie brennende Spiegel." *)

H. Pröhle.

II.

Willems und die flamändiſchen Schriftſteller.

Durch den Tod des trefflichen Willems in Gent droht der flamändiſchen Literatur- und Sprachbewegung eine gefährliche Verwirrung. Willems war das Haupt dieſer Bewegung und die jungen Schriftſteller, die ihn an Productivität und an ſchriftſtelleriſchem Talente überragten, beugten ſich doch gerne vor dem würdigen, ältern Manne, der ſowohl wegen ſeiner philologiſchen Gelehrſamkeit und patriotiſchen Verdienſte, ſowie auch wegen ſeines trefflichen, wohlwollenden und offenen Charakters die Achtung und die Liebe Aller genoß. Der Regierung gegenüber war Willems ein wichtiger, einflußreicher Vertreter und Vermittler der flamändiſchen Bewegung. Bekanntlich ſah man anfangs in der Schilderhebung der Flamingen eine orangiſtiſche Reaction, welche der neuen Ordnung und Dynaſtie von 1830 gefährlich werden könnte. Willems, der beſonnene und würdige Parteichef, zerſtreute jedoch die Beſorgniſſe und indem er einerſeits der Regierung eine Garantie für die politiſche Gefahrloſigkeit der Sprachbewegung in ſeiner eigenen, wohlbekannten Perſönlichkeit bot, wachte er auch unter ſeinen Anhängern ſtets darüber, daß die neue Sprachbewegung zu keiner politiſchen Contrerevolution ſich hinneigte und Alles in den Schranken der Beſonnenheit und des belgiſchen Patriotismus blieb. Ebenſo war Willems ein umſichtiger und wohlwollender Vermittler in dem Kampfe zwiſchen den Liberalen und Katholiken, der natürlich auch unter den flamändiſchen Schriftſtellern ſeinen Platz hatte. Selbſt ein aufrichtiger Katholik, wußte er den Clerus ſtets zu beſchwich-

*) Bei dieſer Gelegenheit wollen wir die Biographen Bürger's auf einen werthvollen Aufſatz von Dr. Daniel über den Aufenthalt mehrerer ſpäter berühmt gewordenen Männer auf dem halliſchen Pädagogium aufmerkſam machen, der aus den Aufzeichnungen der Lehrer über ihre Schüler geſchöpft iſt. — Aus jenem Aufſatze erfahren wir z. B., daß Bürger vom Pädagogium aus die Heimkehr der Soldaten aus dem ſiebenjährigen Kriege mit angeſehen hat, welche er zu Anfang der „Lenore" ſchildert. Uebrigens hat auch Herr Dr. Daniel nicht umhin gekonnt, mehrere Irrthümer der Althof'ſchen Biographie und ihrer Nachſprecher zu berichtigen; doch müſſen wir in dieſen Punkten auf die Arbeit ſelbſt verweiſen, welche freilich nicht in den Buchhandel gekommen und in einem Schulprogramme des halliſchen Waiſenhauſes verborgen iſt.

Digitized by Google

tigen, wenn irgend ein junger Schriftſteller einen heftigen Angriff gegen dieſen ſchleuderten, ſowie er auch dem Beſtreben entgegen arbeitete, die flamändiſche Sprachbewegung hauptſächlich als ein Mittel des clericalen Einfluſſes auf das Landvolk zu behandeln und auszubeuten. Andererſeits aber kanzelte er die jungen Leute ab, wenn ſie ſich Uebergriffe zu Schulden kommen ließen und durch heftige Polemik gegen die katholiſche Partei die Flamingen unter einander zu verunreinigen und in der einflußreichen Geiſtlichkeit einen Feind heraufzubeſchwören drohten. Und die jüngern Männer fügten ſich, obgleich etwas grollend, doch am Ende den Zureden des jovialen und loyalen Weltmannes. Mit ſeinem Tode ging nun dieſes vermittelnde Element zu Grunde, der gemeinſame Führer fehlt und es iſt bis jetzt Niemand da, der ſich geeignet zeigt, das Vertrauen der verſchiedenen Parteiungen in ſich zu vereinigen und eine Autorität über Alle auszuüben. Dieſes iſt ein großer Uebelſtand. Denn abgeſehen von dem Parteizwiſt der Katholiken und Liberalen gibt es im Schooße der flamändiſchen Bewegung noch einen Zwieſpalt zwiſchen Antwerpen und Gent den beiden Hauptſtädten dieſer wiederaufſtrebenden Literatur. Die antwerper Schriftſteller, productiver und ruhiger, wie die genter, und in letzterer Zeit durch die Erfolge, die Conſcience mit ſeinen Schriften und Delant mit ſeinen Vlaemſch Belgien errungen, haben ſtolzer und zuverſichtlicher gemacht, wollen ſich den etwas hofmeiſteriſchen Ton, den das gelehrtere Gent ihnen gegenüber annimmt, nicht gefallen laſſen. Gent bildet gewiſſermaßen den Herd der claſſiſchen Schule, die noch an den Traditionen der holländiſchen Literatur feſthält, während Antwerpen, romantiſcher und jugendlicher, mehr und mehr der deutſchen ſich anzuſchließen verſucht. Willems gab durch ſein Uebergewicht den Gentern mehr Schwerkraft, jetzt aber, wo er todt iſt und die Schale ſich mehr und mehr den Antwerpnern zuneigt, ſteht zu befürchten, daß die Genter erbittert werden und einen entſchiedenern Bruch in dem noch ſo jungen flamändiſchen Literaturbunde eintreten laſſen. Mögen beide Parteien die drohende Gefahr erkennen und über dem Grabe des edlen Todten ſich die Hände reichen, eingedenk des Nationalſpruchs: Eentracht macht Kracht! (Eintracht gibt Kraft.)

III.

Die heidelberger Hiſtoriker.

In Schmidts „Zeitſchrift für Geſchichte", einem periodiſchen Blatte, welchem größere Verbreitung und namentlich Berückſichtigung auch von nicht gelehrten Kreiſen zu wünſchen wäre, eröffnet der kieler Waitz eine Reihe von Briefen über die deutſchen Hiſtoriker der Gegenwart. Mit etwas allzu parteilicher Vorliebe für die Norddeutſchen vindicirt er dieſen eine größere Gelehrſamkeit und eine größere Objectivität, als die ſüddeutſchen Hiſtoriker beſitzen, vor Allem aber ein Streben nach unbefangener Auffaſſung der hiſtoriſchen Wahrheit, während den Süddeutſchen der Vorwurf gemacht wird, daß ſie mehr die Gegenwart im Auge haben und ſich ihrer Einwirkung auf die Auffaſſung und Beurtheilung der hiſtoriſchen Entwickelung nicht entſchlagen können. Allerdings muß

Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetze, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869, vom 16. Februar 1870 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, 1870, S. 165 ff.) und vom 16. Februar 1870 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, 1870, S. 165 ff.) und vom 16. Februar 1870 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, 1870, S. 165 ff.)

Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetze, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869, vom 16. Februar 1870 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, 1870, S. 165 ff.) und vom 16. Februar 1870 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, 1870, S. 165 ff.) und vom 16. Februar 1870 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, 1870, S. 165 ff.)

Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetze, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869, vom 16. Februar 1870 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, 1870, S. 165 ff.) und vom 16. Februar 1870 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, 1870, S. 165 ff.) und vom 16. Februar 1870 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten, 1870, S. 165 ff.)

überlegen an Geiſt und wahrhaft hiſtoriſchem Sinn iſt Gervinus, doch theilt er eine große Einſeitigkeit, die mir den Heidelbergern im Allgemeinen eigen zu ſein ſcheint und die doch wohl auf ſchloſſer'ſche Anregung zurückgeführt werden muß. Ich meine das mangelnde Verſtändniß für die unermeßliche Bedeutung des Chriſtenthums, überhaupt das Zurücktreten des religiöſen Elements in der Geſchichte. Nirgends liegt ſie ſtärker am Tage als in der Hiſtorik von Gervinus, wo er in allem Ernſte die Epoche der neuen Geſchichte in dem Auftreten des Sokrates, in der Erweiterung des hiſtoriſchen Schauplatzes durch die Eroberungen Alexanders findet, unbekümmert um die völlige Umgeſtaltung, welche die Welt vornehmlich durch das Chriſtenthum, ſodann durch das Auftreten der Germanen und das Eindringen der chriſtlichen Lehre in die germaniſche Welt erhalten hat. Auch die Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen liefert von ſolcher Anſicht mannichfache Belege. Eben ganz und gar nicht mittelalterig iſt der Sinn von Gervinus und auch das Verſtändniß der Zeit geht ihm doch in manchen Beziehungen ab; während es vortrefflich iſt, wo er die Bewegungen der neuern Zeit in ihrem Reichthum und in ihrer Mannichfaltigkeit ſchildert .... Carl Hagen unterſcheidet ſich von vielen ſeiner Collegen namentlich durch klare und angenehme Form; ſein intereſſantes Buch über die Reformation bietet hierzu die ſchlagendſten Belege ..... Häuſſer iſt nach frühern unglücklichen oder minder bedeutenden Arbeiten mit der ausführlichen Geſchichte der rheiniſchen Pfalz hervorgetreten, ein Buch, an dem Fleiß und eine lesbare Darſtellung gerühmt werden muß und das man gern den beſſern Provinzialgeſchichten zur Seite ſtellen wird, wenn es gleich zu den höhern Stufen geſchichtlicher Forſchung ſich nicht erhebt. Erwähnen muß ich es hauptſächlich, weil es ſchon jener ſogenannten ghibelliniſchen Anſicht angehört, welche eine andere Klaſſe ſüddeutſcher Hiſtoriker recht eigentlich charakteriſirt, die Würtemberger vornehmlich und die anderswo ihnen ſich anſchließen. Man möchte ſie die Hiſtoriker des Zollvereinsblattes und der allgemeinen Zeitung nennen, mit denen ſie innerlich und äußerlich nahe zuſammenhängen. Denn eine patriotiſche deutſche Geſinnung iſt ſehr an ihnen zu loben, nur daß ſie einen einſeitigen Charakter an ſich trägt; wie ſie die Gegenwart ganz und gar nach beſondern Intereſſen beurtheilt, ſo iſt ſie gegen manche Seite der Vergangenheit wahrhaft ungerecht. Alles Gewicht wird auf die Einheit des deutſchen Reiches gelegt. Aber ſo nothwendig und erfreulich es ſein mag, dem particulariſchen Intereſſe der Deutſchen ein allgemeines entgegenzuſtellen und dies mit aller Energie in dem Gewoge der Meinungen geltend zu machen, ſo wenig kann man es gut heißen, wenn nur den Repräſentanten der deutſchen Einheit, den Kaiſern nämlich, alle Vorliebe zugewandt und alles Recht zugeſchrieben, den Entwickelungen dagegen der Stämme und Fürſtenthümer nur Ungunſt und hartes Urtheil gezeigt wird."

Zur Beurtheilung dieſes Beurtheilers darf man nicht vergeſſen, daß Herr Waitz ein geborner Preuße und aus der ranke'ſchen Schule iſt.

Digitized by Google

IV.

Aus Wien.

Todte und Lebendige. — Todte Kunst. — Gluck. — Clericale Einsprüche. — Die Musiker. — Gerüchte über Liszt. — Fürst Metternich. — Die Akademie. — Deinhardstein. — Die Erklärung der Redactionen; Beleuchtung derselben. — Herr von Pilat. —

Unsere Kirchhöfe sind um einen Denkstein reicher geworden; ich sage absichtlich einen Denkstein — denn zu einem großen Denkmal für irgend einen der herrlichen schaffenden Geister in Oesterreich, haben wir es noch nicht gebracht; der Geist in der Kunst wird bei uns, im Leben wie im Tode, in einen Winkel gewiesen, man schreitet leicht und unbeachtend über sein Andenken, wie über einen zersprungenen Grabstein hin, was soll der Todte, den man nicht einmal mehr in einen Salon laden kann, um mit dem gefeierten Namen Eitelkeit zu treiben! Merkwürdig ist es, daß die Kunst, die bei uns mehr vielleicht als anderswo, als Dessert auf der Tafel des Lebensgenusses betrachtet wird, so wenig hohe, einflußreiche Mäcene findet, daß, was sie wird und schafft, sie nur aus und durch sich selbst erringt, daß es Niemanden gibt, von dem man sagen kann: er hat ein großes Talent der Welt und der Kunst erhalten, er hat es gepflegt, gestützt, gehoben. Und daher kommt es auch, daß, da die Gegenwart vergessen wird, die Leichensteine großer Todten auf unsern Kirchhöfen zertrümmert liegen und würde jetzt nicht die Pietät unter den jüngern Künstlern wach, wir hätten vielleicht in einigen Jahren nicht mehr gewußt, wo Beethoven's, Gluck's, Schubert's Reste ruhen, so wie man kaum mehr den Platz weiß, wo Mozart schläft. Und wie viele andere herrliche Geister gibt es noch, die in Wien den letzten Kampf gerungen und deren Grab wir nicht mehr kennen, auf daß ein dankbareres Geschlecht einst dahinwalle. Aber wir haben auch Unglück mit unsern Denkmälern, wenn wir auch schon einmal den Anlauf nehmen, irgend etwas dergleichen zu thun. Da war nun endlich seit einem Jahre in zwei hiesigen Zeitschriften, den „Sonntagsblättern" von Dr. Frankl und der „Musikzeitung" von Dr. Schmidt, zu Beiträgen für Gluck's Denkstein aufgefordert worden, da hatte Dreyschok ein Concert dafür gegeben, die Musikalienhandlung von Mechetti sich ebenfalls der Sache thätig angenommen und endlich wird des großen Todten 132. Geburtstag zur Enthüllung des Denksteins bestimmt. Da geschah es vor Allem, daß man nicht öffentlich ankündigen durfte, daß in der Paulinerkirche, wo einst des großen Meisters sterbliche Hülle eingesegnet worden, das mozart'sche Requiem aufgeführt werde, denn der Erzbischof von Wien gestattet nicht, daß am Todestage eines Künstlers eine außerordentliche kirchliche Feierlichkeit stattfinde *) — und so mußte die ganze Feierlichkeit im Stillen und nur mit ganz kurzen Einladungen abgemacht wer-

*) Auf merkwürdige Weise begegnen sich in derlei Ansichten der katholische und der protestantische Clerus. In Stuttgart hat dieser Einspruch gethan, daß bei der Einweihung von Schiller's Denkmal die Glocken geläutet werden.

Digitized by Google

the Government of India, in addition to the Medical Officer of the Station, a Medical Officer of the Native Army, who shall be appointed by the Commander-in-Chief in India, and shall be subject to the orders of the Medical Officer of the Station, and shall perform such duties as he may assign to him.

The Medical Officer of the Native Army shall be entitled to the same Allowances as the Medical Officer of the Station

Mr. Hall. Mr. Hall's case is a little different from that of Mr. Bell. Mr. Hall was a man who had been in the habit of drinking, and he had been in the habit of drinking for a long time. He had been in the habit of drinking for a long time

Stelle bereit erklärt — der Erzherzog Johann, der in Steiermark und Tyrol Vergötterte und dessen Toast bei dem Königsfeste am Rhein vor wenigen Jahren durch ganz Deutschland hallte. Ob aber die Akademie nicht dadurch, daß ein kaiserlicher Prinz das höchste Ehrenamt derselben übernimmt, nicht etwas an ihrem freien wissenschaftlichen Aussehen einbüßt, ist eine andere Frage und wir haben in solchen Dingen hier nicht viel zuzusetzen. Als Petitionär um die Stelle eines Akademikers, hat sich auch der bekannte Regierungsrath Deinhardstein gemeldet, ob er dabei mehr seine Verdienste als dramatischer Dichter, oder als Redacteur der wiener Jahrbücher der Literatur, oder als Censor geltend gemacht, ist ungewiß, so viel aber sicher, daß er bis jetzt nicht bestimmt ist. Uebrigens hat die neuliche Denunciation der russischen Gesandtschaft, wegen eines Artikels in einer hiesigen Zeitschrift, für ihn das Unangenehme oder Angenehme, daß er seiner Stelle als Censor enthoben wird, indem er nächstens eine Reise nach Belgien unternimmt, während welcher Zeit die Censur der hiesigen belletristischen Blätter in andere Hände übergehen wird. — Unsere Blätter erregten vor einigen Tagen ein gewisses Interesse, durch einen Artikel, welcher sich, mit Ausnahme der bäuerle'schen Theaterzeitung, der theologischen, technischen und mediciniſchen Zeitschriften, in sämmtlichen hiesigen Journalen befand, es war ein Aufruf an die Redactionen deutscher — d. h. außerösterreichischen — Zeitschriften, ihre Sorgfalt in der Wahl der Correspondenten über Oesterreich zu verdoppeln und jede einzelne Nachricht genau zu prüfen, ob sie nicht schon in sich selbst Zeichen der Unwahrheit und Gehässigkeit trage. Motivirt war dieser Aufruf dadurch, „daß kein einziges deutsches Journal sich freihielt von Unwahrheiten, österreichische Verhältnisse oder Personen betreffend", ferner: daß die große Mehrzahl deutscher Blätter, wenn sie sich auch bemüht redliche Correspondenten zu erhalten, ihr dieses oft doch nicht gelingt, weil sie sich nicht an den rechten Mann wendet und daß bei den Unannehmlichkeiten, womit die Correspondenz aus Oesterreich bisher so oft verbunden war, sich sachkundige Inländer nur schwer dazu herbeiließen und die Wahl also nothwendig oft auf unbedeutende Subjecte fiel. Nun kommt aber gegen den Schluß zu noch der Passus: In dem Maße, als eine freiere Besprechung österreichischer Zustände auch in den österreichischen Blättern beginnt, halten es die Vertreter der periodischen Presse in Wien für ihre Pflicht, jenem Unwesen ꝛc. mit aller Kraft entgegenzutreten." Man sieht, die wiener Journalisten wollen etwas, aber sie verrücken nicht allein den Standpunkt, auf welchem sie selbst stehen, sondern sie fassen auch weder jenen der österreichischen Censur, noch jenen der deutschen Presse klar genug in's Auge. Sie wollen Wahrheit in Betreff der österreichischen Verhältnisse und setzen sich als eine Art Censurcollegium, als einen Wohlfahrtsausschuß Oesterreichs, als einen öffentlichen Ankläger, nicht allein der deutschen Presse, sondern auch vielleicht so mancher Ehrenmänner in Oesterreich hin, welche gezwungen sind, unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses zu correspondiren, denn in dem Aufrufe wird ja selbst eingestanden, daß so viele Unannehmlichkeiten mit dem Correspondiren aus Oesterreich verbunden sind! Und

Digitized by Google

Ihre Ehe mit Ludwig Wilhelm Gerstenbergk, Sohn des Kaufmanns Gerstenbergk in Leipzig, wurde 1796 geschieden. Sie lebte dann in Dresden, wo sie 1802 Mitglied der Gesellschaft Harmonie wurde. Sie starb 1806 in Leipzig. Ihre Gedichte sind in Almanachen und Zeitschriften zerstreut. Sie schrieb auch Romane, Novellen und Dramen. Ihr Roman Sidney Bidulph, nach dem Englischen der Frances Sheridan, erschien 1786 in 2 Bänden, Leipzig, Weidmann. Ihre Novelle Julie Bondeli, 1790, Leipzig, Weidmann, ist ein Seitenstück zu Wielands Aristipp. Ihr Drama Die Gefahr der Eifersucht, 1791, Leipzig, Weidmann, ist nach dem Englischen der Elisabeth Inchbald. Ihr Drama Die Gefahr der Unbesonnenheit, 1792, Leipzig, Weidmann, ist nach dem Englischen der Elisabeth Inchbald. Ihr Drama Die Gefahr der Unbesonnenheit, 1792, Leipzig, Weidmann, ist nach dem Englischen der Elisabeth Inchbald. Ihr Drama Die Gefahr der Unbesonnenheit, 1792, Leipzig, Weidmann, ist nach dem Englischen der Elisabeth Inchbald.

Ich komme von dieſer Manifeſtation unſerer Journaliſtik auf das Gerücht von der Einführung der Gewerbefreiheit in Oeſterreich. Sie werden ſich vielleicht erinnern, daß vor einiger Zeit die Zeitungen meldeten: in Schärding, einem öſterreichiſchen Dorfe an der baieriſchen Grenze, ſei unter allgemeinem Volksjubel die Gewerbefreiheit verkündet worden. Das war nun zwar ein Irrthum, aber doch nur ein halber. Daß bei uns die Regierung ſchon längſt die Verhältniſſe der Handwerkerklaſſe in Betracht gezogen und gewiſſe Veränderungen vorzunehmen Willens war, konnte Jeder bemerken, der nur irgendwie etwas aufmerkſam den Gang unſerer Verhandlungen beobachtet hat. Oeſterreich, das in höchſt ſeltenen Fällen, vorzüglich in ſolchen, wo weitergreifende Privatintereſſen gefährdet werden können, mit einer vollen Maßregel entſchieden heraustritt, hat die Einführung der Gewerbefreiheit, als einen nothwendigen Theil des Aufſchwunges der Induſtrie, bereits ſeit mehrern Jahren der Art vorbereitet, daß immer nach und nach im Stillen, ohne großes Patent und viel Verkündigung, mehrere Gewerbe nacheinander frei gegeben wurden. Man wollte wieder verſuchen, ſehen, wie ſich die Sache anläßt. So iſt es gekommen, daß die Regierung bis jetzt an 52 Gewerbe frei gegeben hat, deren größere Anzahl das jungletzte Decret enthält, welches hier zwar ſchon dem Magiſtrate zugeſchickt, aber von dieſem noch nicht publicirt wurde. Die Publication ſoll am 15. oder 30. d. M. ſtattfinden und zwar in der Art, wie es bereits im Küſtenlande der Fall geweſen, während man die frühern Gewerbbefreiungen blos den Magiſtraten und betreffenden Zünften zur Kenntnißnahme zuſchickte. Auch jetzt ſind die Zünfte nicht aufgehoben, indem es noch immer Jedem freiſteht, ſich an die betreffenden Gilde anzuſchließen. Den Kenner hieſiger Zuſtände wird es aber wohl wenig überraſchen, wenn er hört, daß bereits vor Publicirung des Patentes ſich einzelne Corporationen wegen Abwehrung der Gewerbefreiheit an den Erzherzog Ludwig wendeten; der Erfolg iſt leicht vorauszuſehen, da ſie keine andern Gründe als Privatrückſichten, die doch vorzüglich bei einem ſo wichtigen Geſetze immer weichen müſſen, vorbringen konnten. Die wenigen Gewerbe, welche jetzt noch unter der Policeibehörde geblieben, werden es wohl für ſpäter auch bleiben, da hier meiſt Sanitätsrückſichten vorwalten, ihre Zahl iſt aber ſo gering, daß man im Allgemeinen die Gewerbefreiheit als eingeführt anſehen kann. Von welchem unberechenbaren Einfluſſe auf Oeſterreichs induſtrielle und mercantiliſche Thätigkeit die Gewerbefreiheit ſein wird, läßt ſich im erſten Augenblick weniger beſtimmen, um ſo mehr, als das betreffende Patent nicht in allen Provinzen zugleich veröffentlicht werden ſoll; den nächſtliegendſten Einfluß wird es aber wohl auf die beſtehenden ſtädtiſchen Inſtitutionen, hinſichtlich der Erlangung der Bürgerrechte und dergleichen, haben. Jedenfalls iſt damit wieder ein ſchöner Schritt vorwärts im Vaterlande geſchehen und ein um ſo wichtigerer, als im Hintergrunde auch noch ſo manche nothwendige Modification des Zollweſens liegt. Auch hier iſt es wieder traurig, daß die Regierung ſo ſchwankend, ſo unentſchloſſen auftritt, erſt experimentirend, wodurch natürlich den Gegnern der Muth wachſen muß. Wäre das Patent auf einmal und in der ganzen Monar-

Digitized by Google

the number of cases in which the two methods differ is relatively small. Nevertheless, the Bayesian approach is conceptually much simpler and more appealing. For example, the Bayesian approach naturally and automatically deals with issues of model complexity without the need to introduce ad hoc penalty terms (Chapter 3) and it properly handles the case of marginal likelihood functions that are multimodal (Chapter 9). Both approaches usually require the evaluation of computationally expensive integrations, and for many years this was a major limiting factor in the practical application of Bayesian methods. This limitation has been removed in recent years by the development of new algorithms based on stochastic sampling (Chapter 11) and also by dramatic increases in the speed and memory capacity of computers. These numerical integration techniques are now being exploited in a wide variety of applications.

As we shall see in Chapter 3, the Bayesian framework avoids the problem of over-fitting and allows the complexity of the model to be determined using only the training data. While cross-validation can in principle also be used to control model complexity, this can be computationally expensive when there are many models to consider and many hyperparameters to be determined. Furthermore, cross-validation can waste valuable data, which is a problem in scientific applications where data is scarce and expensive to acquire.

Bayesian methods can also deal naturally with problems such as missing data and data that are censored, in which the value of a variable is known only to lie above or below some threshold. Perhaps most importantly, the Bayesian framework is particularly well suited to situations in which we wish to make predictions based on a number of models each of which may be capable of explaining the observed data.

Despite these advantages, we will see that Bayesian methods typically require more computational resources than deterministic frequentist methods and that the results can be sensitive to the choice of prior, which can be difficult to specify. Historically, this has been a major reason why Bayesian methods were not widely adopted. Recent developments in Bayesian methods have largely overcome these problems, and Bayesian techniques are now being applied in a wide variety of fields.

1.3 Boxes and Nodes

Throughout this book we will use a graphical notation in which probability distributions are represented by boxes and nodes. This is illustrated in Figure 1.1 for the case of a single variable x. The box, or plate, represents a single probability distribution $p(x)$ over the variable x. Later we will see examples in which the box contains additional nodes and connections, in which case it will denote a conditional distribution. For example, $p(x|\theta)$ would be represented by a box containing x and θ, with a solid node for x and a hollow node for θ.

Figure 1.1 A box, or plate, representing a single variable x. The shaded node indicates that the value of x is observed.

merksamkeit des Publicums darauf hinleitet. Wozu aber einer Sache im Voraus ein Publicum verschaffen, die man noch nicht kennt? Ist das Journal ein Feind, warum ihm auf solche Weise einen Dienst erweisen? Ist es dagegen ein ruhiger, würdiger Repräsentant der Regierungsansichten, warum im Voraus dagegen polemisiren. Ein Regierungsjournal leistet immer der Sache des Fortschritts einen wichtigen Vorschub, weil es das Material zur Discussion liefert, weil es der Opposition einen positiven Boden für die Debatte bietet. Es wird selbst der äußersten Linken in Frankreich nicht in den Sinn kommen, den Untergang des Journals des Debats zu wünschen, und hätte der rheinische Beobachter nur die mindeste Idee von der Aufgabe eines Regierungsblattes gehabt, hätte er sich wie ein ernster, würdiger Mann und nicht wie ein trunkener Raufbold und Händelsucher betragen, es wäre keinem besonnenen Menschen eingefallen, seinen Sturz zu wünschen. Die Frage ist jetzt nur: wird man in Berlin da anfangen, wo Herr Bercht in Cöln aufhören soll? Es heißt, Letzterer soll als Entschädigung für das Aufhören seines Blattes 10,000 Thaler erhalten. Eine bedeutende Summe! Aber für die Erfahrung, welche die Regierung dadurch erkaufte, ist die Summe nicht zu groß. Wohl aber wäre das Geld hinausgeworfen, wenn man die Erfahrung nicht benutzte, wenn das neue Regierungsorgan in denselben Ton verfiele und statt mit Ruhe, mit Kaltblütigkeit und Würde die Discussion zu leiten, jeder ihr gegenüber stehenden Meinung mit einem fanatischen „Kreuziget sie!" anfallen würde.

Im Ministerium hat sich eine Veränderung begeben, indem der Finanzminister Flottwell, der mit den Ansichten des Ministers Rothe nicht übereinstimmen konnte, ausschied. Ich melde dies blos, damit dieses Factum in Ihrer Chronik der Tagesgeschichte nicht fehle. Eine nähere Motivirung würde bei dem gänzlichen Mangel an Oeffentlichkeit in unsern Staatsangelegenheiten immer nur lückenhaft und auf halben Voraussetzungen gestützt sein. Ich überlasse daher das langsame Anbohren dieser Themen den Tageblättern, denen ein größerer Raum dafür gestattet ist. Ebenso kurz und aus gleichen Ursachen registrire ich die definitive Ernennung des Herrn von Bodelschwing zum Minister des Innern und des Herrn von Schapper zum Chef des Postwesens (an die Stelle des verstorbenen H. von Nagler) in meinen Bericht ein.

Lebhaften Anklang in allen Classen der Gesellschaft findet hier die Errichtung einer neuen, reich ausgestatteten Lesehalle, im großen Style, nach dem Muster des berühmten leipziger Museums, nur eleganter und mit mannichfachen Verbesserungen. Das Local ist im eigentlichen Centrum der Stadt gewählt (Ecke der Jägerstraße und der obern Wallstraße, der Bank gegenüber) an einem jener Mittelpunkte, in welchen nicht weniger als fünf Hauptstraßen von den verschiedensten Enden der Stadt münden. Neun Zimmer und darunter zwei, drei größere Säle, sind für das Institut bestimmt, in welchem die Journale aller Sprachen und aller Fächer der Wissenschaft, der Politik und der schönen Literatur aufliegen werden. Damit wird ein Damenzimmer, ein Rauchzimmer, eine Restauration und ein Café verbunden; letzteres wird von einem der er-

Digitized by Google

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich überzeugt, daß die Ursachen der Erscheinungen, welche ich beobachtet habe, in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich überzeugt, daß die Ursachen der Erscheinungen, welche ich beobachtet habe, in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich überzeugt, daß die Ursachen der Erscheinungen, welche ich beobachtet habe, in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind.

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich überzeugt, daß die Ursachen der Erscheinungen, welche ich beobachtet habe, in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich überzeugt, daß die Ursachen der Erscheinungen, welche ich beobachtet habe, in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich überzeugt, daß die Ursachen der Erscheinungen, welche ich beobachtet habe, in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind.

VI.

Notizen.

Aristokratische Suffisance. — Eisenbahnen und Kammern. — Gastronomisch-österreichische Studien.

Es liegt uns ein Buch: „Byron's Frauen" von M. von Düringfeld vor. Wir schlagen die erste Seite auf und lesen Folgendes: An Louise K. Es ist ein Jahr her, daß ich dieses Buch beendete. Damals war es nicht Ihnen zugedacht — jetzt empfangen Sie es. Im Dunkelsten eines trüben Herbstes begann ich es — aus der glanzvollen Melancholie eines Frühlingstages sende ich es Ihnen. Ich las es nicht wieder durch — erinnere mich seines Inhaltes nur noch dämmernd — es enthält viele traurige Gedanken, glaube ich — nun Sie werden es ja lesen." Kann sich die aristokratische Suffisance und die leere Coquetterie noch höher steigern? Wir reden hier nicht von der Unschicklichkeit, welche die Verfasserin gegen die begeht, der sie ihr Buch widmet und der es anfangs nicht zugedacht war, obgleich sie ihr zumuthet, das zu lesen, was ihr selber zu lesen und sich desselben zu erinnern zu unbedeutend erscheint. Wir reden hier von der Suffisance gegen das Publicum und die Kritik. Wir sind gewohnt, literarische Productionen mit einem andern Maßstabe, als dem der bürgerlichen Unterthänigkeit gegen aristokratische Blasirtheit zu messen, und es kann uns Niemand zumuthen, das zu lesen, und gar kritisch zu lesen, was die Verfasserin selber als des Nachlesens unwerth betrachtet und worauf sie jedenfalls kein besonderes Studium verwendet haben kann, da Alles ohne Eindruck zu hinterlassen, von ihr selber schon wieder vergessen worden ist.

— Man kann die Bemerkung machen, daß im Jahre **1842**, als das große Eisenbahnunglück bei Meuden stattfand, gleichfalls wie in diesem Jahre die allgemeinen Wahlen für die französische Deputirtenkammer stattfanden. Es sollte uns wundern, wenn nicht irgend ein frommer rheinischer Beobachter hieraus Schlüsse zöge über den Zorn des Himmels gegen Repräsentativverfassungen, gegen Sodom und Gomorrha, gegen Wahlumtriebe, Corruption u. s. w.

— Die Oesterreicher sind ärgerlich, wenn ihnen die Norddeutschen ihre Backhähnl und Roßbratl, ihre Liebe zu vollen Tischen und Fleischtöpfen vorwerfen. Aber die Regierung selbst hilft dazu, ihren epicuräischen Ruf zu verschlimmern. In der neuen Gewerbeordnung, welche dieser Tage erschienen ist, werden (als Ausnahme von der allgemeinen Gewerbefreiheit) aufgezählt: „Die Köche, Garköche, Garküchler, Tracteurs und Restaurateurts." Wir möchten doch irgend einen österreichischen Jacob Grimm freundlichst bitten, uns den Unterschied zwischen einem Garkoch und einem Garküchler in einer ausführlichen Abhandlung zu schildern. Auch die feine Distinction zwischen einem Restaurateur und Tracteur, dürfte manchem sehr lehrreich werden. Welch' ein capriciöser Herr muß doch ein österreichischer Magen sein, wenn die Behörden einer solchen feinen Nüancirung seiner Großdiener sich befleißigen müssen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Speculative Romantik.

Novellette aus einem Reisetagebuch.

Odenhayn am 7. Juni.

So ist denn das Langersehnte endlich geschehen, ein Abenteuer würzt mir das Vergnügen der Reise und mein Tagebuch ist nicht mehr ein langer Speisezettel, oder eine genau berechnete Post- und Reisekarte!

Es war gestern Abend nach 10 Uhr, der Mond stand klar am Himmel und warf seine vollen Strahlen hinab in den kleinen See zu meinen Füßen. Ich lag am Fenster und genoß des schönen Abends und der lieblichen Gegend. Am jenseitigen Ufer des schmalen Wassers erhebt sich schroff aus dem Spiegel des Sees eine glatte Felswand, mäßig breit und in das Land hinein sich absenkend, rechts und links von Buschwerk bewachsen und gekrönt mit einem alten Gebäude, dessen wunderliche, geschmacklose Bauart auf ein Alter von 2 bis 300 Jahren schließen läßt. Dies Alles schreibe ich jedoch erst bei hellem Tageslicht, gestern im Mondenschein sah ich ein altergraues, festes Schloß mit Thürmen und Zinnen, Wällen und Zugbrücken. Die magische Beleuchtung des Sees und seine Umgebungen gefiel mir so wohl, daß ich bereits eine halbe Stunde am Fenster gelegen und mit mancherlei Phantasiegestalten das Bild vor mir belebt hatte, als mich plötzlich der Klang eines Waldhorns aus meinen Träumereien erweckte. Der tiefe, schwermüthig dahin schwimmende Ton des Instruments berührte so sanft mein Gehör, daß ich mir einbildete, das kräuselnde Wasser zu meinen Füßen hüpfe nach der süßen Melodie. Lange suchte ich vergebens nach dem späten Tonkünstler, bis ich endlich wenig Schritte vor der erwähnten Felswand einen kleinen Nachen entdeckte, in dessen Hintertheil ein breitschultriger, kräftiger Mann saß, der, unverwandt

den Blick nach den Fenstern des Schlosses gerichtet, seinem Horn jene Zauberklänge entlockte. Konnte die Poesie etwas Anziehenderes schaffen? Eine stille Mondennacht, ein See, ein finsteres Schloß, ein gebrechlicher Nachen und das süßklagende Lied eines Waldhorns! Aber es fehlte noch etwas, um mich ganz in die Zeiten des romantischen Ritterthums und der Mährchen zu versetzen, es fehlte noch der Glanz eines Mädchenauges und das Bild schwamm vor mir in der Morgenröthe längst verklungenen Minstrelsgesanges. Und siehe, da öffnete sich oben im Schlosse eine gothische Thüre, eine Frauengestalt mit weißem, wehendem Gewande und blondem, fliegendem Haar trat heraus auf den breiten, steinernen Balcon und lehnte sich herunter, als ob ihr Auge die Tiefe des Sees zu ihren Füßen ergründen wollte. Ich wagte kaum zu athmen, ich flüchtete mich hinter die Gardinen, aus Furcht, der entdeckte Lauscher möchte diese Traumgestalten verscheuchen. Aber nein! die weiße Dame riß den Strauß von ihrem Busen und schleuderte ihn hinab zu den Sternen, die sich in der klaren Wasserfläche spiegelten; ein Wehen des Gewandes noch und die Schöne war verschwunden durch die dunkle gothische Thüre des Balcons! Freudig jubelte jetzt das Waldhorn auf dem See, der einsame Schiffsmann schien die zarte Gabe der Liebe aufgefangen zu haben, und als er sein Allegro rasch geschlossen, sah ich sein blendendes Ruder die Wellen zertheilen und ein Lichtstreif, der dem Kahne nachzog, wies nach Süden, wo ihn der See mit seinen schattigen Buchten und Abhängen in sein gefälliges Dunkel aufnahm.

Ich bleibe! war daher mein erstes Wort, als ich heute aufstand. Ich bleibe! rief ich wiederholt und es koste, was es wolle, ich muß das Geheimniß jenes Abenteuers ergründen, muß die Personen kennen lernen, die den Traum vergangener herrlicher Zeiten noch ein Mal hervorzaubern in unser rechnendes und wucherndes Jahrhundert! Die erste Frage, die ich daher an den eintretenden Wirth richtete, verlangte Auskunft über jenes zauberhafte Schloß und seine Bewohner. Mit einem mir unerklärlichen und nicht zu beschreibenden Lächeln erzählte der ehrliche Mann, daß es von einer jungen Dame, der Besitzerin, bewohnt werde, sie nenne sich Freiin von Eichen, lebe ganz einsam und habe sich aus dem Treiben der tückischen Welt auf ihren Felsen geflüchtet, denn eine kurze, glänzende Rolle, die sie am Hofe des Fürsten gespielt, habe sie mit Abscheu gegen Alles erfüllt, was jenseits dieser Berge liege.

Also unglücklich war sie! Eine Waise, war sie vielleicht hinein-

Digitized by Google

gewirbelt worden in den Strudel eines verpeſteten Hoflebens; Kabalen und Intriguen entriſſen dort den Frieden auf ewig ihrem Herzen, und nun trauerte ſie — eine reuige Lady Milford — in den Hallen ihrer Väter über die gemordete Jugend und über den Flecken ihres Namens!

7. Juni Nachts. Um zehn Uhr früh ſtand ich in meinen beſten Kleidern am Thore meines Wirthshauſes und ſchon eine halbe Stunde ſpäter vor dem Schloß Eichen. Und ſiehe, was ich nur geträumt zu haben wähnte, fand ſich beſtätigt: nur mein Auge konnte an den Mauern der kleinen Feſte emporklimmen, ringsum ein ſtarkes Bollwerk der Kunſt und Natur und ein einziger Zugang führte mich über eine Zugbrücke vor eine eiſenbeſchlagene Pforte und an das kleine Gitterfenſter des Thorhüters. Freundlich ward mir auf mein Klopfen aufgethan und als ich gehört, die Herrin des Schloſſes ſei anweſend, bat ich den gefälligen, biedern Mann mich als den Herrn Friedrich Richter, einen jungen Gelehrten, bei der Freiin anzumelden.

Bald kam der abgeſchickte Bote wieder zurück, auf ſeinen Lippen die Gewährung meines Geſuches und nicht lange, ſo befand ich mich in demſelben Gemache, nach deſſen Fenſtern ich geſtern ſehnſüchtig hinübergeſchaut, ein Gemach mit gothiſchen Fenſtern, alten behaglichen Nußbaummöbeln, ſchweren Stühlen mit geſchnitzten hohen Lehnen und Teppichen, darein mancherlei Bilder mit brennenden Farben gewirkt waren. Gegen mir über ſaß am Stickrahmen die einſame Bewohnerin der kleinen Zelle, eine blonde Dame von ungefähr 28 Jahren. Als Schönheiten konnte ich an ihr allerdings nur den üppigen Haarwuchs, eine blendende Hautfarbe, einen ſchönen Arm und ein paar rothe Lippen preiſen. Ihr Geſicht war zwar regelmäßig, ſchien aber raſch verblüht; gewiß hatten Harm und Sorgen das Meiſte gethan, dieſe Reize zu zerſtören und manche Thräne mochte wohl gefloſſen ſein, ehe der Glanz ihres blauen Auges ermattete! Sie erröthete ein wenig, als ich eintrat und mich höflich verbeugte, aber kaum hatte ich mich entſchuldigt, daß ich ſo früh läſtig zu fallen gedächte und ſie gebeten, mich die herrliche Ausſicht von ihrem Balcon genießen zu laſſen, ſo ward ſie die Gütigkeit ſelbſt und führte mich hinaus auf die Felswand, von wo ich hinabſchaute auf den ſtillen, ruhigen See und hinüber an das nahe Ufer, wo das freundliche Städtchen ſich ausbreitete und das nette Wirthshaus herüberlächelte, vor dem der behagliche Wirth, ſein Pfeifchen im Munde, ſich langſam hin und wieder bewegte, dann und wann verſtohlene Blicke nach Eichen heraufſendend.

Digitized by Google

Eine tiefe Melancholie, die ſich leider nur zu oft in ſchwülſtigen Klagen und Ausrufungen gefiel, war der Hauptzug, den ich während eines langen Geſprächs an dem gefälligen Fräulein wahrnahm, indeſſen muß ich geſtehen, daß mein Intereſſe für ſie ſich bedeutend geſteigert hatte und namentlich jetzt, wo ich mit ihr auf claſſiſchem Boden ſtand, konnte ich meiner Neugierde nicht verſagen, etwas Näheres von jenem Abenteuer auszuſpioniren. Da wir grade über die Ausſicht geſprochen hatten, ergriff ich ſogleich die Gelegenheit, das zarte Thema zu berühren.

„Ich denke mir," fuhr ich mit gleichgiltiger Miene im Geſpräche fort, „daß von dieſem herrlichen Punkte aus die Schönheit der Natur ſich verdoppeln muß, wenn eine klare Mondennacht uns dieſe Gegend in einem andern Lichte zeigt. Die Räume dehnen ſich dann weiter aus, die Körper werden maſſenhafter, Licht und Schatten grenzen ſich ſchärfer ab — kurz, der Anblick wirkt mächtiger, wirkt poetiſcher."

Die Freiin ſah mich ſcharf in's Auge, als ob ſie meine Abſicht durchſchaut, ja mir war es, als müßte ſie eine kleine Verlegenheit niederkämpfen, ehe ſie mir antwortete.

„Gewiß haben Sie da ganz Recht," erwiederte ſie, „auch mir iſt es hundert Mal ſchon widerfahren, daß, wenn ich von hier hinabſchaute auf die ſchlummernde Erde und den klaren, ruhigen See, das Bild mich mit ſolchen magnetiſchen Kräften feſſelte, daß ich mich von ihm nicht eher trennen konnte, als bis der Purpurſaum des Morgens im Oſten erglänzte, und die Mondſcheibe vor dem mächtigeren Licht erbleichte."

Daß ich dies für Uebertreibung hielt, brauche ich nicht hinzuzuſetzen, aus Artigkeit mußte ich es aber glauben.

„Es würde mir ſelbſt ſo gehen," erwiederte ich daher, „wenn ich hier über den Fluthen ſchwebte, und die Strahlen des Mondes niedergleiteten auf die Waſſerfläche."

„Sie reiſen wahrſcheinlich ſehr bald wieder ab?" unterbrach mich das Fräulein von Eichen.

„Ich bin ſelbſt noch nicht einig," gab ich zur Antwort. „Als ich geſtern ankam, gedachte ich nur eine Nacht zu verweilen und heute ſchmerzt es mich ſchon, wenn ich denke, es könnte die Stunde des Scheidens ſchlagen! Lieber bleibe ich ganz da!"

Das war nun freilich halb Wahrheit, halb Heuchelei, denn im Grunde feſſelte mich weiter nichts, als die Neugierde, die jene nächt-

Digitized by Google

liche Romanze in mir erweckt hatte. Das Fräulein ward aber immer gütiger.

„Wenn Sie noch bis morgen hier bleiben werden, o! ſo kommen Sie heute Abend herauf, und ich will Sie auf dieſes kleine Plätzchen führen; meine einzige Belohnung möge dann ſein, daß Sie mir zugeſtehn, ein kleines Paradies liege zu Ihren Füßen. Kommen Sie! Die Hallen meiner Ahnen waren ſtets offen und Gaſtlichkeit iſt die Tugend des echten Deutſchen!"

Ich hatte mir aber vorgenommen, grade in jener Nacht dem einſamen Hornbläſer aufzulauern, deshalb erwiderte ich:

„Sie machen mich ſelig durch Ihre Güte, doch wäre mir es lieber, ich könnte morgen Abend von Ihrer Erlaubniß Gebrauch machen, einige wichtige Briefe müſſen geſchrieben ſein, und ſie werden einen ganzen Nachmittag und einen Theil der Nacht in Anſpruch nehmen, aber morgen, wenn ich ſo kühn ſein darf —"

„Ich werde Sie erwarten," erwiderte das Fräulein und geleitete mich hierauf bis zum feſten Thron ihres Schloſſes.

Als ich nun nach Hauſe gekommen und dem Vorfall nachdachte, mußte ich bemerken, daß das Fräulein nicht allein meine Neugierde, ſondern mein Intereſſe im höchſten Grade gefeſſelt hatte. Dazu kam noch, daß ich ſie bemitleiden mußte, denn bei wem ich auch in dem kleinen Flecken Erkundigung einzog, der nannte ſie eine alte Närrin, eine verrückte Jungfer, oder wohl gar ein verwittertes Inventarienſtück; dem milder Denkenden war ſie wenigſtens eine überſpannte Romanleſerin, eine coquette Schwärmerin; mir erſchien ſie nur wie ein gekränktes, unſchuldiges Kind, das nach einem trüben Lebensfrühling den unfruchtbaren Sommer mit phantaſtiſchen Blumen zu ſchmücken verſucht. —

Als die Stunde, wo ich den romantiſchen Seehelden erwarten konnte, geſchlagen, verſteckte ich mich nahe am Ufer in einem gemietheten Boote, und nicht lange währte es, ſo erblickte ich ſüdwärts einen ſchwarzen Punkt, der ſich ſo raſch näherte, daß ich ihn bald als das erwartete Fahrzeug erkannte, das, wie geſtern, einen einzelnen Mann trug. Als dieſer nun bei der Felswand anlangte, ſchien er mir, ſo viel ich erkennen konnte, ein Mann von etwa 30 Jahren zu ſein; der muskulöſe, kräftige Körperbau verrieth Energie, ſein gebräuntes Geſicht ausgedauerte Strapazen. Einige Male fuhr er erſt am Ufer hin und wieder, ohne mich zu bemerken, dann ergriff er ſein Horn und wieder zitterte die Oberfläche des klaren Sees bei den tiefgehal-

Digitized by Google

tenen Tönen des Inſtruments. Ich hielt mich mäuschenſtille, und wagte kaum zu athmen, denn ich wäre ja beſchämt geweſen, hätte man mich auf dem Spioniren ertappt. Da flatterte plötzlich an der Felswand ein Strauß nieder und fiel zu meinem Entſetzen kaum ein Paar Schritte vor mir in's Waſſer, ja die Wellen, welche das herannahende Boot verurſachte, trieben die ſchwimmenden Blumen noch näher. Schon gefaßt, entdeckt zu werden, entging ich nur mit Noth manchen Unannehmlichkeiten, denn der Hornvirtuos hatte mit einem geſchickten Ruderſchlag den ſchwimmenden Strauß an ſich gebracht, und nachdem er ſeinen Hut damit geſchmückt, fuhr er eilig wieder zurück. Nach einer Weile ſuchte auch ich die Breite des Sees zu erreichen, und beſtrebte mich ſo viel als möglich, dem nächtlichen Abenteurer nahe zu kommen. Als wir nun Beide ziemlich gleichzeitig das ſüdliche Ende des Sees erreichten, trieb ich mein Boot raſch an's Land und eilte dem romantiſchen Schiffsmanne nach, der einen buſchigen Fußweg hinaufſtieg: ſein Horn glänzte im Mondenſchein und der Roſenſtrauch beſchattete den breitkrämpigen Hut: mir war, als rege ſich ſo etwas, wie Neid, in mir. Was mir jedoch an ihm mißfiel, war, daß er ſich ein Liedchen pfiff, wenigſtens begriff ich nicht, wo er den Athem dazu hernahm, denn er kam ja vom Liebchen, ſie hatte den Klängen ſeines Hornes gelauſcht, und er trug ihre Blumen am Hute! Auch fiel mir ſein ſchwerer, plumper Tritt auf; doch konnte Beides ihn nicht in meiner Meinung herabſetzen, denn ein Mann, der ſo zart zu lieben verſteht, und dieſer Liebe ſo viel Poetiſches abzugewinnen weiß, der darf mit Recht auf einen Platz in meinem Herzen Anſpruch machen! Als wir beiden Nachtwandler jetzt einen Hügel erſtiegen hatten, lag rechts ein einſam ſtehendes Bauernhaus und ein Kettenhund verkündete ſogleich unſer Herannahen. Deſſen ungeachtet ſprang jener räthſelhafte Abenteurer über den niedrigen Gartenzaun und war ſogleich für mich verſchwunden. Das Hundegebell dauerte indeſſen fort, nur vernahm ich bisweilen eine tiefe, männliche Stimme, die bald drohend, bald ſchmeichelnd das unruhige Thier zu beſchwichtigen ſuchte. Als ich lange gewartet, ob mein romantiſcher Seeheld wieder herauskommen würde, mußte ich endlich auf den Schluß verfallen, er bewohne jenes beſcheidene Häuschen. Daher begab ich mich auch gleich, nachdem ich mir die Lage der einſamen Hütte genau gemerkt hatte, wieder nach meinem Kahne zurück. Der See war ganz ſtill, ein klarer Waſſerſpiegel und drinnen das Bild der ſanft ſtrahlenden Mondennacht, droben aber in Eichen flimmerte ein

Digitized by Google

Bestimmungen über die Verwendung der Mittel des Fonds für Zwecke der Landeskultur vom 26. Januar 1923 (Reichsgesetzbl. I S. 67) und vom 31. Januar 1924 (Reichsgesetzbl. I S. 74) sowie der Verordnung über die Verwendung der Mittel des Fonds für Zwecke der Landeskultur vom 31. Januar 1924 (Reichsgesetzbl. I S. 75) und vom 31. Januar 1925 (Reichsgesetzbl. I S. 7) und vom 31. Januar 1926 (Reichsgesetzbl. I S. 41) und vom 31. Januar 1927 (Reichsgesetzbl. I S. 31) und vom 31. Januar 1928 (Reichsgesetzbl. I S. 31) und vom 31. Januar 1929 (Reichsgesetzbl. I S. 31) und vom 31. Januar 1930 (Reichsgesetzbl. I S. 31) und vom 31. Januar

des Schloſſes und vom hohen Thurm herab begrüßte Martin die Nacht mit einem einfachen Geſange. Ich war entzückt, Alles ſprach mit tauſend überredenden Zungen zu meinem Herzen, daß die goldene Zeit der Romantik noch nicht verſchwunden. Durſtig ſog ich die klare Abendluft ein, die durch die offenen Fenſter mir zuſtrömte, ich fühlte mich ſo erhoben, ſo glücklich, daß ich plötzlich wie ein Trunkener die weiche Hand des Fräuleins faßte, ſie innig warm drückte und in die Worte ausbrach: „Ewig unvergeßlich wird er mir bleiben, dieſer zauberhaft ſchöne Abend, der meine Phantaſie mit längſt ſchlafen gegangenen Bildern bevölkert, ewig unvergeßlich auch ſie, die holde Fee, die mich in dieſen magiſchen Spiegel blicken ließ!“ Und eben war ich im Begriff, dieſe kleine weiche Hand an meine brennenden Lippen zu drücken, als wie eine geiſterhafte Mahnung der tiefe Ton des Horns an der Felswand heraufzitterte. Wir blickten uns fragend an, Katharina erröthete und während wir ſtumm uns gegenüberſaßen, wallten die wunderſamen Töne in dem kleinen dunklen Gemach auf und nieder. Unſere Lippen waren regungslos und immer ſüßer, immer lockender, immer klagender ward die Melodie und immer lauter klopften dabei unſere Herzen. Da ich ſah, daß meine Freundin durch meine Gegenwart in die größte Verlegenheit gebracht wurde, hielt ich es für meine Pflicht, das Schweigen zuerſt zu brechen: „Soll er ewig klagen?“ rief ich, „ſoll er ohne Antwort harren? ſoll die ſüße Melodie unbefriedigt verſtummen? ſoll der Arme ohne einen Roſenſtrauß am Hut einſam über den einſamen See fahren?“

„Wie? Sie wiſſen —“, liſpelte ſie erröthend.

„Ja, mein Fräulein,“ erwiderte ich, „ich war ſo kühn, zweimal zu lauſchen und zweimal jenen nächtlichen Klager zu beneiden.“

„Beneiden!“ rief ſie, „o! wenn Sie wüßten — beweinen möchten Sie ihn, beneiden hieße einem traurigen Schickſal Hohn ſprechen! „Aber laſſen Sie uns hinaustreten!

Ich bot dem Fräulein meinen Arm, wir begaben uns auf den Balcon und ſchauten hinab auf den glänzenden See zu unſern Füßen und auf das kleine Boot, von deſſen Ende ſehnſüchtige Blicke heraufgeſendet wurden. Katharina trug keinen Strauß am Buſen und das Lied klang doch ſo flehend herauf, daß es ſogar mir, dem Gleichgiltigen, faſt das Herz zerbrach. Da riß ſie plötzlich den ſchwarzen Shawl von ihren ſchönen Schultern, bog ſich weit über die ſteinerne Brüſtung und langſam, wie ein flatterndes Band, ſank er hinab in die klare

Digitized by Google

Nacht. Dann aber ſtürzte ſie hinein in das kleine Gemach, Thränen ſtrömten aus ihren Augen, ich vernahm ſogar ein leiſes Schluchzen.

„Sie weinen, mein Fräulein?“ ſagte ich mich ihr nähernd, „Sie weinen und tragen doch das ſüße Bewußtſein im Herzen, einen Menſchen glücklich gemacht zu haben?“

„O wenn ich's trüge!“ rief ſie leidenſchaftlich, „wenn ich's tragen könnte! O, ihr Männer, ihr könnt nicht fühlen, welche Qual es iſt für ein Frauenherz, ſich geliebt zu ſehen, leidenſchaftlich geliebt und nicht wieder lieben zu können! Ein Leben ſich geweiht, Treue ſich gelobt zu ſehen und nicht mit erglühen zu können im gleichen Gefühle, eine Marmorſtatue bei dem lebenswarmen Hauche der veredelnden Gottheit!“

„Sie lieben ihn alſo nicht?“ forſchte ich dringend.

„Fragen Sie nicht! Fragen Sie nicht weiter: hier bin ich unglücklich, hier iſt die wunde Stelle meines Herzens.“

Ich hielt es jetzt für ſchicklicher mich zu entfernen, ich ſchied, doch bat ich, wiederkommen zu dürfen und ſchluchzend ward mir die Bitte gewährt. So ſtieg ich denn hinab zu dem kleinen ſchlummernden Städtchen, ernſt und trübe geſtimmt, denn immer inniger fühlte ich mich angezogen von jenem ſonderbaren Weſen und dieſes Weſen ſchluchzte und weinte, weil es ſich unglücklich geliebt wußte und nicht wieder lieben konnte! Edles, edles Mädchenherz! —

Am Abend deſſelben Tages. Bei aller verſchmähten Liebe! Beim hölliſchen Elemente! Ich wollt', ich wüßt' was Aergeres, daß ich's fluchen — Als ich mit obigem Stück meines Tagebuches zu Ende gekommen, machte ich mich auf den Weg nach der Wohnung des nächtlichen Virtuoſen. Das einſame Häuschen erkannte ich natürlich wieder, ja ich bemerkte ſogar, indem ich durch die Fenſter ſchielte, drinnen auf einem Tiſche ein Waldhorn und einen ſchwarzen Damenſhawl. Beſcheiden klopfte ich hierauf an die Thüre und eine nette Frau in Bauerntracht fragte nach meinem Begehren: ich bat um einen Trunk Milch und trat keck in die Unterſtube, wo ich, den Gegenſtänden meiner Neugier nahe, allein blieb, bis die Frau mit dem Glas in der Hand wieder eintrat.

„Wohl bekomm's!“ rief ſie mir zu. Ich dankte und erkundigte mich nach dem Eigenthümer des Horns: „'s gehört Frieden, meinem Manne,“ benachrichtigte ſie mich gleichgiltig, ich aber warf ihr einen Blick zu, der ihr ſagen ſollte: Armes Weib, wenn du wüßteſt!

„Euer Mann verſteht ſich wohl auf das Inſtrument?“

„Freilich!“ erwiderte ſie, „iſt 10 Jahre Poſtillon geweſen, bis er ſich was Hübſches geſpart und wir uns dies Häuschen kaufen konnten. Nun hat er das Ding behalten und zieht Sonntags damit in die Schenken wo Tanz iſt und da kommt mancher Batzen ein.“

„Wo iſt er denn jetzt?“

„Draußen im Felde; wenn Ihr mit ihm reden wollt, will ich ihn rufen“ und dabei öffnete ſie ein Fenſter und rief mit gellender Stimme nach dem Feld hinaus. Nicht lange ſo wurden ſchwere Tritte hörbar und durch die niedere Thüre trat Frieden's Herculesgeſtalt herein; ſeine Waſſerſtiefeln und Lederhoſen trugen leider Spuren einer ekten Feldarbeit an ſich, ſeine muskulöſen Arme waren entblößt, das Haar hing verworren und kraus um ſeine Schläfe und auf ſeiner Stirn waren die Bibelworte zu leſen: Im Schweiße eures Angeſichts ſollt ihr euer Brod erwerben. Vergeblich ſuchte ich in dieſem gutmüthigen Alltagsgeſicht einen Zug, von dem man auf ein ſchwärmeriſches Gemüth hätte ſchließen können, ich glaube, ſelbſt Lavater's guter Wille wäre an dieſen Bierlippen und dieſer Branntweinsnaſe geſcheitert. Nachdem er mich etwas linkiſch gegrüßt, redete ich ihn freundlich an:

„Eure Frau hat Euch da hereingerufen, als ob ich Euch was Wichtiges zu ſagen hätte, indeſſen müßt Ihr mir's verzeihen, ich wollte blos wiſſen, ob Ihr vielleicht das Waldhorn hier verkaufet und wie theuer?“

„Nun ſchaun's,“ erwiderte er mit einfältigem Lächeln, „das iſt halt ein neckiſch Ding: da drinnen in der Stadt kriegen's viel ſchönre und beſſre und das möcht' i nit gern hergeben, denn i hab's ſo lieb!“

Ah! dachte ich, es hat manche ſchöne Stunde mit dir genoſſen und daß du's nicht hergibſt, gefällt mir, „'s iſt wohl ein Erbſtück?“ fragte ich weiter.

„Nee! i hab's 'nmal auf dem Jahrmarkt g'kauft und dann hat's zehn Jahr mit mir auf einem Bock geſeſſen, und drum kann i mich nit von ihm trennen.“

Das iſt ſehr proſaiſch gelogen, dachte ich bei mir ſelbſt; wahrlich mein Held zieht ſich mit Poſtillonswitz aus der Inquiſition.

„Ich höre,“ fuhr ich weiter fort, „Ihr verdient Euch manchmal Geld mit Eurer Muſik?“

„O ja! Auf Märkten, auf Hochzeiten und Tanzböden und wenn i ſo blaſen geh.“

Dieſe letzte Aeußerung fiel mir auf; was konnte er unter dem

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

hingegoſſen träumte ſie halb, halb ſtudirte ſie einen mächtigen Folianten.

„O mein Fräulein!“ rief ich, mit Ironie ihren gekünſtelten Affect in der Stimme nachahmend, „o! mein Fräulein, erwachen Sie doch! hören Sie, erſchrecken Sie, es iſt etwas furchtbar Gräßliches geſchehen.“

Ein Blick auf Shawl und Horn mußte ihr zeigen, daß ich ihre Intrigue entdeckt, ſie erröthete beſchämt, aber ich fuhr in dem obigen Tone fort:

„Als ich heute die Flur durchſtreife — die Vögel ſangen ſo lieblich und der Thau glänzte ſo friſch auf den Halmen — da ſehe ich plötzlich an einem Baume eine menſchliche Geſtalt hängen. Dieſer Shawl zum Strick zuſammengedreht, hatte dem Unglücklichen die Pforten zum ewigen Leben geöffnet und neben ihm hing dies Horn an einem Aſte und drunter mit einem Meſſer befeſtigt dies Blatt. Thränen traten mir in die Augen, als ich es las. Hören Sie ſtolzes Fräulein, wie Starrſinn ein biederes Herz in den Tod jagen kann:

„Wer mich auch finden möge, entſeelt herniederhangen, löſe, wenn „Du ein Menſch biſt, meinen Leichnam von dieſem Aſte und wenn „Du glaubſt an eine höhere Macht, welche die Seufzer der Sterben„den aufzeichnet: ſo nimm dies Tuch, welches mir den ſüßen Tod „geben ſoll und trage es hinauf nach der Feſte Eichen; bring' es ſei„ner reizenden Königin und ſage ihr: daß ich ſie glühend ſtets geliebt, „daß es mein Herz gebrochen hätte, als ich ſie geſtern zum erſten Mal „am Arm eines fremden Mannes geſehen! Möge ihr Gott verzeihen, „wie ich ihr verzeihe, die unſchuldig iſt an dieſem Mord! — Und auch „dies Horn magſt Du mitnehmen und ihr bringen und ſage ihr, ſie „möge es aufhängen in den offenen Hallen ihrer Väter und wenn „ein leiſer Windhauch ſeufzergleich durch ſeine Krümmungen ziehen „wird, mag ſie zurückdenken an ein treues Herz, das die kühle Erde „deckt und noch immer nicht Ruhe finden kann, denn an ſie, an ſie „allein denkt ſtets — der treue Poſtillon!“

Mit einer wehmüthigen Verbeugung legte ich Horn und Shawl zu den Füßen des Sophas und entfernte mich mit gemeſſenen dumpfen Schritten wie Jemand, der einem großen Schmerz erliegt. Draußen aber angekommen, ſchickte ich Frieden, den Pſeudo-Werther, hinein, daß er ſich ſein Horn abholen und das gnädige Fräulein fragen möchte, wie lange er noch Hornſtändchen bringen ſolle.

Nun ging es aber im Galopp nach meinem Wirthshaus und in einer Viertelſtunde war Alles gepackt und reiſefertig. Als ich nun

Digitized by Google

meine Rechnung dem Wirthe bezahlte, fragte er mich wieder mit seinem sonderbaren Lächeln:

„Nun, wie hat Ihnen das gnädige Fräulein gefallen?"

„Wissen Sie auch schon von dieser scandalösen Geschichte?" fragte ich ärgerlich, da ich erwarten mußte, das ganze Städtchen würde in einer halben Stunde hinter den Abziehenden ein Hohngelächter aufschlagen.

„Ob ich es weiß?" erwiderte spöttisch der Wirth, „ich muß es wohl wissen, da ich dem gnädigen Fräulein versprochen habe, es jedes Mal hinauf sagen zu lassen, wenn ein junger, flotter Herr bei mir einkehrt, nur schade! daß bis jetzt keiner hat anbeißen wollen!" fügte er lachend hinzu.

„Donner und Doria! warum sagten Sie mir das nicht eher?"

„He nun!" erwiderte der Wirth, etwas höhnisch die Mütze ziehend und sich verbeugend, „ist mir außerordentlich angenehm gewesen, daß der Herr einige Tage länger bei mir verweilt haben." —

D. P.

Zur neueſten Volksliteratur.

Das Intereſſe für die Volksliteratur und die erhöhte Thätigkeit auf dem Gebiete derſelben iſt ein erfreuliches Zeichen unſerer neueſten Gegenwart. Als das deutſche Volk aufgehört hatte, ſelbſtſtändig-productiv zu ſein, als ſeine unmittelbare Productivität mit all' den ſchönen Liedern und Sagen und wunderbaren Geſchichten erloſch, als die Herrſchaft der bevorrechteten Kaſten begonnen und ſich feſtgeſtellt hatte, als das deutſche Volk aufhören mußte, die deutſche Nation zu ſein und die Maſſen unter dem Drucke der Zuſtände nur noch vegetativ von einer Generation auf die andere lebten, war es mit dem inneren, friſchen Leben des Volkes, natürlich auch mit der eigentlichen Volksliteratur vorbei. Der Proteſtantismus, in dem das Volksleben friſch und kräftig anſetzte, wendete ſich zu den bevorrechteten Regionen. Er gab dem Volke wohl principiell die Möglichkeit einer volksthümlichen Entwickelung, aber er brachte es nicht zu der Thatſächlichkeit derſelben. Der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, die ſogenannte Aufklärung, war ebenfalls fern von aller volksthümlichen Wirkung. Sie verſuchte ſich ſogar in einer flachen Negation der volksthümlichen Elemente. Erſt nach und nach wurde die Maſſe mit tieferen Blicken angeſehen, erhielt ihr Leben eine größere Bedeutung, ihre Erhebung eine größere Berechtigung. Welche Verdienſte Peſtalozzi ſich in dieſer Beziehung erworben, hat erſt die neueſte Zeit vollſtändig und richtig erkannt. Er iſt etwas mehr, als ein bloßer Reformator auf dem Gebiete des „Schulmeiſterthumes" geweſen. Sein „Lienhard und Gertrud" gehört noch immer zu dem Beſten unſerer Volksliteratur. Aber es iſt zwiſchen der neuen und der alten Volksliteratur ein auffallender, bemerkenswerther Unterſchied. Die alte Li-

Gebäude der Anstalt, Einrichtung und Ausstattung der Räume, Verpflegung, Kleidung, Beschäftigung, Unterricht, Erziehung, Disziplin, Gottesdienst, Krankheiten, Sterblichkeit, Entlassungen, Rückfälligkeit, Ausgaben und Einnahmen, Vermögen, Schulden, Verwaltung, Aufsicht, Personal, Besoldung, Pensionen, Wohnungen, Dienstzeit, Urlaub, Nebenbeschäftigungen, Dienstvergehen, Disziplinarstrafen, Dienstentlassungen, Dienstjubiläen, Todesfälle, Witwen- und Waisenversorgung, Ehrungen, Auszeichnungen, Dienstwechsel, Beförderungen, Ernennungen, Versetzungen, Dienstantritte, Dienstaustritte, Dienstverhältnisse, Dienstbezeichnungen, Dienstgrade, Dienstalter, Dienstzeit, Dienstpflichten, Dienstrechte, Dienstordnung, Dienstanweisung, Dienstvorschriften, Dienstbefehle, Dienstgehorsam, Dienstverschwiegenheit, Dienstpflichtverletzung

als ehrwürdig erkennen, ſich daran erfreuen, es ſchonen und pflegen. Von äſthetiſchen Ueberſchwänglichkeiten, wohin die einſeitige Pflege und Verzärtelung der Kunſt, wenn ſie nur allein Schooßkind der höheren Stände ſein will, mehr oder weniger führt, ſoll er ſich an das Leben des Volkes wenden, welches darzuſtellen in dieſen Geſchichten verſucht wird. Als Hauptrepräſentant dieſes Genres ſind jedenfalls die „Schwarzwälder Dorfgeſchichten" von Berthold Auerbach zu betrachten. Es treten an ihnen alle Vorzüge und alle Schwächen dieſer Richtung hervor. Ihre Bedeutung liegt in ihrer Reaction gegen eine verflachte belletriſtiſche Literatur, in ihrem Zurückgehen auf den Volksnerv, in ihrer Liebe und Wärme, zum Theil auch in ihrer Poeſie, womit ſie ſich in der Schilderung des Volkslebens verſuchen. Aber ihre Schwächen? Dieſe Schwächen liegen darin, daß ſie um die Unmittelbarkeit des Volkslebens buhlen und ſie nicht als eine untergeordnete Stufe für die Entwicklung betrachten, daß ſie ſelbſt unmittelbar ſcheinen möchten, und doch der Reflexion verfallen ſind, daß ſie einen glänzenden Lack über die Volkszuſtände ſtreichen und mit der Sentimentalität über die Wahrheit täuſchen wollen. Daß ſie eine Naivetät erkünſteln und daß hinter dieſer Naivetät die Coquetterie mit einem Volksthume, welches nicht über den engen Kreis der Unmittelbarkeit emporgehoben werden ſoll, hervorblickt. Sie werden dadurch berechnet. Ihre theatraliſche Wirkung, ihr heller Farbenglanz, der das ganze Gemälde füllt, kann ſich bis zur Unwahrheit ſteigern. Sie verlangen für das Volk keinen ſocialen, keinen ſittlichen Gehalt. Sie trachten dahin, daß das Volk in ſeiner Natürlichkeit ſtehen bleibe und daß dieſe Natürlichkeit, der durch die Sentimentalität der Schilderung ein verwaſchenes Licht gegeben wird, ein Gegenſtand allgemeiner Anerkennung und Bewunderung werde. Bewundern mag man einen Shakespeare'ſchen Faulconbridge, in dem ſich die naive Unmittelbarkeit des engliſchen Volksnaturells einer verderbten Welt gegenüber großartig geltend macht, aber welch' ein Intereſſe kann ein enger ſchwarzwälder Dorfgeſchichtenkreis einflößen, wenn der Verfaſſer über dem Volksthümlichen das Freimenſchliche, über dem Sentimentalen das Wahre auszuſchließen ſucht? Welch' einen Reiz kann die Volksthümlichkeit da haben, wo der Verfaſſer ſie ſelber in ihrer ganzen untergeordneten Bedeutung zum höchſten Zwecke macht und nicht einmal die Nothwendigkeit des Hinausgehens über dieſelbe, die Entzweiung mit derſelben anerkennt? In dieſem Zurückſtreben auf die rohe Natürlichkeit des Volkes und in dem Stehenbleiben bei derſelben trifft Auer-

Digitized by Google

bach ganz und gar mit den politisch-socialen Reactionären zusammen, die auch stets von einem „natürlichen Zustande" reden, als dem Eldorado des Lebens. Wer das Volk schildern will, der soll nicht mit dem Volke buhlen und nicht einen blanken Firniß über sein Dasein thun. Er soll das Volk allerdings in seinen Instincten und natürlichen Zuständen, welche den Schein der Poesie annehmen, erfassen, aber er soll ihm auch einen höheren Gehalt, als einen Instinct, geben. Er soll in seiner Entzweiung mit dem natürlichen Zustande auch die geistige, die sociale, die sittliche Berechtigung des Volkes zur Anerkennung bringen, und das eben hat Auerbach nicht vermocht, er ist durch und durch Romantiker geblieben. *)

Das auerbach'sche Genre ist von Süddeutschland ausgegangen. Die Gemüthlichkeit, die Freude an den Instincten und der Natürlichkeit des Volkslebens, ein harmloses, in's Sentimentale schimmerndes subjectives Element, die behagliche Romantik läßt es nicht zu einer socialen Auffassung der Volkszustände kommen. Man hat es ja nur mit dem „natürlichen", mit dem „innern" Menschen zu thun. Dagegen bildet sich nun in Norddeutschland eine Richtung der Volksliteratur, welche mit jener süddeutschen nur darin ein Gemeinsames hat, daß sie ebenfalls nicht unmittelbar für das Volk schreibt, sondern überhaupt nur den Zustand des Volkes als das Gebiet ihrer Productionen betrachtet. Aber sie, die norddeutsche Richtung, nimmt diesen

*) Man darf bei dieser Beurtheilung der Auerbach'schen Dichtungen nicht übersehen, daß es eine Stimme aus Norddeutschland ist, die hier kritisirt. Die norddeutsche Kritik steht der Auffassungs- und Gemüthswelt süddeutscher Schriftsteller oft so schroff entgegen, daß es Noth thäte, man gäbe bei jeder Kritik den Ort ihrer Ursprungsweise an, um den Standpunkt derselben und die principielle Scheidewand zwischen dem Autor und seinem Kritiker von vorn herein anzudeuten. Ob der wahre Stein der Weisen wirklich nur im deutschen Norden liegt, ob es wahr ist, daß die süddeutschen Poeten „das Allgemeine über das Besondere vergessen", ob es wahr ist, daß „die süddeutschen Historiker den norddeutschen an Gelehrsamkeit und unbefangener Auffassung der historischen Wahrheit nachstehen müssen" (Vergleiche die Briefe von Waitz in Schmidt's Zeitschrift für Geschichte, Juni 1846), wagen wir in unserer „süddeutschen Beschränktheit" nicht zu entscheiden. Doch ist es merkwürdig, daß überall, wo die ausländische Kritik über die Erzeugnisse deutscher Literatur sich ausspricht, sie allenthalben eine entschiedenere Sympathie für die süddeutschen Autoren an den Tag legt, und um bei dem vorliegenden Falle stehen zu bleiben, so vergleiche man blos Taillandier's Urtheil über die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (Revue des deux mondes, 15. Juin). D. Red.

Zuſtand nicht als den Zuſtand der ſubjectiven Innerlichkeit, als der natürlichen Vegetation, des romantiſchen Hindämmerns, der poetiſchen Inſtincte, ſondern ſie faßt ihn auf als den Zuſtand der ſocialen Conflicte und erſcheint dadurch alſo im directen Gegenſatze zu der ſüddeutſch-auerbach'ſchen Weiſe. Auf dieſe Richtung unſerer Volksliteratur iſt die ſocialiſtiſche Bewegung der Gegenwart von ganz beſonderm Einfluſſe geworden, oft ſchon ſogar von einem allzuſehr vorwiegenden. Sie wird dadurch eine Volksliteratur mit ſocialiſtiſchen Tendenzen und über ihre Abſtractionen und Abſichten im Allgemeinen bringt ſie es dann zu keinem kräftigen Pulsſchlag. Sie bringt es mehr zu einer Kritik der geſellſchaftlichen und politiſchen Formen, zu einer Auseinanderlegung von Conflicten zwiſchen Arm und Reich, zwiſchen Proletarier und Beſitzer, als zu vollen, lebenswarmen Schilderungen und ſie verſteht es darin noch ganz beſonders zuweilen, daß ſie ſich zu einer Schmeichlerin der Maſſe herabwürdigt, ein Fehler, der für eine Volksliteratur unverzeihlich genannt werden muß. Sie bleibt nicht bei den Inſtincten des Volkslebens ſtehen, wie Auerbach, ſie hebt ſich darüber hinaus zu den ſittlichen und ſocialen Kämpfen deſſelben, aber ſie hat dies bisher doch immer nur noch im Allgemeinen gethan und mit ihren Abſtractionen ebenſo wenig ein volles Volksleben dargeſtellt, wie Auerbach mit den beſchränkten Inſtincten. Sie hat mehr die allgemeinen, großen Fragen der Zeit, als die beſondere innerliche Entwickelung derſelben im Volksleben vor Augen genommen.

Der Gegenſatz zwiſchen Norddeutſchland und Süddeutſchland, welcher ſich auf ſo vielen Gebieten unſeres Nationallebens geltend macht, der Gegenſatz zwiſchen der abſtracten, über dem Allgemeinen das Beſondere aufgebenden Denkkraft einerſeits und der regen, über dem Beſondern das Allgemeine vergeſſenden Gemüthlichkeit, der Gegenſatz zwiſchen dem norddeutſchen Principienleben und dem ſüddeutſchen Gemüthsleben, macht ſich demnach auch in dem Kreiſe unſerer Volksliteratur vollſtändig geltend. Aber nur in einer Ausgleichung und Verſöhnung dieſer beiden für ſich beſtehenden, ſich gegenſeitig ausſchließenden Gegenſätze, kann der richtige Weg für eine deutſche Volksliteratur gefunden werden.

Die Schweiz, dieſes ſeinem Kerne nach deutſche Land, hat ſchon mehr als einmal in den wichtigſten Fragen, welche den deutſchen Geiſt bewegten, einen Ausſchlag gegeben. Es hat ſchon mehr als einmal eine Vermittlung zu Stande gebracht. Und ſo ſcheint es denn auch für unſere deutſche Volksliteratur von einer ganz beſondern Bedeutung

Digitized by Google

werden zu wollen. Weil in der Schweiz das Volk immer eine Macht geblieben iſt und weil es ſich dort in ſeinen Beſtrebungen immer unmittelbarer geltend machen konnte, als in Deutſchland, wo ganz andere Factoren es verdrängten, konnte und mußte eben auf dem ſchweizer Boden ein Volksſchriftſteller erſtehen, der die beiden Gegenſätze der neuen deutſchen Volksliteratur, der norddeutſchen und der ſüddeutſchen Richtung, kräftig vermeidet und ſie beide zu einer Verſöhnung, zu einer Volksliteratur im großartigern Sinne emporhebt. Wir meinen eben den Volksſchriftſteller Jeremias Gotthelf, ſeines wirklichen Namens den Pfarrer Bizius im Canton Bern.

Jeremias Gotthelf iſt ſchon lange auf dem Gebiete der Volksliteratur thätig geweſen, ehe er in Norddeutſchland auch nur noch dem Namen nach gekannt wurde, ſeine „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters" z. B. ſind ſchon 1836 (Bern, wagner'ſche Buchhandlung) erſchienen *). Er ſchrieb nicht blos vom Volke, ſondern auch für das Volk und ganz direct für das Schweizervolk mit ſeiner beſondern Sitte und ſeinem beſondern Dialekte. Er hatte ſein Volk, ſein locales Terrain im Auge, er kümmerte ſich nicht um die breite Straße der Romanliteratur und um die Leſeluſt, um den gebeizten Appetit der „gebildeten Klaſſen." Deshalb wurde er als ein Stück „Localliteratur" überſehen und er blieb bis in die neueſte Zeit unbeachtet, wo man ihn in Norddeutſchland ſchätzen und ſeine großen Talente als Volksſchriftſteller würdigen lernt. Schon darin, daß Gotthelf nicht blos vom Volke ſchreibt, ſondern daß ihm auch das Volk ſein Publicum geworden iſt, hat er einen großen Vorzug vor unſerer, ſei es der ſüddeutſchen, ſei es der norddeutſchen Volksliteraturrichtung, welche Alles gethan zu haben glaubt, wenn ſie die gebildeten Klaſſen auf dem Sopha, im Lehnſtuhl von den Leiden und Regungen des Volkes, ſei es in ſentimental-gemüthlicher, ſei es in ſocialiſtiſcher Färbung einige Stunden lang unterhält. Das Volk iſt für Gotthelf nicht blos ein Material, welches er nach Laune und Selbſtbefriedigung verarbeiten kann, die Erhebung, die Verſittlichung des Volkes iſt ſein entſchiedener Zweck. Und deshalb iſt Jeremias Gotthelf weit davon entfernt, ein Schmeichler der Maſſe zu werden, während unſere ſüddeutſche Volksliteratur den natürlichen Inſtincten, die norddeutſche den ſocialen Berechtigungen derſelben ſchmeichelt. Gotthelf nimmt das Volk wie

*) Später erſchienen: „Uli, der Knecht" — „Der Bauernſpiegel" — „Der Geldtag, oder die Wirthſchaft nach der neuen Mode" u. ſ. w.

Digitized by Google

es ist. Er kennt das Volk. Er will keine Aquarellbilder, keinen Duft, keine Romantik, sondern die Wahrheit, die Wirklichkeit schildern, über welche er begeistert und prophetisch zu größern Horizonten emporsieht. Wie Gotthelf den Beruf des Volksschriftstellers faßt, hat er etwas Anderes zu thun, als die gebildeten Stände zu unterhalten, auf eine neue Manier, oder als der Masse zu schmeicheln.

Die Ausmalung der Instincte und der rohen Natürlichkeit ist für Gotthelf nichts Wesentliches, für ihn ist der Instinct und die Natürlichkeit eines sogenannten Volksthums nicht das Höchste, sondern der freie Mensch und die Selbstbestimmung des Menschen. Aber wie verfolgt er denn diesen Zweck? Etwa dadurch, daß er zu den Theorien der norddeutschen Volksliteratur überspringt? Keineswegs. Sondern indem er das Leben über die Instincte und über die Theorien mit seltener Frische und Kühnheit emporhebt und indem er ein glücklicher, unbefangener, selbst genialer Zeichner des Lebens selber wird. Indem er das Volksleben weder als Instinct noch blos mit dem Maße der allerneuesten Theorie betrachtet, sondern indem er in seinen Schilderungen und Charakteren das Volksleben als den Zustand nachweiset, in dem die rohen Instincte und Natürlichkeiten einerseits mit der Verwahrlosung unseres gesellschaftlichen, sittlichen, politischen Zustandes sich herausstaffiren, andererseits aber mit den Ahnungen eines freiern Menschenthums und mit dem Drange nach Geist, Gedanke, Selbstbestimmung in die verschiedensten Conflicte gerathen. Er verfolgt die Zerfallenheiten und die Verworrenheiten, den Riß, der durch die Natur des Volkes geht, bis in die tiefsten Falten der Figuren, welche er aufstellt. Er macht das Volk weder besser, noch schlechter, als es ist, aber er beweist durch seine Zeichnungen, wie und wodurch das Volk gesunken ist, wie es schlecht werden mußte, aber auch wie es gehoben werden kann und welche Kräfte noch in ihm schlummern und vor der Verwahrlosung zu retten sein werden.

Und zudem ist nicht blos sein psychologischer Blick in die ganze Natur des Volkes, in die Existenz, in die Motive desselben überraschend und bewunderungswürdig zu nennen, auch seine poetische Begabung ist eine bedeutende. Dadurch, daß er die Poesie weder als untergeordnet unter eine Theorie noch als Sentimentalität betrachtet, hilft er einer höhern und großartigen Auffassung der Volksliteratur nicht wenig zu ihrem Rechte. Welche Gestalten weiß Gotthelf zu schaffen und wie psychologisch, wie poetisch weiß er sie durch alle Conflicte durchzuführen! Mit welchem poetischen Humor steht er, als

Digitized by Google

Philoſoph und als Dichter, über den Schwächen und über dem kleinen Miſere des Volkes und mit welchem Feuereifer für ſeine Sittlichung hält er ihm den Spiegel ſeines Lebens, ſeiner Verirrungen entgegen!

Dabei iſt Jeremias Gotthelf entſchieden chriſtlich. Aber ſein Chriſtenthum iſt nicht pfäffiſch. Es iſt die Religion des Armen, der Unterdrückten, es iſt das Grundgeſetz der Liebe und der menſchlichen Freiheit, welcher es glaubt in der Form des Chriſtenthums finden zu können und welches er ſeinen Anſchauungen zum Grunde legt, auf welches er als auf eine Verſöhnung der Verworrenheiten und Zerriſſenheiten im Leben des Volkes hindeutet. Man kann hier andern Sinnes ſein, als Gotthelf, aber man wird dem ungeachtet hingeriſſen werden durch die ſchöne, klare Ueberzeugung, womit ſein Chriſtenthum von Herzen ſtrömt. Jedenfalls kann ein ſolches Chriſtenthum und die Anwendung deſſelben auf das Leben und die Sittlichung des Volkes unſern Dunkelmännern nicht gefallen.

Hier ſollten nur Andeutungen zu einer Charakteriſtik dieſes trefflichen Volksſchriftſtellers gegeben werden. Eine in's Einzelne gehende Kritik bleibe uns vorbehalten. Bemerkt mag es werden, daß Jeremias Gotthelf ſeine Schriften jetzt auch dem deutſchen Volke dadurch zugänglicher macht, daß er ſie in einer neuen Bearbeitung, ohne den vielfach ſtörenden Schweizerdialekt, in einer berliner Buchhandlung (Julius Springer) herausgibt. „Uli der Knecht" wird nächſtens erſcheinen.

— F. S. —

Digitized by Google

Statiſtiker in Preußen.

Die Statiſtik iſt eine Wiſſenſchaft der neuern Zeit und, wenn man ſie recht benutzt und anwendet, eine große Macht für den Fortſchritt und die Entwickelung aller menſchlichen Kräfte; darum durfte Schlözer, der noch nicht einmal wiſſen konnte, welche Fortſchritte ihr in ihrer Wiſſenſchaftlichkeit und praktiſchen Anwendung bevorſtanden, mit Recht ſagen, ſie ſei einer der gefährlichſten Feinde des Despotismus. In freien Ländern, z. B. in England, iſt die Statiſtik eine ungeheure, jedem zugängliche Macht, in despotiſch-regierten exiſtirt ſie noch gar nicht oder ſie iſt in großer Dürftigkeit ein bange gewahrtes, bureaukratiſches Geheimniß, z. B. in Rußland. In Preußen, einem Staate, bei dem die Intelligenz ein ſo großer Factor geworden iſt, hat natürlich auch eine große Fortbildung auf dem Gebiete der Statiſtik ſtattfinden müſſen und es iſt die ganze Bedeutung dieſer Wiſſenſchaft, ſowohl in politiſcher, als in ſocialer Beziehung, erkannt worden. Das ſtatiſtiſche Bureau in Berlin, hat einen anerkannten Ruf. Der Profeſſor Dieterici in Berlin hat ſich als einer der vorzüglichſten Statiſtiker bewieſen.

Aber lange Zeit hat die Statiſtik in Preußen eben nur im Dienſte der Bureaukratie geſtanden. Die Theorie und ihre Reſultate exiſtirten eben nur für die Bureaukratie und kamen nur an dieſelbe. Je weiter der Fortſchritt aber auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens wurde und je allgemeiner ſich der Trieb nach Mitbetheiligung an allen Fragen des Staates und der Geſellſchaft machte, um ſo mehr fühlte man das Bedürfniß, der Bureaukratie das Geheimniß der Statiſtik zu entreißen, mit den Zahlen ſelbſtſtändig zu operiren, ſie ſelbſtſtändig zu prüfen und vielleicht ganz andere Reſultate herauszubringen, als die

Digitized by Google

Mandelbrot, Benoit B. and Richard L. Hudson. The (Mis)Behavior of Markets: A Fractal View of Risk, Ruin, and Reward. New York: Basic Books, 2004.

als Vergangenheit, um darnach die Culturentwickelung geſchichtlich und ſtatiſtiſch feſtzuſtellen. Wie lehrreich und wie wichtig eine ſolche Arbeit iſt, leuchtet wohl Jedem ein, leider müſſen wir uns aber die Mittheilung der Specialien verſagen und auf das Werk ſelber verweiſen. Die Hauptabtheilungen, worin Reden ſeine vergleichende Statiſtik der europäiſchen Großmächte eintheilt, ſind: 1) das Gebiet, 2) die Bewohner, 3) Staatsverfaſſung, 4) Staatsverwaltung, 5) geiſtige und materielle Culturzuſtände. Jede Abtheilung natürlich wieder mit vielen einzelnen Unterabtheilungen. Der Schluß der bis jetzt letzten dritten vorliegenden Lieferung, beſchäftigt ſich ſtatiſtiſch mit den Arbeitsverhältniſſen der Bewohner der verſchiedenen Großländer Europa's.

Ein ſpecielles, ſtatiſtiſches Intereſſe hat Hr. von Reden noch den europäiſchen und namentlich auch den deutſchen Eiſenbahnverhältniſſen zugewendet. In der Eiſenbahnliteratur verdient ſein Name oben an zu ſtehen. Zu gleicher Zeit kommen uns wieder von ihm zu: „Eiſenbahnbuch für Bahnbeamte und Staatsbehörden, 16 Tafeln zur vergleichenden Statiſtik des Baues und Betriebes der deutſchen Eiſenbahnen" und „die Eiſenbahnen Frankreichs", eine ſtatiſtiſch-geſchichtliche Darſtellung ihrer Entſtehung, ihres Verhältniſſes zu der Staatsgewalt, ſo wie ihrer Verwaltungs- und Betriebseinrichtungen, welcher in ähnlicher Weiſe ſich eine Beſchreibung der Eiſenbahnen der übrigen Staaten Europa's anſchließen ſoll.

Außer der politiſchen und induſtriellen Statiſtik iſt auch in neuerer Zeit die mediciniſche Statiſtik äußerſt wichtig geworden, der Natur der Sache nach muß die mediciniſche Statiſtik alle die wichtigſten Fragen, mit denen ſich unſere Gegenwart beſchäftigt, den Einfluß der Arbeitsverhältniſſe, der Nahrungsmittel auf Geſundheit und Tod, die pſychologiſchen Urſachen und Wirkungen u. ſ. w. in den Kreis ihrer Beobachtung ziehen. Die mediciniſche Statiſtik iſt für die richtige Prüfung unſerer Staats- und Geſellſchaftsverhältniſſe immer nothwendiger und lehrreicher geworden. Einen intereſſanten Beitrag liefert dazu ſo eben der Hofmedicinalrath Caſpar in ſeinen „Denkwürdigkeiten zur mediciniſchen Statiſtik und Staatsarzneikunde", mit beſonderer Rückſicht auf preußiſche Verhältniſſe. Aus dem dritten Abſchnitte ſeines vorliegenden Buches „Zur Geographie des Verbrechens" ſind in dieſen Blättern ſchon mehrere intereſſante Data vor dem Erſcheinen desſelben mitgetheilt worden, wir wollen hier deshalb auf einige andere Materien der leſenswerthen Schrift Rückſicht nehmen.

Digitized by Google

Ihre Ehe war kinderlos. Sie starb am 1. Juli 1788 in Berlin und wurde am 4. Juli auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof beigesetzt. Ihr Grabstein ist nicht erhalten. Ihr Mann, der sie um 20 Jahre überlebte, ließ ihr ein Epitaph setzen, das sich heute an der Südwand der Sakristei der Dorotheenstädtischen Kirche befindet. Es ist ein Werk des Bildhauers Johann Gottfried Schadow. Es zeigt in Relief eine trauernde Frau, die sich auf eine Urne stützt, und darüber eine Inschrift. Diese lautet: „Hier ruht Anna Louisa Karsch, geb. Dürbach, geb. 1722 d. 1. Dec. gest. 1788 d. 12. Juli. Ihr Gatte Johann Georg Karsch, Kgl. Preuß. Kriegs- und Domainen-Rath, hat ihr dieses Denkmal gesetzt."

Anna Louisa Karsch war eine Frau von großer Begabung, die sich ihre Bildung selbst erwarb. Sie war eine Dichterin, die ihre Gedichte improvisierte und sie dann niederschrieb. Sie hatte eine Vorliebe für Naturschilderungen und für Gelegenheitsgedichte. Ihre Gedichte sind in 4 Bänden gesammelt erschienen. Sie hatte Beziehungen zu Gleim, Ramler, Sulzer, Lessing, Nicolai, Mendelssohn, Gellert, Klopstock, Wieland, Herder, Goethe, Lavater, Jacobi, Matthisson, Claudius, Bürger, Voß, Stolberg, Schiller, Reichardt, Zelter, Tieck, Brentano, Arnim, Fouqué, Chamisso, Varnhagen, Rahel, Bettina, Gräfin Dohna, Prinz Louis Ferdinand, Prinzessin Amalie, Prinz Heinrich, Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., Königin Luise und Friedrich den Großen.

Ihr Sohn Carl Wilhelm Ludwig Karsch, geb. 1762 in Berlin, gest. 1793 in Berlin, war Kriegsrat und Dichter. Er war mit Caroline Flachsland, der Braut Herders, befreundet. Er war ein Freund Goethes und Schillers. Er war Mitarbeiter an Schillers Musenalmanach. Er war ein Freund Reichardts und Zelters. Er war ein Freund Tiecks und Brentanos. Er war ein Freund Arnims und Fouqués. Er war ein Freund Chamissos und Varnhagens. Er war ein Freund Rahels und Bettinas. Er war ein Freund der Gräfin Dohna und des Prinzen Louis Ferdinand. Er war ein Freund der Prinzessin Amalie und des Prinzen Heinrich. Er war ein Freund Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. Er war ein Freund der Königin Luise und Friedrichs des Großen.

Ihr Sohn Carl Wilhelm Ludwig Karsch, geb. 1762 in Berlin, gest. 1793 in Berlin, war Kriegsrat und Dichter. Er war mit Caroline Flachsland, der Braut Herders, befreundet. Er war ein Freund Goethes und Schillers. Er war Mitarbeiter an Schillers Musenalmanach. Er war ein Freund Reichardts und Zelters. Er war ein Freund Tiecks und Brentanos. Er war ein Freund Arnims und Fouqués. Er war ein Freund Chamissos und Varnhagens. Er war ein Freund Rahels und Bettinas. Er war ein Freund der Gräfin Dohna und des Prinzen Louis Ferdinand. Er war ein Freund der Prinzessin Amalie und des Prinzen Heinrich. Er war ein Freund Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. Er war ein Freund der Königin Luise und Friedrichs des Großen.

dienſte thun und ganz beſonders wirkenden klimatiſchen Einflüſſen ausgeſetzt ſind, während die preußiſche Armee im ruhigen Garniſondienſte ſteht. Ueber den Selbſtmord unter dem Militär heißt es: „In England ſterben von je 10,000 Soldaten nahe an 8 von eigner Hand, faſt noch einmal ſo viel, als in der preußiſchen Armee, in welcher in den 8 Jahren von 1831—1838 nur 4 unter je 10,000 Mann durch Selbſtmord endeten.“ Caspar hätte zur Erklärung dieſes Verhältniſſes wohl hinzuſetzen können, daß in England noch das Werbe- und das Prügelſyſtem herrſcht, während das preußiſche Heer aus ganz anderen Kräften zuſammengeſetzt iſt, natürlich müſſen ungleiche Verhältniſſe ungleiche Wirkungen hervorbringen. Sehr auffallend iſt übrigens die Verſchiedenheit des Moralitätsverhältniſſes bei den verſchiedenen Armeecorps; freilich ſetzt Caspar hinzu: „eine verſchiedene Verpflegungsweiſe der Truppen bei einem ſo anerkannt muſterhaft verwalteten Heere, wie das vaterländiſche, anzunehmen, würde man ſich ſchon von vorn herein nicht geneigt fühlen.“

Ein anderer Aufſatz behandelt den etwaigen Einfluß der Tageszeiten auf die Geburt und den Tod des Menſchen. Als ich einer Ehefrau jüngſt erzählte, daß, nach dem Medicinalrathe Caspar, Tags die meiſten Knaben und Nachts die meiſten Mädchen geboren würden, machte ſie ein ſpöttiſches Geſicht. Das Ganze mag auch wohl ſchwer zu beweiſen ſein und mehr Hypotheſe bleiben, als Beweis werden. In dem Schlußaufſatze endlich erklärt ſich Caspar ganz entſchieden gegen jede Annahme von Pyromanie, wie ſie allerdings eine Zeitlang zum Beſten der Brandſtifter in der gerichtlichen Medicin mannichfach übertrieben worden ſein mag, indeß iſt die Debatte über den Brandſtiftungstrieb pſychologiſch noch ſo wenig zu einem beſtimmten Entſchluſſe geführt, daß auch wohl die Caspar'ſche Behauptung noch keinen entſcheidenden Ausſchlag geben möchte. Die Beiſpiele, welche Caspar mittheilt, haben ſämmtlich ein beſonderes Intereſſe.

Wir haben das Werk des Hofmedicinalraths Caspar mit nicht geringem Intereſſe begrüßt und zollen dem Bemühen, welches daraus ſpricht, gern unſere Anerkennung, obgleich die mediciniſche Statiſtik ihm noch großartigere Themata, als die berührten, hätte bieten können. Einen Wunſch, den wir daran knüpfen, iſt der, daß ſich unter den jungen Aerzten das Intereſſe für die mediciniſche Statiſtik verbreiten möge, im Gegenſatze zu einer rohen, handwerkernden Empirie. Durch die mediciniſche Statiſtik gewinnt die Medicin nicht blos eine politiſche, eine gerichtliche, ſondern auch eine ſociale Bedeutung und die

Digitized by Google

Beſtrebungen auf ihrem ſpeciellen Gebiete werden mit den Beſtrebungen und Unterſuchungen auf allen anderen ſocialen Gebieten, wenn etwas Tüchtiges daraus werden ſoll, Hand in Hand gehen müſſen. Möge die Bemerkung eines ſo erfahrenen Arztes, wie der Verfaſſer der vorliegenden Schrift es iſt, ſeinen jüngeren Collegen ein Fingerzeig werden.

L. L.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Ein Blick auf die preußiſche Bankangelegenheit.

Bei der Wichtigkeit, welche die Bankfrage in Preußen nicht nur durch ihre eigene, materielle Natur, ſondern nebenher auch dadurch gewonnen hat, daß ſie zu einer Frage des preußiſchen Liberalismus gemacht worden iſt, wird eine kurze Darſtellung des Ganges, welchen dieſe Angelegenheit bisher genommen hat, auch in den Grenzboten paſſend erſcheinen. Daß die Regierung nicht umhin konnte, dem ſehr dringend ausgeſprochenen Verlangen nach einer beträchtlichen Ausdehnung der Bankwirkſamkeit in Preußen nachzugeben, darüber waren alle Parteien einig. Es handelte ſich nur darum, ob man die beſtehende Regierungsbank erweitern oder eine Privatbank als Landesbank conceſſioniren, oder endlich die Errichtung neben einander beſtehender Actienbanken in den verſchiedenen Provinzen geſtatten ſollte. Sobald vermuthet werden konnte, daß die Regierung ſich für die erſtere Form entſcheiden würde, wurden die beiden letzteren, die ihrer Natur nach noch himmelweit von einander verſchieden ſind, von der oppoſitionellen Preſſe in Einen Sack zuſammengeworfen, und man ſtellte die Frage ſo: Regierungsbank (Staatsbank) oder Privatbank? Ein Theil derjenigen Partei, welche eine conceſſionirte Landesbank wünſchte, wußte ſich faſt der geſammten Zeitungspreſſe zu bemächtigen und bildete mittelſt unzähliger Correſpondenzartikel dem der Sache wenig oder nicht kundigen Publicum ein, daß wer es mit der Selbſtthätigkeit des Volkes halte, auch für die Privatbank ſtimmen müſſe, und daß es heiße, gegen die Bureaukratie ſich erklären, wenn man ſich gegen die Staatsbank erkläre. Inzwiſchen iſt es eine bekannte Thatſache, daß das engliſche Parlament bei Gelegenheit der letzten Berathung über das engl. Bankweſen der Meinung Sir Robert Peel's beiſtimmte und das Recht der Zettelausgabe der Privatbanken möglichſt beſchränkte, ja ſolche Einrichtungen traf, in deren Folge es nach und nach den Privatbanken ganz entgehen und dem Zettelausgabeamt der Bank von England allein verbleiben wird. Wenn man nun ſieht, daß im „freien Albion" die Volksvertreter ſich in der Bankfrage dem Regierungsbankſyſtem zuwenden, ſo wird man ſich wenigſtens nicht wundern und es ganz in der Ordnung finden, daß die preußiſche Regierung von dieſem Syſteme nicht

abging, als es darum zu thun war, die Wirksamkeit des Bankwesens in Preußen zu verstärken. Es wurde aber von Seiten der Regierung bald erkannt, daß die gemischte Natur des Zettelbankwesens auch eine gemischte Form der Verfassung für die neuzugestaltende Bankschöpfung erforderte. Halb nämlich (als eine Art der Geldausprägung) ein Regal und halb (als Bankgeschäft) ein kaufmännischer Betrieb, ließ das Bankwesen eine Verbindung von Privatthätigkeit und Regierungsthätigkeit wünschenswerth erscheinen; es kam hinzu, daß die bestehende Bank, um ihre Wirksamkeit ausdehnen zu können, einer Verstärkung ihrer Betriebsfonds bedurfte, man mußte Capitalien, welche anderweitig beschäftigt waren, der Anlegung in Bankgeschäften zuzuführen suchen, d. h. man mußte Privatpersonen heranziehen, um sich bei der Bank zu betheiligen. Einen Plan dieser Art zu entwerfen, befahl eine königliche Verordnung vom 11. April d. J. dem Minister Rother, während sie zugleich, um in der Zwischenzeit schon den dringendsten Anforderungen der Geschäftswelt zu begegnen, die Bank ermächtigte, Noten im Betrage von 10 Millionen Thlr. auszugeben. Sogleich wurde von der Opposition geschrieen, diese Maßregel sei unverantwortlich, denn die Bank mache Schulden, indem sie Noten ausgebe, mache diese Schulden, ohne eigenes Vermögen zu besitzen und sei von vorn herein bankerott; ferner: diese Bankschulden mache eigentlich der Staat durch sein Bankinstitut, er mache also eine verdeckte, Andere sagten sogar, eine offenbare Anleihe bei der Nation und verletze so das bekannte Gesetz vom 17. Januar 1820, welches die Contrahirung künftiger Staatsschulden an die Zustimmung der Reichsstände bindet. Beide Einwendungen sind unhaltbar. Die Schulden der Bank sind keine solchen Staatsschulden, wie sie im Gesetze von 1820 gemeint sind, nämlich Schulden, die aus künftigen Staatsrevenuen allmälig getilgt werden sollen, oder Anleihen, vielmehr sind die Bankschulden solche, deren einzelne Posten sich im Verlaufe des Bankgeschäfts von selbst tilgen. Und was das „eigene Vermögen" betrifft, so erfordert das Bankgeschäft als solches eigentlich kein Vermögen, denn es besteht darin, daß man Geld von dem Einen anleiht, um es dem Andern darzuleihen, der Banquier ist nur ein Mittelsmann; und beim Zettelbankwesen führt er ganz denselben Prozeß, aber mittelst des Credites anstatt des Geldes, aus, er setzt seinen Credit an die Stelle des Privatcredits, vermittelt den Creditverkehr ganz wie im ersteren Falle den Geldverkehr. Also für das Geschäft selbst ist eigenes Vermögen (außer etwa beim ersten Anfang als Anlagecapital) nicht nothwendig, wohl aber für den Fall des Mißlingens; es muß etwas da sein, woran die Gläubiger der Bank am letzten Ende sich halten können.

Ist nun eine Bank Staatsbank, so haftet der Staat für die Schulden derselben mit seinem Vermögen überhaupt; es ist daher in diesem Falle so dringend nicht, im Voraus ein besonderes Vermögen der Bank zu bilden, und es kann nicht als etwas Gewagtes erscheinen, wenn ein Staat in der blühendsten Finanzlage und in Friedenszeiten für eine kurze Zeitdauer seine Banknoten ausgeben läßt. Die neue Bankordnung,

Digitized by Google

deren Ausarbeitung dem Minister Rother durch die Verordnung vom 11. April aufgetragen war, ist in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit zu Stande gekommen und ist jetzt eben veröffentlicht worden. Die provisorische Ausgabe von 10 Millionen Noten hat nicht stattgefunden. Sie konnte auch nicht stattfinden, da zwei Beamte der Staatsschuldenverwaltung, denen die Controle der Notenanfertigung aufgetragen war, sich weigerten, diesem Auftrage nachzukommen, indem sie meinten, daß darin eine Verletzung ihres geleisteten Eides liegen würde. Die Zeitungscorrespondenten rühmen sich jetzt, die Abweichungen, welche sich in der neuen Bankordnung von den Bestimmungen der Cabinetsordre vom 11. April finden, verursacht zu haben. Mit Unrecht, denn die auf Betheiligung von Privaten berechnete Ordnung mußte natürlich andere Bestimmungen erhalten, als die provisorische Abhülfe; wenn die Zeitungen etwas in dieser Angelegenheit bewirkt haben sollten, so könnte es nur dies sein, daß die gute Absicht in der Verordnung vom 11. April, einstweilen zu helfen, vereitelt worden ist. Dieselben Correspondenten lassen es sich auch jetzt angelegen sein, die Stimmung der Betheiligten durch Herabwürdigung des neuen Bankplanes zu verderben. Sie finden besonders auszusetzen, daß der Staat zehn Millionen wolle von Privatpersonen zusammenschießen lassen, während er selbst nur den Ueberschuß der Activa über die Passiva der Bank, (am 13. März d. J. nicht ganz 1 Million) einsetze. Wobei man verschweigt, daß der Staat das ganze etablirte Geschäft mit einem Umsatz, der sich schon jetzt auf etwa 300 Millionen Rthlr. beläuft, hergibt, auch die zukünftigen Dividenden, die auf seinen Capitalantheil fallen werden, seinem Einschuß zuwachsen lassen und erforderlichen Falls diesen Einschuß aus anderweiten Staatsmitteln vergrößern will. Ferner werden Rechnungen aufgestellt, denen zufolge der Gewinn der Actionäre nicht viel über 5 % steigen würde; abgesehen aber davon, daß die Rechnung, selbst in den Grenzen, welche sie sich selbst steckt, zu knapp ist, wird dabei außer Acht gelassen, daß das Geschäft sich überhaupt erweitern und besonders einen Zuwachs von Depositen, vielleicht auch eine beträchtliche Vergrößerung seines Giroverkehrs aller Wahrscheinlichkeit nach gewinnen wird, so daß sich der Ertrag für die Actionäre leicht auf 6—7 % anschlagen lassen dürfte. Man prophezeiht nun, daß sich unter den von der Staatsregierung gestellten Bedingungen Niemand zu betheiligen Lust haben werde. Wir wollen sehen.

II.

Aus Prag.

Die Stände und die Theaterdirection. — Russische Maximen. — Alte und neue Schauspieler. — Kritik und Censur. — Sparcasse. Teplitz. — Die Geistlichkeit beim Landtage. —

In den Hundstagen gewährt kaum ein Theater seinem Publicum Vergnügen, doch das unsere, das so zu sagen seit Ostern ein fortgesetztes Caniculum feiert, macht hierin rühmliche Ausnahme; wer sich des

Digitized by Google

Mark, Mark, the son of Mary, who was also called Mark, and Barnabas, the son of Joseph, a Levite, a native of Cyprus, and Paul, and Silas, and Timothy, and Titus, and Luke, and Jude, and Simon, and Joseph, and Matthias, and Barsabas, and Ananias, and Sapphira, and Aquila, and Priscilla, and Apollos, and Philip, and Nicanor, and Prochorus, and Timon, and Parmenas, and Nicolas, a proselyte of Antioch, and Zacchæus, and Cornelius, and Tabitha, and Eutychus, and Publius, and Dionysius, and Damaris, and Gaius, and Aristarchus, and Secundus, and Sopater, and Trophimus, and Tertullus, and Ananias, and Ananias, and Ananias

weſen, los zu ſein, findet Gefallen an der neuen Schöpfung, der Ruſſe verſteht es, Würſte zu werfen nach den Speckſeiten der Intendanz, der gedrückten Kritik ſich leibeigen zu machen, welche früher die kleinſten Uebelſtände ſcharf und bitter rügte, und jetzt ſo wunderbar gutherzig geworden iſt. Selbſt kleine leipziger Blätter ſind in ruſſiſchem Engagement.

Galonnirte Billeteurs, lackirte Thüren, ein Sonnenaufgang von Gropius, der auch als Untergang zu gebrauchen, das ſind die Flitterherrlichkeiten, die man uns brachte, im Austauſche für das Solide und Treffliche, das man uns nahm und noch wird nehmen, wenn man ſattelfeſter geworden, wenn man die ultimos usos und doppio usos glücklich überwände. Bei aller Unzufriedenheit im Publicum gelangt doch kein abfälliges Urtheil zur gedruckten Oeffentlichkeit, ſind doch die bisherigen Urtheilsorgane in Theatralibus wohlgezähmt, die Cenſur würde minderes Hinderniß ſein, denn dieſe — man muß es lobend anerkennen — gewährt öffentliche Beſprechung mancher Verhältniſſe willig, bleibt nur Tendenz und Intereſſe der Regierung unberührt. So hat die Cenſur ganz kürzlich die Veröffentlichung manchen zu engherzigen Gebahrens mit dem Vermögen böhmiſcher Sparcaſſe, unbeanſtandet paſſirt. — Wiewohl der Präſident des Guberniums als gleichzeitiger Obercurator der Sparcaſſe, ſich dabei betheiligt haben konnte, ſo wurden die Verhältniſſe des Badeortes Teplitz ungehindert in der prager politiſchen Zeitung beſprochen, und der ſtarre, excluſiv ariſtokratiſche Sinn der fürſtlichen Familie tadelnd berührt, welche zu Teplitz obrigkeitliche Rechte übt, und auch hier war der Präſident des Guberniums ganz unmittelbar betheiligt. Die öffentliche Meinung bricht ſich Bahn, zur Zeit noch auf ſchmalem, ſteilem Pfade, doch dieſes wird und muß zum raſchen Schienenwege werden.

Ihr geſchätztes Blatt hat uns jüngſt mit gerechter Anerkennung berichtet, wie großherzig ſich unſere Stände bei letzter Steuerrepartition des armen Bauers angenommen und ihn in der Steuerlaſt erleichtert haben, doch darf der Welt die Notiz ebenſo wenig vorenthalten bleiben, daß jener Beſchluß nur durch Stimmenmehrheit zu Stande gekommen, nachdem die geſammte ſtändiſch berechtigte Geiſtlichkeit, im Vereine mit nur einem Gliede des Freiherrnſtandes — Heil dir, Blume der Ritterſchaft! — den Antrag mächtig bekämpft hatte. Dieſe hochkirchliche Oppoſition, wo es galt, den armen Bauer, — an ſich gering — zu ſubleviren, darf dem Richtbeil der Geſchichte nicht entzogen werden. Iſt das etwa die chriſtliche Milde im Chorrock? Iſt ſolcher Deutung die canoniſche Anordnung fähig, nach welcher der Prieſter ſchuldig iſt, ein Drittheil ſeiner Präbende der Kirche, ein Drittheil den Armen, und nur ein Drittheil ſich zuzuwenden? Von apartem Intereſſe mußte es ſein, dieſes Geſetz mit jener Oppoſition in canoniſcher Diſſertation, tridentiniſch in Einklang zwängen zu hören. —w—.

Digitized by Google

III.

Aus Berlin.

Die Reformen im Gerichtsverfahren. — Vorläufige Mängel und künftige Aussichten. — Berliner Selbstbewußtsein. — Hohe Reisende. — Prinzessin Louise. — Die Berliner und die fremden Künstler. — Nachträgliche Opfer des siebenjährigen Kriegs. — Eifersüchteleien. — Madame Rettich. — Drama und Kritik in Wien. — Herr Rettich. —

Das große Ereigniß dieser Woche ist das, zur freudigen Ueberraschung Aller, so plötzlich erschienene Gesetz, welches das bisherige schriftliche Verfahren bei Criminal- und Civilprozessen umstürzt und Mündlichkeit, ja theilweise sogar Oeffentlichkeit, einführt. Diese Revolution des Gerichtsverfahrens ist unseres Erachtens das wichtigste und glänzendste Ereigniß, welches die preußische Administration und Gesetzgebung seit langen Jahren aufzuweisen hat und wenn so mancherlei Ereignisse der letztern Zeit uns zweifelhaft machten, ob wir auf dem Wege des Fortschrittes oder auf dem Wege zum entgegengesetzten Pole uns befinden, so hat das neue Gesetz vom 17. und 21. Juli (der Tag sollte roth angestrichen werden im deutschen Kalender) alle Gemüther wieder mit neuer Hoffnung gestärkt und mit freudigen Erwartungen erfüllt. Wir sind so lange außer Gewohnheit einen frohen politischen Tag zu feiern, daß wir diesmal unserm Jubel gern die Zügel schießen lassen und Alles rosenroth sehen, selbst den kleinen Pferdefuß, den das neue Gesetz unter seinem Mantel durchblicken läßt. Diesen Pferdefuß (um uns das Unangenehme vom Herzen zu wälzen und uns dann um so ungestörter der fröhlichen Laune zu überlassen) wollen wir sogleich bezeichnen. Er besteht erstens in dem Minimum von Oeffentlichkeit, welches mit dem neuen Verfahren verbunden ist, indem laut §. 17 nur Justizleuten der Zutritt zu den Verhandlungen gestattet wird; Mündlichkeit ohne Oeffentlichkeit ist — wie in den Verhandlungen der sächsischen Kammer hinlänglich bewiesen wurde — oft gefährlicher, als das schriftliche Verfahren, bei welchem wenigstens die Acten in ihrer größern Ausführlichkeit als sprechende Zeugen aufbewahrt bleiben. Die zweite wunde Stelle des neuen Gesetzes liegt in dem Mißverhältnisse des Richterstandes zu demselben. Bekanntlich können (laut Verordnung vom 29. März 1844) die preußischen Justizbeamten im Disciplinarwege versetzt werden. Dem Richter ist somit seine Unabhängigkeit keineswegs gesichert. Da nun nach dem neuen mündlichen Gerichtsverfahren die bisherigen positiven Regeln über die Wirkungen der Beweise wegfallen und der erkennende Richter, zur Jury erhoben, nach seiner eigenen freien Ueberzeugung das schuldig oder nicht schuldig auszusprechen hat, so steht zu befürchten, daß bei politischen Prozessen, wo das Interesse der Regierung mit im Spiele ist, der nicht ganz unabhängige Richter seinen Urtheilsspruch nicht in vollständiger Freiheit abgeben werde. Das Resultat dieser beiden angedeuteten Punkte ist somit, daß man das neue Gesetz in der Form, in welcher es vorliegt, nicht unter dem Gesichtspunkt des politischen Prozesses betrachten darf, weil dann die neue Proceßordnung bei Weitem nicht als Fortschritt erscheint. Dagegen muß man ihn bei Civil- und gemeinen Criminalpro-

zeſſen als eine neue Aera aus vollem Herzen freudig begrüßen, als eine neue Aera nicht blos im preußiſchen, ſondern im deutſchen Gerichtsweſen überhaupt, da die andern deutſchen Staaten, die bisher gegen das mündliche Verfahren ſich geſträubt haben, nun dem Impuls, der von Preußen gegeben wird, nicht mehr widerſtehen können; zudem iſt ja das neue Geſetz vom 17. und 21. Juli nur ein Anfang, ein Verſuch, der zuerſt auf Berlin allein ſich ausdehnt und die Regierung deutet ſelbſt an, daß ſie die fernere Ausbildung und Ausdehnung deſſelben im Auge hat. In dem Momente aber, wo das Gouvernement durch einen ſo entſchiedenen Schritt den Wünſchen der Zeit und der Nation entgegen kommt, wäre es ungerecht, ein Mißtrauen in ihre gute Abſicht zu ſetzen. Weit entfernt daher, gleich im erſten Augenblicke über die Mängel und Lücken des neuen Geſetzes polemiſch herzufallen, wollen wir im Gegentheil dasſelbe mit unbegrenzter Freudigkeit begrüßen und im vollen Vertrauen zur guten Abſicht die weitern Schritte zur Ausbildung und Ausdehnung des neuen Princips erwarten. Die Sympathien, welche die preußiſche Regierung durch dieſe großen Reformanfänge bei der ganzen deutſchen Nation ſich erwirbt, ſind ein zu lohnender Dank für ihre ſchöne That, als daß wir nicht darin die Bürgſchaft und den Sporn für weitere ähnliche Schritte finden ſollten.

Was die Wirkung des neuen Geſetzes erhöhte, das war die Plötzlichkeit deſſelben; zwar haben einzelne Gerüchte von Zeit zu Zeit die Heranreifung deſſelben verlautbart, doch war man weit entfernt, an die Verwirklichung zu glauben und die Amtsverſchwiegenheit hat in dieſem Punkte ſich wunderbar bewährt. Die Beſchleunigung der Publication ſoll namentlich auf das Drängen des Königs ſtattgefunden haben. Für den unbefangenen Beobachter gibt es in dieſem Augenblicke in den berliner Kreiſen eine reiche Ernte an pikanten Charakterzügen. Das berliner Preußenthum, dem man auch in unbedeutenden Zeiten einen Mangel an Selbſtſchätzung nicht vorwerfen kann, lodert jetzt, wo ein wirklich großes Ereigniß neues Oel in ſeine Lampe gießt, lichterloh bis über's Dach hinaus und es iſt namentlich ergötzlich anzuſehen, mit welchem vornehmen Stolze es auf das übrige Deutſchland herabſieht, zumal auf den kleinern Nachbar, deſſen Ständekammern dieſes Jahr die Reformen des Gerichtsverfahrens in ſo heißen Sitzungen verfochten, um in der nächſten Seſſion von Vorne anzufangen.

In unſern Hofkreiſen iſt es ſtill; die Königin iſt nach dem reizenden Iſchl abgereiſt; der König, der ſie bis Regensburg begleitet, wird von dort auf der Rückreiſe dem Fürſten Metternich in Teplitz (oder in Königswart?) einen Beſuch abſtatten. Das Gerücht von der Verlobung der Prinzeſſin Louiſe mit dem Kronprinzen von Schweden, obſchon der rheiniſche Beobachter ihm entſchieden widerſprochen, erhält ſich fortwährend; es heißt, ſie ſei, wegen der großen Jugend des Prinzen, auf ein Jahr aufgeſchoben.

Die Reihe von Gaſtrollen, welche die wiener Hofſchauſpielerin, Madame Rettich und ihr Gatte hier gaben, iſt geſtern zu Ende gegangen. Madame Rettich ging ein großer Ruf voraus, was immer eine gefähr-

Digitized by Google

liche Sache in Berlin iſt. Berlin iſt eiferſüchtig auf jede Celebrität, die nicht in ſeinen Mauern gemacht wurde, es iſt eiferſüchtig auf ſeinen Ruf als „erſte Stadt deutſcher Intelligenz", auf ſeine Geltung als deutſche Großſtadt, als germaniſches Paris und dieſe Eiferſucht iſt um ſo größer, als es gar wohl fühlt, wie viel ihm zu dieſem Allem noch fehlt. Daher kommt es, daß die Berliner ſich ſo ſchroff und feindſelig gegen fremde Künſtler, die in andern Städten ihren Ruf begründet haben, betragen. Es iſt viel beſſer nach Berlin ohne allen Ruf zu kommen, als mit einem bereits geſicherten Namen. Gegen die Berühmtheiten, die Berlin ſelbſt gemacht hat, iſt es voll abgöttiſcher Verehrung, ſtolze Namen jedoch, die von anderswo hier anlangen, ſind der Guillotine hier ausgeſetzt, der Kopf, um den ſie höher ſtehen, wird ihnen abgeſchlagen, bis ſie im Niveau der Uebrigen ſind und wohl ihnen, wenn man ſie nicht noch tiefer ſtellt und behauptet, das unkritiſche übrige Deutſchland habe ſich eine Dummheit zu Schulden kommen laſſen und es ſei eine ganz unbedeutende Erſcheinung, die man als ein großes Talent ausgeſchrieen habe. In dieſem Tone behandelte man zum Theil Seidelmann, behandelt man jetzt ſogar den trefflichen Döring. Noch eine viel härtere Probe aber hat eine Celebrität zu beſtehen, die von Oeſterreich und beſonders von Wien kommt. Die alte Eiferſucht zwiſchen der preußiſchen und öſterreichiſchen Hauptſtadt trägt ſich hier auf das harmloſe Gebiet der Kunſt über, und mancher wiener Schauſpieler iſt auf der berliner Bühne als nachträgliches Opfer des ſiebenjährigen Krieges gefallen. Die berliner Kritik, die allein den Kellerſchlüſſel zu den Weinfäſſern deutſchen Geiſtes zu haben glaubt, macht ſich's gegen die Oeſterreicher ganz beſonders bequem; ſie braucht blos achſelzuckend die Worte: „Wiener Art; öſterreichiſche Methode u. ſ. w." hinzuſchreiben, und das Richtbeil iſt gefallen und es hat wenig gefehlt, daß Madame Rettich dieſem Schickſale gleichfalls erlegen wäre. Ihr traten noch manche locale Eiferſüchteleien entgegen. Eine berühmte hieſige Schauſpielerin, deren Rollenfach theilweiſe mit dem ihrigen zuſammenfällt, zählt hier viele eifrige Partiſanen, die theils in ihrer Bewunderung grau geworden, theils im Schatten der alten Traditionen groß gewachſen ſind und die in dem Auftreten der Madame Rettich eine mögliche Verletzung der allein ſeligmachenden Religion ihrer Göttin erblickten. Die erſte Rolle der Madame Rettich, Griſeldis, wurde mit großem Beifalle aufgenommen, in der zweiten Rolle jedoch, als Eboli, geſtaltete ſich das Parterre zu einem wahren Schlachtfelde und als es vollends hieß, Madame Rettich werde als Iphigenie auftreten, gab es ein Geſchrei, als wollte Luther dem Papſte die Tiara entreißen. Aber grade dieſe Rolle, welche man voraus als die Fallgrube für die fremde Schauſpielerin bezeichnete, die gotteslaſterlich es wagt, mit den unvergleichlichen Wunderthaten der heimathlichen Prieſterin in die Schranken zu treten, grade dieſe Rolle wurde der Probirſtein für das herrliche Talent der wiener Schauſpielerin, deren Succeß ſeit dieſem Abend in aufſteigender Linie ging. Madame Greiinger, die in der That in der Iphigenie eine der trefflichſten Leiſtungen deutſcher Schauſpielkunſt bietet, fand in Madame Rettich eine würdige Nebenbuhlerin, welche ihr die Palme vollkommen

Digitized by Google

ſtreitig machte und das Publicum, das mit Vorurtheilen gegen den Gaſt in's Theater gegangen war, ließ dieſe mit jeder Scene mehr ſchwinden und verwandelte endlich ſeine Kalte in Enthuſiasmus. Wir legen auf dieſe Rolle abſichtlich ſo viel Gewicht, weil Madame Rettich hier die meiſten Vorurtheile zu überwinden hatte. In ihren ſpätern Rollen, wo ſie auf einem andern Gebiete ſich bewegte, finden wir die ihr gewordene Anerkennung viel einfacher.

Acht Gaſtrollen hat Madame Rettich gegeben und doch war ihr Repertoire ſehr beſchränkt, d. h. nicht ihr Repertoire, ſondern das ihr von der Intendanz geſtattete. Griſeldis, Parthenia, die unumgänglichen, Iſabella in der Braut von Meſſina, Eboli, Iphigenia, Leonore (in dem abgeſtandenen raupach'ſchen „Taſſo's Tod") und zwei Mal die Jungfrau von Orleans; kein Stück von Shakeſpeare, kein Stück von einem jüngern Dramatiker. Die Desdemona wollte ſie ſpielen, aber der Intendant fürchtete, es gäbe ein „ſchlechtes Haus". Chriſtine in Laube's Monaldeschi wurde gleichfalls abgeſchlagen. Es iſt dies ein Charakterzug für die leitende Idee der Intendanz. Eine der erſten Schauſpielerinnen Deutſchlands (und vielleicht die erſte) kommt nach Berlin und der Theatervorſtand berechnet dabei blos die Caſſa, nicht die Kunſt, nicht die Vorführung und Betrachtung eines großen Talentes wird berückſichtigt, ſondern das Plus und Minus der Einnahme. Die Jungfrau von Orleans trägt 2 Schock Thaler mehr ein — ſo geben wir ſie zwei Mal und à bas Shakeſpeare! Dies nennt man eine Hoftheaterleitung in der Stadt der Intelligenz! — Sprechen wir nun ein Wort über den Gehalt des Gaſtes, ſo ſind es drei Eigenſchaften, die ihre hohe künſtleriſche Bedeutung bilden: Das vollſtändigſte Durchdringen des geiſtigen Inhaltes der Dichtung, der ſittliche Ernſt und der tiefe Adel der Darſtellung und endlich ein wunderbarer Zauber der Weiblichkeit, der über alle ihre Charakteriſtiken ausgebreitet iſt. Die Schattenſeite der Künſtlerin dagegen iſt der allzugroße Werth, den ſie auf die Declamation legt und ihre faſt dem Geſange ſich nähernde Art des Vortrags, die auf- und niederſteigende, durch alle Töne der Scala ſich bewegende Recitation. Hier allerdings müſſen wir die Schuld auf die wiener Mode, oder richtiger auf die wiener Zuſtände ſchieben. Abgeſehen, daß man im deutſchen Süden überhaupt mehr Werth auf den lyriſchen Pathos legt, iſt die weichliche Schule der wiener dramatiſchen Poeten noch insbeſondere auf den Glanz der „ſchönen Sprache" angewieſen. In dem engen Raum des politiſch Erlaubten, der den wiener Dramatikern zugeſchnitten iſt, müſſen ſie, ſtatt große, freie Charaktere zu ſchaffen und in kühnen, nach Staat und Religion hingewendeten Gedanken ſich zu ergehen, in das ſtille Haus der Gefühlspoeſie ſich flüchten, den Dialog in lyriſche Aphorismen auflöſen und überhaupt in allen dramatiſchen Conceptionen mehr die weibliche Seite pflegen als die productive männliche. So liegt die Schönrednerei nahe genug, um bei der erſten Gelegenheit den Schauſpieler in Manierirtheit zu ſtürzen. Dieſe Gefahr wird um ſo größer und das Hineinſtürzen um ſo unvermeidlicher, wo der Kritik die Flügel beſchnitten ſind und die Beurtheilung eines Schauſpielers die Approbation der Polizei

Digitized by Google

erhalten muß, welche ihre Souveränetätsrechte daran übt, durch einen einzigen Strich, durch ein beliebiges Einſchiebſel ſchwarz in weiß und roth in blau umzuwandeln. Madame Rettich leidet an den Schutzzöllen der wiener Cenſur — oder vielmehr ſie hat daran gelitten. Denn das ſieghafte, urſprüngliche Genie dieſer Künſtlerin hat in den acht Rollen, die ſie an der hieſigen Bühne gab, eine Metamorphoſe durchgemacht, ſie hat vor unſern Augen ſichtbarlich mit jedem neuen Abend einen Theil ihrer zu ſtark colorirten Declamationsweiſe abgeſtreift und der Edelſtein hat ſich aus der ſeinen Glanz verunſtaltenden Hülle immer ſchöner und ſchöner losgeſchält. Der beizende Ton der berliner Kritik, ſo ungerecht und leidenſchaftlich er ſich theilweiſe der fremden Künſtlerin entgegenſtemmte, hat doch ſeine wohlthätige Folgen auf ſie geäußert, er hat ſie auf einen Fehler aufmerkſam gemacht, der, wie der Zahnſtein an einem ſchönen, perlenweißen Gebiß, ſich angeſetzt hatte und es brauchte eben nur des Aufmerkſammachens, um ihn abzuſtreifen. Madame Rettich kehrt zu ihrer heimathlichen Bühne ſchöner zurück, als ſie ſie verlaſſen hat.

Was Herrn Rettich betrifft, ſo iſt dies ein recht wackerer Schauſpieler, beſonnen, durchgebildet, aber ohne jenen bewältigenden Genius, ohne beſondere Individualität, die zu Productionen an einer fremden Bühne durchaus nöthig iſt, namentlich an der Seite einer ſo ausgezeichneten Nebenbuhlerin wie ſeine Gattin iſt. Herr Rettich iſt ein ſchätzenswerthes Mitglied im Enſemble einer großen Bühne, wo alle zu gleichen Theilen tragen und es ſich nicht handelt, das Intereſſe ganz beſonders auf den einen hinzuleiten. Aber zum Mittelpunkt eines außergewöhnlichen Abends, wie es ein Gaſtſpiel gewöhnlich iſt, fehlt ihm der Glanz und die höhere magnetiſche Kraft. Doch wurden ihm vielfache Zeichen der Theilnahme geſpendet, da er in allen ſeinen Rollen den Mann von ächter geiſtiger Bildung zu erkennen gab, was man dem Herrn von Lavallade und noch manchem andern hieſigen Schauſpieler ſeines Faches nicht nachrühmen kann. 0—0

IV.

Aus Wien.

Rückgängiges Gewerbefreiheitsproject. — Die Regierung und die öffentliche Meinung. — Die Geiſtlichkeit beim Landtage. — Die Majorate. — Das Stahrembergiſche Freihaus. — Geburts- und Geldadel. —

Als ich in meinem letzten Briefe von der Gewerbefreiheit ſchrieb und bemerkte: ich fürchte nur, daß das Spießbürgerthum vielen unſerer Gewerbtreibenden ſich aus egoiſtiſchen Motiven dieſem ſo wichtigen und heilſamen Patente entgegenſtemmen würde, — da dachte ich nicht, daß meine Prophezeihung ſo ſchnell Wahrheit werden ſollte; aber nichts ſchneller, als der Rückſchritt des Fortſchrittes! Der Tag, an welchem das Patent zur Veröffentlichung beſtimmt war, der 30. Juli, wird ebenſo vorübergehen, wie der erſte Termin, der 15. Juli, vorübergegangen iſt, ohe daß etwas für die Sache geſchah. Bittſchriften, Geſuche und Deputationen über dieſen Gegenſtand drängen ſich ſowohl bei dem Ma-

giſtrate, der Hofſtelle, und zu den Audienzen des Erzherzogs Ludwig. Alle möglichen Mittel ſind angewendet, um dieſe großartige Maßregel nicht in's Leben treten zu laſſen, und die Regierung — ich weiß nicht, ſoll ich es Nachgiebigkeit oder Schwäche nennen — hat verſprochen, das Patent vorläufig ruhen zu laſſen, es iſt zurückgelegt bis auf unbeſtimmte Zeit, und dies iſt in Oeſterreich ungefähr derſelbe Ausdruck wie im Parlamente: die Leſung der Bill wird um ſechs Monate hinausgeſchoben. Ob die Regierung gut daran thut, dem mißverſtandenen Privatintereſſe der Einzelnen ſolche Conceſſionen zu machen, eine Maßregel in der einen Provinz zurückzuhalten, nachdem ſie bereits in einer andern publicirt worden, iſt eine andere Frage, welche man aber, vorzüglich in dieſem Falle, kaum bejahend beantworten dürfte. Man iſt in Oeſterreich gewohnt, daß alle Maßregeln der Regierung, alle Verbeſſerungen in der größten Stille vorbereitet und dann plötzlich und unerwartet in's Leben geſetzt werden. Dieſes nicht mit Hineinziehen der öffentlichen Meinung bei der Berathung, ſei es nun durch Abſonderung von Gutachten berathender Stände, ſei es durch ein vorläufiges Anregen in der Preſſe, iſt man in Oeſterreich gewohnt, das Volk erwartet alſo, daß Alles, was die Regierung thut, mit reiflicher Ueberlegung nach dem gewiſſenhafteſten Erwägen aller Umſtände geſchehe, ja es iſt ſogar das Volk überzeugt, daß jeder Beſchluß der Regierung ein unwandelbar feſter — und nun ſehen wir auf einmal, daß die Regierung dem Volke eine bisher faſt noch nicht vorgekommene (!) Conceſſion macht. Noch wichtiger wird die Sache dadurch, weil es nur einzelne Gegenden ſind, welche ſich dieſer Manifeſtation des Fortſchrittes entgegenſetzen und die Regierung ſo viel zarte Schonung hat, um das große Allgemeine vor der verhältnißmäßig viel geringeren Anzahl in den Hintergrund treten zu laſſen. Die Regierung hat durch dieſes Nachgeben faſt die Miene, als werde ſie dieſen engherzigen Bittſtellern zugeſtehen, einen Geſetzentwurf noch unreif und unpaſſend für die Zeit vorgelegt zu haben, und ſchon dieſes wäre ein Mißgriff, oder daß ſie durch die Zurücknahme die Wichtigkeit des Einfluſſes der Volksſtimme anerkenne, und dieſes läßt nun natürlich gleich die Frage aufwerfen: iſt dieſes der Fall, warum gibt man jener berathenden Volksſtimme nicht mehr und größeren Raum, auf daß ſie eine ſegensreiche Wirkſamkeit enthalte, eine Wirkſamkeit, welche durch eine Milderung der Preßverhältniſſe ſo leicht herbeizuführen wäre! So zeigt ſich in dieſem einen Falle wieder die ſchon ſo oft gemachte Bemerkung, wie unangenehm es für gewiſſe Verhältniſſe und Zuſtände werde, wenn man zwei ganz verſchiedene, ganz divergirende Richtungen und Syſteme vereinigen will. Noch eine betrübende Bemerkung iſt auch dieſe, daß wir uns ſo viel auf unſeren Fortſchritt in den Gewerben ꝛc. zu gut gethan, daß wir uns ſo oft mit dieſem Fortſchritte für ſo manchen anderen Stillſtand tröſteten und tröſten ließen, und auf einmal zeigt es ſich, daß unſer Gewerbſtand noch nicht ſo viel Energie und Zutrauen zu ſich ſelbſt gewonnen, um eine vergrößerte Concurrenz nicht zu fürchten.

Bei den niederöſterreichiſchen Ständen kann noch immer die Frage über die Frohnden- und Zehntenablöſung zu keinem Ende kommen, weil die

Digitized by Google

Geiſtlichkeit, welche in Niederöſterreich mit großem Grundbeſitze daſteht, von einer Ablöſung nichts hören will. Man muß freilich bedenken, daß auf den Kloſtergütern eine andere Oekonomie geführt wird, wie auf den Beſitzungen der Weltlichen; daß die Klöſter auf Naturalroboten angewieſen ſind, indem die meiſten, als ſicher der Frohnleiſtung des Bauers, oft nicht einmal das nöthige Zugvieh und die Ackergeräthſchaften haben, um heute, wenn die Robot abgelöſt wird, für einen billigen Preis ſeinen Grund bearbeiten zu laſſen. Die Klöſter haben ſo keine Ausgaben und die ſicheren Einnahmen, viel größer, als wenn ſie ſich bei der Ablöſung mit einem Capitale abfertigen ließen und dann dem Arbeiter mit ſchwerem Gelde jedes Tagewerk bezahlen. An den Unterſchied der Arbeit, den daraus entſpringenden des Einkommens denken die ehrwürdigen Väter nicht. Die Geiſtlichkeit führt außerdem etwas jeſuitiſch den Grund an, daß die Ablieferung des Zehntens in Natura für den Bauer weit weniger drückend ſei, als eine Reluirung in Geld, indem er dann dieſes doch jedenfalls zahlen müſſe, die Naturallieferung aber, im Falle eines Mißjahres, auch nur verhältnißmäßig gering ſein würde. Daran wird aber nicht gedacht, daß im Falle eines Mißjahres dem Bauer jede Aehre koſtbar iſt, indem er von dem Wenigen, was er beſitzt, nun noch einen Theil weggeben und dieſen fehlenden Theil ſpäter bei eintretendem Mangel mit ſchwerem Gelde ſich erſetzen muß. Beobachtet man die Stellung, welche Adel und Bauern jetzt gegenſeitig und zur Regierung einnehmen, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß endlich — aber freilich nach vielleicht langer Zeit und großen Opfern, die Sache der Humanität und des Fortſchrittes ſiegen werde.

Dazu gehört nun auch eine Neuerung, welche ſeit Kurzem in den Verhältniſſen des Grundbeſitzes vorgeht, welche für die Zukunft von den tiefeingreifendſten Folgen werden kann. Bekanntlich iſt bisher Glanz und Anſehen des öſterreichiſchen Adels an ſeinen reichen Grundbeſitz, an die unveräußerlichen Majorate geknüpft, welche in allen Stürmen immer die feſte Baſis ſeiner glänzenden, geſicherten Stellung bleiben, und von welchem Werthe ein reicher Grundbeſitz, ſehen wir ſchon daraus, wie ſehr alle neuaufgetauchte, grüne Geldariſtokratie vor Allem großen Grundbeſitz „Herrſchaften" zu acquiriren ſucht. Bisher waren die großen Grundbeſitze, welche in die Hände der Geldariſtokratie übergingen, nur zum größten Theil entweder Staatsgüter oder kaiſerliche Familienherrſchaften, oder Beſitzungen eines niederen, herabgekommenen Adels, an die großen Majorate, welche die feſten Säulen unſerer glänzenden Ariſtokratie ſind, hatte der Geldſtolz bisher nur ſehnſüchtig ſeufzend denken können. Nun geſchieht es aber ſeit einiger Zeit, daß die Landrechte an adelige Familien, welche Majorate beſitzen, Conceſſionen zum Verkaufe derſelben, und Erlegung eines Geldfideicommiſſes ohne viele Hinderniſſe bewilligt, während bisher jedes Majorat ein unantaſtbares, unveräußerliches Eigenthum war. Berückſichtigt man, daß durch die Leichtigkeit, mit welcher auf ſolche Majorate große Geldſummen aufgenommen werden konnten, der an Grundbeſitz oft reichſte Adel tief in Schulden geſtürzt werde, woran oft noch die Enkel abzutragen haben, ſo hat die

neue Einrichtung auch in dieſer Hinſicht viel für ſich, indem ſie ſelbſt zu allererſt den verſchuldeten Adeligen Gelegenheit gibt, einen Theil der Schulden abzutragen. Denn, indem die Familie, welche ihr Majorat verkaufen will, nur angehalten iſt, ein Fideicommißcapital bei den Ständen niederzulegen, dieſes zu erlegende Capital aber nicht den jetzigen Schätzenswerth des Majorates, ſondern den damaligen, als das Majorat gegründet wurde, beträgt, der Werth der meiſten Majoratsgüter aber ſeit neuerer Zeit um das Doppelte und noch mehr geſtiegen iſt, ſo bleibt der urſprüngliche Werth des Majorats im Sinne des Stifters immer der Familie erhalten, und die als Ueberzahlung erlangte Summe gewährt Manchem den Vortheil, einige Schatten des adeligen Wappens wieder in das glänzendſte Licht zu verwandeln. Hier in Wien iſt ſo eben der erſte Verkauf dieſer Art geſchehen, indem das große Stahrembergſche Freihaus auf der Wieden um die Summe von 2 Millionen an den Baron Sina übergegangen iſt. Die Folgen dieſes Syſtems ſind von bis jetzt noch unberechenbarem Einfluſſe ſowohl auf die Stellung des Adels, als jene des Bürgers zum Adel. Es entſteht dadurch eine Vertheilung des Grundeigenthums, indem dieſer aus den Händen des Adels in jene der Induſtriellen, der Geldariſtokratie übergeht und ſo manche Prärogative des Adels, die bisher zum größten Theil mit an ſeinen reichen Grundbeſitz geknüpft war, muß nun entweder ganz wegfallen, oder man muß ſie auch auf den neuen Eigenthümer übertragen, wodurch de jure nur eine neue Vermehrung des Adels entſtünde. Von welchem Vortheile für Induſtrie, Handel und Gewerbe, für Oekonomie aber die Parcellirung großer Beſitzungen in die fleißigen, rührigen Hände unternehmender Privaten iſt, darüber kann wohl um ſo weniger Zweifel ſein, als wir die traurigen Folgen des Gegentheils davon in Ungarn nur zu deutlich vor uns ſehen. Jener eigenthümliche Stand, welcher ſich dadurch nach und nach heranbilden würde, wäre der eigentliche Grundſtein eines behaglichen, geſicherten Mittelſtandes, der zwiſchen Adel und Bürger mitten inne ſtehend, das Gute von Beiden vereinigen, und dadurch eine der feſteſten Stützen des Staates werden könnte. Dadurch würde nun natürlich auch das Verhältniß des Bauers ein anderes, denn der neue Grundherr würde die ihm zum Gebote ſtehenden Mittel anders benutzen, als der Edelmann, während andrerſeits die Regierung wieder dem Bauer allen möglichen Vorſchub leiſten müßte, um ſich frei zu machen, indem ſonſt, wenn die alten Unterthansverhältniſſe fortbeſtehen, der Bürgerliche als neuer Grundbeſitzer aller Hoheitsrechte des Hochadeligen theilhaftig iſt, ohne dem Staate ein anderes Aequivalent dafür bieten zu können, als vielleicht in vielen Fällen nur die gefüllten Caſſen. Deswegen ſollen auch Modificationen jener Beſtimmungen eintreten, durch welche man zur Erwerbung eines ſogenannten landtäfeligen Gutes fähig iſt, Beſtimmungen, welche bis jetzt ſich nur auf ſehr wenige Klaſſen der Bürgerlichen beſchränken. Denn wie dieſes nicht geſchieht, und der Erwerb nicht verallgemeinert wird, haben wir nur noch eine Klaſſe des Adels zu erwarten, und man kennt doch die Geldariſtokratie, die ſich ſo ziemlich überall gleich iſt!

C. C. C.

V.

Aus Ungarn.

I.

Eine Lanze für Herrn Büky von Felsöbük.

Aus Preßburg.

Außer dem Landtage bietet dieſe ungariſche Stadt gar wenig dar, was die große Welt intereſſiren könnte. Das magyariſche Element taucht nicht ſtark auf und das politiſche Getriebe hat ſchon ſtark das Ausſehen der nahen Reſidenz. Das Comitat gehört zu denjenigen, die ſich nach dem wiener Commando richten. In dieſes Stillleben platzte vor Kurzem ein Bombenwurf von Orden, Decorationen, Ehrentiteln, Auszeichnungen u. dgl., daß man ganz erſtaunt und erſchreckt aufſah. Auch Sie haben bereits über den Herrn Ladislaus Büky von Felsöbük eine Notiz gebracht. In unſern Tagen gehört es freilich zu den Wundern, wenn ein einfacher, ſonſt ungekannter Mann ſo raſch und mannichfaltig ausgezeichnet wird, und da gab es allerlei Stoff zu Fabeln, da der Grund dazu auch in myſtiſches oder eigentlich diplomatiſches Dunkel gehüllt iſt. Man kann ſich auch einer gerechten Verwunderung nicht erwehren, wenn man all die Diplome kennt, die Herr von Büky in kaum zwei Jahren erhielt. Das franz. Ehrenlegionskreuz, das Commandeurkreuz des zähringer Löwenordens, das Ritterkreuz des luccaſchen Ludwigordens, den preuß. rothen Adlerorden zweiter Klaſſe mit dem Stern, den ſicilianiſchen Ferdinandsorden, den toscaniſchen Stephansorden, das Bürgerdiplom der Stadt Paris, mehrere Diplome von Akademien, und endlich den k. k. Kämmererſchlüſſel. — Letztes machte den meiſten Lärm und brachte die Ariſtokratie in Allarm. Ein einfacher Edelmann ſollte unter den Vollblutahnigen erſcheinen! Hr. von Büky hat zwar wahrſcheinlich ſeine 16 Vorfahren nachweiſen müſſen, aber es blieb doch immer ein Räthſel, wie er ſo ſchnell, ohne Camarilla, ohne langes Antichambriren zu dieſer Ehre gelangen konnte. Da gab's nun ein Ziſcheln und Näſeln, bis es endlich der Neid ſo weit brachte, daß man an der Verleihung des Schlüſſels und in Folge auch an allen Auszeichnungen zweifelte und ſo weit ging die Geſchichte, daß ſogar eine amtliche Unterſuchung eingeleitet wurde. Alſogleich verbreiteten ſich die ſonderbarſten Gerüchte, die alle Glauben fanden. Man weiß wohl, daß ein ungariſcher Edelmann nur „citatus et convictus“ eingeſperrt werden dürfe; man ließ ihn dennoch ſogleich in Verhaft bringen und Einige träumten ſchon von Munkacs oder rundem Thurm. Die Unterſuchung wurde more patrio nicht diplomatiſch, ſondern ungeſchickt eingeleitet, und ſo war nicht blos die Stadt, ſondern das ganze Land und auch die auswärtigen Blätter waren mit Mährchen über die Vorfall angefüllt. Während dem erfreut ſich Hr. von Büky des beſten Wohlſeins und iſt frei wie ein ungariſcher Edelmann, empfängt Beſuche von Staatsmännern (ſo war unlängſt der franz. Rath Laurin bei ihm), erwartet neue Orden und lacht über die Geſchichten. Das Einzige, was er ſich zu Schulden kommen ließ, iſt nach meiner Vermuthung, daß er es unterließ, um die Bewilligung zur Annahme und zum Tragen eini-

Digitized by Google

ger Decorationen in Wien einzuſchreiten; nach ungar. Geſetz bedarf es deſſen freilich nicht, da kann man ſich ein Dutzend Bänder in's Knopfloch ſtecken, ohne daß Jemand darnach fragt. Viele verzichten auch auf das wiener Exequatur, weil es hohe Taxen koſtet; ob dies auch hier der Fall iſt, weiß ich nicht, obwohl Hr. von Búky nicht zu den reichen Cavalieren gehört. — Nach dem Vorſtehenden begreifen Sie wohl, daß alle ausgeſprengten Gerüchte eine trübe Quelle haben. Man kann ſich „halt" nicht erklären, weshalb? warum? wodurch? dieſe Auszeichnungen gegeben wurden und die Salons zerbrachen ſich die Köpfe darüber, und da man nichts fand, mußte der Ausgezeichnete ein Filou ſein. Bekanntlich — heißt es — Hr. von Búky habe werthvolle Documente, die ſich auf den Ankauf und Beſitz bedeutender Ländereien beziehen, gefunden und ſie den betreffenden Parteien in die Hände geliefert. Die Papiere ſollen früher im Beſitz des Freiherrn von Thugut geweſen ſein, der ſich bekanntlich durch einige Jahre hier aufhielt. Thugut war bei Beginn der franz. Revolution mehrmals in Paris, und es iſt ſonach wahrſcheinlich, daß durch ſeine Vermittelung der Ankauf von Gütern für die franzöſiſchen Magnaten, Prinzen u. dgl. geſchah. Nähere Andeutungen über den Geſandten und Miniſter Thugut und über ſeine Theilnahme an den franz. Kriegen, findet man in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege.

All das Geſagte iſt blos Muthmaßung; das Einzige behaupte ich jedoch zuverläſſig, daß all die ausgeſprengten Gerüchte von falſchen Documenten, von angemaßten Decorationen, von peinlichem Gerichtsverfahren u. dgl. zu den müſſigen Erfindungen gehören und nächſtens darüber wohl authentiſche Auskunft ertheilt wird. So viel man hört, will Hr. von Búky abreiſen und ſich in Paris, wohin er von der königl. Familie geladen wurde, oder in Lucca anſiedeln.

2.

Ungariſche Centraleiſenbahn.

Aus Peſth.

Geſtern Nachmittag um 4 Uhr fand die Eröffnung unſerer Bahn, von Peſth nach Waitzen, in einer Länge von $4\frac{3}{4}$ deutſche Meilen, ſtatt. Dieſer bedeutungsvolle Act des erſten Pulsſchlages dieſes erſten Eiſenweges im Königreiche Ungarn ging ohne äußeres Symbol ſeiner inneren Wichtigkeit vor ſich. Weder Sang noch Klang, weder Wort noch Schrift bezeichneten dieſen Schöpfungstag einer neuen Handelsaera. — Der Train fuhr mit beiläufig 8 Wagen, die bei 300 Gäſte faßten, nach Waitzen ab, hielt da eine Stunde und kehrte ſodann mit den hungernden und durſtenden Inſaſſen (es war nämlich auf den Stationen nicht einmal für ein Glas Waſſer vorgeſorgt worden) wieder nach Peſth zurück. Unter den Gäſten befand ſich auch Se. k. Hoheit der Erzherzog Palatin mit der allerh. Familie und ſeinem engern Hofſtaate. Von den Directoren waren nur 4 anweſend; von den Bahnbeamten, mit Ausnahme der erſten Chefs, war merkwürdiger Weiſe Niemand geladen. Der Leiter des Ganzen war der functionirende Director Graf Franz Zichy. Die Fahrt, gemacht durch die beiden Locomotiven Peſth und

Digitized by Google

Mr. Lewis Morris, Mr. Lewis Morris, Mr. Lewis Morris,

soll aber keineswegs polemische Anregungen veranlassen, sondern in einer so wichtigen Landesangelegenheit, die gewiß einer anständigen öffentlichen Besprechung angehört, soll jeder Theilnehmende reden, die Directoren hören, sichten, prüfen und berichtigen. 1) Dieser längere Aufenthalt wurde durch ein längeres Feuer, das in Waitzen über 30 Häuser in Asche legte, veranlaßt. 2) Von den Herren Directoren kam blos Hr. Graf Esterhazi von Wien herab. 3) Man ließ immer die Hoffnung auf bessere Gehalte durchblicken, wenn der Betrieb eröffnet wird, und versprach jeden braven Beamten zu placiren; daß unter den Entlassenen viele, ja die meisten dieses Prädicat verdienen, erweisen ihre Zeugnisse. Auch ist es jetzt geschehen, daß ganz neue Individuen, ohne Berücksichtigung der Entlassenen, angestellt wurden und werden. 4) Ich muß bemerken, daß es sich in Pesth und der Umgegend, ebenso theuer als in Wien lebt. 5) Sollte es wahr sein, was man von gewissen Verwandtschaften spricht? Und wenn nicht, warum Anlaß zum Gerede geben?

VI.

Notizen.

Warnung für dramatische Dichter.

Wir müssen sämmtliche deutsche Bühnendichter warnen, sich's ja nicht etwa in den Sinn kommen zu lassen, zum Helden eines ihrer Dramen Wilhelm den Eroberer zu wählen. Die Geburtsstadt dieses Helden beabsichtigt nämlich, ihm ein Monument zu setzen, zu welchem alle Abkömmlinge des berühmten Normannenführers steuern sollen. Zu diesem Behufe wurde einem gelehrten Genealogen die Arbeit aufgetragen, den ganzen Stammbaum dieses Königs mit allen seinen Seitenzweigen, Nachkommenschaften u. s. w. zu erforschen und zu zeichnen. Diese Arbeit ist jetzt vollendet im Druck erschienen und nach einem Auszug, den das Journal des Debats daraus liefert, stellt sich's heraus, daß fast alle jetzt regierende souveräne Fürsten Abkömmlinge und Seitenverwandte des großen Eroberers sind (als der allernächste wird der Erzherzog Karl und als der allerentfernteste der Kronprinz von Schweden bezeichnet). Wenn nun einer unserer dramatischen Dichter das Unglück hätte, sich in diesen Helden zu verlieben, so würde seinem Stücke von den meisten Hofbühnen, wegen der nahen Verwandtschaft, die Thüre vor der Nase zugeschlagen werden. Namentlich gilt diese Warnung Heinrich Laube, gegen den die Todten sich ganz besonders verschworen haben, nicht blos die todten Könige und Prinzen, deren Verwandte noch ein Scepter führten, sondern auch die todten Dichter, deren Brüder noch mit einem Taktirstab herrschen. Wilhelm der Eroberer war zwar blos ein natürlicher Sohn Robert des Teufels; allein man kann deshalb doch nicht wissen, ob nicht ein berühmter Componist sich auch darüber allarmirt und die ältern Rechte geltend zu machen sucht — wie es beim Struensee der Fall ist.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Parteien und Parteiungen in Berlin.

Die Parteien und die Masse. — Ursache des Indifferentismus. — Das monarchische Princip. — Der Liberalismus in der Residenz und in den Provinzen. — Die Männer der Haller'schen Schule. — Die historische Schule. — Stellung der Bureaukratie. — Der Adel. —

In Berlin, der Hauptstadt Preußens, sammeln sich alle Elemente, welche sich in dem preußischen Staate geltend machen und denselben zum Theil bewegen. Eben durch die Vielseitigkeit der Interessen, durch das gegenseitige Anziehen und Abstoßen und den damit natürlich verbundenen Kampf, bekommt das berliner Leben seinen besondern Reiz. Der Civilisationsproceß, in welchem sich Deutschland und speciell Preußen bewegt, breitet sich in Berlin nach allen Richtungen aus und alle Richtungen desselben zeigen hier ihre verschiedenartigen Symptome. Diese gegenwärtige Regsamkeit des berliner Lebens hat sich noch nicht allzulange geltend gemacht, vielmehr ist der alte Indifferentismus erst in dem jüngsten Jahrzehend durchbrochen worden.

Wenn wir von den Parteien der berliner Welt reden wollen, so bemerken wir jedoch gleich zum Voraus, daß auf dem Gebiete, auf welchem das moderne Europa die Regsamkeit seiner Parteien hauptsächlich entfaltet, nämlich auf dem Gebiete der Politik, trotz der großen Entwickelung, die Preußen noch jüngst in dieser Beziehung gemacht hat, eigentlich immer nur noch von verschiedenen Glaubenssecten, nicht von politisch-wirksamen Parteien, eigentlich immer nur noch von Parteiungen und sich gegenseitig bestreitenden, politischen Ansichten die Rede sein kann. Die historische Macht des absoluten, monarchischen Regierungssystemes, welches seinen Nachdruck in den äußersten und kleinsten Gliedern der Gesammtheit geltend machen kann und der in Folge desselben überwachte Zustand der preußischen Presse, vor allen

Dingen aber der ganz ohnmächtig gewordenen berliner Preſſe, haben die Entwickelung vollſtändig organiſirter Parteien ſtets aufgehalten. Daß dadurch auch die innere Entwickelung des politiſchen und ſocialen Geiſtes geſtört worden ſei, glauben wir nicht, überhaupt ſcheint es uns, als ſei von dem vulgären Liberalismus das Wort Partei mannichfach und als eine ungerechte Beſchränkung der perſönlichen Freiheit gemißbraucht worden. Das gedankenloſe Anſchließen an eine der mächtigen, politiſch-berechtigten Parteien, wie wir es in Frankreich und England alle Tage gewahren, das wohlgefällige Nachlallen beſtimmter Dogmen und Stichwörter, wie es ſelbſt in conſtitutionellen Ländern Deutſchlands Mode geworden, iſt einer durchgreifenden Entwickelung des ganzen Volksbewußtſeins vielleicht weit hinderlicher, als ein Zuſtand, in dem die Exiſtenz der Parteien jeden Augenblick in Frage geſtellt wird und in dem ſich die Bewegung ſtets in einem kritiſch-individuellen Proceſſe erhalten muß. Der Entwickelungsproceß Preußens iſt deshalb vielleicht tiefer und weit umfaſſender, als der, welcher in den übrigen Staaten Deutſchlands ſtattfindet.

Jede Bewegung, jede Entwickelung hat aber mit dem ſchweren, dickblütigen Niederſchlag des Lebens, mit der rein vegetativen Natur des Menſchen, mit dem Indifferentismus zu kämpfen. Ohne dieſen Indifferentismus, der beinahe eine hiſtoriſche Berechtigung in Anſpruch nimmt, hätten ſich mindeſtens die drei letzten Jahrhunderte der europäiſchen Geſchichte in ganz rieſenmäßigen Contouren entwickeln müſſen. Aber die großartigſten Ideen ſtießen immer auf den trägen Widerwillen der Maſſe und auf dieſen Widerwillen der Maſſe gegen jede Bewegung, auf die Faulthiersnatur des Menſchen ſtützten ſich dann immer die Kräfte, denen die Erhaltung des beſtehenden Zuſtandes aus den einen oder den andern Gründen als wünſchenswerth erſchien. Das feine Blut- und Nervenleben der Geſchichte findet einen regelmäßigen Widerſtand bei den niedrigen Lebensſubſtanzen.

Allerdings, auch in dem Indifferentismus der Maſſe wird das feinbegabte Auge des Geſchichtsdenkers ein Element der Fortbewegung entdecken können und dies eben iſt das Wunderbare, das Göttliche der Geſchichte. Denn dies Element wird nicht durch Eine Partei, nicht durch alle ihre noch ſo öffentlichen oder noch ſo geheimen Manipulationen befruchtet. Nein, dieſes Element wirkt nur der ganze Charakter der Zeit, jene elektriſche, Geſchichte-machende Kraft, die auf den Höhen einer Zeitperiode, aus der Reibung aller geiſtigen Fähigkeiten ſich entwickelt und ſich dann auch in die dunkelnden Thäler und Schluchten

Digitized by Google

niederſenkt. Welche Thorheit, wenn eine Partei ihre beſondern Principien als das Univerſalmittel ausruft und von dem Volke verlangt, daß es um die Erlangung dieſes Univerſalmittels alles Andere aufgeben ſolle. Die, welche ſich auf die Lehren der Geſchichte berufen, belügen ſich und Andere ſelbſt über die Geſchichte. Wem gehört die Geſchichte Englands? Den Whig's? Den Tory's? Wird die Zukunft der engliſchen Geſchichte etwa dem Chartismus gehören? Die engliſche Geſchichte wird immer dem engliſchen Volke gehören, die Geſchichte ſteht über den Parteien. So gehört auch die preußiſche Gegenwart, die preußiſche Geſchichte dem preußiſchen Volke und das preußiſche Volk verdient grade eine ſolche Gegenwart, eine ſolche Geſchichte zu haben, wie es ſich dieſelbe ſchafft, wie es ſich in derſelben entwickelt. — Nur durch die Elektricität, welche ſich durch gegenſeitige Reibung in allen Sphären der Intelligenz entwickelt, wird auch der Indifferentismus der Maſſe für die wahrhafte Geſchichtserzeugung gewonnen werden können. Nicht an ſich, nicht unmittelbar, ſondern nur als Mittel haben die Principien- und Parteibewegungen ein Intereſſe für den Geſammtorganismus der Geſchichte. Unter den Höhen des Geiſtes, der Wiſſenſchaft, ruhen noch dunkle, nebelnde Thäler.

Indem wir nun ſpeciell auf Berlin, als den Centralpunkt Preußens, zurückkommen, haben wir, unſern Grundſätzen gemäß, über dem Licht nicht das Dunkel, über dem Kreislauf der Bewegung nicht die Ruhe des Indifferentismus zu vergeſſen. Wie ſpottet man nicht auswärts, in den Provinzen, an allen Enden Deutſchlands über dieſen Indifferentismus! Aber hat man ihn einmal ordentlich betrachtet? Hat man einmal die localen Urſachen aufgeſpürt, welche, abgeſehen von der allgemeinen ſchwerfälligen Menſchennatur, dieſem berliner Indifferentismus, der, wir dürfen uns nicht täuſchen, der Zahl nach, immer noch die große Mehrzahl der Bevölkerung beherrſcht, zum Grunde liegen? Berlin iſt eine Stadt, welche, unter günſtigern Verhältniſſen als Potsdam, von der regierenden Dynaſtie gehoben wurde. Erſt in neuerer und neueſter Zeit ſucht es ſich in eigenen Peripetien, als eine europäiſche Großſtadt zu entwickeln und die Hofkleidung des regierenden Hauſes mit dem Civilrock zu vertauſchen. Der Vortheil, welchen Berlin von ſeinem Charakter als Reſidenz zieht, hat einen großen Theil der Bevölkerung zum unbedingten Verehrer der abſoluten Regierungskraft gemacht. Bedenkt man ferner, daß ſich die ganze Regierungskraft des preußiſchen Staates in Berlin concentrirt und unmittelbar auf den

Charakter dieſer Stadt einwirkt, ſo wird man ſich wenig darüber wundern können, daß auf die untern Schichten des Lebens dieſer Einfluß von oben von großer Wirkung iſt. Dazu durchdringt das bureaukratiſche Element, unmittelbar mit dem herrſchenden Regierungsprincipe verbunden, in Berlin alle Stufen und Stände. Als Reſidenz hat Berlin ſich mehr als andere Städte, an die Schauſpiele, an den äußern Glanz gewöhnt, welche der Monarchismus immer mit ſich verbindet und dieſe Freude an der äußern monarchiſchen Pracht hat nicht wenig dazu beigetragen, die Bevölkerung an das Weſen des Beſtehenden, als an den natürlichſten, einfachſten, unumgänglich nothwendigen Zuſtand der Dinge zu befeſtigen. Natürlich zeigt ſich dieſer Zuſammenhang Berlin's mit dem herrſchenden Principe in der Maſſe nicht als das Reſultat eines Parteibewußtſeins, ſondern eben nur als ein Indifferentismus gegen alle politiſchen Elemente, die mit dem beſtehenden Zuſtande in entſchiedenen Widerſpruch gerathen ſind. Andererſeits wird der Indifferentismus durch den Charakter, welchen Berlin als Großſtadt angenommen hat, ſehr bedeutend gefördert. Der Kampf um die materiellen Güter des Lebens, das verzweifelte Ringen um eine Exiſtenz, die Concurrenz, die Geldausbeutung, welche ſich in Berlin bis zu den widerlichſten Ausläufen entwickeln, halten die Maſſe von den abſtracten Fragen der Politik zurück und laſſen ſie gleichgiltig gegen alle Kriſen, die ſich nicht unmittelbar auf das materielle Gebiet beziehen. Das Volk hat zu viel mit dem Hunger, mit der Sorge für den Tag, mit der Concurrenz, gegen welche das politiſche Princip durchaus nicht hemmend auftritt, zu thun, als daß die Mahnungen des Liberalismus weſentlich auf ſeinen Sinn einwirken könnten. Der Liberalismus, welcher ſich in den Sphären des Geldbeſitzes und der Intelligenz geltend macht, hat nicht die Kraft, die Maſſe des Volkes aus ihrem politiſchen Indifferentismus emporzuheben, da er für die materielle Exiſtenz derſelben durch ſeine abſtracten Verſprechungen keine Gewähr leiſten kann. In Städten, die nicht eine ſo glänzende Entwickelung nehmen, wie Berlin und wo ſich der ganze Nachdruck der monarchiſchen Centralkraft nicht ſo geltend machen kann, wie hier, ſtehen dem Liberalismus weit mehr Mittel und Wege zu Gebote, die Maſſe für ſich zu intereſſiren und ſelbſt, wenn ſie nicht will, für ſich zu zwingen. Die Factoren des Geldbeſitzes und der Intelligenz ſtellen ſich an die Spitze einer Bewegung, agitiren dafür und das Volk, in ſeiner materiellen Exiſtenz an dieſelben gefeſſelt, an die geiſtige Obhut derſelben gewöhnt, ſchließt ſich ihnen an. In Berlin ſind ſolche Bewegungen

Digitized by G

Mitglied der Gesellschaft seinen Austritt erklärt hat, oder wenn ein Mitglied durch Tod oder Austritt aus der Gesellschaft ausscheidet, so ist der Vorstand verpflichtet, sofort eine Generalversammlung einzuberufen, in welcher die Wahl eines neuen Vorstandes vorgenommen wird. Bis zu dieser Wahl bleibt der alte Vorstand im Amte.

§ 10. Der Vorstand hat die Gesellschaft nach Innen und Aussen zu vertreten, die Beschlüsse der Generalversammlung auszuführen, die Gesellschaft zu verwalten und die Geschäfte zu führen. Er hat über seine Thätigkeit und über die Verwaltung des Vermögens der Gesellschaft in der Generalversammlung Rechenschaft abzulegen.

§ 11. Der Vorstand ist berechtigt, Beamte und Angestellte der Gesellschaft zu ernennen und zu entlassen, ihre Gehälter festzusetzen und Gratifikationen zu bewilligen. Er ist berechtigt, Ausschüsse zu ernennen, welche ihn in seiner Thätigkeit unterstützen.

§ 12. Der Vorstand ist berechtigt, Grundstücke zu kaufen, zu verkaufen, zu vertauschen, zu belasten, Hypotheken zu löschen, Bauten zu errichten, Mietverträge abzuschliessen, Darlehen aufzunehmen, Bürgschaften zu übernehmen, Prozesse zu führen, Vergleiche abzuschliessen, Schiedsrichter zu ernennen, Vollmachten zu erteilen, Prokuristen zu ernennen und zu entlassen, Wechsel auszustellen, zu indossieren und zu diskontieren, Gelder zu erheben, zu verwenden und anzulegen, Rechnungen zu bezahlen und zu quittieren, Bücher zu führen und Bilanzen aufzustellen.

§ 13. Der Vorstand ist berechtigt, Gelder, welche nicht sofort gebraucht werden, zinsbar anzulegen, Wertpapiere zu kaufen, zu verkaufen, zu verpfänden, Depots zu eröffnen und aufzulösen, Zinsen, Dividenden, Coupons und Gewinnanteile zu erheben, Kapitalien zu kündigen und zurückzuzahlen, Kapitalien zu konvertieren, Zeichnungen auf Wertpapiere zu machen, Wertpapiere zu deponieren und zurückzuziehen, Depotscheine auszustellen und zu quittieren.

§ 14. Der Vorstand ist berechtigt, Gelder, welche nicht sofort gebraucht werden, auf Sparkassenbücher anzulegen, Sparkassenbücher zu eröffnen und aufzulösen, Einlagen zu machen, Zinsen zu erheben, Kapitalien zu kündigen und zurückzuzahlen, Sparkassenbücher zu deponieren und zurückzuziehen, Depotscheine auszustellen und zu quittieren.

§ 15. Der Vorstand ist berechtigt, Gelder, welche nicht sofort gebraucht werden, auf Kontokorrent anzulegen, Kontokorrente zu eröffnen und aufzulösen, Einlagen zu machen, Zinsen zu erheben, Kapitalien zu kündigen und zurückzuzahlen, Kontokorrente zu deponieren und zurückzuziehen, Depotscheine auszustellen und zu quittieren.

§ 16. Der Vorstand ist berechtigt, Gelder, welche nicht sofort gebraucht werden, auf Kontokorrent anzulegen, Kontokorrente zu eröffnen und aufzulösen, Einlagen zu machen, Zinsen zu erheben, Kapitalien zu kündigen und zurückzuzahlen, Kontokorrente zu deponieren und zurückzuziehen, Depotscheine auszustellen und zu quittieren.

§ 17. Der Vorstand ist berechtigt, Gelder, welche nicht sofort gebraucht werden, auf Kontokorrent anzulegen, Kontokorrente zu eröffnen und aufzulösen, Einlagen zu machen, Zinsen zu erheben, Kapitalien zu kündigen und zurückzuzahlen, Kontokorrente zu deponieren und zurückzuziehen, Depotscheine auszustellen und zu quittieren.

§ 18. Der Vorstand ist berechtigt, Gelder, welche nicht sofort gebraucht werden, auf Kontokorrent anzulegen, Kontokorrente zu eröffnen und aufzulösen, Einlagen zu machen, Zinsen zu erheben, Kapitalien zu kündigen und zurückzuzahlen, Kontokorrente zu deponieren und zurückzuziehen, Depotscheine auszustellen und zu quittieren.

§ 19. Der Vorstand ist berechtigt, Gelder, welche nicht sofort gebraucht werden, auf Kontokorrent anzulegen, Kontokorrente zu eröffnen und aufzulösen, Einlagen zu machen, Zinsen zu erheben, Kapitalien zu kündigen und zurückzuzahlen, Kontokorrente zu deponieren und zurückzuziehen, Depotscheine auszustellen und zu quittieren.

§ 20. Der Vorstand ist berechtigt, Gelder, welche nicht sofort gebraucht werden, auf Kontokorrent anzulegen, Kontokorrente zu eröffnen und aufzulösen, Einlagen zu machen, Zinsen zu erheben, Kapitalien zu kündigen und zurückzuzahlen, Kontokorrente zu deponieren und zurückzuziehen, Depotscheine auszustellen und zu quittieren.

Bo, Bo, Bo,

Mais, à cette date, on ne savait pas encore que les gaz du tube pouvaient être ionisés par les rayons cathodiques, et que, dans ce cas, ils devenaient conducteurs de l'électricité. Aussi, Crookes, qui avait fait le vide dans son tube, ne pouvait-il pas supposer que les rayons cathodiques, qui ne rencontraient pas de gaz, ne rencontraient pas non plus de matière pondérable. Il ne pouvait pas supposer que ces rayons étaient électrisés négativement, et que, par conséquent, ils devaient être déviés par un aimant. Il ne pouvait pas supposer que ces rayons étaient des projectiles électrisés négativement, et que, par conséquent, ils devaient être déviés par un champ électrique. Il ne pouvait pas supposer que ces projectiles électrisés négativement étaient des corpuscules, c'est-à-dire des atomes d'électricité négative. Il ne pouvait pas supposer que ces corpuscules étaient des éléments de matière pondérable, et que, par conséquent, ils devaient être déviés par un champ électrique ou par un aimant. Il ne pouvait pas supposer que ces corpuscules étaient des éléments de matière pondérable, et que, par conséquent, ils devaient être déviés par un champ électrique ou par un aimant

were more than 1,000 miles away. Now, however, the Mississippi Valley was to be the scene of the most important campaigns of the war. Here the Confederates had their largest armies, and here they were to meet with their most serious defeats.

Grant's Campaign against Vicksburg. — Vicksburg, on the Mississippi River, was the key to the Confederate position in the West. Its capture would open the river to the Union forces and cut off the Confederacy from the states west of the river. Grant's campaign against Vicksburg was one of the most brilliant of the war. He first moved down the west bank of the river, but was unable to cross. He then marched his army down the river on the west bank, crossed the river below Vicksburg, and moved back toward the city. He defeated the Confederates in several battles, and then besieged Vicksburg. The city surrendered on July 4, 1863. Port Hudson, the last Confederate stronghold on the river, surrendered a few days later.

Chickamauga and Chattanooga. — In the autumn of 1863 Rosecrans, who had succeeded Buell in command of the Army of the Cumberland, moved against Bragg at Chattanooga. Bragg retreated to Chickamauga Creek, where he was reinforced by Longstreet from Virginia. Rosecrans followed, and a battle was fought on September 19 and 20. The Confederates were victorious, and Rosecrans withdrew to Chattanooga. Bragg followed and besieged the city. Grant, who had been put in command of the Union armies in the West, hastened to the relief of Chattanooga. He defeated Bragg in the battle of Missionary Ridge, November 25, and drove him into Georgia.

Sherman's March to the Sea. — In the spring of 1864 Grant was made commander-in-chief of the armies of the United States. He left Sherman in command of the armies in the West, and himself went to Virginia to fight Lee. Sherman's campaign against Johnston was one of the most brilliant of the war. He defeated Johnston in a series of battles, and drove him back to Atlanta. Hood succeeded Johnston in command of the Confederate army, and Sherman besieged Atlanta. The city surrendered on September 2, 1864. Sherman then marched his army to the sea, destroying everything in his path. He reached Savannah on December 21, and captured the city. He then marched his army northward through the Carolinas, and joined Grant in Virginia.

Sheridan's Campaign in the Shenandoah Valley. — In the autumn of 1864 Sheridan was sent to the Shenandoah Valley to drive out the Confederates. He defeated Early in a series of battles, and drove him out of the valley. Sheridan then joined Grant in Virginia.

Grant's Campaign against Richmond. — Grant's campaign against Richmond was one of the most brilliant of the war. He first moved down the west bank of the river, but was unable to cross. He then marched his army down the river on the west bank, crossed the river below Richmond, and moved back toward the city. He defeated the Confederates in several battles, and then besieged Richmond. The city surrendered on April 3, 1865. Lee's army surrendered a few days later.

Lincoln's Assassination. — On April 14, 1865, Lincoln was assassinated by John Wilkes Booth, a fanatical supporter of the Confederacy. Booth shot Lincoln in the back of the head while he was sitting in his box at Ford's Theatre in Washington. Lincoln died the next morning. Booth escaped, but was captured and killed a few days later.

Johnson's Administration. — Andrew Johnson succeeded Lincoln as President. He was a Democrat, and had been a Senator from Tennessee. He was a strong supporter of the Union, and had been appointed military governor of Tennessee by Lincoln. Johnson's administration was marked by a bitter struggle between the President and Congress over the reconstruction of the South. Johnson wished to restore the Southern states to the Union as soon as possible, while Congress wished to punish the South for its rebellion. Johnson was impeached by the House of Representatives, but was acquitted by the Senate.

In neuerer Zeit iſt neben dem hiſtoriſchen Elemente auch noch ein chriſtliches Element auf dem preußiſchen Rechtsgebiete zum Vorſchein gekommen. Die Reaction dagegen iſt nicht ausgeblieben und hat ſich ſowohl in der Preſſe, als anderswo vielfach und ſehr lebendig ausgeſprochen.

Einen ſehr großen Einfluß und eine vielſeitige Verbreitung hat in Berlin überhaupt das bureaukratiſche Element. Es iſt jedoch in letzterer Zeit manchen Anfechtungen ausgeſetzt worden. In der bürgerlichen Welt und in der Preſſe glaubte der Liberalismus ſich ganz beſonders gegen die Beamtenbevormundung erklären zu müſſen. Von oben reagirte das Syſtem des Königs, der Wille ſeiner Perſönlichkeit mannichfach gegen den kalten, preußiſchen Beamtenſtaat. Von dem Liberalismus pflegt die preußiſche Bureaukratie als eine Kaſte dargeſtellt zu werden, die den Willen des Königs hemmt, die dem Volke feindlich gegenüberſteht und die unabläſſig bemüht iſt, jede freie Entwickelung freier Zuſtände zurückzuhalten. Der Beamtenregierung gegenüber wird dann mit einem fremden Ausdrucke self-government gefordert und dabei vielfach auf England verwieſen, ohne daß man zu bemerken ſcheint, wie das Beamtenweſen ſich bei uns, den urſprünglichen Freiheiten der Nation gegenüber, immer ausgedehnter entwickelt. Wenn die preußiſche Bureaukratie aber auch keine ganz abgeſchloſſene Kaſte iſt, da ſie ſich aus der ganzen Nation emporhebt, ſo hat ſie ſich doch eine ganz eigenthümliche Sphäre geſchaffen, in der ſie allerdings mannichfach als ein Gegenſatz des Volkes erſcheint, während ſie ſich bemüht, daſſelbe zu repräſentiren. Das Volk ſelber drängt und ſtrebt fortwährend der bureaukratiſchen Sphäre entgegen und ſucht in dieſelbe einzutreten und ſo kommt es denn, daß die preußiſche Bureaukratie die verſchiedenſten Grade von Talent, wiſſenſchaftlicher Bildung, Erfahrung und Intelligenz in ſich vereinigt. In Berlin, als der Reſidenz, als dem Centralpunkte des ganzen Staates, iſt dieſes natürlich, vor allen andern Orten, der Fall und in den bureaukratiſchen Kreiſen Berlin's findet die berliner Intelligenz nach allen Richtungen hin ihre bedeutſamſten Repräſentanten. Da die Bureaukratie aus dem Volke hervorgeht, ſo findet man ſie auch von all den verſchiedenen Wünſchen, Vorurtheilen, Leidenſchaften und Anſprüchen durchdrungen, welche ſich in den verſchiedenen Volksklaſſen geltend machen und welche eben die Bewegung des Volkes veranlaſſen, aber trotzdem ſchließt ſich das bureaukratiſche Element als etwas Beſonderes zuſammen und kann auf dieſe Weiſe den Kampf, der in ſeinem eigenen Innern vor-

geht, einer allzugroßen Oeffentlichkeit entziehen. Vergleicht man das Beamtenelement anderer Staaten mit dem preußiſchen, ſo wird man geſtehen müſſen, daß ſich in dem letztern jedenfalls die größte Thätigkeit zeigt und daß es der großen Verantwortlichkeit, welche es auf ſich genommen und welcher es, ohne Mitwirkung der Nation, in der beſondern Sphäre nachzukommen ſucht, eben in ſoweit zu erfüllen bemüht iſt, wie es dieſelbe erfüllen kann. Die Bureaukratie ſetzt es als ihr Recht voraus, das Volk zu vertreten und zu regieren, der Liberalismus greift dieſe Vorausſetzung der preußiſchen Bureaukratie mit mehr oder minder richtigen Grundſätzen an; läßt man aber einmal dieſe Vorausſetzung auf ſich beruhen und betrachtet alsdann die Thätigkeit der preußiſchen Bureaukratie, dann wird ſich in ihr noch manches Tüchtige entdecken laſſen. In den bureaukratiſchen Kreiſen an der Berechtigung der Bureaukratie zweifeln, ſich gegen ihre Autorität erklären, das Volk nicht als einen Stoff betrachten, der durch den Beamten geſtaltet werden muß, heißt dort ebenſo viel, als die Monarchie angreifen; denn in der Bureaukratie iſt es eine traditionelle Ueberlieferung, daß eben durch das Beamtenthum der Staat ſo groß und ſo mächtig geworden. Die höhern Kreiſen der Bureaukratie werden durch den Adel erfüllt. Allerdings hat er kein ausſchließliches Recht auf die hohen Staatschargen und es iſt auch den Beamten bürgerlichen Herkommens der Weg zu ihnen nicht verſperrt, ſie werden dann aber nur ſehr häufig geadelt oder auf andere Weiſe mit dem Intereſſe der Ariſtokratie verbunden. Wenn das Beamtenthum oben eine ariſtokratiſche Färbung nimmt, ſo iſt es nach unten durchaus bürgerlich, ohne ſich aber mit dem Volke als Eins und daſſelbe zu fühlen. In der Bourgeoiſie Berlins läßt ſich hier und da eine liberale Reaction gegen die Macht der Bureaukratie erkennen, die Maſſe verhält ſich zu derſelben ganz willenlos und gläubig, zuweilen brutal-widerſetzlich. Ein ſehr ſtrenges Urtheil über die Wirkſamkeit der Beamten wurde vor einigen Jahren in der „Leipz. Allg. Ztg.", in den „Ein- und Zwanzig Bogen", in der „Rhein. Ztg." gefällt. Es mag hier aber immer noch einen Platz verdienen: „Als das erſte Grundprincip ſeiner Amtsthätigkeit betrachtet der Beamte zunächſt ſein eigenes Wohl, d. h. ſeine Beförderung. Auf dieſes Ziel, das er unverrückt im Auge behält, iſt ſein ganzes Streben gerichtet. Er hält dieſe Tendenz ſogar für die erſte ſeiner Pflichten, wenn er ſie von oben herab ſanctionirt ſieht. Inſofern nun aber dieſe Beförderung, ſowie überhaupt das ganze zeitliche Wohl eines jeden Beamten nur allein in der Hand

Mark Twain's Letters. Arranged with Comment by his Friend. Edited by Albert Bigelow Paine. In 2 Volumes. Illustrated. Vol. I. 1853–1866. Vol. II. 1867–1868. Harper & Brothers, New York and London. 1917. Each Volume $2.50 net.

einem Werdungsproceſſe. Es ſtützt ſich nicht wie der Adel auf hiſtoriſche Rechte, ſondern auf die Dienſttreue, die Dienſtergebenheit, die Dienſtpflicht. So gerathen beide Elemente nicht allzuſelten in Streit und Widerſpruch mit einander. Wenn das Beamtenthum mit der Bevormundung des Volkes die Abſicht der Volkserziehung verbindet und das Volk als eine bewußtloſe Maſſe betrachtet, die es geſtalten und der es von Außen eine Form aufdrücken muß, ſo verhält ſich die Ariſtokratie dagegen durchaus gleichgiltig gegen das Volk und ſie betrachtet dieſes als eine todte Unterlage. Während das Beamtenthum nach der Einheit des Staates, nach der Centraliſation ſtrebt, muß die Ariſtokratie ſich, ihrer Natur gemäß, um die Auflöſung des Staates, um die Particulariſation bemühen. Man hört deshalb von ariſtokratiſcher Seite die Klage über den „gemeinen, revolutionären Sinn, der in Geſtalt der demolirenden Bureaukratie ſich mehr oder minder in allen Staaten einzuniſten trachtet, oder wirklich einniſtet.“ Für die Ariſtokratie wird die Bureaukratie revolutionär, denn ſie iſt der erſteren nicht hiſtoriſch genug. Trotz dieſer Gegenſätze geht weder die Ariſtokratie darauf aus, die Bureaukratie zu vernichten, noch umgekehrt. Das Beamtenthum ſucht die Adelsherrſchaft zu ſchwächen, aber es denkt keineswegs an eine Auflöſung des Adels ſelber und bleibt, dem Adelsprincipe gegenüber, bei einzelnen Reformen. Es hat das alte Adelsprincip ſehr beeinträchtigt, indem es dem Adel die Excluſivität des großen Bodenbeſitzes nahm, indem es die Befreiung des Bodens in die Agricultur einführte, indem es an die perſönliche Emancipation der Landbevölkerung ging und die bürgerliche und politiſche Erlöſung derſelben beabſichtigt, aber es wagt ſich mit ſeinen Angriffen keineswegs gegen das Weſen des Adels. Indem das Weſen des Adels durch das Beamtenthum unbeſchädigt bleibt, kann er ſich immer wieder erheben und gegen die Reformen der Bureaukratie eine ihm mehr oder minder günſtige Reaction geltend machen, um ſo leichter, wenn der Adel ſich ſelber in die Reihe des Beamtenthums ſtellt und er in der Armee, in der Verwaltung, in der Geſetzgebung hohe Poſitionen zu gewinnen weiß. Ueber die Stellung des Adels in Preußen zur Geſammtbevölkerung herrſchen die verſchiedenſten Anſichten. Die Einen behaupten, der Adel ſei in Preußen ganz und gar von ſeiner ſtolzen Höhe herabgeſunken und mit der Maſſe des Volks verſchmolzen, ſo ſagt namentlich Herr von Bülow-Cummerow in ſeiner Schrift „Preußen, ſeine Verfaſſung u. ſ. w.“ S. 93: „Die perſönlichen Vorrechte, die der Adel ehemals gehabt, ſind ſämmtlich und

Digitized by Google

ohne Ausnahme erloſchen; verfaſſungsmäßig ſind ihm keine verblieben, er beſitzt keine anderen, als die ihm noch die Erinnerung zollt und die er ſich durch ſeinen perſönlichen Werth erwirbt." Herr Bülow-Cummerow hat bekanntlich ſeine ariſtokratiſche Vorliebe immer ganz offen zur Schau getragen. Seiner Behauptung gegenüber verſucht Ludwig Buhl in ſeiner Schrift: „Die Herrſchaft des Geburts- und Bodenprivilegiums in Preußen" durch eine hiſtoriſche Betrachtung des Verlaufs der agrariſchen Geſetzgebung und der Entwicklung der preußiſchen Verfaſſung eine richtige Schätzung ſowohl der Vorrechte, die der Adel eingebüßt hat, als derjenigen, die ihm verblieben ſind, oder die er neu erworben hat, zu gewinnen. Er kommt dann (S. 69) zu dem ganz entgegengeſetzten Reſultate: „daß der Adel kein einziges ſeiner perſönlichen Vorrechte verloren hat, und daß, wenn er Verluſte erlitten, dieſe nur ſein Privilegium des großen Grundbeſitzes betroffen haben." Ferner: „daß dem Adel zwar die Excluſivität des großen Grundbeſitzes genommen worden, daß aber dem großen Grundbeſitze alle weſentlichen Privilegien verblieben ſind, und daß ſich auf der Grundlage des geöffneten, großen Grundbeſitzes eine neue Ariſtokratie gebildet hat, nämlich eine reine Bodenariſtokratie." Endlich: „daß der Geburtsadel durch die Klaſſe der Standesherren einen anſehnlichen, mit ſehr bedeutenden Privilegien bevorzugten Zuwachs erhalten hat."

Es iſt hier nicht unſere Sache, die politiſche Bedeutung des Adels in Preußen ſpeciell zu unterſuchen und zu verfolgen, gewiß iſt es, daß noch ausſchließliche Auszeichnungen und Begünſtigungen mit ihm verbunden ſind und daß dieſelben äußere Ehre und äußeres Anſehen zur Folge haben. So iſt denn auch das ariſtokratiſche Element eine beſondere und hervorragende Erſcheinung in der Welt Berlins; es läßt ſich eben ſowohl in ſeiner principiell-thätigen, als blos vegetativ-genießenden Abſicht erkennen? Trotz der Einbuße manchen Vorrechtes iſt ihm noch ein bedeutender Einfluß in der Staatsverwaltung geblieben und ſelbſt Herr v. Bülow-Cummerow muß geſtehen: „daß der zahlreiche Adel in Preußen immer noch einen indirecten Einfluß auf das Ganze habe." Dieſer Einfluß tritt in der berliner Welt deutlich genug hervor. Speciell macht ſich hier beſonders das märkiſche Adelsthum geltend, welches Heine ſehr richtig in den „ukermärkiſchen Granden" charakteriſirt und welches noch jüngſt in der augsburger Allgemeinen Zeitung ſo treffend dargeſtellt wurde. Die Bekleidung

Digitized by Google

der Hofämter hat der Adel ſich als ein ganz ausſchließliches Vorrecht bewahrt, und dies mag ihm am allerwenigſten mißgönnt werden. Wußte doch ſelbſt ein Napoleon, den man eben nicht als einen Freund des alten hiſtoriſchen Adelthums bezeichnen wird, in dieſer Beziehung die Anſtelligkeit und die Qualification des alten Adels zu ſchätzen und zu benutzen!

Digitized by Google

Zur schleswig-holsteinischen Frage.

Die deutschen Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg haben mit Dänemark den Herrscher gemeinsam, jedoch nach ihren staatsrechtlichen und verfassungsmäßigen Grundlagen in der Weise, daß der König von Dänemark hier nur als Herzog gilt und an die Verfassungen und die Rechtszustände der Länder gebunden ist, während er in Dänemark nach dortiger Grundverfassung ganz unbeschränkt regiert. Die Herzogthümer sollten verfassungsmäßig ihre Regierung für sich haben, wie alle ihre Angelegenheiten und zwar Lauenburg für sich allein, Schleswig und Holstein aber zusammen, weil sie in unauflöslicher Verbindung mit einander stehen und seit **1460** Alles mit einander gemeinschaftlich haben. Der Umstand aber, daß die Herzogthümer Schleswig und Holstein **1460** den König von Dänemark zu ihrem Landesherrn wählten und daß Lauenburg demselben im wiener Congreß gegeben ward, hat die Folge gehabt, daß man dänischer Seits nach einer völligen Einheit zwischen den Herzogthümern und dem Königreiche strebte, daß man nach und nach Einrichtungen traf, welche diese Einheit darstellen, wovon wir nur die Gemeinschaftlichkeit des Finanzwesens, des Landmilitairwesens und der Flotte hervorheben. Die Herzogthümer werden auch von Kopenhagen aus regiert und eigentlich von Dänen, denn die deutschen Collegien haben entweder eine untergeordnete Stellung oder sind zu schwach repräsentirt. Das hat immer weiter zu Uebergriffen von dänischer Seite geführt, zum Widerstande aber, zu Klagen und Beschwerden von Seiten der Herzogthümer. Der Kampf entbrannte besonders im Jahre **1844**, als in der Ständeversammlung für die dänischen Inseln zu Roeskilde der Abgeordnete und Bürgermeister von Kopenhagen, Al-

Digitized by Google

green-Uſſing, wie es erſichtlich war und ſich ſpäter klar herausgeſtellt hat, nach Verabredung mit der Regierung die Motion machte: die Regierung möge erklären, daß die Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg mit dem Königreiche Dänemark eine Staatseinheit bildeten und möge zugleich die weitere Discuſſion dieſer Angelegenheiten in den Herzogthümern verbieten. Da die däniſche Ständeverſammlung darauf einging, und der königliche Commiſſarius ſich beifällig äußerte, ſo entſtand eine ſtarke Bewegung in den Herzogthümern, die Bevölkerung Schleswig-Holſteins richtete Petitionen und Adreſſen an die noch in Itzehoe tagende holſteiniſche Ständeverſammlung, da die Diät der ſchleswigſchen ſchon zu Ende war, und die holſteiniſche Ständeverſammlung gab auch eine umſtändliche und ſehr energiſche Rechtsverwahrung ein, indem ſie auf das ſtaatsrechtliche Verhältniß aller drei Herzogthümer Rückſicht nahm und als Grundlage des hieſigen Staatsrechtes folgende drei Sätze aufſtellte und begründete: Die Herzogthümer ſind ſelbſtſtändige Staaten. Der Mannesſtamm herrſcht in den Herzogthümern. Die Herzogthümer Schleswig und Holſtein ſind feſt mit einander verbundene Staaten. Ritter- und Landſchaft des Herzogthums Lauenburg reichten gleichfalls eine Adreſſe ein, worin ſie die Selbſtſtändigkeit des Herzogthums zu bewahren ſuchten, aber eine viel ſchwächere. Von Seiten der Regierung, die man wohl ganz richtig eine däniſche nennt, ſowohl wegen der Perſonen, woraus ſie beſteht, als wegen der Tendenz, welche in ihr herrſcht, wie ſie ſich denn auch ſelbſt als ſolche bezeichnet, wurde ein Theil des uſſing'ſchen Antrages ſofort erfüllt. Sie verhinderte nämlich die Discuſſion dieſer nationalen und ſtaatsrechtlichen Fragen mittelſt der Preſſe der deutſchen Herzogthümer, indem ſie den Cenſoren dahin gerichtete Inſtructionen ertheilte. Während nun hier die Sprache ganz verſtummte, fuhr die däniſche Preſſe fort, Recht und Nationalität der Herzogthümer anzugreifen, und zugleich die Regierung zu Gewaltmaßregeln aufzufordern. Dieſe ſetzte eine Commiſſion nieder, um die Succeſſionsfrage zu unterſuchen und wirkte durch ordentliche und außerordentliche Geſandtſchaften bei auswärtigen Höfen dahin, daß dieſelben die Staatseinheit und die agnatiſch-cognatiſche Erbfolge des däniſchen Königsgeſetzes anerkennen möchten. Nachdem ſie auf dieſem Wege nun ſo viel erlangt hatte, das ihr für's Erſte erforderlich ſchien, edirte ſie folgenden offenen Brief:

Wir Chriſtian der Achte, von Gottes Gnaden König zu Däne-

Digitized by Google

mark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg ꝛc. thun kund hiermit: Durch viele Thatsachen ist es zu Unserer Kenntniß gelangt, daß bei Manchem unserer Unterthanen unklare und irrige Vorstellungen über die Successionsverhältnisse in der Monarchie herrschen, und daß diese Vorstellungen dazu benutzt werden, um Unruhe und Bekümmerniß über die Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes für den Fall hervorzurufen, daß einst nach dem Rathschluß der Vorsehung Unseres königlichen Hauses Mannesstamm erlöschen sollte, wodurch zugleich eine bittere Stimmung unter den Bewohnern in den verschiedenen Landestheilen erzeugt und genährt wird. Wir haben es daher für Unsre landesväterliche Pflicht erkannt, durch eine zu dem Ende von Uns allerhöchst ernannte Commission alle, die Erbverhältnisse betreffenden Acten und Documente, soweit dieselben haben zu Wege gebracht werden können, prüfen und zugleich eine genaue und gründliche Untersuchung aller darauf bezüglichen Verhältnisse vornehmen zu lassen.

Nachdem das Ergebniß dieser Untersuchung Uns in Unserm geheimen Staatsrath allerunterthänigst vorgetragen und von Uns erwogen worden ist, haben Wir darin die volle Bekräftigung gefunden, daß gleicherweise wie über die Erbfolge in Unserm der Krone Dänemark durch Verträge erworbenen Herzogthum Lauenburg kein Zweifel obwaltet, so auch die gleiche Erbfolge des Königs-Gesetzes im Herzogthum Schleswig in Gemäßheit des Patents vom 22. August 1721 und der darauf geleisteten Erbhuldigung, sowie endlich in Folge der von England und Frankreich ausgestellten Garantie-Acte vom 19. Junius und 23. Julius 1721 und der mit Rußland geschlossenen Verträge vom 22. April 1767 und vom 1. Junius 1773 in voller Kraft und Giltigkeit besteht.

In der festen Ueberzeugung, daß dies auf Recht und Wahrheit begründet ist, und in der Ueberzeugung ferner, daß Wir es nicht länger hinausetzen dürfen, den schädlichen Folgen entgegen zu wirken, welche die fortwährend selbst innerhalb der Grenzen der Monarchie verbreiteten irrigen und falschen Ansichten über diese Verhältnisse hervorbringen, haben Wir uns allerhöchst bewogen gefunden, durch diesen Unsern offnen Brief Unsern sämmtlichen getreuen Unterthanen gegenüber die Ueberzeugung von dem allen Unsern königl. Erbsuccessoren zuständigen Erbfolge-Recht in das Herzogthum aus-

zuſprechen, ein Recht, welches Wir und Unſre Nachfolger auf dem däniſchen Thron aufrecht zu erhalten für Unſre Pflicht und Unſern Beruf erachten werden.

Dagegen hat die angeſtellte Unterſuchung ergeben, daß mit Rückſicht auf einzelne Theile des Herzogthums Holſtein Verhältniſſe obwalten, welche Uns verhindern Uns mit gleicher Beſtimmtheit über das Erbrecht Unſerer ſämmtlichen Erbſucceſſoren an dieſem Herzogthum auszuſprechen. Während Wir indeſſen allen Unſern getreuen Unterthanen und namentlich denen im Herzogthum Holſtein die allergnädigſte Verſicherung ertheilen, daß Unſre unabläſſigen Beſtrebungen auch fernerhin darauf gerichtet ſein werden, die zur Zeit vorhandenen Hinderniſſe zu beſeitigen und die vollſtändige Anerkennung der Integrität des Däniſchen Geſammt-Staats zu Wege zu bringen, ſo daß die unter Unſerm Scepter vereinigten Landestheile niemals von einander getrennt werden, vielmehr für immer in ihren gegenwärtigen Verhältniſſen und mit den einem jeden von ihnen zuſtändigen Rechten zuſammen bleiben, ſo wollen Wir namentlich Unſern getreuen Unterthanen im Herzogthum Schleswig hierdurch eröffnet haben, daß es nicht von Uns beabſichtigt wird, durch dieſen Unſern offnen Brief der Selbſtſtändigkeit dieſes Herzogthums, wie dieſelbe bisher von Uns anerkannt worden iſt, in irgend einer Weiſe zu nahe zu treten, oder irgend eine Veränderung in den ſonſtigen Verhältniſſen vorzunehmen, welche gegenwärtig daſſelbe mit dem Herzogthum Holſtein verbinden; und wollen Wir vielmehr Unſre Zuſage hiermit ausdrücklich wiederholen, daß Wir Unſer Herzogthum Schleswig wie bisher, ſo auch ferner im Beſitz der ihm als einem zwar mit Unſrer Monarchie unzertrennlich verbundenen, aber zugleich ſelbſtſtändigen Landestheile zuſtändigen Rechte ſchützen werden. Urkundlich unter Unſerm Königlichen Handzeichen und vorgedruckten Inſiegel. Gegeben in Unſerm Geheimen-Staatsrathe auf Unſerm Schloſſe Sorgenfrei, den 8. Julius 1846. Chriſtian R. (L. S.) Frederik K. P. Frederik Ferdinand. Stemann. A. W. Moltke. Oerſted. Reventlow-Criminil.

Die Unterſchriften des Briefes ſind die des Königs-Herzogs und des Geh.-Staatsraths, der aus dem Kronprinzen Friedrich, dem Erbprinzen Friedrich Ferdinand (Bruder des Königs) und den vier Geh.-Staatsminiſtern, Stemann, Moltke, Oerſted und Reventlow-Criminil beſteht. Da der König bei ſeiner Thronbeſteigung offen erklärte, er ſei mit Leib und Seele Däne, da auch die beiden Prinzen und die

Digitized by Google

Mit der Ernennung des Herrn Dr. Hans Hermann Groppe zum Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte ist eine Persönlichkeit an die Spitze des Museums getreten, die sich durch ihre Arbeiten auf dem Gebiet der Hamburgischen Geschichte bereits einen Namen gemacht hat. Groppe ist 1890 in Hamburg geboren, hat hier Geschichte studiert und 1914 mit einer Arbeit über die Hamburgische Verfassungsgeschichte promoviert. Nach dem Kriege hat er sich dann vor allem mit der Geschichte der Hamburgischen Wirtschaft beschäftigt und ist durch seine Arbeiten über die Geschichte der Hamburgischen Kaufmannschaft, über die Geschichte der Hamburgischen Reederei und über die Geschichte der Hamburgischen Industrie bekannt geworden. Seine Arbeiten sind in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte und in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte und Altertumskunde erschienen. Groppe ist seit 1919 Mitglied des Vereins für Hamburgische Geschichte und seit 1920 Mitglied des Vereins für Hamburgische Geschichte und Altertumskunde. Er ist seit 1920 Mitglied des Vereins für Hamburgische Geschichte und Altertumskunde

ſein. Gewiß laſſen ſich noch andre Actenſtücke beibringen und haben ſelbſt die beigebrachten Actenſtücke, wie wir weiter unten ſehen werden, eine andere Bedeutung als ihnen hier beigelegt wird. Die Verträge vom 22. April 1767 und vom 7. Junius 1773, welche mit Rußland ſollen geſchloſſen ſein, ſind gar nicht mit Rußland geſchloſſen, ſondern mit dem Herzoge von Schleswig-Holſtein-Gottorf, welcher damals nicht in Rußland regierte, ſondern nur von ſeiner Tante, der Kaiſerin Eliſabeth, zum Großfürſtenthronfolger berufen war. Wenn nun der offne Brief gleich behauptet, über die Erbfolge im Herzogthum Lauenburg waltet kein Zweifel ob, ſo iſt das wieder ein großer Irrthum. Faſt alle deutſche Publiciſten haben im Gegenſatz zu den däniſchen behauptet, daß in Lauenburg rein agnatiſches Succeſſionsrecht und nicht, wie in Dänemark, agnatiſch-cognatiſches gelte. Urkundlich iſt auch dem Könige von Dänemark das Herzogthum übergeben, nicht dem Königreiche Dänemark. Demgemäß iſt das im Lande geltende agnatiſche Succeſſionsrecht geblieben, konnte gar nicht wohl geändert werden, und es exiſtirt in der That keine Acte, wonach es geändert wäre. Wenn vielmehr deutſche Staaten, wie Mecklenburg und Sachſen, ihre Anſprüche und Erbrechte bei der Uebertragung reſervirten, ſelbſt am Bundestage, ſo wollten ſie dieſe Reſervation gewiß nicht erſt nach Ausſterben aller männlichen und weiblichen Erblinien des Königs von Dänemark, ſondern nach Ausſterben der Manneslinie geltend gemacht wiſſen. Noch weniger Sicherheit liegt für die Erbfolge des Königsgeſetzes in dem Herzogthum Schleswig in dem angezogenen Patent vom 22. Auguſt 1721 und der darauf geleiſteten Erbhuldigung. Es wäre ſchon an und für ſich ſonderbar, wenn ein Theil des Königsgeſetzes in Schleswig gelten ſollte, da das Ganze nicht gilt und nie gegolten hat. Das Patent vom 22. Auguſt 1721 war einmal ganz einſeitig von der königl. herzogl. Regierung der einen Hälfte Schleswigs für die andere, die bis dahin Herzogl. Gottorfſche, erlaſſen, ohne alle Zuziehung der Stände. Das Patent ſagt aber, wenn man es genau anſieht und vergleicht, nichts Anderes als, daß der bis dahin herzogl. Gottorfſche Antheil an Schleswig mit dem ſchon früher königl. herzoglichen Antheil vereinigt werden ſolle: nicht aber mit dem Königreiche Dänemark. Demgemäß wurde auch, wie es hiſtoriſch ausgemacht iſt, der Huldigungseid nur von den Einwohnern des frühern herzogl. Gottorfſchen Antheiles gefordert und geleiſtet, nicht aber zugleich von den Einwohnern des andern Theils. Dies hätte doch nothwendig geſchehen müſſen, wenn

Digitized by Google

Kreisgrade und 10 Kreisminuten, welche Zahlen in Fig. 1 und 2 an den Kreisen angeschrieben sind. Die Kreise sind in Fig. 1 und 2 mit 1 bezeichnet

Dänemark vorſtellig gemacht habe, zumal man aus desfallſigen Unterhandlungen merkwürdige Dinge erzählt von der hiſtoriſchen und geographiſchen Unkunde mit dem Herzogthum Schleswig, beſonders Seitens des franzöſiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten des Herrn Guizot. Wenn nun auch England und Frankreich, wo es, wie hier, auf die Schwächung Deutſchlands ankommt, mit Rußland übereinſtimmen mögen, ſo darf Deutſchland, dürfen die deutſchen Mächte, doch nimmer ihr gutes Recht aufgeben, müſſen deutſche Fürſten und Volk um ſo wachſamer ſein, je größer die Gefahr iſt. Deutſchland aber hat ein Recht auf Schleswig, denn Schleswig gehörte ehemals zum deutſchen Reiche, Schleswig iſt unzertrennlich mit dem deutſchen Bundeslande Holſtein vereint, gehört dem jedesmaligen Herzog von Holſtein. Deutſchland würde es hoffentlich nicht dulden, wenn Rußland Oſtpreußen, das gleichfalls nicht Bundesland iſt, an ſich reißen wollte; ebenſo wenig aber darf Deutſchland es dulden, daß Dänemark Schleswig an ſich reißen will und Rußland, England und Frankreich es ihm ſchenken wollen.

In dem offnen Briefe iſt noch davon die Rede, daß mit Rückſicht auf einzelne Theile des Herzogthums Holſtein Verhältniſſe obwalten, welche annoch die Feſtſtellung des däniſchen Erbrechts auch in dieſen Theilen verhindern. Damit ſind keine andern Theile gemeint als diejenigen, welche früher Herzoglich-Gottorfiſch waren und ſpäter gegen Oldenburg ausgetauſcht worden ſind. Da verhält es ſich nun ungefähr ſo, wie mit der Verzichtleiſtung Rußlands auf Schleswig; aber hier möchte Rußland wohl nicht ſo bereitwillig Verzicht leiſten, denn es bietet ſich hier Gelegenheit für Rußland dar, Mitglied des deutſchen Bundes zu werden, alſo auf directe Weiſe Deutſchlands Geſchick mit zu beſtimmen, worauf es indirect leider ſchon zu viel Einfluß übt. Die Einwohner dieſer Theile Holſteins hätten alſo die Ausſicht ruſſiſch zu werden, und Deutſchland hätte die Ausſicht Rußland zum Bundesmitglied zu erhalten, wenn nicht die Bevölkerung Holſteins bei Zeiten ſich dagegen zu verwahren ſucht und Deutſchland ihr ernſtliche Hilfe leiſtet. Die Bevölkerung Holſteins nicht allein, ſondern ganz Schleswig-Holſteins iſt bereits wach, ſucht bereits alle Angriffe von Norden, Oſten und Weſten abzuwehren; möge ihr denn nur bald die mächtige Hilfe ſämmtlicher deutſcher Fürſten und Völker werden! Man ſieht aber aus dem Dargeſtellten, daß es in der That ein Kampf iſt der drei deutſchen Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg, nicht blos gegen Dänemark allein, ſondern, wie wir in der

Digitized by Google

Ueberſchrift geſagt haben, auch gegen andere nichtdeutſche Mächte, nämlich Rußland, England und Frankreich, und erſichtlich iſt es, daß ſie dieſen Kampf nicht werden beſtehen können, wenn ihnen die andern deutſchen Staaten nicht brüderlich zur Seite ſtehen.

Es iſt freilich wahr, daß der königl. offene Brief bis jetzt nur noch Ueberzeugungen ausſpricht, die, wie wir geſehen haben, etwas ſchlecht baſirt ſind. Dieſen Ueberzeugungen ſtehen mit gleichem Rechte und zugleich beſſer begründet die Ueberzeugungen der deutſchen Einwohner dieſer Lande gegenüber. Allein der König von Dänemark ſagt in dem offnen Briefe auch, daß er ſeinen Ueberzeugungen Geltung verſchaffen wolle, daß er ſich bemühe, „die zur Zeit vorhandenen Hinderniſſe zu beſeitigen und die vollſtändige Anerkennung der Integrität des däniſchen Geſammt-Staats zu Wege zu bringen.“ Hier iſt alſo ſchon von einem Handeln die Rede und hier wird alſo ein Handeln für die entgegengeſetzte Ueberzeugung ein Erforderniß. Der König von Dänemark hat freilich der Bevölkerung der Herzogthümer das Handeln für ihre Ueberzeugung ſchon dadurch zu verhindern und zu beſchränken geſucht, daß er gleichfalls der Aufforderung der däniſchen Stände gemäß, den Ständen Schleswig-Holſteins das Reden in dieſer Sache, die Eingaben und Rechtsverwahrungen gegen ſeine Ueberzeugungen und Handlungsweiſe verboten hat. In der „Eröffnung für die holſteiniſchen Provinzialſtände, betreffend die Reſultate der im Jahre 1844 von den Ständen erſtatteten Gutachten. Sorgenfrei, den 8. Juli 1846 heißt es in Antwort auf die Rechtsverwahrung der Ständeverſammlung vom Jahre 1844:

„Unſre getreuen Stände haben Uns in einer allerunterthänigſten Vorſtellung vom 21. December 1844, betreffend die Succeſſion in die Herzogthümer Schleswig und Holſtein im Fall der Erlöſchung des Mannesſtammes Unſers königl. Hauſes, aus Anlaß der Verhandlung in der Roeskilder Ständeverſammlung darüber, eine feierliche Verwahrung gegen jeden Eingriff in die ſtaatsrechtliche Stellung des Landes unter der Behauptung vorlegen laſſen, daß in den Herzogthümern allein der Mannesſtamm zur Erbfolge berufen ſei. — Beide, die Rechtsverwahrung und dieſe Behauptung, haben Unſer gerechtes Befremden erregt. — Wenn auch in Gemäßheit des allgemeinen Geſetzes vom 28. Mai 1831 durch die abgeſonderte Ständeverſammlung ſo wenig im Socialnexus der Schleswig-Holſteiniſchen Ritterſchaft, als in den ſonſtigen Verhältniſſen, welche die Herzogthümer Schleswig und Holſtein verbinden, etwas verändert wird, ſo bilden doch, nach

Ce n'est donc pas à la Commission qu'il appartient de se prononcer sur la question de savoir si la Société Nationale des Chemins de fer Vicinaux a ou non le droit de percevoir des taxes de stationnement sur les voitures publiques qui font le service entre les gares et les localités desservies par ses lignes.

Cette question est du ressort des tribunaux.

Il est à remarquer que la Société Nationale des Chemins de fer Vicinaux ne demande pas à percevoir des taxes de stationnement sur les voitures publiques qui font le service entre les gares et les localités desservies par ses lignes.

Elle demande seulement

Land ein Recht gehabt und ausgeübt, in zweifelhaften Fällen mitzusprechen, ja selbst die Thronfolge zu bestimmen, wie wir das besonders nachzuweisen gedenken. Nimmermehr aber wird die holsteinische Ständeversammlung so wenig als die Schleswigsche sich das Recht beschränken lassen, über alle Angelegenheiten des Landes, bei allen Interessen des Volkes mitzusprechen und ihre Stimme protestirend oder begehrend zu erheben. Davon werden wir in einem zweiten Artikel den Beweis liefern können, indem wir hier nur noch den Beweis beibringen, daß das Volk bereits handelt. In einer großen Landesversammlung, wozu Tausende ansässiger, mündiger Männer aus allen Gegenden Schleswig-Holsteins erschienen waren, und welche am 20. Juli zu Neumünster auf offnem Markt gehalten wurde, beschloß und unterschrieb man nachstehende Adresse, die sofort eine Deputation, bestehend aus 12 Männern, den verschiedenen Gegenden des Landes angehörend, nach Itzehoe brachte und die nachgehends noch in Abschriften in den verschiedenen Städten und Districten circulirt und unterzeichnet wird:

„An die hohe Ständeversammlung des Herzogthums Holstein. Der königl. offene Brief über die Erbfolge in den Herzogthümern vom 8. Juli d. J. sowie die allerhöchste Eröffnung an die gegenwärtig versammelte holsteinische Ständeversammlung haben den gesammten Rechtszustand des Landes in Frage gestellt und bei allen redlich gesinnten Einwohnern des Herzogthums die lebhafteste Besorgniß für die Zukunft des Landes, die tiefste Aufregung hervorgerufen.

Die staatsrechtliche Selbstständigkeit der Herzogthümer ist soweit erhaben über den Willen des Landesherrn, daß die Anerkennung derselben eine Grundbedingung der landesherrlichen Gewalt ist. Die Erbfolge in den Herzogthümern kann nicht einseitig von dem Landesherrn geändert werden, und die Unterthanen sind, wenn der Erbfall eintritt, verpflichtet, dem rechtmäßigen Regierungsnachfolger zu huldigen, und nicht einem auf die Erbfolgeordnung des dänischen Königsgesetzes seine Ansprüche gründenden Fürsten. Wenn der königl. offene Brief die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes in das Herzogthum Schleswig einführen will, wenn er dasselbe Schicksal für das Herzogthum Holstein in Aussicht stellt, wenn die allerhöchste Eröffnung an die holsteinische Ständeversammlung, die von dieser behauptete Verbindung der Herzogthümer nicht anerkennt, so kann diesen einseitigen Meinungsäußerungen der fürstlichen Gewalt im Staate keine rechtliche Wirkung beigelegt werden. Ebenso wenig kann durch einen

Ausſpruch des Königs ein däniſcher Geſammt-Staat geſchaffen werden, ein Verhältniß, zu welchem die Herzogthümer als Landestheile zu betrachten wären. Wir erkennen in den von der holſteinſchen Ständeverſammlung in ihrer Rechtsverwahrung vom 21. December 1844 ausgeſprochenen Behauptungen die Fundamentalſätze des Schleswig-Holſteinſchen Staatsrechts an. Die Herzogthümer ſind ſelbſtſtändige Staaten. Der Mannesſtamm herrſcht in den Herzogthümern. Die Herzogthümer Schleswig und Holſtein ſind feſt mit einander verbundene Staaten. Dieſe drei Sätze durch Jahrhunderte lange Kämpfe unſerer Vorfahren zur Geltung gelangt, ſind die Grundlagen unſers geſammten ſtaatlichen Daſeins. Durch die von dem Könige ausgeſprochenen Ueberzeugungen wird der Verſuch gemacht, den ganzen Inhalt derſelben zu erſchüttern.

Wie den Rechten der Herzogthümer, ſo widerſpricht der königliche offene Brief auch unſerm nationalen Gefühl und unſerer Geſinnung. Wir wünſchen die Verbindung, welche zwiſchen den Herzogthümern und dem Königreiche beſteht, nicht länger aufrecht erhalten, als der natürliche Lauf der Ereigniſſe und die rechtmäßig beſtehende Erbfolgeordnung es erfordert. Wenn aber nach dem Willen der Vorſehung der Mannesſtamm der ältern königlichen Linie ausſterben ſollte, ſo wünſchen wir unter unſern eigenen Herzögen, gelöſ't aus jeder Verbindung mit einem auswärtigen Staat, uns ungehindert der nach Einheit ſtrebenden Entwickelung unſers großen deutſchen Vaterlandes anzuſchließen.

Wir wenden uns vertrauensvoll an Sie, hohe Stände. Ihre Einſicht und Thatkraft läßt uns hoffen, daß Sie in dieſem verhängnißvollen Augenblick die große Bedeutung der Verpflichtung nicht verkennen werden, die Sie dem bedrohten Lande gegenüber zu erfüllen haben. Sie werden ſich durch die ungerechte Beſchränkung des freien Petitionsrechts, durch welche die königliche Eröffnung Sie verhindern will, die wichtigſten Angelegenheiten des Landes an den Thron zu bringen, nicht von einer freimüthigen Vertheidigung des Rechts und der Wahrheit abhalten laſſen. Sie werden es nicht ruhig geſchehen laſſen, daß Schimpf und Schande auf den deutſchen Namen gehäuft wird. Sie werden ausharren im Kampfe für das Vaterland, bis Sie einer zwingenden äußern Gewalt weichen müſſen; aber Sie werden auch durch Schweigen und ſchwächliches Vermitteln unſerer ſtändiſchen Inſtitution nicht ein der Ehre beraubtes Daſein friſten wollen. Nicht,

als ob wir nicht unbedingtes Vertrauen in die Kraft Ihres Willens, in die Sicherheit Ihrer Einsicht setzten. Aber wir wollen es Ihnen aussprechen, was auch immer Entschiedenes Sie thun werden in der von Ihnen 1844 eingeschlagenen Richtung, von dem Volke mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft wird sie aufrecht erhalten werden. Ihre Weisheit wird die rechten Mittel zu wählen wissen. Sagen Sie es dem Könige, daß seine Rathgeber die zu diesen unheilschlagenden Maßregeln ihre Zustimmung ertheilt, das Vertrauen des Landes weder verdienen noch genießen; stellen Sie ihm die Unklarheit und Unrichtigkeit der von ihm ausgesprochenen Ueberzeugungen vor; zeigen Sie ihm die Gefahren, die für beide unter seinem Scepter verbundenen Völkerstämme daraus hervorgehen, wenn der Weg des Rechts verlassen wird. Will man Sie am Thron nicht hören, so mahnen Sie den hohen deutschen Bund, daß unsere Sache die seinige sei; rufen Sie es dem gesammten deutschen Volke zu, es solle nicht ruhig zusehen, wenn sich hier das traurige Schicksal von Elsaß und Luxemburg wiederholt." (Folgen die Unterschriften.)

Digitized by Google

Erlebtes in Karlsbad.

Schlagbäume und Gesichtsfarbe. — Angeschmuggeltes Dissidententhum. — Polizei und nicht Polizei. — Heinrich Laube. — Curtaxe. — Elephant und Melone. — Charakteristik der Gesellschaft. — Musikanten. — Die Badeärzte und die Hausfrauen. — Dr. Hochberger. — Rückblicke. —

— Juli 1846. —

Aparte Malice des Schicksals ist es, daß wir Alle, denen deutsche Zustände Leber und Galle krank gemacht und aufgeregt haben, des gefürchteten Oesterreichs Grenzschranken passiren müssen, um an den Quellen Karlsbads Heilung für den, in Gallenstein und Lebergeschwulst verkörperten Weltschmerz zu suchen — auch mir ward dies Schicksal.

Bänglich und beklommen war mein Gemüth, als ich anlangte an dem schwarzgelben Schlagbaume an Oesterreichs Grenze, ist doch schwarzgelb die Farbe des Leberkranken, daher wenig erheiternd. Während die weißgrünen Grenzfarben meines gemüthlichen Sachsens mir den Abschiedsgruß zuwinkten, fuhr ich mit Resignation in's Oesterreichische hinein, das ich noch nie betreten, von welchem die böse Mähr mir Manches berichtet, das meine kranke, für alles Trübe empfängliche Leber, gläubig aufgenommen.

Nach Tabak und Zollbarem, auch nach dem paßlichen Sittenzeugnisse fragte man mich an der Grenze, doch war noch kein Grenzpriester da, um mein Glaubensbekenntniß etwa zu Protokoll zu nehmen, und Dissidententhum hätte ich ungehindert einschmuggeln können in Menge. Der freundliche, flinke Postconducteur des österreichischen Wagens machte wohlthätigen Eindruck, ich hatte ihn mir grob und unbeholfener gedacht, gröber und plumper noch als den sächsischen Gelbrock, wie Unrecht that ich dem Manne.

Digitized by Google

Rasch jagten die Postillone dahin; ginge Alles in Oesterreich so rasch vorwärts wie seine Postillone, bald wäre das übrige Deutschland weit dahinten — der Sonnenwirbel war im Rücken, wir durcheilten schöne fruchtbare Gefilde und fuhren in dem freundlich netten Karlsbad ein, das mir Heilung bringen sollte.

Das tiefversteckte nette Städtchen, das sich beinahe wie ein bescheidenes Veilchen in tiefem Thale verbirgt, und glücklicher als mancher Bescheidene, so viel, so emsig gesucht wird, macht unbeschreiblich wöstlichen, lieblichen Eindruck. — Vom Stadtthurme trompetlich bewillkommt, von freundlichen netten Mädchen empfangen, die uns am Wagenschlage Wohnung anboten, gings über den Markt der Wiese zu, wo ich mich in dem niedlichen, holländisch blanken Hause in meiner kleinen, doch ganz comfortablen Wohnung so ganz behaglich, beinahe heimisch angewehet zu fühlen begann, und beinahe vergaß, ich sei in dem gefürchteten katholisch düstern Oesterreich.

Auch ist Karlsbad gewissermaßen outraterritorial, ein Freihafen des Gedankens, des Ideentausches, man fühlt sich gar nicht österreichisch angewehet, findet man doch so buntes Gemisch aller Heimathlichkeiten in kleinen Gruppen gesellig vereint, so daß das eigentliche Banal-Heimathliche, sogar die österreichische Polizei sich bescheiden im Hintergrunde hält, und das will viel sagen, kann auch nur durch curpolizeiliche Rücksichten geboten und erklärlich sein, welche hier als oberstes Gesetz über Allem walten; was konnte auch der Leber und Galle hemmender sein im Genesungsprocesse, als polizeiliches Vorlautsein; darum ist es Sanitätsgrundsatz zu Karlsbad, so wenig Polizei merken zu lassen als möglich. Allerdings gibt auch die Gesellschaft gar wenig Veranlassung zu polizeilicher Thätigkeit; österreichische Badegäste sind an sich wohlgeschulte Polizeikinder, die man wohl auf einige Wochen vom Laufbande losbinden kann, sie laufen doch nicht weiter, als die Länge des gewohnten Laufbandes reicht, und fremde Besucher — die Russen ausgenommen, die tragen das Polizeischloß festgenagelt am Munde — schienen alle den Ort mit derselben Bänglichkeit betreten zu haben, die mich beim Eintritte beseelte, darum gehet es so stille und geräuschlos, so gemüthlich manierlich zu, darum bilden sich nur kleine Geselligkeitskreise, die von einander wenig Notiz nehmen, darum fehlt es an einem Vereinigungspunkte gemeinsamer Geselligkeit, dessen Abgang Herr Laube in seinem Badeberichte in der Allgemeinen der Commune Karlsbad mit Unrecht zum Vorwurfe macht. —

Wären die Verhältniſſe anders, wäre ein Curſaal wirkliches Bedürfniß, längſt ſchon hätte gewinnliebende Speculation einen geſchaffen. Ueberhaupt war Laube diesmal unzufrieden mit Karlsbad, vielleicht mit Oeſterreich, da die Wiener Cenſur ſeinem Struenſee die öſterreichiſchen Theater nicht zu öffnen geruht hat. Soll nun aber das ſtillfreundliche Karlsbad dies entgelten? indeß der kleine Ort wirklich Alles thut und kein Opfer ſcheut, um den Badefremden Behaglichkeit zu gewähren.

Man vergeſſe ja nicht, daß aller Comfort, den uns Karlsbad bietet, ausſchließend aus den Mitteln der kleinen, nicht reichen Gemeinde, aus dem Ertrage der mäßigen Curtare beſtritten wird, — daß die Regierung dieſer Commune gar nicht, ſelbſt nicht mit Vorſchüſſen unter die Arme greift, was ſie vielleicht ſollte in Rückſicht der, durch Karlsbad geſteigerten Frequenz, des unglaublich erhöhten Poſtertrags — und dennoch hörte ich ſo häufig über das Drückende, das Unbillige der Curtare klagen — vier Gulden für den Curgaſt höhern Standes, zwei für den Gaſt minderer Kategorie, neben gänzlicher Tarfreiheit des Unbemittelten, ſcheint doch wahrhaftig ein mäßiger Preis, für die Heilung an Karlsbad's Quellen, für den würzigen Waldgeruch ſeiner wohlgepflegten Promenaden, erwägt man den Aufwand zur Erhaltung alles Vorhandenen; doch Leberkranken kann man ein unbilliges Urtheil immerhin zu Gute halten.

Intereſſant für den ſtillen Beobachter iſt die ausgeprägte Verſchiedenheit des geſellſchaftlichen Tones, der ſich in den beiden Kaffeehäuſern der Wieſe, den Brennpunkten der Geſellſchaft kund gibt, man denke ſich unter dieſen Kaffeehäuſern ja nicht elegante comfortable Gemächer, eigentlich verſammelt ſich die Geſellſchaft unter dem Himmelszelt, unter dem Laubdach des Kaſtanienbaums und geſpannter Marquiſe. Das eigentlich wirkliche Kaffeehaus iſt eine finſtere Spelunke, die man überall abſcheulich fände, und doch in Karlsbad, in Rückſicht der beſchränkten Oertlichkeiten, der freundlichen Wirthinnen, der prompten Bedienung, entſchuldigt.

Während ſich unter der Aegide des kriegeriſchen Elephanten das Junkerthum aller Zonen verſammelt, ſucht der commerzielle ſchlichtbürgerliche Badefremde ſeines Gleichen bei der ſüdlichen Melone auf. — Während hippiſche und Waidmannsgeſpräche, mit bedeutend erotiſcher Verſetzung, die Elephantenzelter amüſirten, und dem lobenswerthen Eifer der Polizei, gegen praktiſche Liebescolporteure, manch Pereat gebracht ward, wurde von den Cultivateurs der Melone neben commer-

Digitized by Google

ziellen Procentengesprächen, oft gar Gewichtiges bedeutungsvoll besprochen, der politische Arzt konnte den heutigen Herzschlag der anstrebenden Mittelklasse aller Länder beobachten — konnte zu der Ueberzeugung gelangen, wie schwer es allmälig werden wird diesem Herzensdrange zu widerstehen, er konnte dagegen bei der Elephantengesellschaft die Ueberzeugung gewinnen, daß diese stationair geblieben, in Junkeransicht, in Junkerbildung.

Vor dreißig Jahren, ich wette, sind unter dem Elephantenrüssel genau dieselben Dinge besprochen, dieselben Zötchen gerissen worden, wie heute, der alte Kastanienbaum, der wohlvergoldete Elephant am Hause, könnten wohl Zeugniß davon geben, wären sie nicht so stoisch schweigsam, so stumm. Welchen Fortschritt dagegen hat die bürgerlich gewerbliche Melonenwelt indessen gemacht, in Ansicht und Ueberzeugung von ihren Ansprüchen, ihrer Geltung, ihrer Macht, wie hat sie an umfassender Weltansicht gewonnen, und doch hat es Karlsbad im Jahre 1818 gerade auf diese Melonenwelt ganz besonders gemünzt, sie mag nun einmal nicht verdummen.

Man könnte jene Melonengesellschaft als ein improvisirtes deutsches Haus der Gemeinen betrachten, während der Elephant das reform-House of Lords repraesentat, wenn auch die minorum gentium; kleine Krautritter und Portépé-Junker dort das Stimmrecht üben, ist doch in diesen das Kastenthum am schärfsten ausgeprägt. —

Die große preußische Verfassungsente schwamm fleißig von einem Hause zum andern, wenn die Elephantengesellschaft ihr die schönsten Schwungfedern ausgerissen hatte, setzte ihr die Melonengesellschaft stets neue wieder ein, und so blieb und bleibt das arme Fabelthier stets in stata quo. Daß diese Ente einem unbefruchteten Ei des pariser National entsprossen, durchaus nicht deutschen Ursprungs sei, wer zweifelt daran, eine Masse bunter Küchlein schwimmt seither durch deutsche Blätter, doch ein goldnes Ei legte die französische Ente in deutschen Boden, einmal wird's doch zum Durchbruche kommen, und die Geburtswehen sind durch jene Fabel jedenfalls um ein Halbjahrhundert gekürzt.

Oesterreichische Badegäste minder bemerkbar, weil scheu und schweigsam, nahmen wenig Theil an den Debatten beider Häuser, doch that mir's wohl, auch einigen Oesterreichern zu begegnen, welche die Zeit gereift hat, und unverhohlen bekenn' ich's, der wirklich gebildete Wiener, hat er den banalen Ideenkreis durchbrochen, welcher

Digitized by Google

den Wiener meist umnebelt, ist die liebenswürdigste Individualität, der man im Bade begegnen kann, er ist mittheilsam, gemüthlich-scharf verständig, und doch ohne Anmaßung, doch leider gar selten — rari sunt nantes in orbe — unangenehm häufig dagegen der österreichische Mandarin, nach der Badeliste meistens im Kaffeebaume wohnhaft, der seine Schreibtischleiden am Quell vertrinken möchte, doch selten reussirt, da er selber zum hölzernen Regierungsutensil geworden oder doch mit diesem verwachsen ist, daher ihn der Sprudel vollständig zum Petrefact machte. Er vermag den Partialregenten auch im Bade nicht abzustreifen, sein verknöcherter Ideengang ist keiner Verjüngung fähig, er bewegt sich wie ein Mühlrad still nach derselben Seite hin, auch im Bade besteht seine Zerstreuung, sein Amüsement nur darin, das Regierungshandwerk im Kleinen fortzusetzen, sich den Hof machen zu lassen von den kleinen Mandarin's loci — vom finstern Knopfe — und in die Localregierung mitunter täppisch einzugreifen; so kam es diesmal zu großem Mißbehagen der Gesellschaft vor, daß zwei musikalische Bettler, die ihren Obolus seit Jahren an derselben Stelle der Promenade ermunterten, und den habitués von Karlsbad, wie diese mich versicherten, beinahe zur angenehm gewohnten Erscheinung geworden waren, blos deshalb vertrieben werden mußten, weil ein Großmandarine Wiens sich darüber mißliebig ausgesprochen hatte, und des Ungemachs enthoben sein wollte, den armen Musikern den Pfennig geben, oder vor Zeugen verweigern zu müssen, ach könnte man den Mann doch auf drei Monate zum Violon verurtheilen!

Diese mit der Scenerie der Promenade, als obligate Staffage verwachsenen Armen, die still und anspruchslos, blos in Saitentönen ihre Wünsche nach Mildthätigkeit kund gaben, hätten immerhin von rauher Mandarinenhand verschont bleiben können, wird man doch auf einsamen Promenaden von Bettlern aller Sorten zudringlich und direct belästigt, und immerhin hätte die Bettelpolizei ihre Wirksamkeit gegen diese zunächst bethätigen sollen, auch wäre dieser vorbeugenden Regierungsbranche die Sorgfalt für möglichste Minderung des ängstlichen Personals zu Karlsbad dringend zu empfehlen, denn ereignen könnte sich's außerdem vielleicht in Kurzem, daß ein Aesculapjünger zur Geige oder Harfe griffe, und den Standort der vertriebenen Musikanten in Anspruch nähme. Achtzehn Aerzte und sieben Wundärzte übten diesmal, wie die Badeliste nachwies, das äsculapische Handwerk, mit mehr oder weniger Glück, mit mehr oder weniger In-

Digitized by Google

duſtrie und Zudringlichkeit, und doch vermag ſo ziemlich jede alte Hausfrau Karlsbads, nach ihren Erfahrungen und ererbten Traditionen, ärztlichen Rath, ebenſo gut, wenn auch nicht mit gleicher Salbung und Beichtvaterwürde zu ertheilen; und ihrem Gaſte zu rathen, er habe bei den kühleren Quellen zu beginnen, bei mäßiger Steigerung der Becherzahl, zu heißeren überzugehen, fette und ſaure Nahrung, wie Spirituoſa zu meiden; damit beſchränkt ſich ſo ziemlich Karlsbads materia medica, Mutter Natur iſt hier der unübertroffene Apotheker, der keines Receptes bedurfte, um das noch unergründete Arcanum zu brauen, das Chemiker vergebens analyſirten, wie Anatomen die Seele im Körper nicht finden.

Meine Geneſung danke ich nächſt den Quellen, auch dem Rathe meiner alten dicken ſorglichen Hausfrau, — dick ſind ſie beinahe alle — die mir ordinirte ohne Amtsmiene, ohne großbeknopftem Rohre an der Lippe, ohne Glacéhandſchuhe, ohne mit Miethgäulen bei mir anzufahren, ja ſogar ohne Honorar, doch muß ich es meiner Frau Doctorin nachrühmen, ſie machte mir es zur Pflicht, falls ich mich leidender fühlte, ja ſogleich Herrn Doctor Hochberger zu conſultiren — Karlsbads erſten wahrhaften Arzt, wie ihn die guten Bürgersfrauen, nicht mit Unrecht, nennen.

Ich ſuchte die Bekanntſchaft dieſes Mannes, den ſich meine dicke Hausfrau zum Conſiliarius gewählt, und wahrlich, vollkommen Recht hatte die Frau. —

Liebenswürdige Genialität, neben beſonnenem Scharfblick und tiefem Wiſſen, Abſein alles Badearztcharlatanismus, zeichnen dieſen Mann vor allen übrigen aus, die ohnehin nur von dem Abhube ſeiner Tafel leben, ihn anfeinden, ihn collegialiſch vergiften möchten, ginge das an, während Hochberger das Handwerkswesen verabſcheuend, als genialer Künſtler wirkt und mit Verachtung niederſehen kann, auf kleinliche Umtriebe des Gewerbsneides, auf Tantiémeverträge, welche ſeine Collegen mit fremden Aerzten, mit Wirthen und Hausbeſitzern Karlsbads ſchließen, um ſich Badekranke in's Garn treiben zu laſſen.

Laſſe ich jetzt in meiner ſtillen ländlichen Heimath die Bilder und Eindrücke Karlsbads an der Laterna magica der Erinnerung vorübergleiten, ſo weilt mein Blick freundlich bei dem Bilde des lieben Arztes, während die näſelnd ſchnatternde Gruppe öſterreichiſcher Adelsdamen, der dicke Gutsherr aus Kottbus mit dem kleinen Kuhjungen, der in des Kutſchers Stiefeln verſunken als Jokei hinter ſeinem Herrn raſtlos einherſchlürft — der komiſche Schwede, der ſtatt Promenirens,

Digitized by Google

ſich auf ſeinem Schaukelbrete auf und nieder ſchnellt, der derbwitzige Chatoullenverkäufer auf der Wieſe theils komiſche, theils widrige Empfindung und Erinnerung in mir auffriſcht.

Mit wahrem Vergnügen zahlte ich die Hausmiethe, das discretionaire Geſchenk an die Nymphchen, die mir den Sprudel credenzt, und verließ, vom Herrn Poſtinſpector becomplimentirt, in ſtattlicher Eilkutſche den lieblichen Ort, um in wenigen Stunden die ſächſiſche Heimath wieder zu ſehen, ein anderer, ein geſünderer Menſch. Bleibe immerhin ſchwarzgelb Oeſterreich, wenn du magſt, nahm doch deine gaſtliche Quelle von mir hinweg dieſe trübſelige Färbung — wie leicht wäre es dir, roſenroth zu werden wie Morgenröthe, wollteſt du nur, und wär' es dir Ernſt.

Heil dir freundliches Karlsbad.

— m —

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Der Papſt. — Aufhebung der Judenſteuer in Ungarn und Böhmen. — Creditanſtalt für den Gewerbsmann. — Das „Bürgerblatt". — Cenſur. — Amerling. — Marſchner.

Die Trauerzeit unſeres geſellſchaftlichen und theilweiſe öffentlichen Lebens, die Hochſommerſaiſon, iſt nun mit ihrer ganzen Leerheit und Langweiligkeit über uns eingebrochen, und die afrikaniſche Hitze wirkt noch erſchlaffender auf den ohnehin etwas trägeren Geſchäftsgang in dieſer Zeit. Alles iſt auf's Land oder in die Bäder geflüchtet, vor einigen Tagen hat auch Fürſt Metternich Wien verlaſſen, um ſein ſchönes Königswart in Böhmen zu beziehen, wohin ihm, wie gewöhnlich, mehrere der ausgezeichnetſten Perſonen der fremden Geſandtſchaften folgen. Noch vor ſeiner Abreiſe trafen aus Italien die Depeſchen über das kluge, man könnte ſagen, liberale Auftreten des neuen Papſtes ein. Wenn auch der Kriegsfuß unſerer Truppen im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche wohl ſobald noch nicht reducirt wird, wie man es, ſchon der Erſparniß wegen, wünſchen möchte, ſo kann doch das Zurückziehen der öſterreichiſchen Escadres vor Ancona als Zeichen eines geſicherteren Ruheſtandes in Italien betrachtet werden. Man betrachtet die Reformen des Papſtes hier mit um ſo größerer Theilnahme, als ſie zum großen Theil unerwartet gekommen ſind. Man iſt allgemein auf die erſte Allocution geſpannt, weil alle bisherigen Maßnahmen ſeiner Seite nur mehr politiſchen als religiöſen Gepräges ſind, und man noch nicht weiß, ob ein Hildebrand, ob ein Ganganelli ſich unter dieſen birgt. Hier iſt indeß bei uns ebenfalls ein ziemlich unerwarteter Schritt geſchehen; er betrifft die Juden in Ungarn und Böhmen. Man weiß es, in wie gedrückten Verhältniſſen die Juden in Oeſterreich leben, wie ſo mancher Paragraph der beſtehenden Juden-Patente durch die Intoleranz und das Erpreſſungs-Syſtem der niederen Beamten ausgelegt wird, man weiß es in Oeſterreich, daß jene Beamten die beſten Nebeneinkünfte haben, die am meiſten mit Juden zu thun haben; denn natürlich, ſobald der Jude

ſchon im Vorhinein in einer ſchiefen, doppelt untergeordneten Stellung der Regierung ſteht, fehlt ihm einerſeits der Muth in vielen Fällen ſein gutes Recht energiſch durchzuführen, andrerſeits weiß er auch, daß in ſo vielen Fällen der Beamte von dem Grundſatze ausgeht: „der Jude kann zahlen, warum ſoll er nicht zahlen.“ Dadurch hat ſich nun einerſeits der Jude gewöhnt, jedes Recht durch Geld zu erkaufen, anderſeits der Beamte den Juden als guten Kunden anzuſehen, und ſo lag es nun im Intereſſe des Beamten ſelbſt, den Juden nicht aus ſeiner abgeſonderten, ſchmachvollen Stellung heraustreten zu laſſen, er hätte dadurch nicht allein eine Revenue, ſondern in vielen Fällen auch einen — Sündenbeck verloren. Eins der feſteſten Bande, welches den Juden in ſolcher Stellung hielt, war die unter verſchiedenen Namen in den Provinzen erhobene Judenſteuer, Summen, welche der Jude für die Erlaubniß zahlte, in Oeſterreich, Ungarn, Böhmen u. ſ. w. wohnen zu dürfen. Die ungariſchen Juden waren die erſten, welche ſich von dieſer Steuer los zu machen ſuchten, indem die Toleranzſteuer, die erſt jedes Jahr eingezahlt werden konnte, bis auf eine enorme Schuldſumme anwuchs, und als endlich die Regierung auf eine Eintreibung derſelben drang, ſie theilweiſe für eine nicht in der Conſtitution begründete und dem Zeitgeiſte widerſtrebende Maßregel erklärten. Dazu kam auch, daß auf dem Landtage bei Verhandlung der Judenfrage, dieſer Steuer ebenfalls als einer nicht mehr zu erhebenden gedacht wurde, und ſo wuchs die Schuld immer größer und größer an, der Art, daß ſie jetzt ſchon über drei Millionen Gulden beträgt, eine Summe, welche, wenn ſie dem ohnehin geringen Baarvermögen Ungarns entnommen werden ſollte, von ſehr verderblichen Wirkungen für ſeinen aufblühenden Handel werden müßte. Und ſo geſchah es, daß jetzt, nach langem Unterhandeln, das Patent ausgefertigt wurde, die „Toleranzſteuer“ habe in Ungarn aufzuhören, und die Summe von mehr als über drei Millionen, welche die Schuldreſte betragen, ſind auf ſehr wenig herabgeſetzt, nach deſſen Abzahlung die Steuer für immer aufzuhören hat. Die ungariſche Oppoſition wird dieſes Patent natürlich wieder für ſich ausbeuten, und es eine der Regierung abgezwungene Conceſſion nennen.

Wichtiger und als einen freien Schritt der Regierung muß man die Aufhebung der Judenſteuer in Böhmen anſehen, eine der drückendſten Steuern, welche je von der Armuth bezahlt wurde, indem die Erhebung der Steuer nicht von der Regierung ſelbſt ausging, ſondern in Bauſch und Bogen an eine Geſellſchaft Juden verpachtet war, welche nun die Steuern ſelbſt erhoben. Nun beſtanden die Pächter oder Mitglieder dieſer Geſellſchaft ſelbſt aus den reichſten Juden und wenn auch wackere Männer ſich darunter befanden, ſo war es doch keineswegs der Fall, daß ſie ſich ſelbſt und ihr Vermögen in demſelben Verhältniſſe beſteuerten, wie es mit dem Armen geſchah. Zudem war dieſe Steuer nicht allein eine der drückendſten, indem ſie doppelt erhoben wurde, als directe Steuer von faſt 25% des Vermögens, wo man zum Vermögen nicht allein das im Handel und Wandel ſteckende Capital, ſondern auch die unbeweglichen Güter, als

Grundstücke, ausstehende Forderungen, sogar Pretiosen rechnet, freilich nach Abschlag der Passiven — und als indirecte Steuer, indem der Jude von allen Fleischarten, die er genießt, noch vor Abschlachten des Thieres eine gewisse Summe entrichten muß; — — sondern sie war auch eine der moralisch verderblichsten, indem jeder Jude verpflichtet war bei Eid und Gewissen sein Vermögen genau anzugeben, und man doch mit Sicherheit rechnen kann, daß dieses in keinem einzigen Falle geschah. Die Regierung sowohl als die Steuerdirection mußten überzeugt sein, jede Vermögenseingabe enthalte Unwahrheit und falschen Schwur und wenn man auch in der That auf das Unmoralische und Entwürdigende dieser Eingabsformeln aufmerksam gemacht hat, sie wurde doch nicht geändert, weil man in ihrer Schlußformel „bei Strafe der Confiscirung des verheimlichten Vermögens" eine zu starke Waffe in der Hand zu haben glaubte. Es würde weit den Umfang dieses Briefes übersteigen, wollte ich auch nur annäherungsweise all die schädlichen und schändlichen Folgen des bisher in Böhmen bestandenen Judensteuer-Systemes enthüllen, und es ist unbegreiflich, wie die Regierung, zu welcher immerfort die flehenden, jammernden Klagen emporbrangen, so lange taub sein konnte. Und doch war es nicht der bedeutende, finanzielle Ausfall, der sie von einer frühern Reform abhalten konnte, denn der ganze jährliche Betrag waren 220,000 Rthlr., ja sie verschmähte es sogar, als die böhmische Judenschaft ihr den Antrag machte, sich mit einem Capital von einer Million Gulden C.-M. für immer sich von dieser Steuer abzulösen. Und jetzt wird auf einmal die Judensteuer in den zwei bedeutendsten Provinzen Oesterreichs, wenn auch nicht ganz aufgehoben, so doch der Aufhebung nahe gerückt, denn während in Ungarn die Juden sich mit einer verhältnißmäßig geringen Summe ablösen, wird die Ausübung in Böhmen der Art sein, daß durch sieben Jahre, jährlich ein Siebentheil der jetzigen Steuer weniger gezahlt wird und nach Ablauf des siebenten Jahres ist sie dann für immer erloschen. Man könnte davon für die Zukunft so manche hoffnungsreiche Schlüsse ziehen, aber theils ist es auch nicht entschieden, ob nicht an die Stelle dieser Steuer eine andere tritt, theils ist damit keine eigentliche politische Concession gemacht. Muß doch der Jude hier in Wien, der nicht das sogenannte „Toleranzrecht" hat, noch immer alle 14 Tage 2 Gulden C.-M. für die Aufenthaltsbewilligung zahlen, besteht doch noch immer hier auf der Polizei ein eigenes „Judenamt," und gibt es doch noch in den österreichischen Erbländern Städte genug, wo den Juden ein längerer als dreitägiger Aufenthalt verboten ist. Daß durch die Aufhebung der Judensteuer in Böhmen und Ungarn auch das Loos der übrigen österreichischen Juden etwas verbessert werden muß, ist ohne Zweifel, spricht man doch schon hier in Wien ebenfalls von der Aufhebung der Toleranzsteuer, aber was dieses auf ihre bürgerliche Mündigerklärung für einen Einfluß haben soll, sehe ich jetzt nicht ein, so lange man den Grundbesitz nicht an noch andere Bedingungen wie bisher knüpft, so lange man ihm den Eintritt in gewisse Gilden verweigert, überhaupt das Ausüben einzelner Handwerke, so lange nicht

Digitized by Google

das allergeringſte ſtädtiſche oder Staatsamt ihm geöffnet werden darf, (mit Ausnahme einiger Angeberſtellen bei der geheimen Polizei)!

Viel Gutes erwartet man von einer Hofcommiſſion, welcher im Vereine mit dem Magiſtrate die Hauptaufgabe wurde, nach dem Wunſche des Finanzpräſidenten von Kübeck, den Entwurf zu einer Creditanſtalt für die bürgerlichen Klaſſen auszuarbeiten, für jene Gewerbsleute welche bei der Nationalbank auf keinen Credit Anſpruch machen können. Nach dem vorläufigen Plane ſollen die Vorſtände der Gewerbe und Fabriken, die Controlle über den Credit der Betheiligten übernehmen. Einen der eifrigſten Beförderer für das Inslebentreten dieſer Idee iſt der Bürgermeiſter Czapka, der überhaupt Alles thun will, um das etwas wankend gewordene Vertrauen der Bürgerſchaft zu ihm wieder mehr zu befeſtigen. Er iſt es auch, der ſich mit für die Herausgabe eines neuen periodiſchen Unternehmens intereſſirt, welches im Intereſſe des Mittelſtandes unter dem Namen „Bürgerblatt" von Neujahr an hier erſcheinen ſoll. Was es enthalten ſoll, iſt bisher noch ſchwer zu ſagen, denn man nennt ſo viel und wieder den Preis ſo beſchränkt, es iſt am beſten, man macht ſich dabei gar keine Hoffnung — die Cenſur thut ſchon dann das ihre dabei. Wahrhaft widerwärtig hat ſich ein Cenſurbeamter gegen den Dr. Schmidt, den Redacteur der Muſikzeitung, benommen, wegen der Rede, die er am Grabe Glucks bei der Monuments-Enthüllung ſprach. Dieſe Rede ſollte in den öſterreichiſchen „Blättern für Literatur und Kunſt" erſcheinen, aber ſtatt die Rede einfach zu ſtreichen und zu verbieten, fand ein Individuum der Cenſurbehörde es für gerathener, die Rede als höchſt anſtößig und verdächtig der höhern Stelle vorzulegen. Man ſollte nun glauben, daß dieſe Rede, Gott weiß wie fulminant geweſen, aber man kann einem ruhigen, beſonnenen Manne, wie Dr. Schmidt iſt, es wohl zutrauen, daß er keinen Augenblick vergeſſen hat, wo er ſich befindet — doch jener Unterbeamter hoffte ſich „beliebt" zu machen, und that mehr, als ſeine Pflicht war. Solcher Zuvielthuer beſitzen wir leider in allen unſern Bureaux, und es ſteigen dergleichen Leute nach ein paar Jahren hinauf und haben es dann für ſich: „daß ſie die Augen überall haben." — — Vor einigen Tagen iſt Amerling, den man in Rom todt geſagt, friſch und geſund hier angekommen, er gedenkt nun wieder einige Zeit hier zu verweilen, geht aber dann wieder nach Rom zurück. — Von norddeutſchen Künſtlernotabilitäten nimmt nun Marſchner hier die Aufmerkſamkeit ſehr in Anſpruch; aber trotz der Zuvorkommenheit, mit der man ihm hier überall begegnet, iſt er doch nicht im Stande, ſeinen Templer und Jüdin hier zur Aufführung zu bringen. Dieſelben Perſonen, die für Beethoven und Gluck keine öffentlichen Trauermeſſen geſtatten wollen, werden noch viel weniger einen ſolchen Text auf die Bühne kommen laſſen!

C. C. C. .

Digitized by Google

2.

Die Hofkammer. — Statistische Tabellen. — Herr von Reden. — Prag und Wien. — Die Juden. — Kaiser Joseph und die Neuzeit. — Das Lotto. — Polizeistyl. — Wiesner und Rank. —

Wenn in diesen Blättern zu wiederholten Malen darauf hingewiesen wurde, wie sehr sich die Thätigkeit in allen Departements der österreichischen Hofkammer (Finanzministerium) durch Frische und Schwung, durch Energie und wahren Fortschritt von der Stabilität und Langsamkeit anderer Branchen unseres Staatslebens auszeichnet, so haben wir im letzten Monate drei neue Belege dazu erhalten. Zuerst durch das Erscheinen der merkwürdigen „Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie" die zwar nur bis zum Jahre 1842 reichen, die aber nichts destoweniger die wichtigsten Beiträge zur Beurtheilung der Culturzustände unseres Vaterlandes sind und in einem Umfange ausgeführt, wie sie nur die Länder der freiesten Oeffentlichkeit aufzuweisen haben. Was übrigens jenes Datum betrifft, so hat man sich um der Gleichförmigkeit willen darauf beschränkt, nur bis zum Jahre 1842 zu gehen, während für viele Branchen die Ausweise bereits bis 1844 ja bis 1845 vorliegen. Irren wir nicht, so sind dergleichen dem preußischen Statistiker Baron von Reden, der voriges Jahr zur Besichtigung unserer Industrieausstellung hier war, zur Benutzung mitgetheilt worden, wenigstens zeigen die zwei Hefte, die so eben von seiner „Vergleichenden Culturstatistik" in Berlin erschienen sind, daß solche über 1842 hinausreichende österreichische Quellen ihm hier und da zu Gebote stunden. — In zweiter Reihe ist des Beschlusses zu erwähnen, daß in Prag eine Filialbank mit einem Capital von zwei Millionen errichtet werden soll. Dies heißt nicht nur eine wichtige Lebensader zum Flor des gewerbreichen und doch ziemlich stiefmütterlich behandelten Böhmens eröffnen, sondern es heißt auch einen Act höherer Politik vollziehen, indem es die in letzterer Zeit etwas schroff gewordenen Gemüther in dem halb slawischen, halb deutschen Kronlande wieder versöhnen hilft und den Neid, mit welchem die czechische Hauptstadt auf die österreichische Großnachbarin sieht, in etwas entwaffnet. Jedes neue Band, wodurch die innern Glieder der österreichischen Monarchie aneinander geknüpft werden, ist ein dreifacher Gewinn für den materiellen Aufschwung, für die Auflösung der Nationaldissonanzen und für die Centralmacht des Gesammtstaates. — Erwähnen wir noch in dritter Reihe die Aufhebung einer zur Schmach des Jahrhunderts bis jetzt bestandenen unmoralischen Steuer, welche die Juden in Böhmen und Ungarn zu zahlen hatten. Ich bin kein unbedingter Freund der Judenemancipation und muß gestehen, daß ich hierin noch nicht Herr manches anerzogenen Vorurtheils geworden bin. Aber das Sündengeld, das sich bisher der Staat von einem der gewerbfleißigsten und handelsrührigsten Theil seiner Bevölkerung zahlen ließ, blos dafür, weil er nicht seine Religion theilt, war einer der dunkelsten Flecken unserer Staatsmoralität. Zur Ehre unserer eigenen Religion muß jeder ehrliche Christ dem Heiland danken, daß endlich der Anfang gemacht wurde, zur Ablegung dieser den Principien unseres Glaubens zuwiderlaufenden Immo-

Digitized by Google

ralität. Wir hoffen aufrichtig, daß dies blos ein Anfang iſt zur fernern Reviſion unſerer finſtermittelalterlichen Judengeſetze. Wenn der Ehrgeiz unſerer Judenariſtokratie eine vollſtändige Gleichſtellung in Bezug auf politiſche Rechte beanſprucht, ſo geſtehe ich aufrichtig, daß meine Humanität nicht ſo weit geht, ihm dieſe gewährt zu ſehen. Selbſt Kaiſer Joſeph wollte in ſeinem vielangefochtenen Toleranzpatente die katholiſche Religion als die „dominirende" in ſeinen Staaten angeſehen wiſſen und wenn wir an die neueſte Zeit die Anſprüche machen, daß ſie über dieſen beſchränkten Joſephiniſchen Standpunkt hinaus gehe, und Proteſtanten und Katholiken in Oeſterreich ebenſo gleichberechtigt ſtelle, wie es in andern Staaten der Fall iſt, ſo dürfen wir doch immerhin die chriſtliche Religion als die dominirende beanſpruchen. In andern deutſchen Staaten, wo man den Joſephiniſchen Standpunkt längſt überwunden hat, haben die Juden vielleicht einen Grund auf die allgemeinen Culturzuſtände ſich zu berufen, um auch dieſe Scheidewand nach dem Beiſpiele Frankreichs u. A. m. gehoben zu ſehen; bei uns in Oeſterreich wäre der Sprung zu groß. Aber wenn ich gegen die politiſche Zurechnungsfähigkeit der Juden mich ausſpreche, ſo muß ich gleichzeitig bekennen, daß eine Verzögerung ihrer bürgerlichen Gleichſtellung mir nicht nur als eine ſchreiende Ungerechtigkeit, ſondern auch als ein dem Intereſſe des Staates vollſtändig zuwiderlaufendes Princip erſcheint. Doch die Auseinanderſetzung dieſer Anſicht würde mich zu weit abführen. Hier ſei blos zur Feſtſtellung der Thatſache noch geſagt, daß die Aufhebung der Judenſteuer allerdings nicht vom Hofkammerpräſidenten ausging, ſondern daß die Ehre der Initiative der böhmiſchen und ungariſchen Hofkanzlei zugehört, die auch ſchon vor Jahren an die Aufhebung dieſer Sündenſteuer gegangen wäre, wenn nicht die früheren Finanzminiſter erklärt hätten, daß das ausfallende Deficit zu bedeutend wäre, um andrerſeits gedeckt werden zu können. Das ſchöne Verdienſt des gegenwärtigen Finanzleiters beſteht darin, daß er dieſe Einwendung beſeitigte. Daß die Judenſteuer nicht plötzlich aufhört, ſondern in ſiebenjährigen Raten allmälig abnimmt, iſt daher keinesfalls zu tadeln. Hat doch Baron Kübeck hier im Kleinen nur daſſelbe ausgeführt, was ſein Geiſtesverwandter Peel im Großen verſuchte, bevor ihn die Anticornlaw-Ligue zur radicalen Maßregel zwang. Ein Zwang aber liegt hier vor! Möge Baron Kübeck noch einen andern nicht minder traurigen Kanal der Staatseinkünfte zu verſperren und durch edlere Quellen zu erſetzen wiſſen. — Das Lottogefäll, dieſen Krebsſchaden unſerer armen Klaſſen, den man trotz der oft von den allerhöchſten Perſonen gewünſchten Beſeitigung deſſelben, doch noch nicht abſchaffen konnte, weil der Staatsſchatz ebenſo wie bei der allerdings nicht ſo ergiebigen Judenſteuer den Ausfall nicht zu erſetzen wußte.

Während wir nun aber auf allen Gebieten, wo Ziffern und Zahlen die Zeigerpunkte der Staatsuhr bilden, den Schlag der Zeit ſtündlich laut ſich ankündigen hören, ſind dieſe Zeiger ſteril und im alten Banne feſtgenagelt, wo es ſich um geiſtige Auslaufspunkte handelt. Das famoſe Rundſchreiben, welches im Jahre 1843 ein Gubernialbeamte in

Digitized by Google

Steiermark in Bezug auf den „berüchtigten" Dr. D. Strauß, der die öſterreichiſchen Staaten bereiſt, erließ, werden Sie geleſen haben; es macht die Runde durch alle Zeitungen und hierher hat es die hierorts erlaubte Ober-Poſtamts-Zeitung gebracht. Urſprünglich ſtund es in der Ulmer Schnellpoſt, die von einem ehemaligen öſterreichiſchen Offizier Herrn v. Fenneberg redigirt wird. Das kleine Actenſtück trägt ganz den Stempel der Authenticität; der Ausdruck der „berüchtigte" Dr. Strauß ſieht ganz dem Pathos unſeres Amtsſtyls und namentlich unſeres polizeilichen ähnlich. Es genügt nicht zu ſagen: der Dr. Strauß, der jetzt durch die öſterreichiſchen Staaten reiſt, iſt von allen Spitzeln und Naderer zu bewachen, ſondern man muß zu gleicher Zeit eine Kritik des Individuums geben. Die Bewachung eines Fremden, deſſen Abſichten gefährlich ſcheinen, kann in jedem Staate vorkommen, aber ich zweifle, ob Frankreich, wenn es Mazzini oder Lelewel zu beobachten ſeiner Polizei den Auftrag gibt, dabei ſagen wird, den „berüchtigten" u. ſ. w. Und der ſanfte Strauß mit ſeiner gelehrten Gaucherie, mit ſeiner unbeholfenen Schüchternheit iſt wahrlich ein ganz anderer Menſch als Mazzini oder Lelewel. Durch ſolche Ungeſchicklichkeiten verräth man immer, daß der Zopf noch immer uns Oeſterreichern nach hinten ſteht. Sie ſehen, ich polemiſire nicht einmal gegen die Maßregel ſelbſt, obgleich ſie komiſch genug iſt, aber die Form iſt bei uns immer noch ärger. Es ſind bereits drei Jahre her, daß dies ſtattfand, aber es kann darum noch alle Tage ſtattfinden und findet es auch! Da haben ſie den ſchüchternen ſtillen Rank wegen eines unbedeutenden, politiſch ganz indifferenten Romans, den er in Leipzig drucken ließ, inquirirt. Da haben ſie den ehrlichen, biedern Dr. Wiesner, der aus patriotiſchem Gefühle gegen Tengoborsky geſchrieben hat, zu einer Geldſtrafe und als er dieſe zu zahlen unfähig ſich erklärte, zu 24 Stunden Gefängniß verurtheilt. Wie reimt ſich dieſes mit der Publicirung der Statiſtiſchen Tabellen, mit manchen Artikeln des Trieſter Lloyds und mit der ſchönen Rede von größerer Oeffentlichkeit und von der veralteten und unzeitgemäßen Heimlichthuerei, die Herr v. Zedlitz in der Allgemeinen Zeitung hält? Ich will nicht ungerecht ſein! Die vierundzwanzig Stunden, zu denen Dr. Wiesner verurtheilt wurde, würden in früheren Jahren vielleicht zu ebenſo vielen Wochen ausgeartet ſein. „Sie ſehen ja, wir ſind milder" heißt es — „wir haben ihn nur zur Strafe verurtheilt, um die Form zu retten, wir haben das Minimum angeſetzt. Auch den Rank werden wir nicht freſſen, aber vornehmen müſſen wir ihn, denn das Geſetz beſteht einmal, daß kein Oeſterreicher ohne öſterreichiſche Cenſur etwas im Auslande drucken laſſen darf." — Aber warum nur das Minimum? Warum nicht die ganze Wucht, die ganze Conſequenz Eures Geſetzes? Weil ihr ſelbſt einſeht, daß dies veraltet iſt, weil ſogar Euer eigenes Zeitbewußtſein ſo weit gediehen iſt, daß Ihr die Abſurdität dieſer alten Norm anerkennt. So ändert ſie! geht grade aus! Setzt Strafen aus, wenn Einer gegen das Vaterland, gegen die Polizei, gegen die Nachtwächter ſchreibt. Alles ſoll uns eher willkommen ſein, als dieſer Halbzuſtand. Nicht Milde, nicht Großmuth — Gerechtigkeit übt! Aber daß man einen Schrift-

Digitized by Google

steller, der aus heißer Vaterlandsliebe gegen einen Gegner, oder wenn man will, gegen einen vermeinten Gegner dieses seines Vaterlandes schreibt, in's Gefängniß setzt — müßt Ihr selbst für eine traurige Consequenz erklären. Wohlan, werft diese Traurigkeit ab — gebt ein Preßgesetz, wie es der Zeit gemäß ist. Im Licht ist Freude!

— Rainer. —

II.

Aus Berlin.

Die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Mündlichkeit. — Die Bühne. — Fräulein von Mara. — Die Musquetiere der Königin. — Ein Bonmot von Heine. — Fräulein Unzelmann. — Noch ein Selbstmord.

Es soll nicht blos „zur Probe" sein, daß man das neue Gerichtsverfahren mit Mündlichkeit und Staatsanwalt vor der Hand blos auf Berlin beschränkt; vielmehr soll ein hoher Wille sogleich die ganze Monarchie damit haben dotiren wollen. Aber die Hochtorys, die hier und da noch im Besitz der Patrimonialgerichtsbarkeit sind, haben Steine in den Weg gerollt und wollen ihres Rechtes sich nicht vergeben. Und auf dieses Hinderniß wird die Einführung des mündlichen Verfahrens in den Provinzen noch lange stoßen, wenn nicht etwa die einzuberufenden Reichsstände durch einen Parlamentsbeschluß dem Patrimonialunwesen auf ein Mal ein Ende machen. Die Einberufung der Reichsstände hört mit jedem Tage mehr auf in den Bereich der Seeschlangengeschichten zu gehören und dürfte, wenn nicht alle Zeichen trügen, noch vor Neujahr in den Bereich der wirklichen Geschichte mit Fleisch und Blut treten.

Trotz der glühenden Hitze macht das königl. Hoftheater doch recht leidliche Geschäfte. Einige neue Gäste ließ Herr von Küstner eilig über die Bühne laufen. Ordentlich als fürchtete man, es könnte eine bedeutendes Talent darunter sein, welches engagirt werden müßte. Hierzu zählen wir z. B. Mlle. Baumeister von der hannöverschen Bühne, ein naturwüchsiges frisches Talent für Soubretten und muntere Liebhaberinnen. Sie gefiel in zwei Rollen außerordentlich, spielte aber nur drei Mal und reis'te ab. Mlle. Kirchberg vom Prager Theater, ein ganz junges Mädchen von anmuthiger Erscheinung, anmuthiger Stimme und zugleich ausgebildeter Schule, für die Norma zu schwach, aber vortrefflich für Adalgise, Agathe u. s. w. namentlich hier, wo die Sängerinnen dieser Art fehlen, kam drei Mal zum Spielen und reis'te dann gleichfalls ab. Das Allerunerhörteste aber findet mit Fräulein von Mara statt. Diese Sängerin, der von Wien ein großer Ruf vorausging, kam hierher. In einigen Privatcirkeln, wo sie singt, ist man entzückt über diese wunderbare Erscheinung, welche eine Stimmlage von einer fast nie dagewesenen Höhe besitzt und in den höchsten Noten Triller, Fiorituren und Coloraturen mit einer Virtuosität vorbringt, die Erstaunen einflößt. Aber die Intendanz will sie nicht zum Debut kommen lassen. Endlich singt sie bei Hofe; Alles umgibt sie mit Bewunderung und die kluge

Digitized by Google

Künſtlerin erbittet ſich die Erlaubniß, zum Beſten der Armen einmal gratis in der großen Oper ſingen zu dürfen. Die Intendanz macht ſaure Miene, als ihr der Befehl zukommt, eine Opernvorſtellung zum Beſten der Kleinkinderbewahranſtalten in die Scene gehen zu laſſen. Die Puritaner werden dazu gewählt. Die Mara tritt auf, und das volle Haus ſtürmt ſeinen Beifall aus, wie in den heißeſten Abenden der Lind. Aber Herr v. Küſtner nimmt davon keine Notiz, und die bewunderns-würdige Künſtlerin bleibt dem Publicum nach wie vor, vorenthalten. Auf öffentliche und perſönliche Anfragen antwortet der Intendant, daß die Mara nur ein kleines Repertoire habe und namentlich nur in italieniſchen und einigen Mozart'ſchen Opern ſänge; es ſei aber Princip der Berliner Oper, die italieniſche Oper nicht zu begünſtigen. Schön geſagt! Wenn es gälte die italieniſche Oper auf Koſten der deutſchen hervorzuheben wie in Wien. Ein anderes aber iſt es, dem Publicum den Genuß einer ſeltenen Kunſterſcheinung in einem bereits beſtehenden Repertoire zu bieten. Der verſtorbene Herzog von Modena hat Louis Philipp nicht anerkennen wollen. Sollte die Berliner Intendanz vielleicht mit gleicher Lächerlichkeit die Exiſtenz der italieniſchen Oper ignoriren wollen? Iſt doch die hieſige Oper in andern Punkten nichts weniger als von ſo nationaler Prüderie. Die mise en scene der Halevy'ſchen „Musketiere der Königin" hat dies erſt in den letzten Tagen bewieſen; auch hat das Publicum trotz aller tugendhaften Scrupel gegen einige Frivolitäten des Textes ſie mit entſchiedenem Succeß aufgenommen. Die Halevy'ſche Oper iſt übrigens bei aller innern Flachheit ſehr piquant, und wenn die Rolle des Baßbuffo in beſſere Hände kommt, als ſie hier iſt, muß der Erfolg noch größer ſein. Uebrigens erzählte man ſich am Abend der erſten Vorſtellung ein beißendes Bonmot von Heinrich Heine, der ein Feind Halevy's iſt. Heine ſaß nämlich in Paris mit einem deutſchen Freunde in einem Café, als ein junger Mann von etwas auffallendem, aber nicht ſehr angenehmem Aeußern eintrat. Wer iſt das? fragte der Deutſche. „Das iſt der jüngere Halevy" — ſagte Heine — „ſieht er nicht aus, als ob ihn ſein älterer Bruder componirt hätte?"

Geſtern trat endlich die langerſehnte junge Schauſpielerin Fräulein Unzelmann vom Leipziger Stadttheater in Romeo und Julia auf. Das Haus war trotz der ungeheuren Hitze in allen Räumen voll, da die Spannung für die junge Künſtlerin, die ein Berliner Stadtkind iſt und in ſo kurzer Zeit ſich einen ſo bedeutenden Ruf erworben hat, ſehr groß war. Der Erfolg übertraf die Erwartung auf's glänzendſte. Später mehr über dieſes ausgezeichnete und vollſtändig gereifte Talent.

Heute hat ſich wieder ein junger Burſche auf die Eiſenbahn geſtürzt, um ſich zermalmen zu laſſen und war ſo glücklich, ſeinen Zweck zu erreichen. Er hielt ſich bis zur Ankunft des Zuges in einem Graben verſteckt und ſtürzte ſich dann plötzlich vor. Dies iſt in wenigen Wochen der eilfte Fall dieſer Art.

o—o.

III.

Notizen.

Pfeifer und Trommler. — Mißbrauch auf Eisenbahnen.

— Dieser Tage wurde vor dem Pariser Cassationshofe die große Frage verhandelt, ob man im Theater die Schauspieler auspfeifen darf. Das Reglement für die Pariser Theater verbietet es ausdrücklich, aber in den Provinzialstädten, wo das Verbot nicht in die Theatergesetze einregistrirt ist — wird Jemand straffällig, wenn er die Schauspieler auspfeift? Das Cassationsgericht antwortete: Nicht straffällig!

— Zu den vielen Tyranneien, welche der geduldige Deutsche von seinen Beamten sich gefallen lassen muß, tritt nun noch die Tyrannei der Eisenbahnbeamten hinzu. Namentlich wird viel Mißbrauch durch die Einrichtung getrieben, daß auf einer langen Strecke, wo viele Zwischenstationen sind, jede größere Station ihren eigenen Waggon hat, in welchem die Personen zusammensitzen müssen, die dort aussteigen wollen. Fährt man z. B. von Leipzig nach Berlin, so werden diejenigen, welche in Cöthen aussteigen, zusammengepfropft; die für Dessau wieder in einen andern Waggon gesteckt, die für Wittenberg, Jüterbog u. s. w. wieder in andere. Vergebens bittet man den Conducteur: dort in dem Waggon sitzt mein Freund, mit dem ich noch die zwei Stunden, die wir auf einem und demselben Bahnzuge uns befinden, zusammen verleben möchte, trennen Sie uns nicht, lassen Sie uns in einem und demselben Wagen sitzen. — „Geht nicht — jener Herr fährt bis Berlin und Sie fahren nur bis Dessau mit." — Und so muß man dem Freunde, von dem man sich vielleicht auf lange Jahre trennt, Adieu sagen, weil die Klosterregel die Zellen zu trennen beliebt. Zu wessen Bequemlichkeit? Zur Bequemlichkeit des Herrn Conducteurs, dem die Uebersicht dadurch allerdings erleichtert wird. Die Bequemlichkeit des Publicums ist in Deutschland immer die Nebensache. Am schlimmsten sind oft Damen daran, die vielleicht noch während der Hälfte des Wegs Gesellschaft und freundliche Begleitung haben könnten, wenn man sie mit befreundeten Mitreisenden in einen Wagen setzen ließe; durch die unnöthige Trennung und Wagenspaltung kommt manches schüchterne weibliche Geschöpf unter stockfremde Männer zu sitzen, wenn nicht gar in ein tête à tête mit einem etwas Angetrunkenen, Viehhändler, Weinreisenden ꝛc. Auf der Eisenbahn zwischen Paris, Versailles und St. Germain ist die Administration so galant, einen eigenen Wagen zu bestellen für Damen, die ohne Herrenbegleitung reisen und — sich fürchten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Neue Lyriker.

— Berlin im Juli —

Mitten im Gewühl und unter dem Getümmel der Reſidenz die Erſcheinungen der Lyrik zu verfolgen, iſt eben ſo ſchwer als unter den Zerſtreuungen der Hauptſtadt ein Tagebuch zu führen, in dem man nur ſich ſelbſt angehört.

Die Dichter ſuchen in unſerer Zeit wohl ſelbſt den Lärmen des Tages. Die Poeſie iſt erſt zur politiſchen und dann zur ſocialen geworden, was ich an ſich weder für einen Fortſchritt, noch für einen Rückſchritt halte. Mindeſtens iſt der Fortſchritt von dieſem zu jenem Stoffe bei Weitem noch kein Fortſchritt der Poeſie ſelber und ein Volk, das ſich mit einer ſolchen Entwickelung ſeiner Poeſie begnügen könnte, wäre innigſt zu bedauern. Und doch iſt nicht zu leugnen, daß es den Anſchein gewinnt, als wäre dies wenigſtens für den Augenblick bei den Deutſchen der Fall. Die Mehrzahl unſerer Dichter will keine eigentliche künſtleriſche Entwickelung mehr durchmachen, durch die z. B. Lenau ſo groß geworden iſt, und die ſelbſt Heine trotz allen Coquettirens mit den Zeittendenzen, wahrlich nicht entbehrt hat, ja, die dieſem eine ſo unabhängige Stellung ſicherte, daß er in ſeinen neuen Gedichten ſogar es wagen konnte, mit ſeinem poetiſchen Genius ſich über alle politiſche Parteien zu erheben, und ſowohl über den Kaiſer Barbaroſſa, als über diejenigen, welche er ſarkaſtiſch genug ſeine Mitwölfe nennt, die Geißel des Spottes zu ſchwingen.

Wie jede Entwickelung, ſo iſt auch die künſtleriſche zugleich ein Prozeß der Selbſtbefreiung. Die poetiſche Kraft in ihrer höchſten Entfaltung ſchließt zugleich das höchſte Freiheitsgefühl ein, deſſen Genuß

ſich Shakeſpeare am Hofe der Königin Eliſabeth und Goethe als Miniſter in Weimar wahrlich nicht hat verkümmern laſſen. Aber das iſt nicht zu leugnen, dieſes künſtleriſche Freiheitsgefühl, welches mit der politiſchen Geſinnung des Dichters zunächſt gar nichts zu thun hat, hat ein bedeutendes poſitives Element in ſich; denn es beruht eben auf der Fähigkeit des Dichters, die ganze Welt in jedem Augenblicke poetiſch zu verklären, ſie zu idealiſiren, d. h. ſie durch ſeine eigenthümliche Weltanſchauung zur Einheit mit ſeinem poetiſchen Genius zu erheben. Unter dieſen Umſtänden muß dem künſtleriſchen Freiheitsgefühle dasjenige Freiheitsgefühl, welches aus der Philoſophie ſtammt, nicht ſelten ſchroff gegenübertreten. Das letztere enthält allerdings ein ſtarkes, negatives Element, das die Welt in einzelne Begriffe und Kategorien auflöſt. Und doch hat man in unſerer vorzugsweiſe philoſophiſchen Zeit die künſtleriſche Entwickelung oft geradezu mit der philoſophiſchen verwechſelt. Wir haben bereits philoſophiſche Dichter, welche in der Poeſie große Verwüſtungen anrichten. Sie kämpfen in ihren Verſen gegen jenen einfachen Apparat von Vorſtellungen und Anſchauungen, mit dem die Poeſie Jahrhunderte lang frei und ſicher geſchaltet hat, und das dem Gemüthe des Leſers ſo wohl thut wie dem des Spaziergängers das friſche Grün, das er ringsumher erblickt. Ich will ein Beiſpiel anführen. Da iſt ein Dichter, Herr Gottſchall, welcher ſeiner Geliebten zuruft: wir ſind beiſammen, laß uns ſündigen, und dann in einer gereimten Abhandlung ſeine Liebe vor dem Publicum durch philoſophiſche Deductionen zu rechtfertigen ſucht, weil ſie ohne die Ehe auftritt, bei welchem gutmüthigen Beſtreben aber die bisherige Stellung der Liebe zur Poeſie auf eine wahrhaft lächerliche Weiſe verrückt und verſchoben wird. O Ihr Verblendeten! ſo fragt doch nach bei Egmonts Clärchen, ob ſie *geſündigt* hat und ſich einer Schuld bewußt war! Es iſt weltbekannt, daß die Liebe in der Poeſie und namentlich in der Lyrik mancher Formalitäten überhoben iſt, deren ſie in der Wirklichkeit zu ihrer Legitimation bedarf. Will nun aber der Dichter aus freien Stücken auf dieſe ein Gewicht legen, ſo iſt dies vollkommen ſinnlos, ſobald er ſich dabei nicht auf den Standpunkt des Volksbewußtſeins, ſondern auf den der Philoſophie verſetzt. Wer A ſagt, muß B ſagen und auf die „*Sünde*" kann auch der Dichter nur die Strafe folgen laſſen. Es iſt eine große Verirrung, wenn er gegen die hergebrachte ſittliche Weltordnung ankämpfen will, der ſich Goethe in ſeiner freiſten und genialſten Schöpfung im Fauſt ohne Weiteres untergeordnet hat.

In Mitten ſolcher Verirrungen poetiſcher Geiſter, wie wohl thut es einem Dichter zu begegnen, der wieder ein Mal zur Einfachheit zurückkehrt und den einfachen Apparat ſeiner Poeſie eben mit Poeſie zu handhaben weiß. Ein ſolcher Poet iſt Gottfried Keller, ein Schweizer. Wahrlich, es fehlt ihm weder an politiſcher, noch an philoſophiſcher Bildung; aber er hat es verſchmäht, mit beiden in ſeinen Gedichten zu prunken. Wo er auf Politik und Religion zu ſprechen kommt, da nimmt er plötzlich einen volksthümlichen Ton an wie in dem Refrain des Jeſuitenliedes:

Ja, weine nur, du armes Kind,
Vom Gotthard weht ein ſcharfer Wind,
Sie kommen, die Jeſuiten!

und vermeidet durch denſelben jedes Coquettiren mit der Zeit, ſingt aber doch frei heraus Alles, was er auf ſeinem treuen Schweizerherzen hat.

Keller hat manches ſchöne erotiſche Lied gedichtet und reizende Naturſchilderungen entworfen. Er zeichnet in kühnen Umriſſen ſeine Geliebte, die blauen Wieſen und den dunkeln Forſt, und oft wird ſein Griffel ſo keck, wie der ſeines Freundes, des Malers, von dem er ſingt:

Ich ſehe dich mit läſſig ſichrer Hand
Den feinen Nacken einer Göttin ſchreiben,
Dazu den Hohn um deine Lippen treiben:
„'s iſt nichts dahinter!" oder „eitler Tand!"

Seine Verſe ſind überaus wohllautend. Zuweilen bemerkt man in Keller's Gedichten leiſe Spuren von einem Einfluſſe Herweghs, jedoch ſeltſamer Weiſe in den politiſchen am wenigſten. Das Gedicht: Ich ging an grünen Bergeshag (S. 133) erinnert z. B. an Herweghs: „Mein einz'ger Reichthum iſt mein Lied," aber es zeichnet ſich vor demſelben aus durch eine vollkommnere Einheit des Gedankens mit dem Bilde.

Keller erzählt in dieſem Gedichte ſeinem Liebchen, wie ſein Gott „in des Bergs friſchjugendgrüner Eichenſaat" zu ihm getreten ſei:

Es traf mich ſeines Auges Strahl
Wie warmer Sonnenſchein im Mai,
Und als er meinen Namen ſprach,
Erhob mein Haupt ſich ſtolz und frei:
Ich wuchs und blühte raſch empor,
Daß ich mir ſelbſt ein Wunder ſchien,
Und wandelte mit leichtem Schritt
An Gottes hehrer Seite hin.

Digitized by Google

Dann trug ich ihm auch klagend vor,
Wie ich so gar ein armes Blut,
Und bat darauf um Haus und Hof,
Um Bett und Schrein, um Geld und Gut,
Um Garten, Feld und Rebenland,
Um eine ganze Heimath traut,
Darin ich Dich empfangen könnt'
Als reichgeschmückte Herzensbraut.

Der Herr läßt sich zwar darauf nicht ein, verspricht ihm aber unter Anderm:

— Alles soll besonders blühn
Für Euch, und schöner wo Ihr geht,
Dieweil Euch in mein Paradies
Ein eigen Pförtlein offen steht.
So führe deine junge Braut
Getrost in deine Heimath ein;
Brautführer soll mein lieblichster
Und allerschönster Frühling sein.

In dieser Weise lebt und webt der Dichter stets in der Natur. Es stehen jedoch diejenigen Gedichte, welche er selbst unter der Ueberschrift: „Natur" gibt, im Ganzen seinen erotischen Producten nach. Auch bei Keller sieht man, daß nur der Mensch selbst, keineswegs aber die Natur ein vollkommen ausreichender Gegenstand für die Kunst ist. Es gibt wohl in der neuern Lyrik überhaupt nur wenige Gedichte, die sich mit ihr ausschließlich beschäftigen und dennoch den Stempel der Vollendung an der Stirn tragen, wie z. B. das Gedicht vom Fichtenbaum, der einsam auf einer Höhe im kalten Norden von einer Palme träumt, die tief im Süden trauernd hinwelkt. Der Eindruck, den dieses Gedicht macht, liegt doch wohl nur darin, daß Heine hier in die Natur eine ganz menschliche Seele mit all ihrem Schmerz und Sehnen hineingelegt hat und zwar in einer Weise, die, von der Allegorie oder wohl gar von der Fabel und selbst von der gewöhnlichen Naturbilderei weit entfernt, durchaus keine Reflexion aufkommen läßt, sondern nur die vollkommne Einheit des Menschenherzens mit der Natur abspiegelt. Diese Einheit ist aber für die meisten Poeten sehr schwer herauszustellen; selbst die Blicke des sinnigsten Naturbeschauers schweifen häufig über die Föhrenstille hinaus, und Gottfried Keller hat sich in solchen Augenblicken, was seiner Dichternatur sonst fern liegt, oft mit sehr störenden politischen und religiösen Reflexionen zu helfen gesucht. Die Conservativen, die Orthodoxen, und die Leute, die „am

Digitized by Go

hingeworfenen Atheiſtenknochen" nagen, bekommen in ſolchen Augenblicken von ihm nicht immer treffende Hiebe.

Doch enthält auch die Abtheilung: „Natur" in ihrer Art Vortreffliches. So die Gedichte: „Es iſt ein ſtiller Regentag" .... „Berg hinan vom kühlen Grund" .... „Im Herbſt wenn ſich der Wald entlaubt" .... „Es deckt der reiche Buchenſchlag" .... „Im Wald" .... „Aber auch der Föhrenwald." Das Alles iſt, als legte man ſich der Länge nach in ein Kleefeld und der Wind wehte Einem die blühenden Halme einen nach dem andern über den Kopf weg. Wie erfriſcht ſich das Herz in dieſer Welt des Dichters, wie erfriſcht ſich namentlich die Phantaſie eines Leſers, der in den Kerkermauern einer großen Stadt eingeſperrt, die Sehnſucht nach jener grünen Welt doppelt empfindet.

Ich las heute „Gedichte von Günther Nicol. Dieſer Poet hat bei einem nicht allzu reichen Talente durch künſtleriſche Beſonnenheit viel Erfreuliches geleiſtet. Seine Gedichte ſind nicht durch einen genialen Wurf entſtanden: man ſieht Arbeit an ihnen, aber dieſe Arbeit iſt keine Dilettanten-Arbeit. In der Detaillirung, in der völlig gleichmäßigen Behandlung des Stoffes ruht ſein Werth. Eine Geſchmackloſigkeit, eine Trivialität kann ihm kaum unterlaufen. In dieſer Gleichmäßigkeit, mit der der Verfaſſer Alles nach allen Seiten hin detaillirt, liegt es denn auch, daß die Gedichte unter einander an Werth nur ſehr wenig verſchieden ſind. Günther Nicol hat mich zuweilen an Chamiſſo erinnert, nicht als ob er ihn in ſeinen Leiſtungen nachahmte, ſondern durch die Art und Weiſe wie er producirt. Ein Gedanke, den beide in ihren Gedichten nicht ſorgfältig aus der ſpröden Form herausarbeiten, geht bei ihnen der Welt verloren: da wird nichts angedeutet, und uns etwa ſchon durch den Rhythmus in dieſe oder jene Stimmung zu verſetzen, wird nicht verſucht. Am liebſten gebraucht Nicol ein jambiſches Versmaß, in dem ſich höchſtens (S. 265) das Knarren des regelmäßigen Schrittes im Schnee nachahmen läßt.

Den Anfang der Gedichte von Günther Nicol machen Polenlieder; obgleich manche von ihnen erſt 1836 und 1838 geſchrieben wurden, ſo erkennt man doch darin die alte ächte Polenbegeiſterung vom Jahre 1830, wo Nicolaus Lenau auch geſund war und mit ſchwermüthigen, tiefſinnigen Liedern gegen die Ruſſen kämpfte. Der Leipziger Privatdocent, Herr Wuttke, mag für ſich recht haben, wenn er es den Harfenmädchen auf der Meſſe nicht glauben will, daß Polen noch immer

Digitized by Google

nicht verloren ist; aber die deutschen Dichter, sie sollten es doch noch ein paar Jahre mit ansehen, sie sollten es ihnen doch noch glauben. Ach, es ist nicht gut, wenn die Dichter dem Verbluten eines Volkes so ruhig zusehen können, es ist wahrlich nicht gut! Man merkt es bei dieser Gelegenheit wohl, daß Lenau krank ist, und Heine in den fernen Pyrenäen badet. Und im Grunde ist auch die Polenbegeisterung, so wie die für Griechenland immer noch einer der besten Stoffe für unsere Freiheits-Dichter gewesen, nirgends haben sie so Vieles hervorgebracht, was auch vollen künstlerischen Werth hat als gerade hier.

Günther Nicol legt seinen Zeitgedichten meist Begebenheiten zum Grunde, die schon an sich von poetischem Interesse sind. Wo dies nicht der Fall ist, da treten sie in der Regel geradezu als Gelegenheitsgedichte auf. Unter den letztern scheint mir das auf Sanders Tod und das auf die Leipziger August-Ereignisse bezügliche: Unschuldig Blut — besonders gelungen.

Unter den vermischten Gedichten kann: die Wache (S. 99) hervorgehoben werden. Sie steht am Tage vor der Schlacht auf ihrem Posten, und sieht langsam den „König von Gruft und Grab" in das Lager einziehen, wo ihre Kameraden schlummern. Dann „des Bettelweibs Rache," die gefangene Lerche," ein schon oftmals dagewesener, aber hier sehr glücklich behandelter Gegenstand.

Heute, am Freitage, habe ich mir eine Fastenspeise ausgewählt: Gedichte von Otto Weber.

Otto Weber ist ein recht resoluter Dichter, der nicht allein das, was man die alte Leier nennt, sondern auch, was man füglich die junge Leier nennen könnte, noch einmal frisch vom Blatte wegspielt; in der Natur bleiben ihm die kleinsten Farbenunterschiede nicht verborgen, und der Contrast, den das helle Grün der Wiesen mit dem dunkleren der Tannen bildet, erinnert ihn (S. 9) an den Unterschied zwischen den ernsten und den heitern Loosen des menschlichen Lebens, ein funkelnagelneuer, noch nie da gewesener Gedanke! Manchen Gedanken, den andere Schriftsteller nur andeuteten, findet er nöthig in einer langen Ballade weiter auszuführen, z. B. das dictum des alten Horatius: Sedet atra cura post equitem —

> Sonst als der wolkenlose Himmel
> Im Frühlingsglanze ihm gelacht,
> Ritt er den Goldfuchs und den Schimmel,
> Jetzt einen Rappen schwarz wie Nacht u. s. w. (S. 18.)

Digitized by Google

Rührend iſt das Gedicht vom König und Bettler. Der König war finſter und unglücklich, aber

Der arme Bettler (!) war fröhlich,
Blickt' immer voll Freud und Luſt,
Als wohnten ſelige Götter
In ſeiner harmloſen Bruſt. (S. 65.)

Kurz, er war ſehr glücklich und ich war es nicht minder als ich das Buch zuſchlug. —

Heute begegne ich einer Landsmännin, Louiſe Aſton. Ich erinnere mich noch recht gut, wie wir Primaner oder Sekundaner uns von ihrer Hochzeit mit einem reichen Engländer erzählten, und heute — tritt ſie mir in ihren „Wilden Roſen" als eine Emancipirte entgegen.

Einigen von dieſen zwölf Gedichten, welche zuweilen ſtark an Karl Beck erinnern (ſ. z. B. S. 21.) kann man eine bedeutende Meiſterſchaft in der Form nicht abſprechen. Dem Gedichte: letzter Troſt, fehlt es nicht an Bilderpracht, und Wohllaut findet man z. B. auch in folgenden Worten, mit denen ſie die Liebe begrüßt:

Feſter Bund von ſtolzen Seelen,
Den des Lebens Gluth gebar,
Freier Seelen freies Wählen
Vor der Schöpfung Hochaltar! (S. 27.)

Doch ich will bei der bloßen Form nicht ſtehen bleiben. Jeder Vers des Liedes, dem dieſe Worte entnommen ſind, ſchließt mit dem Refrain:

Freiem Lieben, freiem Leben,
Hab' ich ewig mich ergeben.

Die Idee von der „freien Liebe", die ſich allenfalls zur philoſophiſchen Discuſſion eignen mag, an eine Stelle zu ſetzen, wo man ſonſt nur den Juwivallera's der deutſchen Studenten und Worten von einem gewiſſen muſikaliſchen Klange begegnet, zu denen man lieber ſingen als denken und lieber pfeifen als ſingen ſoll; das Evangelium von der Emancipation des Weibes zu einem Refrain zu verarbeiten, wozu man ſonſt nur Gedanken benutzt, zu denen der große Haufen Chorus macht, weil über dieſelben Poeten und Philiſter einig ſind wie z. B.: das Kanapee iſt mein Vergnügen, d. h. doch wahrlich die Perlen vor die Säue werfen und zeigt ebenſo wenig von einem poetiſchen als von weiblichem Zartgefühl.

Digitized by Google

Doch — Louise Aston will eine deutsche Schülerin von George Sand sein, und sie ist es vielleicht trotzdem, daß sie sich in diesem Refrain vergriffen hat. Doch ach, Madame, (als Emancipirte werden Sie erlauben, daß ich Sie in meinem Tagebuche direct anrede) was George Sand betrifft, so kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Persönlichkeit dieser auch von mir hochverehrten Schriftstellerin mir immer am liebenswürdigsten vorgekommen ist in einer ihrer Vorreden, worin sie sich selbst schilderte wie sie eins ihrer Kinder auf dem Rücken tragend und ein andres an der Hand haltend, mühselig und beladen durch ein frischgepflügtes Ackerstück dahinschreitet.

Doch, Madame, Sie sind aus Berlin verwiesen worden und ich habe auch abgesehen von Ihrem schon oben anerkannten Formtalent, Ihre Gedichte mit Interesse gelesen. Sie befinden sich in einer eigenthümlichen Lage, in der wohl noch nicht leicht ein Weib sich befunden hat, und auf das von Ihnen angekündigte Buch über Ihre Ausweisung ist das Publicum gespannt. Was mich betrifft, so bin ich zugleich darauf neugierig, ob Sie in demselben empfundene oder erfundene Gefühle vorbringen, ob Sie wahr, einfach und natürlich sein werden, oder ... doch hiervon zu seiner Zeit!

Es ist Sonntag, meine Nachbaren, die zwei preußischen Leutnants singen schon seit fünf Uhr in der Frühe deutsche Volkslieder und ich singe leise mit. Auch in Berlin ist die Sonntagsfrühe schön. Mancher, der schon lange nicht mehr an Gott glaubte, trägt heute noch sein bestes Kleid und pilgert andächtig nach Charlottenburg. Hört man auch nicht überall die Glocken läuten (Berlin hat ja bekanntlich noch immer zu wenig Kirchen!), so klingt es Einem doch in die Ohren, als ginge man draußen im Kornfelde zwischen zwei oder drei Dörfern spazieren, wo die Leute zur Kirche gehen. Ich aber denke mich heute nach Böhmen, wo der Pfarrer Stule vielleicht gerade jetzt eine Kanzel besteigt, oder bald hier bald dort auf den Stufen des Altares kniet, während die Chorknaben ihm das Weihrauchsfaß und das Meßglöcklein um die Ohren schwingen, während ich hier in Berlin seine Gedichte lese.

Sie führen den Titel: „Erinnerungsblumen auf den Wegen des Lebens, aus dem Neuczechischen übertragen von Josef Wenzig, und erhalten durch das eigenthümliche Metrum, in dem sie von Stule geschrieben, von Wenzig mit einigen wenigen Freiheiten übersetzt sind, ein besonderes Interesse. Unter den Czechen wurde dieses

Digitized by Go

Metrum zuerſt von Franz Ladislaus Czelakowsky an die Stelle des italieniſchen Sonetts geſetzt, und hat wie der Ueberſetzer behauptet, das Gute, daß es den Dichter hinſichtlich des Reimes nicht ſo ſehr beengt, als jenes, und ihn doch ebenſo ſehr, ja noch mehr nöthigt, die Sehne ſeines Bogens ſtraff anzuziehen, damit er den Pfeil in voller Kraft abſchnellen könne.

Stule hat nur zwei Worte auf ſeinen Pſalter gelegt: Heimath und Religion, er dankt

Inbrünſtig dem Geſchick,
Daß er Czech und Katholik. (S. 36.)

Das religiöſe Element geht jedoch bei ihm ganz im nationalen auf, das letztere aber tritt hier ziemlich frei von allem Fanatismus auf. Charakteriſtiſch für den Verfaſſer iſt jenes Heimweh, das uns bei dem Anſchauen vergangener Herrlichkeit und hiſtoriſchen Glanzes mitten in der Heimath ergreifen kann, und das in Böhmen zu Hauſe zu ſein ſcheint. Da iſt kein Platz in ganz Böhmen, wo dieſer Prieſter ſich nicht niederwürfe und unter Thränen den Boden küßte; keine Wolke kann über ganz Böhmen und Mähren ſtehen, die er nicht beſingt.

In den Gedichten, welche betitelt ſind: Mein Rufen (dieſe Ueberſchrift ſoll wahrſcheinlich urſprünglich eine religiöſe Bedeutung haben) ſehen wir den Dichter im Lande umhergehen und die Städte Böhmens und Mährens bei Namen aufrufen, als fürchtete er, daß plötzlich eine von ihnen verſchwunden und in die große heilige Nacht der böhmiſchen Geſchichte zurückgeſunken ſei. Er jubelt, wenn er noch Alles wieder findet, wie er es vor Kurzem verlaſſen. „Du hier Olmütz, Du dort Brünn!“ (S. 97.) Vor Prag, das „kein Czech jemals innig zu lieben ſatt“ wird, betet er den Geiſt des Czechenthums an. Kein Städtchen, kein Ort wird überſehen, bald ſteht der Dichter genau „auf Böhmens Grenze“, bald „oberhalb Mähriſch Tribau“ u. ſ. w. Ein ungemein liebliches Gefühl iſt es für ihn, auf die „Heimath“ hinzublicken, wenn in ihren Auen ſich das Czechenvolk „gleich Bienen ergießt“. Die Heimath nimmt der Dichter mit in den Himmel:

Engel bläſt, der Himmel jubelt,
Erde wirft des Grabes Schimmel
Ab, in Edens Wonneſchein
Ziehn Heimath und Menſchheit ein.

„Theeſtunden in Lindenhain“ iſt der barocke Titel einer Sammlung, die außer Gedichte auch Novellen und Schauſpiele enthält.

Ein Deutſchungar, deſſen Namen bisher nur in der Kinderwelt bekannt war, oder, wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, den die Leſerinnen des Büchleins, die guten Mädchen wohl kennen," wendet ſich hier dem erwachſenen Publicum zu.

In ſeinen Gedichten tritt dem Leſer eine ziemlich ausgeprägte, individuelle Weltanſchauung entgegen, die ſich jedoch weniger in den ernſten als humoriſtiſchen Gedichten ausſpricht. Hier, wo zeigt ſich eine Heiterkeit, welche bei der gedrückten Stimmung, in der ſich der Dichter offenbar befindet, ſehr wohlthut.

Unter dieſen humoriſtiſchen Gedichten kann das vom Till Eulenſpiegel, beſonders hervorgehoben werden, — eine Satyre auf das deutſche Schulweſen und ſpeciell auf die deutſchen Univerſitäten. Till Eulenſpiegel, der Schalk, litt einmal Noth und es gelüſtete ihm nach dem fetten Leben im Kloſter.

Er bewirbt ſich dort um ein Ämtchen, und hat beim Abt ein Examen zu beſtehen, weiſ't ſich aus, daß er bei den Säulen des Herkules Philoſophie ſtudirt hat, weiß von ſeinen Studien viel Ergötzliches zu erzählen, und wird vom Examinator unter ſchallendem Gelächter zum Kloſter-Bibliothekar ernannt.

Unter den ernſteren Poeſien verdient das Einleitungsgedicht Anerkennung, ferner „am Morgen", „Trennung in Regensburg" „Klage und Vesperbrod". Außerdem einige auf Oeſterreich bezügliche Poeſien: „die Czechenjungfrau auf der Wuttenburg, Nachtlager der Magyaren zur Zeit ihrer Einwanderung, am Stein (ein Wirthshaus bei Altenburg in Oeſterreich) und Bäcker Martin. Namentlich in den beiden letztgenannten Gedichten hat es der Verfaſſer ſo recht verſtanden, auf den zauberiſchen Klang, mit dem z. B. der Name der Donau mindeſtens in unſere norddeutſchen Ohren fällt, zu ſpeculiren.

Wenn ich vorgeſtern einen Böhmen, und geſtern einen Ungarn las, ſo hat mich heute ein deutſcher Dichter in Italien beſchäftigt, Bernhard von Lepel, welcher Lieder aus Rom herausgab.

Dieſer Poet unterſcheidet ſich von andern Deutſchen, welche bisher in Rom geſungen haben. Er kann ſich nämlich in Italien nicht an dem Anblicke der Schatten einer großartigen Vergangenheit tröſten, von denen Goethe mit poetiſcher Kühnheit ſagte, daß einer unter ihnen mehr werth ſei als das ganze heutige Geſchlecht. Es fehlt dem gewiß talentvollen Dichter an dem, was ich den Anflug des Antiken nennen möchte, um nicht ſchlechtweg die claſſiſche Bildung zu ſagen.

Digitized by Google

Wollte ich mich auf die Vergangenheit unſerer Literatur ſtützen, welche ſich mit Rom viel beſchäftigt hat, ſo hätte ich faſt ein Recht, dieſem Dichter zuzurufen: wenn Dir der Papſt nicht gefiel, warum haſt Du Dich nicht an Cäſar gehalten?

Doch — es haben ja auch andere Dichter die Verſunkenheit des heutigen Roms geſchildert, und gerade hier zeigt ſich am deutlichſten Lepel's Verhältniß zu den mit Erfolg eine gewiſſe Claſſicität anſtrebenden deutſchen Dichtern, welche in Rom geſungen haben. Um den jetzigen Zuſtand Italiens zu ſchildern, ſtellt Lepel es allegoriſch dar als ein ſchönes Weib, welches kniet und betet: Ave Maria. Das erinnert an ein ganz ähnliches Gedicht bei Platen. Am Aſchermittwoch ruft Platen einem Weibe zu: Wirf den Schmuck ſchönbuſiges Weib zur Seite, und fordert ſie auf vor ihren Heiligenbildern auf die Kniee zu fallen. Dieſes Weib aber iſt keine allegoriſche Figur, ſie iſt eine Römerin von ächtem Fleiſch und Blut, — und doch wird hier ohne alle Reflexion die Verſunkenheit von ganz Italien charakteriſtiſcher dargeſtellt, als in der Lepelſchen Allegorie.

Die Lieder von Rom beginnen mit einer Reihe von Gedichten, welche man ſchlechtweg italieniſche Gedichte nennen könnte. Darunter befindet ſich unter andern die Bearbeitung einer römiſchen Volkslegende,*) deren Keckheit überraſcht. Dann folgen italieniſche Genrebilder, welche dem Verfaſſer wohl am beſten gelungen ſein mögen. Hier hat ſich der Dichter von der Reflexion frei erhalten, und auf der andern Seite kommt es dieſen Genrebildern zu Gute, daß der Leſer bei ihrer Form nicht in Verſuchung kommen kann, ſie mit den römiſchen Poeſien von Goethe oder Platen zu vergleichen.

Hierauf eine Reihe von Gedichten, in denen der Verfaſſer ſich plötzlich an das Behagen zu erinnern ſcheint, das der Altvater unſrer Poeſie,

> Der, mit der Meiſterhand das ſchöne Nackte
> Berührend eines Frauenhalſes, leiſe
> Darauf klopfte ſeiner Rhythmen heitre Takte. (S. 88.)

in Italien verſpürte, und dieſem gewiſſermaßen nachſtrebt. Zu dieſen Poeſien gehört z. B. die Wittwe von Capri (S. 119—140). Der Stoff, eine junge ſchöne, mit blühenden Kindern geſegnete Wittwe, welche von italieniſchen Prieſtern und Fiſchern umſchwärmt wird, ſich allen kalt, aber nicht unfreundlich zeigt und nur den Fremdling mit

*) Sie wurde in den Grenzboten bereits mitgetheilt.

Digitized by Google

Herzlichkeit behandelt, ist gewiß glücklich gewählt, oder — wie man nach einer Anmerkung des Verfassers wohl sagen darf — zweckmäßig erlebt. Da aber die Situation damit abschließt, daß die Italienerin in dem Deutschen einen Freund findet, mit dem sie sich am Abende gern ihres verstorbenen Gatten erinnern mag, so bietet dieselbe keineswegs jene Fülle von poetischen Beziehungen dar, welche man erwartet, da die Erinnerung an Goethe's römische Elegien zu nahe liegt.

Bernhard von Lepel muß überdies der Vorwurf gemacht werden, daß er, anstatt den entsprechenden Stoff einfach und sinnig mit dem ersten Gedichte auch äußerlich abzuschließen, den Leser während einer ganzen Reihe von Fortsetzungen in der Erwartung eines eigentlichen Liebesverhältnisses erhält. Gewiß hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn seine Wittwe von Capri den Leser in eine frivole Stimmung versetzen sollte, die selbst Goethe in seinen Elegien trotz der Freiheiten, die er sich gestattet, vermieden hat. Im Ganzen ist jedoch Bernhard von Lepel eine erfreuliche Erscheinung in unserer poetischen Literatur und verdient seinen Platz in den Gedichtsammlungen, die wir so eben durchflogen haben, sogleich nach Gottfried Keller.

Heinrich Pröhle.

Digitized by Google

Unterhaltungen der Gefangenen in Wilna.

Scene aus dem Dziady des Adam Mickiewicz; aus dem Polnischen übersetzt von F. A. Märker.

Wilna. Kloster der Mönche des heiligen Basilius, das zu einem Staatsgefängniß umgewandelt ist. — Ein Corridor. — In der Ferne steht die Wache mit Karabinern. — Einige junge Gefangene treten mit Licht aus ihren Zellen. — Mitternacht.

Jacob. Geht's? Können wir uns sehn?

Adolf. Die Wache trinkt; —
's ist unser Corporal.

Jacob. Wie spät?

Adolf. Fast Mitternacht.

Jacob. Trifft uns die Runde, peitscht man ihn zu Tode.

Adolf. Lösch' nur das Licht; — sieh, — durch die Fenster schlägt's,
(Sie löschen das Licht aus.)
Die Runde, Kinderei, sie muß erst klopfen,
Parole wechseln, muß die Schlüssel suchen. —
Der Corridor ist lang, — eh' sie uns trifft,
Läuft jeder, schließt die Thür, fällt hin und schnarcht.
(Andere Gefangene, aus ihren Zellen gerufen, treten heraus.)

Zegota. Guten Abend.

Konrad. Du hier.

Priester Lwowicz. Ihr hier.

Sobolewski. Und auch ich.

Frejend. Zegota, laß zu Deiner Zell' uns gehn;
Du tratst gefangen heut in's Noviziat,
Hast ein Kamin; da kann's ein Feuer geben,
Und Neuigkeit; — wir sehn auch neue Wände.

Zegota. Drei Schritt' mißt meine Zell', nur sind so viele.

Frejend. Da laßt uns lieber gehn zu Konrad's Zelle;
Die fernst' ist sie, stößt an die Kirchenmauer;

Digitized by Google

Man hört von dort nicht Rufen, nicht Geſang.
Heut wünſcht' ich laut zu reden, viel zu ſingen;
Die Stadt glaubt, daß man in der Kirche ſingt.
's iſt morgen Weihnachtsfeſt, — Kameraden — nun,
Ich hab auch Flaſchen.

Jacob. Weiß's der Corporal.

Freiend. Der Gute möchte ſelbſt davon genießen,
Auch iſt's ein Pol', ein alter Legioniſt;
Der Kaiſer ſchuf ihn mit Gewalt zum Ruſſen.
Als guter Katholik erlaubt' er uns,
Die heil'ge Nacht zuſammen zuzubringen.

Jacob. Wird's ruchbar, kommt er nicht mit flachen Hieben fort.

(Sie treten in Konrads Zelle, zünden Feuer an im Kamin, ſtecken Licht an. — Die Zelle Konrads.

Prieſter Lwowicz. Und woher kommſt, Zejota, Du Geliebter?
Wann?

Zegota. Heut riß man mich aus dem Haus, der Scheune.

Pr. Lwowicz. Du warſt Landwirth?

Zegota. Welch einer! wie berühmt.
Hätt'ſt Du geſehen meine Schaf' und Rinder!
Ich, der ich ſonſt nicht Hafer kannt' noch Stroh,
Ich bin der beſte Landwirth jetzt in Litthau'n.

Jacob. Hob man Dich plötzlich auf?

Zegota. Schon lange hört' ich
Von Unterſuchung hier; ich wohn' am Wege.
Man ſah die fliegenden Kibitken athemlos,
Und jede Nacht verkündet Unheil uns ihr Klingen.
Oft wenn wir Abends uns zu Tiſch geſetzt,
Und Jemand mit dem Meſſer rührt' ein Glas,
Erzitterten die Frau'n, die Greiſ' erblaßten,
Als führe der Feldjäger ſchon herein.
Ich wußt' nicht, wen man ſuchte, noch warum,
Zu 'ner Verſchwörung hab' ich nie gehört:
Vielleicht erfand man den Proceß zum Nutzen,
Daß die Gefang'nen zahlen Löſegeld,
Und dann nach Haus ziehn.

Thomas. Hegſt Du ſolche Hoffnung?

Zegota. Wohl. Schickt man nach Sibirien doch nicht ſchuldlos;
Wie ſollte Schuld an uns man finden und erdenken?
Ihr ſchweigt, — erklärt mir doch was hier geſchieht,
Weß ſind wir angeklagt, was iſt der Grund?

Thomas. Grund — Navoſilcow iſt aus Warſchau da.
Du kennſt vielleicht den Sinn des Herrn Senators.

Zegota. Doch woll'n wir uns vertheid'gen. —

Digitized by Google

Thomas. Das iſt fruchtlos —
Geheim ſchwebt Unterſuchung und Gericht.
Niemand erfährt, weshalb er hier verklagt,
Vor Deinem Kläger führſt Du die Vertheid'gung;
Er will uns ſtrafen — dem entgehn wir nicht.
Ein Mittel gibt's, ein traur'ges — 's gibt nur dies:
Laßt Ein'ge uns dem Feind als Opfer weihn,
Die müſſen auf ſich aller Fehler nehmen.
Ich ſtand als Haupt Eurem Vereine vor;
's iſt meine Pflicht für Euch zu dulden, Freunde.
Gebt von den Brüdern die Erwählten mir,
Die Waiſen ſind, die Aelt'ren, Unbeweibten,
Um deren Schickſal nicht viel Herzen bluten,
Die Jüng'ren, Nöth'gern rettet aus des Feindes Hand.

Zegota. So kam es dahin?

Jacob. Sieh, wie wird er traurig,
Er wußte nicht, daß er ſein Haus auf immer ließ.

Frejend. Im Kindbett ließ ſein Weib da unſer Jacek
Und weint nicht —

Felix Kolakowski. Soll er weinen? Gott ſei Lob
Gebiert 'nen Sohn ſie, ſag' ich ihm die Zukunft —
Gieb Deine Hand, ein Chiromant bin ich,
Ich künde Dir die Zukunft Deines Prinzen:
(er ſchaut in die Hand.)
Bewahrt im Lande er die Redlichkeit,
Begegnet ihm Kibitke und Gericht;
Er findet uns vielleicht noch Alle hier.
Ich liebe Söhne, 's werden Kameraden.

Zegota. Sitzt Ihr ſchon lang'?

Frejend. Woher das Datum wiſſen?
's fehlt am Kalender, Niemand ſchreibt 'nen Brief;
Was ſchlimmer iſt, wer weiß, wie lang's noch währt.

Suzin. Ich hab' am Fenſter hölzerne Gardinen,
Und weiß auch nicht, wann Dämm'rung iſt, wann Morgen.

Frejend. Den Thomas frag', den Patriach der Noth; —
Der größte Hecht fiel auch zuerſt in's Netz;
Er nahm uns all' hier auf und bleibt der Letzte,
Er weiß wer kam, woher er kam, und wann.

Suzin. Das iſt Herr Thomas! Konnt' ihn nicht erkennen.
Gib mir die Hand; Du kannteſt mich nur wenig:
Damals war Allen Deine Freundſchaft theuer,
So viel umgaben Dich der näh'ren Freunde;
Du ſah'ſt mich nicht, allein ich kannte Dich,
Weiß was Du thar'ſt und litteſt, uns zu retten; —

Seit dieſer Zeit rühm' ich mich, Dich zu kennen,
Und denk im Tod', Du haſt geweint mit Thomas.

Freiend. Bei Gott, wozu die Thränen, dies Entſetzen.
Da Thomas frei war, trug er auf der Stirn
Mit großen Lettern eingeſchrieben „Kerker",
Jetzt iſt er hier zu Haus, in ſeinem Element.
Da draußen war's ein kryptogamer Pilz,
Welk und vertrocknet an der Sonn'; in's Loch geſetzt,
Wo wir, die Sonnenblumen, bleichen, ſterben,
Entfaltet er ſich, blüht, wird mälig ſtark,
Doch braucht Herr Thomas eine Moxcur,
Berühmt jetzt auf der Welt, die Hungercur.

Zegota (zu Thomas). Mit Hunger hat man Dich geplagt.

Freiend. Man gab 'nen Fraß,
Hätt'ſt Du's geſehn, — 's war ein merkwürd'ger Anblick;
Wenn Du das Zimmer nur damit geräuchert,
Genügt's, um Mäuſ' und Heimchen zu vergiften.

Zegota. Wie aßeſt Du?

Thomas. 'ne Woche aß ich nichts,
Verſucht' es dann, nun ſchwanden meine Kräfte;
Dann fühlt' ich Schmerzen, Stiche, wie nach Gift,
Und fühllos lag ich ein'ge Wochen dann.
Weiß nicht wie lang, noch was ich litt an Krankheit;
Es war kein Arzt da, der ſie mir genannt,
Nun ſcheint's als wär' ich für den Fraß geboren.

Freiend (mit erzwungener Heiterkeit).
Glaubt mir, 's iſt draußen in der Welt nur Täuſchung;
Hier lernt man erſt den Sinn von Küch' und Wohnung:
Gut oder ſchlecht, 's iſt Folge der Gewohnheit.
Ein Litthauer fragt' einſt, ich glaub' den Teufel,
Warum er ſäß im Koth? — „Weil ich's gewohnt bin."

Jacob. Doch die Gewöhnung, Bruder!

Freiend. Darin liegt's.

Jacob. Hier ſitz' ich nun, ich glaube ſeit acht Monden
Und ſehne mich nicht minder —

Freiend. Auch nicht mehr.
Herr Thomas iſt gewohnt, daß ihm geſunde Wohnung
Die Bruſt beſchwert, und gleich den Kopf verdreht.
Er athmet nicht mehr, geht nicht aus der Zelle —
Treibt man ihn fort, macht ſich bezahlt ſein Kerker:
Nicht einen Groſchen gibt er mehr für Wein,
Luft ſchnappt' er, und gleich wird er luſtig ſein.

Thomas. Doch wär' ich lieber in der Erde, hungernd, krank,
Und litte Schläg' und Schlimm'res — Unterſuchung,

Als daß im beſſ'ren Raum ihr mit mir wäret, Buben!
Die ihr uns alle wollt in einem Grab begraben.

Freund. Beweinſt Du uns? Haſt Du wen zu bedauern?
Doch mich nicht, welchen Nutzen bringt mein Leben?
Im Kriege noch, hab' ein Talent zu ſchlagen;
Den Rücken ſpickt' ich etlichen vom Don.
Allein im Frieden — was hundert Jahre leben,
Daß ich den Ruſſen fluch' und ſterb' — und ſchwinde.
Frei wär' ich hundert Jahr ein ſchlechter Wicht,
Wie Pulver, Wein von mittelmäß'ger Art; —
Iſt er gepfropft, ſchlug man 'nen Stopfen auf das Pulver,
Da gelt' ich wie 'ne Flaſche, eine Ladung.
Schal würd' ich, wie der Wein in offner Kanne,
Verpufft wie Pulver auf der offnen Pfanne;
Doch ſchickt man mich in Ketten nach Sibirien,
Sehn mich in Litthau'n an die Brüder, denken:
So edles Blut, ſo ſchlägt man unſre Jugend!
Ich, Thomas, hätte gleich mich hängen laſſen,
Daß länger Du gelebt 'nen Augenblick:
Dem Vaterland dien' ich nur durch den Tod,
Und zehnmal ſtürb' ich, zu erwecken Dich; —
Dich, oder den ſchwermüth'gen Dichter Konrad,
Der uns die Zukunft ſagt, wie ein Zigeuner —
(zu Konrad)
Ich glaub's, denn Thomas ſagt's, Du ſei'ſt ein großer Sänger,
Ich liebe Dich, weil Du auch gleichſt der Flaſche:
Geſäng' ergießeſt Du, und athmeſt Gluth
Wir trinken, fühlen, doch Du ſchwindeſt — und verſiegſt.
(Er nimmt Konrads Hand und trocknet ſich die Thranen.)
(Zu Thomas und Konrad.)
Ihr wißt, ich lieb' Euch, lieben dürfen wir,
Nicht weinen. Brüder, trocknet Eure Thränen,
Denn faßt mich Wehmuth, fang' ich an zu ſchluchzen,
So mach' ich keinen Thee, und 's Feu'r erliſcht.
(Er macht Thee.)

(Ein Augenblick des Schweigens.)

Pr. Lwowicz. Wahr iſt's, der Ankömmling wird ſchlecht empfangen,
(auf Zegota zeigend)
Ein ſchlechtes Zeichen iſt's, beim Einzieh'n weinen —
Tags ſchweigt man lang genug! — He! welche Stille.

Jacob. Nichts Neues?

Alle. Neuigkeiten?

Pr. Lwowicz. Gibt's nichts Neues?

Adolf. Johann hatt' Unterſuchung heut, war aus 'ne Stunde,
Doch ſchweigt er düſter, — ſeine Miene ſagt,
Er mag nicht reden.

Mehrere Gefangene. Nun, Johann! Nichts Neues?

Joh. Sobolewski (traurig).
Nichts Gut's — heut — nach Sibirien — zwanzig Kibitken
Sind fortgefahren.

Zegota. Wer?

Joh. Sobolewski. Die Samogitier.

Alle. Sibirien?

Johann. Und im Aufzug vor den Leuten.

Mehrere. Sie fort!

Johann. Ich ſah's.

Jacek. Du ſahſt's! Und meinen Bruder —
Fuhr man ihn fort? Sie alle?

Johann. Alle, — alle!
Ich ſah es ſelbſt. — Wir kehrten juſt zurück, ich bat
Den Corporal 'nen Augenblick zu zögern,
Und barg mich an der Kirche Säulen. Drinnen
War eben Meſſe und viel Volks verſammelt.
Da ſtrömten plötzlich all' heraus, gedrängt,
Nach dem Gefängniß. Ich ſtand in der Halle,
Leer war die Kirche, ſo daß in der Tief' ich ſah
Den Prieſter mit dem Kelch, den Knaben mit der Klingel.
Das Volk umzog den Kerker, wie ein Wall,
Vom Thor bis auf den Platz, als gält's ein Feſt;
Das Heer mit Waff' und Trommel ſtand in Reih'n,
Inmitten die Kibitken. Her vom Platze ſprengt'
Der Polizmeiſter; an der Miene hätteſt Du
Erkannt den Mann, den Führer des Triumphs.
Man rührt die Trommel, 's öffnet ſich das Rathhaus,
Mit Bajonnetten holt man Jeden, bringt
Die Knaben, mager, alle wie Rekruten,
Den Kopf raſirt, — und Eiſen an den Füßen.
Die armen Seelen! — Und zehn Jahr der Jüngſte;
Er klagte, daß zu ſchwer ihm ſei die Kette;
Und zeigt den blutbedeckten, nackten Fuß.
Der Polizmeiſter hört's, fragt, was er wünſcht;
Gar menſchlich hat er ſelbſt beſeh'n die Kette:
„Zehn Pfund, das iſt der Vorſchrift ganz gemäß.“ —
Janczewski kam; ich kannt' ihn, er ward häßlich,
Schwarz, mager, doch es ſprach aus ihm was Edles.
Vor einem Jahr ein leichter ſchöner Knabe,
Schaut er aus der Kibitke, wie aus düſtrem Felſen,
Ein Kaiſer! — ſtolz, mit trocknem, heit'rem Auge.
Er ſchien zu tröſten ſeines Bann's Genoſſen,
Dann grüßt er rings mit bitt'rem, mildem Lächeln;
Als ſagt' er: es bekümmert mich nicht ſehr.

Digitized by Google

Doch plötzlich ſchien's als träf' auf mich ſein Auge,
Er ſah nicht, daß der Corporal mich hielt,
Und glaubte frei mich; ſeine Hand er küßte,
Winkt Lebewohl und ſchien mir Glück zu wünſchen; —
Und Aller Augen wandten ſich nach mir;
Der Corporal drang, daß ich mich verberge,
Ich wollte nicht, trat näher zur Colonne,
Sah' die Geſtalt, die Regung des Gefang'nen: —
Die Leute weinten, auf die Ketten blickend;
Er ſchaukelt mit dem Fuß, meint, 's iſt nicht ſchwer. —
Man treibt das Pferd, — und fort rollt die Kibitke —
Er ſchwenkt den Hut, ſtand auf, da hallt in aller Ohren
Sein mächt'ger Ausruf: „noch iſt Polen nicht verloren. —"
's fiel in die Menge, lange ſchwenkte noch
Die Hand den Hut, wie 'ne Begräbnißfahne;
Das Haupt, das ihm ſchamloſe Macht beſchor,
War unbeſchämt, ſtolz, fernhin zu erſchau'n; —
Es kündet ſchuldlos jedem ſeine Schmach:
Aus dem Getümmel all' der Köpfe blickt' es auf,
Wie aus dem Meere, ſturmverkündend, der Delphin.
Noch ſeh' ich dieſe Hand und dieſen Kopf,
Und ihrer denk' ich, — auf des Lebens Wege
Sei'n ſie ein Compaß mir zur Bahn der Tugend:
Und könnt' ich ſie vergeſſen, Gott im Himmel,
Vergiß du meiner. —

Pr. Lwowicz. Amen Euch.

Die Gefang. Und uns.

J. Sobolewski. Indeſſen fuhren vor in langem Zug'
Kibitken; man beſetzt ſie in der Ordnung.
Mein Blick ſchweift' über das gedrängte Volk,
Die Truppen, — alle wurden blaß wie Leichen;
Und im Gedränge war ſo dumpfes Schweigen,
Daß ich die Ketten hört' und jeden Schritt.
Ein Wunder! alle ſah'n Unmenſchlichkeit:
Das Volk, das Heer — man ſchweigt, man fürchtet. —
Der letzte kam; — es ſchien, daß er ſich weig're;
Der Arme konnt' nicht geh'n, er wankte ſtets,
Trat langſam von der Stieg', doch kaum die zweite
Stuf' er erreicht, da rollt' er, ſtürzt herab.
's war Waſilewski, hier ganz nahe ſaß er;
Vorgeſtern hat man ihn ſo hart gepeitſcht,
Daß ihm kein Tropfen Blut's im Antlitz blieb.
Ein Söldner kam, hob von der Erd' ihn auf,
Trug zur Kibitk' ihn, und mit einer Hand
Erdrückt er ſtill 'ne Thräne; — langſam trug er,
Doch jener ſank nicht, fiel nicht, ward nicht ſchwer;

So gerade blieb er, wie er lag am Boden,
So ſtarr als wär' vom Kreuz er abgenommen.
Sein Arm ruht auf der Schulter des Soldaten;
Weiß war ſein Aug', es ſtierte furchtbar, weit,
Und rings die Menge ſtarrt mit offnem Mund.
Ein Seufzer hört man, all' der Tauſende,
Als ob die Tiefen ſeufzten unterirdiſch,
Als ob der Kirche Gräber ſich gerührt.
Doch das Commando und die Trommel klangen,
Achtung, — und Marſch! — und mitten durch die Gaſſe
Flog' die Kibitke wie ein Blitz davon.
's war eine leer, — man ſah nicht den Gefang'nen,
Durch's Stroh nur ſtreckt' er zitternd ſeine Hand,
Blau, leichenhaft, die ſchüttelt' er zum Abſchied;
Man fuhr in das Getümmel. Eh' die Peitſch' es trennt,
Drängt man zur Kirch', und g'rad' in dem Moment
Hört' ich die Klingel, man trug her 'ne Leiche.
Leer war die Kirch', ich ſah' des Prieſters Hand,
Aufheben den gebenedeiten Leib,
Und ſprach: O Herr, der durch Pilatus Spruch
Schuldlos ſein Blut vergoß, die Welt zu ſühnen,
Empfang' von dem Gericht dies Knaben-Opfer,
So groß nicht, nicht ſo heilig, aber ſchuldlos.
(Langes Schweigen.)

Joſeph. Von Kriegen ſagt man wohl in alten Zeiten,
Die man ſo wild geführt und ſo abſcheulich,
Daß man des Baums im Walde nicht geſchont,
Und das Getreide auf dem Halm verbrannt.
Uns nimmt die Saat man grauſam und erſtickt ſie.
(Ein Augenblick des Schweigens.)

Pr. Lwow. Vielleicht lebt der Gefang'ne noch, ihr Brüder,
Gott weiß es nur, und wird es einſt enthüllen.
Als Prieſter werd' ich beten, und ich rath' Euch
Thut für des Märtyrers Ruhe es mit mir.
Wer weiß, was morgen unſer Aller harrt.

Adolf. So ſag' uns ein Gebet auch für Xaver,
Der ſich erſchoſſen, ehe man ihn fing.

Frejend. Brav. Erſt hat er mit uns getheilt die Feſte,
Und nun's die Noth gilt, geht er aus der Welt.

Pr. Lwowicz. Doch laßt für dieſen Bruder auch uns beten.

Jankowski. Hör', Prieſter, ja, ich ſpotte Deinem Glauben:
Was iſt's? Und wär' ich ſchlimmer als Tartaren,
Ein Türk', ein Dieb, ein Räuber, ein Spion,
Ich würde nicht des Himmels Strafe fürchten.

Digitized by Google

Frejend. So mein' ich's, — gut, daß Du für mich geſündigt,
Doch laßt mich athmen, ich bin ganz erſtarrt.
Ich hab' mich überweint bei der Erzählung. —
Ei, Felix, wenn Du uns doch tröſten möchteſt!
Du machſt den Teufel lachen in der Hölle.

Einige Geſ. Es ſei, es ſei, ja Du mußt reden, ſingen
Du haſt ja Stimm', he, Frejend, he, nun Wein!

Zegota. Gemach, auch ich gehöre zu dem Landtag,
Ich bin der Letzte, doch ich will nicht feiern;
Von Saatkorn ſprach man, — und auf dieſe Rede
Muß wohl ein Landwirth ſprechen ſeinerſeits.
Der Feind will alle Körner unſ'res Gartens
Einſammeln und begraben in dem Reich,
's gibt Theurung, doch den Hunger fürchtet nicht.
Herr Anton ſchrieb ja über ſolchen Feldbau.

Ein Geſ. Was für ein Anton?

Zegota. Nun Goreckis Fabel.
Doch Wahrheit iſt's!

Einige. Was iſt's? Erzähl' es uns!

Zegota. Als Gott den Sünder aus den Paradieſe trieb,
Da wollt' er doch nicht, daß er Hungers ſterbe;
Getreide ließ die Engel er bereiten,
Und Körner auf den Weg des Menſchen ſtreu'n.
Und Adam kam und fand es, ſah's von ferne,
Und ging, weil er's nicht wußte zu gebrauchen.
Da kam zu Nacht der Teufel, klug ſprach er,
Gott hat den Roggen nicht umſonſt geſtreut;
Gewiß wohnt in dem Korn verborg'ne Kraft;
Laßt es uns bergen, eh's der Menſch erkundet.
Er gräbt mit ſeinem Horn ein Loch und wirft's hinein,
Speit und bedeckt's, und ſtampft es mit dem Huf; —
Stolz und zufrieden, daß er Gott errathen,
Lacht er aus vollem Halſe, brüllt, verſchwindet.
Allein im Lenz ſah man ihn ſehr verwundert,
Gras ſprießt und Blumen, Aehren da und Saat. —
Die Mitternachts nur auf die Welt Ihr geht,
Die Liſt — Verſtand nennt, und die Bosheit — Stärke,
Trefft Glauben Ihr und Freiheit und begrabt ſie,
Gott zu betrügen, — Ihr betrügt Euch ſelbſt.

Frejend. 's mag gut ſein, — doch auf Felix komm ich wieder,
Die Fabeln, was für Poeſie'n ſind das,
Man muß ſich mühen erſt den Sinn zu finden,
Es leben Felix' Lieder, auf und trink!

(Er gießt ihm Wein ein.)

Jankowski. Und Lwowicz, — ei, er betet für die Todten!
Hör' zu, ich werde dem ein Liedlein ſingen.
(Er ſingt.)

Sprechet, wenn es Euch beliebt,
Jeſus Maria.
Soll ich glauben, daß uns liebt
Jeſus Maria.
Schlag' erſt fort der Buben Schaar
Jeſus Maria. . . .

Konrad. Beim Kelche ſprich den Namen mir nicht aus,
Ich weiß ſchon lang' nicht, wo mein Glaube blieb;
Ich ſteh' nicht in der Litanei der Heil'gen,
Doch laß ich nie Maria's Namen läſtern.

Corporal (ſich Konrad nähernd).
Gut, daß der einz'ge Name, Herr, Dir blieb —
Wenn auch ein Spieler ganz geleert den Säckel,
Er hat noch Hoffnung, blieb ihm nur 'ne Münze.
Es kommt ein Glückstag, er zieht ſie hervor,
Schafft mit Procenten, und Gott ſegnet ihn;
Er hinterläßt 'nen gröſs'ren Schatz als früher.
Der Nam', Herr, 's iſt kein Scherz — 's traf ſich einſt
In Spanien, Jahre ſind's, — o es iſt lange.
Ich ſtand da bei Dombrowski's Legionen,
Trat dann in Sobolewski's tapf're Schaar.

Sobolewski. Mein Bruder war's!

Corporal. Gott! Frieden ſeiner Seele!
Ein braver Held — fünf Kugeln trafen ihn;
Dir glich er, Herr. Nun dann, mit 'nem Befehl
Von Eurem Bruder fuhr ich nach Lamego —
's iſt mir wie heute, — nun, dort waren Franzen:
Man ſpielt mit Knöcheln, Karten, küßt die Mädchen —
Und brüllt, ein jeder trunk'ne Franzmann brüllt.
Was ſie nun ſangen, 's thut hier nichts zur Sache,
Die alten Bärte, ſo gar ſchmuz'ge Lieder,
Daß ich, ein junger Mann, mich ſchämte. Fort und fort
Ging's auf die Heil'gen — und dann höher, höher,
Sich ſtets verſünd'gend läſtert man die Jungfrau —
Ich habe das Patent der Brüderſchaft,
Und unſ're Pflicht iſt es, ſie zu vertheid'gen,
So red' ich denn, nun haltet's Maul, zum Teufel!
Man ſchweigt, und keiner ließ mit mir ſich ein.

(Konrad im tiefen Nachdenken, Andere fangen an zu ſprechen.)

So hört nun, Herr, wie das zu Ende geht.
Die gingen ſchlafen, hatten gut gefüllt —

Digitized by Google

Da heißt's zu Pferd — man allarmirt das Lager —
Die Mützen faßt man und ſie woll'n nicht ſitzen,
's war da kein Platz für ſie, denn all' die Köpfchen
War'n abgeſchnitten, glatt und ſchön wie Mohn;
Wie Hühner hatte ſie der Schelm von Wirth geſchlachtet; —
Und ſieh', mein Kopf, der blieb auf ſeinem Nacken;
Und in der Mütze lag latein'ſche Schrift:
„Vivat Polonus, unus defensor Mariae.“
Ihr ſeht, wie ich durch dieſen Namen lebe.

Ein Gef. Sing, Felix, gieß' Thee ein oder Wein,

Felix. Einſtimmig iſt's entſchieden von den Brüdern,
Soll heiter ſein, obwohl das Herz mir bricht,
Dann heiter, Felix, auf, nun ſtimm' zum Lied.
(Er ſingt.)

Suzin. Was iſt's, daß Konrad ſo verſunken ſitzt,
Als rechn' er ſeine Sünden her zur Beichte?
Konrad! — Seht, er wird bleich und wieder roth.
Iſt krank er?

Felix. Wart' — ich rieth's, ſo wird es ſein
Wir kennen Konrad, wiſſen das zu deuten.
Zwölf, das iſt ſeine Stunde; Felix, ſtumm!
Jetzt, Brüder, hören wir 'nen beſſ'ren Sang.
Doch ſchafft Muſik; Du haſt 'ne Flöte, Frejend,
Spiel' ihm die alte Weiſe, wir ſind ſtill,
Und wird's verlangt, ſo ſtimmen wir zum Chor.

Joſeph (den Konrad anblickend).
Sein Geiſt verließ uns, Brüder, irrt nach fern;
Vielleicht lieſ't er die Zukunft in den Sternen,
Begrüßt ſich dort mit den vertrauten Geiſtern;
Sie ſagen ihm, was die Geſtirne bringen.
Sein Auge ſehet, — drinnen glänzt ein Feuer, —
Das Auge ſpricht nicht, und es fragt auch nicht.
Die Seel' iſt nicht darin; Wachtfeuer ſind's
Von ihrem Heer verlaſſen, das durch Nacht
Im Stillen auszog auf 'nen fernen Zug —
Eh ſie erlöſchen, kehrt das Heer zurück.
(Frejend verſucht verſchiedene Töne auf der Flöte.)

Konrad (ſingt).
Mein Lied war ſchon im Grabe, ſchon erſtarrt, —
Blut fühlt' es, — blickt von unten auf — und ächzt,
Und wie ein Vampyr, der des Blutes harrt,
Erſteht's — Blut lechzt es, lechzet, lechzt.
Ja Rach' am Feinde, Rache, Rach' und Tod,
Mit Gott, und wär's auch gegen Gott.
(Der Chor wiederholt es.)

Mein Lied ſagt: Abends zeig' ich mich auf Erden,
Landsleuten ſchlag' ich erſt, den Brüdern Wunden,
Wo meine Krall'n der Seele Weg gefunden
Bei Einem, muß, wie ich, er Vampyr werden.
Ja, Rach' am Feinde, Rache, Rach' und Tod
Mit Gott, mit Gott, und wär's auch gegen Gott.
Dann trinken wir mit Luſt des Feindes Blut,
Laßt ſeinen Leib uns mit dem Beil zerhau'n:
In Hand und Fuß einſchlagen unſ're Klau'n,
Nie kehr' er wieder, wie der Vampyr thut.

Zur Hölle laßt uns ſeine Seele tragen,
Auf dieſe Seel' uns ſammeln all' vereint,
So lang' ihr die Unſterblichkeit entſchlagen
Sie martern, als ſie nur zu fühlen ſcheint.
Ja Rach' am Feinde, Rache, ꝛc.

Pr. Lwowicz. Konrad, halt ein, bei Gott, ſo thun die Heiden.

Corporal. Wie ſchrecklich blickt er, — 's iſt ein Satanslied.
(Man hört auf zu ſingen.)

Konrad (mit Begleitung der Flöte).

Auf ſchwing' ich mich! Entſchweb' auf Bergeshöh'n —
Weit über ſterblichem Geſchlecht,
Mit den Propheten.
Der Zukunft düſt're Wolken ſeh' ich ſteh'n
Mein Auge theilet, gleich dem Schwerte, ſie,
Mein Arm zerreißt die Nebel, wie der Sturm —
Schon tagt's — von droben ſchau' ich an die Völker —
Sieh' das verſchloſſ'ne Buch vom Weltenſchickſal
Dort unten!
Sieh', ſieh' der Zukunft Thaten, ſpäte Jahre
Sie flieh'n, wie Vögel, die den Adler ſah'n,
Mich Himmelsadler!
Zur Erde fallen ſie, ſie laufen,
Im Sande bergen ſich die Haufen:
Hei, jagt ſie, jagt ſie, meine Falkenaugen,
Ihr Augen, Blitzen gleich!
Auf ſie, ihr Krall'n! — Sie ſeh' ich, faſſe ſie.

Ha, welch' ein Vogel ſtreckt dort ſein Gefieder,
Bedeckt ſie all', ſein Auge fordert mich;
Die ſchwarzen Flügel droh'n wie Wetterwolken,
Und breiten ſich dem Regenbogen gleich,
Sie decken ganz des Himmels Reich.

Der Rieſenrab' iſt's — wer? — wer biſt du, Rabe?
Wer? Sieh' mich, Adler! Er verwirrt mein Denken!
Wer biſt du? Sieh' mich Donnermächt'gen! —

Digitized by Google

Er blickt auf mich, ſchlug Rauch mir in die Augen,
Mein Denken ſchweift — verirrt —

Einige Gef. Was ſagt' er — was — was iſt's, — ſieh', er iſt bleich.
(Sie faſſen Konrad.)
Sei ruhig.

Konrad. Halt! haltet! — Mit dem Raben maß ich mich —
Halt, ich entwirr' es —
Ich end'ge, end'ge den Geſang.
(Er ſchwankt.)

Pr. Lwowicz. Genug der Sänge.

Andere. Genug.

Corporal. Sei Gott mit uns —
Die Klingel! Hört die Rund' iſt unterm Thor,
Löſcht's Feuer — fort! —

Ein Gefangener (ſieht durch das Fenſter).
Man hat das Thor geöffnet,
Konrad ſank um — laßt ihn, in Eure Zellen!
(Alle eilen fort.)

Digitized by Google

Zunftzwang und Gewerbefreiheit in Oesterreich.

Zwei Briefe.*)

I.

Aus Prag.

Das Journal des österreichischen Lloyd brachte die Kunde von einem beschlossenen Gesetze, demgemäß die meisten Zünfte und Innungen aufgehoben würden, und wer sich zu den noch bestehenden einreihen lassen wolle, müßte sich die dabei gebräuchlichen Bedingnisse gefallen lassen. Also Gewerbefreiheit, mit bloßen freiwilligen, nicht vom Gesetze bedingten Corporationen. Nach dieser Anzeige erschraken sämmtliche Zünfte, in dem Glauben, daß diese Art Gewerbefreiheit nur zum Ruin der Gewerbe selbst ausschlagen müsse, indem sie jede ordnungsmäßige, sociale Verbindung aufhebe, und allen Pfuschern Thür und Thor öffne, und zugleich eine gewerbliche Ueberbevölkerung herbeiführen würde, deren Ende Armuth und Elend sein müßte. Da aber die Regierung bisher keine öffentliche Verordnung erscheinen ließ, so tröstet man sich damit, daß die Wiener Gewerbsinhaber Vorstellungen gegen ein derlei Gesetz gemacht und Gehör gefunden haben.— Man sehe nur nach Preußen, welche schmerzhafte Folgen die unbedingte Gewerbefreiheit gebracht, und wo man eben wieder bemüht ist, diese zu beschränken**).

---

*) Wir stellen hier zwei sich widersprechende Correspondenzen nebeneinander, weil sie den Conflict der Meinungen, der in diesem Augenblicke über diese Frage in Oesterreich sich kund gibt, deutlich abspiegeln. D. Red.

**) Die unbedingte Gewerbefreiheit hat in Preußen über dreißig Jahre geherrscht, und hauptsächlich dazu beigetragen, daß der Staat sich von seinem Sturze

Digitized by Google

Die Wirkungen der Gewerbefreiheit ſind: 1. Aufhören der Sicherheit der Gewerbenahrung. 2. Die ſolide Handwerksarbeit verſchwindet und leichte, ſchlechte Waare tritt an deren Stelle. 3. Die oft gerühmte Wohlfeilheit offenbart ſich als wahre Theuerung, indem die ſchlechte Waare bald verbraucht iſt, da ſolche nicht lange aushält. 4. Die Gewerbekenntniſſe gehen durch kurze Geſellenzeit, und ſogar ohne gehörige Lehrzeit bald verloren. 5. Viele Gewerbetreibende verarmen dadurch und weil ihrer zu viele geworden, und die Gemeinden werden mit einer Menge Bettler belaſtet. 6. Durch die unberechnete und unbeſchränkte Concurrenz wird der ehemalige Wohlſtand der zunftberechtigten Gewerbe größtentheils vernichtet, und die Exiſtenz eines kräftigen Mittelſtandes immer mehr gefährdet. 7. Nimmt die Zahl der unerfahrenen Handwerker ſo über Hand, daß der Ungehorſam der Arbeitsgehilfen gegen ihre Meiſter täglich zunimmt, und die polizeiliche Aufſicht über die Gewerbsgenoſſen durch die Vorſteher der Innungen ſehr erſchwert wird. 8. Durch die Verwandlung der geregelten Gewerbe in ungeregelte entſteht nur eine Art Tagelöhnerei, und der Begriff der Städte droht ſich aufzulöſen. — Aehnliche ſchädliche Wirkungen äußert auch die viel zu weit ausgedehnte Handelsconcurrenz; der Verkäufer werden zu viele, und der Gewinn der zu Vielen reicht

---

im Jahre 1806 ſchnell erhoben, die großen Opfer und Anſtrengungen, welche die Kriegsjahre 1813—15 verlangten, und weiterhin in ihrem Gefolge hatten, ertragen, und zu einer ſchnellen Entwickelung ſeiner Kräfte gelangen konnte, als es irgendwie unter Zunftzwang und Innungsweſen der Gewerbe möglich geweſen wäre. Die Gewerbefreiheit von 1810 in Preußen wurde aber mit Ausſicht auf weitere organiſirende Geſetze proclamirt. Dieſe Geſetze haben lange auf ſich warten laſſen, und ſind zum Theil bis auf den heutigen Tag noch nicht erſchienen. Ihr Mangel trägt vielmehr die Schuld von Uebelſtänden, die man auf Rechnung der Gewerbefreiheit zu ſetzen häufig als Ausflucht benutzt. Das Princip der Gewerbefreiheit iſt auch in dem Geſetze vom 17. Januar 1845 anerkannt und feſtgehalten; nur die Einſicht, daß jede Freiheit auch ihre ordnenden Beſtimmungen mit ſich führen müſſe, hat dies Geſetz hervorgerufen, über deſſen heilſame oder ſchädliche Folgen erſt die Erfahrung der Zukunft aburtheilen kann. Daß das erwähnte Geſetz, welches die neue preußiſche Gewerbe-Ordnung enthält, jeder Begünſtigung des alten Innungsweſens oder Zunftzwanges fern ſteht, beweiſt ſchon der erſte Paragraph deſſelben, welcher lautet: „Das in einzelnen Landestheilen mit Gewerberechtigungen noch verbundene Recht, Anderen den Betrieb eines Gewerbes zu unterſagen oder ſie darin zu beſchränken, wird hierdurch aufgehoben, ohne Unterſchied, ob die Berechtigung an einem Grundſtücke haftet oder nicht.“ Zum Beitritt zu einer Innung wird durch das neue Geſetz Niemand verpflichtet. Wer ein Gewerbe ſelbſtſtändig betreiben will, kann das ohne jede weitere Beſchränkung thun, indem er das Bürgerrecht an ſeinem Niederlaſſungsorte gewinnt, und nur in dem Falle, daß er Lehrlinge halten will, muß er eine Prüfung ablegen. In dieſer Beſtimmung allein beſteht eine Beſchränkung, wenn man will, gegen die bisher giltig geweſene allgemeine Gewerbefreiheit. D. Red.

Digitized by Google

nicht mehr hin, sie gehörig zu ernähren, da er sich in so viele Abtheilungen spaltet. Die Folgen sind, Ausverkauf, Licitationen oder Banquerotte. — sch —

II.

Aus Wien.

Ich schrieb Ihnen vor Kurzem, daß sich gegen die Einführung der Gewerbefreiheit bei uns Hindernisse aus der Mitte der Gewerbtreibenden erheben würden, und leider bestätigt sich dieses nur allzu sehr. Deputationen über Deputationen wurden abgeschickt und angenommen und das Patent, das schon zur Mittheilung an die betreffenden Behörden bereit lag, das schon an einem bestimmten Tage hätte publicirt werden sollen — ist nun zurückgelegt, und wird, wenn auch nicht in Triest, das als Freihafen besondere Berücksichtigung verdient, so doch in Klagenfurt, der einzigen Provinzialhauptstadt, wo es vorläufig veröffentlicht worden, zurückgenommen werden. Welche Glossen hier allgemein darüber gemacht werden, können Sie denken, leider aber ist das Factum an und für sich ein höchst betrübendes. Man muß nur dabei im Auge behalten: die Regierung nimmt nicht eine schädliche Maßregel zurück, sondern man könnte sagen, sie ist gezwungen (?) eine der folgenreichsten und für einen großen Theil der Bevölkerung segenvollen zurückzulegen, weil das Volk*) sich dagegen stemmt. Klar tritt da wieder unser großes Unglück in den Vordergrund — der Mangel einer durchgreifenden Bildung, einer Volkserziehung, der Mangel all' jener geistigen Errungenschaft, wodurch ein Volk daran gewöhnt wird, wahr und unparteiisch über seine eigenen Interessen nachzudenken. Würde bei uns nicht jede Veränderung, selbst die beste, so lange in den dichtesten Schleier des Geheimnisses gehüllt, bis es bereits zu spät ist, bis es bereits vollendet dasteht, würde es bei uns entweder eine Presse geben, wo man solche tief in das innerste Volksleben eingreifende Fragen erörtern könnte, oder würde man solche Vorschläge, wo voraussichtlich das Privatinteresse von Tausenden dabei Betheiligten berücksichtigt werden muß, den Fähigsten aus den Betheiligten selbst zur Entscheidung, zur Beurtheilung mitgetheilt werden, so wäre man wenigstens auf einen festen Standpunkt gelangt, um darnach entscheiden zu können; ist

*) Nicht das Volk! Die Sache des Volkes und die Sache egoistischer Zünfte sind zwei ganz verschiedene Dinge. D. R.

Digitized by Google

etwas daran zu ſetzen, daß die Maßregel trotz aller Proteſtationen durchgeſetzt werde, oder iſt ſie unwichtig genug, um ſie gleich im Vorhinein fallen zu laſſen? Man hat freilich ſchon lange hier und da von einer endlichen Einführung der Gewerbefreiheit geſprochen, aber hat man die ſo wichtigen, ſo einflußreichen, ſo wohlunterrichteten Gewerbevereine in Wien und in den Provinzen dabei zu Rathe gezogen? Freilich ſo etwas vermeidet der öſterreichiſche Beamtenſtand, ſo lange es nur immer möglich iſt, es wird ſo ſelten als möglich bei adminiſtrativen Maßregeln ein Gutachten eines Vereins, als einer ja nicht amtlichen Perſon gefordert — denn geſteht dadurch der Beamte nicht zu, jenes oder dieſes Mitglied des Vereins, welches das Gutachten ausſtellen ſoll, verſtehe mehr von dem Fache, als der Beamte ſelbſt, der darüber entſcheiden, der darüber die höchſte Stimme haben ſoll! Wie viele unſerer wichtigſten und nothwendigſten Maßregeln ſind entweder verzögert worden, oder gar nicht zur Ausführung gekommen, weil der Beamtenſtand es unter ſeiner Würde fand, ſich zuerſt von dem Gegenſtande genau in allen ſeinen Details, in ſeinen zarteſten und wichtigſten Verzweigungen zu unterrichten. — Daran nun, und an dem Mangel einer beſſern Preſſe, iſt auch jetzt unſere Gewerbefreiheit geſcheitert, und wird und muß künftighin, ſo lange ſich dieſe Verhältniſſe nicht ändern, noch ſo Manches ſcheitern; denn der Beamte kennt nicht die Bedürfniſſe des Volkes, das Volk kennt ſich und ſeine Zukunft und ſeine Zeit zu wenig, um den Nutzen ſo durchgreifender Reformen einzuſehen. Es weiß es nicht, wie ſich anderswo aus denſelben Anfängen ein ſtarkes Volksbewußtſein, eine kräftigere Nationalität — und gehen wir auf das Materielle über, eine allgemeine Betriebſamkeit, ein Drängen und Treiben nach Erwerb entwickelt hat, welches immer der erſte Grund zu einer größeren Ausdehnung des Volksreichthums wird. Bei uns aber iſt es anders. Der gemeine Gewerbsmann kennt nichts Höheres als — zu leben; er denkt im Vorhinein gar nicht daran, mehr zu thun, als ſich nur grade durchzubringen, zu leben und ſeine Steuern zahlen zu können; was darüber hinaus liegt, ſieht er für etwas Ungewöhnliches an, und ſtrebt reich zu werden — nur durch das Lottoſpiel. Einzelne Ausnahmen. Jene, welche ſich in mehr fabrikartigen, größeren Geſchäften bewegen, dürfen wir nicht hierher rechnen, dieſe haben, wenn ſie auch im Ganzen genommen daſſelbe Gewerbe wie ſo viele andere Mindere betreiben, doch von dieſen weſentlich verſchiedene Intereſſen, die theils in den vom Staate ausgegebenen Privilegien, theils in den Geſchäftsconjunc-

Digitized by Google

turen selbst ihren Grund haben. Die große Masse der Gewerbtreibenden aber, die kleinen Meister sind es, welche noch zu sehr im Unklaren über den Fortschritt und die Erfordernisse der Zeit, sich jeder solchen Maßregel hemmend entgegenstellen werden.

Ja, wenn wir eine Presse hätten, die sich solcher wichtigen, einflußreichen Fragen bemächtigen dürfte, wenn es möglich wäre, in hiesigen Zeitungen eine solche Frage von allen Seiten zu beleuchten, ihre wesentlichen Vortheile für das Allgemeine und für die Zukunft, und ihre kleinen Nachtheile hervorzuheben, wenn wir eine Presse hätten, welche dazu da wäre, die Vortheile des Volkes und des Staates zu wahren, wir hätten seit Monaten über den Gegenstand öffentliche Unterhandlungen geführt, die Regierung hätte aus dem Munde des Volkes selbst gehört, welche seine Wünsche, seine Vorschläge, seine Einwürfe; die Betheiligten hätten aber auch die nöthigen Belehrungen empfangen, man hätte die Nation überzeugen können, daß die Gewerbefreiheit ihr Bestes fördere und man weiß es ja bei uns, welchen Einfluß das gedruckte Wort auf die Masse hat. So aber hört man im Publicum von den bedeutendsten Gesetzen und Maßregeln im letzten Momente das erste Wort. Der Kurzsichtige und der Privilegirte sieht sich dadurch in Vermögen und Erwerb geschmälert, zu Grunde gerichtet, glaubt bei seinen Vorstellungen sich im guten Rechte und pocht darauf, daß der Staat verpflichtet ist, seine Angehörigen in ihren Rechten zu schützen. So waren es zuerst die Barbiere! welche den Reigen der Protestationen, — wenn man es so nennen will, eröffneten. Man muß nur wissen, daß hier in Wien z. B. eine Barbierstube, die viele Kundschaft hat, auf einem guten Platze gelegen und im guten Renommée ist, ihr Recht oft um 8—10,000 Gulden verkauft; diese Rechte fallen nun natürlich bedeutend im Preise, wenn die Concurrenz eine größere wird und es verlöre Mancher sogleich ein paar Tausend Gulden. Nun muß zugestanden werden, daß es in mehr als einem Gewerbe für den Anfang solche kleine Erschütterungen gegeben hätte, aber muß denn dem Staate als großem Ganzen nicht da das Allgemeine mehr am Herzen liegen, als die Einzelnen? und darf man denn den ungeheueren Gewinn vergessen, den die Idee des Forschrittes im Ganzen von einer solchen Maßregel gehabt hätte?! Es ist freilich sehr schön, daß der Staat so viel Rücksicht auf die Wünsche und Bitten der Einzelnen dem Allgemeinen gegenüber legt, aber möge er bedenken, daß er gerade in Fällen, welche das innerste Leben der Nation betreffen, dieses nicht immer gethan, und noch thut — wir erinnern an ein gewisses Fi-

Digitized by Google

nanzpatent, und an die tiefen Seufzer, welche Oesterreich seit Jahren schon nach einer größeren geistigen Freiheit ausstößt. Oesterreich hat durch die Zurücknahme dieser Verordnung wieder einmal dem Drängen der Minderintelligenz nachgegeben, etwas, was es, wie schon bemerkt, theilweise zu thun gezwungen ist, weil es sich auf keine hervorragende, öffentliche Intelligenz, nicht auf die Macht der öffentlichen Meinung stützen zu können wagt. Es ist in manchen Stücken fast unerklärlich, wie Oesterreich selbst so gegen sein eigenes Interesse handeln, wie es eine Waffe, wie eine gutgeleitete Presse, so mit Füßen treten und scheinbar ignoriren kann, wie es hier in gewissen, einflußreichen Kreisen geschieht. Ich sage scheinbar, denn ignorirt wird nur die inländische Presse, die gefesselte, verachtete, verhöhnte, aber die fremde, mit aller möglichen Aufmerksamkeit durchgelesen, und findet sich etwas, — flugs wird es berichtet. Man will vor dem Auslande besser erscheinen als vor dem Inländer selbst, man scheut es, sich in einem falschen Lichte dargestellt zu wissen, aber man ergreift nicht das einfachste, das natürlichste Mittel, diese fremde Presse durch die einheimische selbst in Schach zu halten. Es ist so weit mit uns gekommen, daß man auf jene fulminante Rede Montalembert's in der Pairskammer Herrn v. Zedlitz in der Allgemeinen Augsburger Zeitung antworten läßt, weil man weiß, daß dieses Blatt noch immer mehr Credit hat, als die ganze österreichische politische Presse, und weil man sich von der einheimischen Presse gar nicht vertheidigen zu lassen für nothwendig findet, weil man ihr weder ein publicistisches Talent zutraut, noch daran denkt, wie entehrend für die österreichische Presse es sei, nicht einmal zur Vertheidigung der eigenen Regierung sich erheben zu dürfen. — Freilich, was braucht der Inländer, der Provinzler auf dem Lande zu wissen, daß man der Regierung solch' blutige Vorwürfe macht? für ihn ist sie die väterliche, warum ihn aufstören aus den süßen Träumen? C. C. C.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Stellen-Anerbieten. — Ein bon mot von Jules Janin. — Graf Arnim. — Widersprüche in der Verfassungsfrage. — Studenten nach Oesterreich. — Herr Deinhardstein und sein Aufenthalt. — Gräfin Hahn. — Gutsbesitzer und Schriftstellerinnen. — Die Bühne. — Ein Selbstmord.

Wissen Sie Keinen unter Ihren Bekannten, der die Güte haben möchte, Finanzminister in Preußen werden zu wollen? Sie würden uns durch Ihre gefällige Verwendung einen großen Dienst hier erweisen und einer peinlichen Verlegenheit entreißen, in der wir uns seit fast einem Monat befinden. Diese Woche sagte man sogar, Graf Arnim habe sich herbeigelassen dieses Portefeuille zu übernehmen. Dieses erinnerte mich an ein bon mot von Jules Janin, der in einem Feuilleton des Journal des Debats einst sagte: Ein rechter Feuilletonist kann über alle Dinge schreiben, auch wenn er nicht das Mindeste davon versteht; nur die Mathematik macht hiervon eine Ausnahme, sie ist der einzige Gegenstand, von der man etwas wissen muß, wenn man darüber schreiben will. So könnte man auch sagen: Ein ächter Cavalier kann eigentlich Chef eines jeden Ministeriums sein: wenn er auch wenig davon versteht, nur das Finanzministerium macht eine Ausnahme, Ziffern und Zahlen sind die einzigen Dinge, die sich nicht cavaliermäßig behandeln lassen. Graf Arnim wird von den Personen, die ihm näher stehen und standen, als ein genialer Mann bezeichnet, der durch Scharfsinn und andere Naturgaben Manches rasch überschaut, wozu sonst lange Erfahrung und Studien nöthig sind; der Staatsbeutel aber und namentlich der preußische ist eine philiströse lederne Maschine, die durchaus mit der bloßen Genialität sich nicht zufrieden stellt. In der That hat sich heute wieder das Gerücht zerstreut, das den edlen Grafen mit dieser prosaischen Stelle eine ganze Woche lang bedachte. Ernstlich gesprochen, wäre es in diesem Augenblicke doch sehr wünschenswerth, wenn Graf Arnim auf irgend eine Weise wieder in's Ministerium träte. In der Verfassungsfrage, die, so unglaublich es auch klingt, ernster als je verhandelt wird, wäre die Gegenwart dieses Staatsmanns, dem Jedermann strenge Loyalität, in so weit sie

ſich mit der Politik vereinigen läßt, zuerkennen muß, von guten Folgen. Perſonen, welche den geheimen Staatsverhandlungen nahe ſtehen, ſchildern die Anſicht des ehemaligen Miniſters des Innern folgendermaßen. Als die Reichsſtändefrage zum erſten Male wieder auf's Tapet kam, war Graf Arnim entſchieden dagegen. Entweder — ſagte er — Preußen muß bei Einführung einer Repräſentativregierung einen ganzen Schritt thun oder gar keinen; entweder eine vollſtändige Conſtitution mit zwei Kammern und Alles was daran ſich knüpft nach engliſchem und franzöſiſchen Muſter, oder beſchränkte Provinzialſtände in der bisherigen Form. Da nun der Conſervatismus überhaupt die Nothwendigkeit einer Abänderung des abſoluten Staatsprincips in ein repräſentatives für unnöthig und gefährlich erklärt, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß das bisherige Syſtem als das durchaus Beizubehaltende erklärt wurde. Mittlerweile aber hat die Verfaſſungsfrage doch ſich feſtgeſetzt und nun ſoll Graf Arnim ſeiner Alternative treu geblieben ſein, indem er behauptet, daß wenn einmal die Verfaſſung doch geändert werden ſoll, der volle Schritt ganz allein Preußens würdig ſei. Dieſe Anſicht hat in den eingeweihten Kreiſen mehr Anhänger als man vermuthen ſollte. Nichtsdeſtoweniger iſt die Zahl, die für die geringſte Ausdehnung des Repräſentativrechts ſtimmen, wie natürlich, die größte und überwiegendſte. Und in dieſer engzugeſchnittenen Form kreuzen ſich nun die verſchiedenſten Entwürfe und Vorſchläge. Da man die ausgebildeten Formen der großen conſtitutionellen Länder nun einmal nicht adoptiren mag, ſo bleibt der Phantaſie und dem Erfindungsgeiſte eines jeden einzelnen Rathgebers um ſo mehr Spielraum. Wir könnten mehrere dieſer einzelnen Pläne in ihren Umriſſen hier andeuten, wenn nicht einer dem andern widerſprechen würde. Auch ſind derlei Einzelheiten bereits im Publicum bekannt geworden, da Jeder ſeinen Vertrauten natürlich ſeinen Plan als den wahrſcheinlichſten mittheilte. Hieraus laſſen ſich die vielen Widerſprüche in dieſer Angelegenheit erklären. Ueber den definitiven Beſchluß aber verlautet noch keine Silbe. Da der König erſt ſeit acht Tagen von ſeiner Reiſe zurückgekehrt iſt, und der bekannte Beſuch in Königswart zu der definitiven Entſchließung manches Element hinzugefügt, oder wichtiger weggenommen haben mag. Mit Nachdruck aber wird behauptet, daß eine Manifeſtation vor dem erſten Januar ſtattfinden und die Einberufung ſämmtlicher Provinzialſtände nach Berlin (nach einer andern Behauptung nach einer kleinen Stadt) decretirt werden ſoll.

An der Univerſität haben nun die meiſten Profeſſoren ihre Vorleſungen geſchloſſen und die Studentenwelt hat ſich bereits nach allen vier Enden der Welt zerſtreut. Für den Wintercurſus ſtellt man eine große Abnahme unter den Studirenden der Medicin in Ausſicht, da viele nach Wien und Prag ſich wenden wo die mediciniſche Wiſſenſchaft jetzt in Deutſchland die höchſte Blüthe haben ſoll und wo außerdem noch die großartigſten Spitäler den praktiſchen Studien am Krankenbette beſondern Vorſchub leiſten ſollen. Die unverfänglichen poſitiven Wiſſenſchen (sciences exactes) ſollen wahrſcheinlich in Oeſterreich das wieder gut machen,

Deutſchland die Verehrung finden, die ihrer Gelehrſamkeit gebührt, aber ſolche Käuze wie Herrn Deinhardſtein ſollte man zur Ehre öſterreichiſcher Wiſſenſchaft nicht als Redacteur der „erſten wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift" ausſenden; noch weniger aber ſollte man den heiligen Ruf der öſterreichiſchen Polizeiklugheit auf's Spiel ſetzen, indem man Herrn Deinhardſtein zur Inſpicirung deutſcher Preſſe unter Segel gegangen zu ſein, den Schein läßt.

Von der Gräfin Hahn-Hahn iſt ſchon wieder ein zweibändiger Roman unter der Preſſe; er führt den Titel Sibylle und ſoll eine ihrer beſten Productionen ſein. Wenn man von der Armuth deutſcher Schriftſteller ſpricht und als Gegenſatz auf die großen Honorare hinweiſt, welche die franzöſiſchen Autoren erhalten, ſo möchten wir nur auf die beiden romanſtrickenden Berlinerinnen aufmerkſam machen! Es gibt Jahre, in welchen die Gräfin Hahn von ihrem Verleger 5000 Thaler Honorar bezieht und unter 3000 läuft ſelten ein Jahr ab. Das Einkommen der Frau Paalzow iſt nur um ein Weniges geringer. Um 5000 Thaler jährlicher Einkünfte zu haben, bedarf ein Grundbeſitzer wenigſtens eines Ritterguts im Werthe von 120,000 Thaler, und dabei ſind die polniſchen Gutsherren noch der Gefahr ausgeſetzt, von ihren Unterthanen den Kopf abgeſchlagen oder mindeſtens die Robot verweigert zu erhalten. Die Verfaſſerin von Fauſtine und von Thomas Tyrnau erhalten höchſtens von der Kritik einige blaue Flecken, den Kopf tragen ſie nach wie vor ſehr hoch und auf ihren papiernen Lehnsgütern roboten ſie ſelber mit ſolchem Fleiße, daß ein Bauer mit zwei Zugochſen es ihnen kaum nachthun könnte.

An der königlichen Bühne ſetzt Fräulein Unzelmann ihr glänzendes Gaſtſpiel mit gleichem Beifall fort und alle Stimmen vereinigen ſich in dem Ausſpruch, daß dieſe junge Künſtlerin eins der erſten Talente iſt, welche die deutſchen Bühnen jetzt aufzuweiſen haben. — Im Königsſtädter Theater macht der Komiker L'Aronge in Neſtroy'ſchen und Raimundſchen Rollen viel Glück. — Fräulein von Mara wird, — da die Tuczek auf Gnadenweg Urlaub zu einer Badereiſe erhalten hat — nun doch einen Cyclus von Gaſtrollen geben. — Der Selbſtmord eines bekannten hieſigen Bonvivants machte dieſe Woche Aufſehen. Derſelbe hatte innerhalb fünf Jahren ein Erbtheil von 50,000 Thaler verpraßt; als der letzte Thaler zu Ende war, ſetzte er ſich in einen Lehnſtuhl, einem großen Trumeauſpiegel gegenüber, leerte behaglich eine Flaſche Champagner aus und ſchoß ſich dann eine Kugel in den Kopf, wobei ihm der Spiegel offenbar Dienſte leiſtete. In dieſer Situation trafen ihn die herbei eilenden Hausleute mauſetodt, die leere Champagnerflaſche neben ihm. Dieſer Selbſtmord fand in einem Hauſe dicht an der Steheliſchen Conditorei ſtatt, und die Mokka ſchlürfenden Zeitungscorreſpondenten, die dort ihre Nachmittagsſitzungen halten, hatten die piquante Neuigkeit gleich bei der Hand. —

o—o.

Digitized by Google

II.

Aus Wien.

Galizische Angelegenheiten. — Die Staatsschrift. — Herr Breindl. — Atmosphärische Eisenbahn. — Männergesangsverein. —

Als in den ersten Tagen des tollen Unternehmens der Polen Alles in der gespanntesten Erwartung war, als man jede Nachricht, sie mochte noch so unwahrscheinlich sein, verbreitete und glaubhaft fand — da gab die Regierung täglich selbst Beweise in ihren Journalen, da erlaubte man sogar mirabile dictu! dem einzigen hiesigen halbpolitischen Blatte „die Gegenwart" einen selbstständigen leitenden Artikel. Man sah damals in diesem öffentlichen Auftreten der Regierung ein vertrauungsvolles Entgegenkommen, man glaubte, sie würde nun den Werth einer guten Presse kennen lernen, sie würde einsehen, wie viel es werth sei, wenn man durch die Oeffentlichkeit sich mit der Nation verständige. Aber kaum ist die Ruhe wieder hergestellt, so macht die Regierung eine Reihe von Schritten, von denen einige sicher zum Wohle Galiziens, andere aber wieder zu den heftigsten Angriffen führen werden. Zu den letzteren gehören die Herausgabe der bekannten Staatsschrift und das Avancement (?) und die Decorirung des bekannten Kreishauptmanns von Tarnow Breindl.

Wenn etwas den totalen Mangel einer guten schriftstellerischen Feder in der Staatskanzlei beweist, so ist es die Abfassung dieser Staatsschrift. Abgesehen davon, daß es sehr kleinlich ist, diese Staatsschrift nicht offen und ehrlich in Wien drucken zu lassen, und den darin enthaltenen Zeugnissen wenigstens ein officielles Gepräge zu geben, statt sie in einer kleinen Stadt des Auslandes an's Licht treten zu lassen, abgesehen davon, gibt diese Staatsschrift durch das übersichtliche Aneinanderreihen der Facta und Documente erst den Beweis, wie übereilt und taktlos man in dieser ganzen traurigen Geschichte vorgegangen. Ja der schlechte, matte Styl dieser Staatsschrift läßt es sogar in der Perspective erscheinen, als wenn an der vielbesprochenen Proscriptionsgeschichte doch etwas Wahres wäre, denn die Person, welche sie als den Preisaussetzer angibt, ist eine ganz andere, als jene, von welcher alle andern Berichte sprachen; dann stimmt auch die Zeit nicht überein, indem zwischen Beiden der Zeitraum mehrerer Tage liegt. So viel ist aber sicher, daß von den Beamten im ersten Schrecken der Ueberraschung etwas Unzukömmliches geschehen, welches vertuscht werden soll. Ist dieses aber eines Staats wie Oesterreich würdig? Wäre es nicht ebenso gerecht als hochherzig gewesen, wenn man den Beamten zur Verantwortung gezogen, und wenn nur der geringste Verdacht auf ihm ruht, ihn der allgemeinen Stimme gegenüber fallen gelassen hätte, statt ihm den Leopoldorden zu verleihen, und zum Gubernium nach Mähren zu versetzen. Letzteres ist nun ebenfalls sehr bezeichnend. Denn entweder er hat sich um Galizien sehr verdient gemacht — warum versetzt man ihn dann, der so genau das Land und die Verhältnisse kennt? Hat er sich taktlos be-

Digitized by Google

nommen und den Haß des Landes auf ſich geladen, warum ihn mit einem Orden ſchmücken, da man weiß, wie ſparſam Oeſterreich mit Orden umgeht.*) Beide Nachrichten werden in Galizien einen großen, aber es iſt zu fürchten, ſehr ungünſtigen Eindruck hervorbringen. Oeſterreich ſollte nicht vergeſſen, daß Rußland Alles anwendet, um ſich die ſlaviſchen Sympathien allenthalben zu ſichern.

Gehen wir von dieſen traurigen Gedanken auf angenehmere über, ſo ſei erwähnt, daß nächſtens an den Eiſenbahnbau über den Semmering Hand angelegt werden wird, und zwar wird die Bahn nach dem athmoſphäriſchen Princip gebaut werden. Oeſterreich, das den erſten Schienenweg auf dem Continente hatte, wird nun auch die erſte athmoſphäriſche Bahn haben. — Der hieſige Männergeſangsverein, der nun wohl eine der impoſanteſten Liedertafeln Deutſchlands iſt, hatte unlängſt in Dornbach bei Wien eine Sängerfahrt veranſtaltet. Während nun grade im Freien, umgeben von einer enormen Volksmenge Chöre abgeſungen wurden, erſchien die ganze kaiſerliche Familie mit Ausnahme der regierenden Kaiſerin, und hörten eine Zeit lang mit ſichtbarem Vergnügen und der freundlichſten Herablaſſung den Geſängen zu. Einige Tage darauf wurde der Kaiſerin, die damals nicht in Dornbach geweſen, an ihrem Namenstage eine Serenade in Schönbrunn gebracht, wofür ſie dem Fonds des Männergeſangsvereins dann 1000 Fl. überwies.

III.

Aus Hamburg.

Geheimniſſe des Irrenhauſes. — Lottounfug. — Nikolaikirche. —

Wir leben hier jetzt in einer neuen Periode der Caricaturen und des Volkshumors, nur daß jene regelmäßig ſehr plump und witzlos ausfallen und dieſer ſich vorzugsweiſe in der niedern Sphäre des berüchtigten „Hamburger Berges" kund gibt. Beſonders hat Jenny Lind, die noch immer für doppelte Entréepreiſe zum Aerger aller „guten Patrioten und Hamburger Bürger" im Stadttheater ſingt, von den beiden Unholden auszuſtehen. Neben dem Actien-Theater der Vorſtadt St. Pauli gibt es auf dem „Hamburger Berge" noch ein Elyſium- und ein „Harmonia-Theater," wo der Proletarier, Blouſenmann oder Pöbe-

*) Hier gibt es allerdings möglicherweiſe noch einen dritten Fall, wenn nämlich der Beamte ſeine Aufgabe vollkommen erfüllte und gerade deshalb in Galizien nicht länger mehr bleiben kann! So weit ſich die Sachen jetzt beurtheilen laſſen, fällt die ganze Wucht der Verantwortlichkeit in dieſer traurigen Angelegenheit, nicht den Unterbeamten, ſondern deren damaligen Vorgeſetzten zu. Hierüber Mehreres.
D. Red.

Digitized by Google

tant für seinen Platz zwei Schilling (1 gGr.) zahlt; in dem ersten wird nun täglich eine Posse „die falsche Jenny Lind" wiederholt, in dem zweiten macht eine Jenny Lind im „Nachtlager," „Nachtwandlerin," „Norma" volle Häuser. Man könnte diesen Scandal, dem die Polizei volle Freiheit läßt, altenglischen Humor nennen, wenn Hamburg nicht an der Elbe läge. Aber eigenthümlich ist dieser Scandal doch, und ich bin überzeugt, daß jeder Fremde, der nicht in dieser „großstädtischen Indolenz" als Abfall der hamburgischen Aristokratie groß geworden ist, sich dabei amüsirt. Der Hamburger Volkston ist im Ganzen ungleich frischer, kerniger und elastischer als der Berliner und Wiener, wo Alles doch am Ende auf eine Nuance der Rede- und Sprachweise hinausläuft. Was aber den Lind-Wucher anbetrifft, die jeden Abend, nicht wie früher 50, sondern jetzt 100 Louisd'or bekommen soll, so müßte auch darüber einmal ein ernstes Wort gebracht werden. Wie schröpfen solche Gäste die ganze Bevölkerung, wie wirken sie auf den Pauperismus zurück. (!) Man sollte in der That dieses Capitel des Kunsttreibens von dieser Seite einmal ernstlich beleuchten. Früher, als nur drei Mal die Woche in großen Städten gespielt werden durfte, da konnten die Leute etwas ersparen, jetzt gibt es alle Tage neue zahllose Reizmittel, die Theater sind Wucheranstalten für Sängerinnen, Schauspieler, Directoren und für wahre Seelenerhebung in denselben wird nicht das Geringste gethan. Die Directoren, Cornet und Mühling, machen ebenso dieses letzte Jahr ihrer Regie noch andere Geschäfte. Es ist ihnen früher schon nachgerechnet worden, daß sie bei diesen doppelten Preisen (erster Rang fast 2 Thlr. pr.) trotz des Honorares jeden Abend 8—900 Thlr. rein Geld haben. Zu gleicher Zeit springt im Thalia-Theater tagtäglich das Price-Kinderballet neben französischen Fadaisen, während daneben hier wie im Stadttheater Iffland und Conserten florisen. Ich sollte Ihnen nichts vom Theater einmischen, allein die Hamburger Oeffentlichkeit besteht eigentlich nur aus Theater-Jammer.

Ferner haben die Caricaturen den sogenannten Volkspoeten und Pamphletisten Wilhelm Hocker zum Gegenstand gehabt, der einer durch Actien begründeten europäischen Weinhalle vorstand und in diesen Tagen einen unerhörten anrüchigen Bankerott machte. Man treibt ihm jetzt seine Pamphletlust reichlich zu Hause. Hohn und Spott auf allen Ecken! Das ist nach der „Tonhalle," welche nach dem Feuer von einem gewissen Musiklehrer Groß in's Leben gebracht wurde, denn das zweite derartige Gebäude oder Institut, welches mit Schrecken sich auflöst. Ja, es geht trotz der weißen Häusertünche, jetzt bunt her im alten Hamburg. Das in diesen Tagen stattfindende „Wettrennen" ist auch **schon durch ein angezeigtes „Esel-Wettrennen" mit einem Kameel (Hocker) an der Spitze, persiflirt worden. Auch zum „Wettrudern und — Wettsegeln," zur Förderung der — Leibesübung.**

Die Polizei hat in diesen Tagen zu wiederholten Malen ein Mandat erlassen, welches eine unheimliche, schauerliche Perspective auf gewisse

Nachtſeiten der Geſellſchaft gewährt, Nachtſeiten, die Eugen Sue in ſeinem ewigen „Ewigen Juden" aus dem Pariſer Leben aufgegriffen und geſchildert und die man, als von dort ausgehend, theils für übertrieben gehalten, theils mit Abſcheu als wahr aufgenommen und geleſen hat, um ſich zu ſagen: Gut, daß es nur dort ſo iſt. Leider aber ſcheint Paris ſeine ſchauerlichen Nachtſeiten nicht allein zu haben; „wiederholt vorgekommene Contraventionsfälle" nämlich haben die Polizeibehörde genöthigt, eine ältere Verordnung mehrere Male in dem hieſigen Intelligenzblatt abdrucken zu laſſen, wodurch das betreffende Publicum verwarnend erinnert wird, „daß in hieſigen Privat-Irrenanſtalten ꝛc. keine Kranken aufgenommen werden dürfen, ohne Erlaubniß des Phyſicats und der reſp. Behörde!" Es dürfen alſo z. B. darnach keine Ehefrauen, welche vielleicht Geld hatten, oder ſonſt dem Herrn Gemahl beſchwerlich waren, nicht als „wahnſinnig" in ſolche Anſtalten ad libitum untergebracht werden, um dort Jahre lang zu hauſen. Man hat dergleichen, auch unter andern Umſtänden und Familienverhältniſſen, hin und wieder erzählen gehört, ohne die anſcheinende Fabel recht zu glauben, welche nun aber doch eine reichliche Portion Wahrheit enthalten haben dürfte. Wer „Hamburg ganz der Welt vorlegen und ſchildern könnte. Man erzählt noch ſo manche obſcöne Mirakel ſocialer Verdorbenheit — ſie ſind vielleicht alle wahr! Und dieſe Sardanapale klappern immer mit dem Golde, ſchlagen der Preſſe ein Schnippchen, erklären für Lüge, was wirklich lügenvoll ausſieht, unterdrücken was dumm genug iſt, ſich unterdrücken zu laſſen, und brutaliſiren ariſtokratiſch hohnlächelnd weiter! In den „Hamburger Geheimniſſen" von Chriſtern iſt Manches obiger Art angedeutet, der Verfaſſer ſcheint es entweder aus Zweifel oder aus Beſonnenheit für beſſer gehalten zu haben, nur anzudeuten, als ganz zu ſchildern, was er wußte. Gutzkow ſagte deshalb mit Recht, die wahre Myſterienliteratur iſt eine eigene Erſcheinung, deren Folgen man noch nicht abſehen kann, wo ſie nicht auf Erfindung, ſondern auf Wirklichkeit beruht. — Im „Herold" war kürzlich von den Leiden des Baier'ſchen Lotto die Rede. Damit, mit dem Zahlenlotto nämlich, iſt es in Hamburg abermals eigenthümlich. Hamburg hat ſelbſt kein Zahlenlotto, ja, die Polizei verbietet von Zeit zu Zeit ſogar das Collectiren bei hoher Strafe; deſſen ungeachtet ſollen unter den Augen eben dieſer Polizei zwei Juden fortwährend ſelbſt eine Lottobank, nach der holſtein-däniſchen Ziehung, und alle Krämer, Käſehöker u. A. ſchrieben Nummern", halfen zum Beſten jener beiden Leute das arme Volk ausſaugen; ſogar von Zeit zu Zeit, pro forma Strafgelder, aber aufhebt ſie die ſo noble Sippſchaft nicht. Wer ſich aber vorwitzig unterſteht, der bedrängten, an Pfänder geprellt-anleihenden Armuth das Wort zu reden, ſich für ſie irgend zu verwenden, der kommt in des Teufels Küche, da die Polizei behauptet, das gehe nur ſie an, ſei dem Bureau ihrer Verwaltung zugeſchrieben, ja er kann mit Strafe und langer Naſe abziehen, wenn er ſich — gemäß ſeinem Bürger-Brief-Eid für Zuſtände verwendet, die — ihn ſpäter angeblich nichts angehen ſollen.

Digitized by Google

Mit dem Bau der neuen Nikolai-Kirche, nach dem Plane des Londoner Architekten Gilbert Scott ist lange innegehalten worden; jetzt wird aber wieder fortgefahren, nachdem der Streit, in welchen die Bau-Comité mit ihrem Architekten gerathen war, ausgeglichen ist. Dieser hatte nämlich nur eine Schiffkirche entworfen, jene wollte hinterher aber durchaus eine Kreuzkirche. Natürlich konnte Scott aus pecuniären und artistischen Gründen solchem Willen nicht nachkommen. Jetzt aber wird es doch eine Kreuzkirche und die verehrliche Baudeputation zeigt an — man staune über ihre Behandlung und Achtung der öffentlichen Meinung — „daß sie sich freue, daß es bei dem ursprünglichen (!) Plane verbleibe."

IV.

Notizen.

Die gefräßige Reisetasche. — Acht Reisebriefe. — Kaiser Joseph. — Heinrich Heine und die drei Allgemeinen. —

Jetzt, wo die Schnelligkeit der Eisenbahnfahrten den Reisenden nicht Zeit lassen, in den Gasthöfen der kleinen Zwischenstädte sich lange aufzuhalten, suchen sich die Wirthe durch besondere Kunstgriffe für die Hast zu entschädigen, mit welcher man an ihnen vorübereilt und Ausländer, die mit der Sprache und der Sitte des Landes weniger vertraut sind, werden dabei die leichtesten Opfer. Unlängst kam ein deutscher Reisender, der über Belgien nach Paris ging, in Valenciennes an, wo wegen der Grenzformalitäten eine Stunde verweilt und gleichzeitig zu Nacht gespeist wird. Nach deutscher Vorsichtssitte stellte unser Reisender seinen Nachtsack neben sich auf den Stuhl, während er sich zu Tische setzte. Als er abgespeist hatte, wunderte er sich nicht wenig, daß man ihm ein Souper für zwei Personen berechnete. Vergebens reclamirte er, der Kellner behauptete, die Reisetasche habe den Platz einer Person eingenommen, und es sei dem Wirth dadurch Schaden entstanden, der vergütet werden müßte. Mittlerweile klingelte man zum letzten Male und der Reisende mußte, um nicht seinen Platz auf der Eisenbahn zu verlieren, das Verlangte rasch bezahlen, ein Umstand, auf den man auch im Voraus gerechnet zu haben schien. Vierzehn Tage später reiste unser Landsmann wieder zurück. Abermals wurde in Valenciennes Halt gemacht, abermals setzte man sich zu Tische und abermals stellte unser Reisende seinen Nachtsack neben sich auf den Stuhl. Allein dieses Mal öffnete er bei jeder Schüssel, die servirt wurde, seinen unzertrennlichen Begleiter und steckte bald ein Stück Rostbeaf, bald ein halbes Huhn, bald ein Stück Schinken hinein. Keine Speise geht vorüber, von der nicht die gefräßige Reisetasche ihren Antheil erhält. Endlich wurde die Sache zu arg und der Wirth kam auf die Anzeige der Kellner selbst herbei und stellte den

Digitized by Google

Reiſenden zu Rede; dieſer aber antwortete kaltblütig: „Letzthin, als ich für meinen Begleiter zahlen mußte, war er müde und hatte keinen Hunger, heute aber iſt ſein Appetit ganz vortrefflich und er ſucht ſich zu entſchädigen. Unſer Landsmann, der während ſeines Aufenthalts in Paris ſeine Zunge etwas geläufiger im Franzöſiſchen gemacht hatte, erklärte hierauf den übrigen Gäſten ſein früheres Abenteuer und Alle zollten ihm lachend Beifall.

Die „acht Reiſebriefe aus Deutſchlands erſtem Seehafen", welche die Grenzboten in No. 28 und 29 enthielten, ſind nun in Hamburg als ſelbſtſtändige Broſchüre im Druck erſchienen. Um nun durch dieſe faſt gleichzeitige Publication nicht in den Verdacht zu kommen, als hätten wir jene Broſchüren für die Grenzboten benutzt, müſſen wir erklären, daß der Herr Verfaſſer (Dr. Freiherr von R....) uns den Artikel im Manuſcript zugeſendet hat, mit der Bemerkung, daß er ſpäter als eigene Schrift erſcheinen würde. Die Hamburger Verlagshandlung hat jedoch offenbar dieſen Zeitraum gekürzt und die Broſchüre iſt ſomit unſeren Heften in wenigen Tagen nachgekommen.

Von den bekannten Briefen Joſeph II. iſt jetzt die dritte Auflage erſchienen, zeitgemäß eingeleitet und erklärt von Franz Schuſelka. Noch immer darf blos der verbannte Schriftſteller, der mit Heimath und Vaterland auf längere Zeit abgeſchloſſen hat, es wagen für den einzigen wahrhaft großen Mann, den Oeſterreich hervorgebracht, für den hellſten Punkt ſeiner Geſchichte, offene Begeiſterung an den Tag zu legen. Das Andenken an Kaiſer Joſeph iſt in Oeſterreich, wenn auch nicht mehr ſo ſtark proſcribirt wie in den zwei verfloſſenen Jahrzehnten, doch immer noch als halb revolutionär verdächtigt, und die Cenſur macht noch immer ihre rötheſten Striche bei jedem vollen Lob des gekrönten Humoriſten. Und doch war es eben Joſeph II., hinter den man ſich flüchtete bei den ſchweren Anklagen, die in der galiziſchen Angelegenheit letzthin gegen Oeſterreich ertönten. Das Urbarialgeſetz und wieder das Urbarialgeſetz wurde den Feinden auf der franzöſiſchen Tribüne vorgehalten; dieſer Reſt der Joſephiniſchen Geſetzgebung, den man glücklicherweiſe nicht aufgehoben hatte, wie ſo viele andere wird jetzt als ein Palladium öſterreichiſcher Humanität der Welt vorgezeigt, obſchon man den ſchönen Anfang, den der kaiſerliche Märtyrer ſeinen Erben zur Fortbildung für ruhigere Zeiten vererbte, ganz in ſeinen primitiven Formen roſten ließ, wie er vor funfzig Jahren erſchienen. Daß Joſeph nicht vergebens gelebt und geſtrebt hat — ſagt Schuſelka — iſt am deutlichſten dadurch bewieſen, daß es eben noch ein mächtiges Oeſterreich gibt. Dieſes iſt dem Grundweſen nach ein Product der Joſephiniſchen Reformen. Erſt Joſeph hat aus den planlos zuſammengefügten öſterreichiſchen Ländern einen wahren Staat gemacht; er hat die vergrabenen Schätze dieſer Länder zugänglich gemacht und die ſchlummernden Kräfte der Völker geweckt und befreit.

Digitized by Google

Was in Oeſterreich noch von Licht und Leben iſt, das verdanken wir Joſeph und dem verdankt Oeſterreich ſeine Erhaltung und Dauer. Die blind wüthende Oppoſition gegen die kaiſerlichen Reformen war weit weniger eine Wirkung dieſer Reformen, als vielmehr eine Folge der langen Knechtung und Verdammung der Völker. Das Schickſal Joſeph's hätte alſo von dem alten Syſteme abſchrecken, nicht aber zu demſelben zurückführen ſollen. Heutzutage iſt im Geiſte und Gemüth der Völker lebendig, was damals der edle Kaiſer einſam und allein gedacht und gewollt. Seine damaligen Wünſche ſind jetzt die heißeſte Sehnſucht der Völker. Alles was die jetzige Oppoſition in Oeſterreich tadelt, was ſie verwirft und verlangt, das tadelt, verwirft und wünſcht ſie im Geiſte Joſeph's —

— Die Zeitungen haben es auf Heinrich Heine abgeſehen. Kaum wurde die Lügennachricht von ſeiner Erkrankung in einem Pariſer Irrenhaus auf ihren Werth zurückgeführt, ſo tiſcht man wieder die Nachricht von ſeinem Tode in der Schweiz auf. Das Komiſchſte bei der Sache war, daß an demſelben Tage, wo die Deutſche Allgem. Ztg. die Todesanzeige aus der Schweiz (vom 1. Auguſt datirt) brachte, die Augsbg. Allgem. Zeit. eine Correſpondenz aus Bareges datirt vom 26. Juli aus Heine's Feder ſelbſt und mit ſeinem wohlbekannten ✡ Zeichen enthielt, worin er ſich über das ausgeſprengte Mährchen von ſeiner Irrenhauswohnung luſtig macht. Wenn Heine ſogleich, nachdem er die Feder ausgeſpritzt, mit der dieſe Correſpondenz für die Augsburger Allgem. Ztg. geſchrieben, raſch Poſtpferde genommen hätte, um in der Schweiz nach dem Willen der Deutſchen Allgem. Zeit. zu ſterben, ſo hätte er dem Poſtillon für jede Station mehr Trinkgeld geben müſſen als die Deutſche Allgemeine für eine Correſpondenz Honorar bezahlt. Mit gewöhnlichen Trinkgeldern wäre er nicht zur rechten Zeit angekommen. Daß die Deutſche Allgem. Zeitung die allarmirende Lügenpoſt brachte, würden wir ihr nicht verargen; irren iſt — zeitunglich! Aber nachdem ſie erſt 14 Tage früher eine falſche Nachricht über dieſelbe Perſon gebracht hat, durfte man bei der neuen Ente wenigſtens ein eingeſchobenes Fragezeichen von der Redaction erwarten. Herr Prof. Bülau ſcheint aber auf Leben und Tod eines unſerer größten Dichter ſo wenig Werth zu legen, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, vorn im Inhaltsverzeichniß der betreffenden Nummer des Heiniſchen Todes Erwähnung zu thun. Heine iſt allerdings ein großer Sünder; indeſſen hat ſogar die Preußiſche Allgemeine, welche jene Todes-Nachricht nachdruckte, es angemeſſen gefunden, in ihrem Inhaltsverzeichniß ihm ein Kreuz zu ſpenden: Heine †.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Parteien und Parteiungen in Berlin.

Vom ſocialiſtiſchen Standpunkte.*)

Zweite Abtheilung.

Die Conſervativen. — Zweierlei Liberalismus. — Die Radicalen. — Bankſtreit. — Arm und reich. — Verein für arbeitende Klaſſen. — Der Communismus. — Hegel und ſeine Nachfolger. — Bruno Bauer. — Die Theorie des Egoismus. — Schelling. — Kirchliche Intereſſen. — Pietismus. — Schöne Literatur. — Sieyès und Eduard Gans. —

Die Elemente, deren allgemeine Aufzählung wir ſo eben verſucht haben, treffen vielfach in dem Conſervatismus zuſammen: in dem Wunſche und der Bemühung, unſeren ſogenannten politiſchen status quo aufrecht zu erhalten. Alle ſind dann aber nur deshalb conſervative, weil ſie nicht den Muth haben, conſequent zu ſein. Die Haller'ſchen haben nicht den Muth, den vollſtändigen Patrimonialſtaat zu verlangen, die Rechtshiſtoriſchen können eine Weiterbildung der Geſetzgebung nicht hindern, die Bureaukratie hat weder den Muth, den Adel in ſeinem Weſen zu vernichten, noch das Volk als einen ganz todten Stoff zu behandeln, die Ariſtokratie hat nicht den Muth, die Particulariſation des Staates zu erſtreben, die Nationalen haben ebenfalls nicht den Muth, beſtimmt auszuſchließen, beſtimmt anzunehmen. So kommen wir zu dem Conſervatismus, der bei uns häufig eine conſervative „Partei" genannt wird, während er nichts weniger als eine Partei iſt, denn er geht innerlich nach allen verſchiedenen Rich-

---

*) Durch ein Verſehen iſt dieſe Bezeichnung bei der erſten Abtheilung dieſes Aufſatzes (Heft 31) ausgelaſſen worden. D. Red.

Digitized by Google

tungen auseinander. Der König ſelbſt iſt nicht conſervativ. Er anerkennt vielmehr das Recht der ſtaatlichen Bewegung und hält es für nothwendig, in den verſchiedenartigſten Sphären umzuändern und neu zu geſtalten. Als Mittelpunkt für unſer conſervatives Element gibt es eigentlich nur Eine beſtimmte Vorausſetzung, es iſt die Vorausſetzung des monarchiſchen Principes. Alles Andre kann in Frage geſtellt werden, denn während dieſe Conſervativen eine Art von Preßfreiheit als wünſchenswerth darſtellen, glauben jene eine ſtrengere Cenſur fordern zu müſſen, während dieſe die Trennung des Staates von der Kirche behaupten, verlangen jene die Vereinigung derſelben. Nur in der Feſthaltung des monarchiſchen Principes für Preußen hat das Element, welches wir Conſervatismus nennen müſſen, ſeinen allgemeinſten und feſteſten Boden. Und auch hierin iſt eine Bewegung, ſind Modificationen angekündigt. Die reichsſtändiſche Frage zieht immer höher an unſerem politiſchen Himmel herauf, und ſelbſt in den höchſten Sphären unſeres Staates fangen an, ſich verſchiedene Anſichten geltend zu machen und verſchiedene Parteiungen zu bilden. Daß für alle dieſe Parteiungen die Monarchie die Grundmacht des Staates bleiben ſoll, bedarf gar keiner Erwähnung, aber es werden ſich nun, je näher die Löſung dieſer Frage rückt, die bureaukratiſchen, die ariſtokratiſchen und andere Elemente um ſo ſchärfer abzeichnen, wenn der Widerſtreit der Meinungen und Intereſſen auch nicht unmittelbar vor die Oeffentlichkeit gebracht werden kann und in den geheimen Gängen unſeres Staatslebens verſchwindet.

Ehe wir von den Elementen abſehen, welche ſich mehr oder minder zu der beſtehenden Regierungsgewalt halten, muß der conſervativen Preſſe eine Erwähnung geſchehen. Reden wir von einer conſervativen Preſſe in Berlin, ſo wollen wir damit doch nicht ſagen, als ob in Berlin auch eine anticonſervative Preſſe exiſtire, die ganze berliner Preſſe iſt vielmehr conſervativ. Aber es gibt hier einige Organe, in denen das Syſtem der Regierung beſonders geltend und Angriffen gegenüber vertheidigt wird. So ſind mit der „Allgemeinen preußiſchen Zeitung" verſchiedene Verſuche gemacht worden, ſehr die Polemik einzuimpfen. Man iſt aber immer ſchnell davon zurückgekommen, da die Kräfte, welche man dabei gewann, den Anforderungen, welche man an ſie ſtellte, nicht genügten, und die preußiſche Allgemeine Zeitung beſchränkt ſich jetzt wieder auf einzelne Berichtigungen und Widerlegungen. Mit weiter ausgreifenden Tendenzen hat ſich die „Literariſche Zeitung" unter der Redaction des Dr. Brandes auf

Digitized by Google

die Seite der Regierung geſtellt. Das „Chriſtliche," das „Poſitive," das „Hiſtoriſche" wird hier bis zu Haller'ſchen Nuancen zum Schiboleth erhoben. Etwas größere Selbſtſtändigkeit und mehr Friſche zeigt der Profeſſor Huber in ſeinem „Janus". Die Möglichkeit einer regſamen Regierungspreſſe ſcheint uns namentlich an ihrer Stellung zur Bureaukratie zu ſcheitern; die Bureaukratie will an der Preſſe nur einen beſoldeten Handlanger haben, während dieſe eine ſelbſtſtändige Macht ſein muß. Das Mißtrauen der Bureaukratie gegen die Preſſe im Allgemeinen legt auch einer Regierungspreſſe in Preußen die größten Schwierigkeiten in den Weg. Indem man ihr die ſpecielle Einſicht in die thatſächlichen, factiſchen Zuſtände, welche geheimnißvoll von der Bureaukratie beherrſcht werden, verweigert und ſie auf ein allgemeines Raiſonnement beſchränkt, indem man ihr kein ſelbſtſtändiges Leben gönnen, ſondern ſie nur als eine Maſchine betrachten will, welche die bureaukratiſchen Miſſionen weiter trägt, muß die preußiſche Regierungspreſſe auf eine große Macht und Bedeutung verzichten. Ueber die Stellung der Bureaukratie zu den conſervativen Schriftſtellern hat namentlich der Dr. Hermes in dem Vorworte zu ſeinen „Blicken aus der Zeit in die Zeit" ſehr lehrreiche Data beigebracht.

Wir treten jetzt in die liberale Sphäre der berliner Welt und wir müſſen hier noch einmal darauf hinweiſen, daß ſich aus beſonderen, früher angegebenen Rückſichten der Liberalismus in Berlin nicht zu jener Macht erheben konnte, die er in den Provinzen theilweiſe gewonnen hat. Dennoch iſt ſeine Wirkung, ſeine Ausbreitung, ſeine Reaction gegen den beſtehenden Zuſtand und ſein wachſender Einfluß auf die bürgerliche Welt auch in Berlin ſehr erkennbar geworden. Wenn man zuweilen die Behauptung hören muß, der berliner Liberalismus beſchränke ſich auf die berliner Zeitungscorreſpondenten oder wie der „Rheiniſche Beobachter" noch genauer angibt, auf die „Stehely-Literaten," ſo iſt dies eine Unwahrheit. Es iſt vielmehr thatſächlich, daß ſich die liberalen Elemente in der Hauptſtadt von Jahr zu Jahr vermehren, daß ſie einen ſteten Zuwachs an dem Geldbeſitze bekommen und an der Intelligenz bevorrechteter Stände, aber ebenſo wahr iſt es auch, daß die untere Maſſe der Bevölkerung durchaus indifferent gegen die liberalen Elemente und Beſtrebungen geblieben iſt. Man wird niemals beſſer von der Wahrheit dieſer Thatſache überzeugt als dann, wenn ſich der berliner Liberalismus zu einigen öffentlichen Demonſtrationen entſchließt und faſt immer dieſelbe kleine Gemeinde mit denſelben Chorführern und Rednern ſich auf der Bühne unſerer

großen, Hunderttauſende umfaſſenden Stadt zuſammenfindet. Unter den Kaufleuten, in dem, vom Hof und von der Bureaukratie unabhängig gewordenen, höheren Bürgerthume, unter den Fabrikanten, unter den Juriſten, Aerzten u. ſ. w. hat der Liberalismus einen bedeutenden Anhang, aber er hört auf, in der unteren Sphäre von Wirkung zu ſein. Der Geldbeſitz und die Intelligenz vereinigen ſich in ihm, in ihren privilegirten Lebensſtellungen, in der Forderung von abſtracten, politiſchen Rechten, bei welchen die Maſſe ſich gar nichts zu denken weiß. Die Macht des monarchiſchen und bureaukratiſchen Principes in Berlin hemmt den Liberalismus vielfach in ſeiner freien, äußeren Entwicklung, er kann deshalb keinen großartigen, ſondern nur einen kleinen Guerillakrieg führen.

Wir haben hier zwei Gattungen von Liberalismus, einen, der auf die Periode der Stein, der Hardenberg u. ſ. w. zurückwill und einen Liberalismus, einen ganz modernen, der, durch die Erſchütterungen der Julirevolution entwickelt, ſeit der Regierung des jetzigen Königs eine immer größere Ausdehnung erhalten hat. Der zuerſt bezeichnete Liberalismus macht ſich noch hier und da, trotz vieler widrigen Einflüſſe, in unſern Beamtenſphären geltend und er wird dann ſpecifiſch-preußiſch; der zweite Liberalismus iſt der Liberalismus unſerer Preſſe, unſeres unabhängig gewordenen Geldbeſitzes, unſerer Intelligenz. Er geſtaltet ſich in den verſchiedenartigſten Nuancen und hat bald eine mehr conſervative, bald eine mehr radicale Färbung. Der „gemäßigte" Fortſchritt iſt das eigentliche Element unſeres höhern Bürgerthumes und Herr Wöniger war der Mann, welcher einige Zeit hindurch dieſes Gelüſte durch ſeine ſogenannten leitenden Artikel in der voſſiſchen Zeitung auf ſchönredneriſche Weiſe zu befriedigen ſuchte. Für den in den Radicalismus übergehenden Liberalismus, der den Staat nach der abſtracten Sittlichkeitsidee zu meſſen pflegt, gibt es, aus politiſch-polizeilichen Gründen, in Berlin keine Organe und alle derartigen Bemühungen, z. B. neulich noch der Verſuch mit den vier Monatsſchriften, in denen die Herren Rutenberg, Zabel, Rauwerck, Mügge und Volckmar ihre Partei zu ſammeln ſuchten, haben an der Macht der Preßpolizei ſcheitern müſſen. Der radicale Liberalismus, wenn er ſich nicht in Büchern und Broſchüren vernehmen läßt, iſt auf die auswärtige Zeitungspreſſe hinverwieſen und er verfolgt ſeinen ſchwierigen Weg fortwährend, ohne irre zu werden.

Es fehlt bei uns natürlich auch nicht an durchaus radicalen Elementen auf dem Gebiete der Politik. Dieſer Radicalismus ſteht

meiſtens in einer beſondern, philoſophiſchen Sphäre. Wenn Hegel den Conſtitutionalismus als die beſte Regierungsform bezeichnen konnte, ſo iſt ein Theil derjenigen, die ihm ihren Entwickelungsprozeß verdanken, weit über dieſe Lehre des Meiſters hinausgegangen. Nicht blos gegen dieſe oder jene Form des Staates, ſondern gegen das ganze Weſen des Staates richtet ſich ihre Negation. Die Kunſt der philoſophiſchen Dialektik und Auflöſung macht ſich in ihnen vorzugsweiſe geltend und ſie verzichten bei ihrer Arbeit (was unſere Liberalen nicht thun) natürlich von vornherein auf jede ſogenannte populäre und praktiſche Wirkung. Bruno Bauer hat für dieſe Auffaſſung der Politik große Anregung gegeben, er erhob die Kritik auf ihre höchſte und unabhängigſte Höhe und ſein Bruder Edgar, jetzt ein Feſtungsgefangener in Magdeburg, ſtellte in ſeinem, durch Preußen ſo ſtreng behandelten, Buche „Streit der Kritik mit dem Staat und der Kirche" das Verhältniß der Kritik zu den beiden, unſere Zuſtände gegenwärtig beherrſchenden politiſchen Mächten dar. Mit den Bauer's ungefähr auf gleicher Linie, obgleich unabhängig von ihnen, ſteht Ludwig Buhl. Er iſt der verkörperte Radicalismus auf dem Gebiete der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe und er hat das Verdienſt, daß er ſich nicht mit einer allgemeinen Dialektik begnügt, ſondern daß er ſeine Studien auf die praktiſchen, thatſächlichen Verhältniſſe richtet. Seine Schrift über die Verfaſſungsfrage, ſein Buch „Die Herrſchaft des Gebiets- und Bodenprivilegiums in Preußen", ſeine jüngſte Broſchüre über die Gemeindeverfaſſung ſind bedeutend und verdienen jedenfalls beachtet zu werden.

Auf dem nationalökonomiſchen Gebiete iſt der Kampf, ſind die Gegenſätze nicht geringer. Die bureaukratiſche Finanzwirthſchaft iſt mit den Anforderungen der Bourgeoiſie und des dieſelben vertretenden Liberalismus in Kampf gerathen, es handelt ſich um die Steuervertheilung, um Staats- oder Privatbanken, um die Reſultate und um die Verfaſſung des Zollvereines. Während die Bureaukratie den ſchwankenden, unſichern Zuſtand des status quo, vor allen Dingen aber ihre Verwaltungsmacht zu erhalten ſucht, fordert die Bourgeoiſie Antheil und Bethätigung an der finanziellen, nationalökonomiſchen, handelsrechtlichen Entwickelung des Landes, ſie fordert es aber in ihrem Intereſſe, nicht im Intereſſe des Volkes, denn die Maſſe hat nichts von dieſen Intereſſen zu hoffen. In Folge deſſen hat ſich bei uns eine nationalökonomiſche Kritik gebildet, welche ſich bemüht, den Egoismus des bürgerlichen Liberalismus auf dieſem Gebiete nachzuweiſen und

die ſich, wenigſtens indirect, auf die Seite der Bureaukraten gegen die Liberalen ſtellt. So muß man z. B. die Julius'ſche Poſition in der Bankfrage betrachten. Ihm und ſeinen Anſichten hat ſich in jüngſter Zeit ein junger berliner Nationalökonome, Julius Faucher, theils entgegengeſtellt, theils angeſchloſſen. Er ſucht zu „intriguiren." Indem er auf das Monopol der Zettelbank ein großes Gewicht legt, verlangt er darum Zettelbankfreiheit und Creditfreiheit. Der große Schaden ſoll durch die weiteſte Concurrenz geheilt werden. Es macht ſich hier ſo etwas vom „Einzigen und ſein Eigenthum" geltend und Faucher meint, es ſei das beſte Mittel gegen einen Wolf, einen Tiger in's Land zu ſetzen, damit dieſer jenen verzehre.

Dieſe kleine Andeutung über die nationalökonomiſchen Stellungen, muß hier genügen. Man definirt in kritiſch-abſtracter Selbſtzufriedenheit und in bürgerlicher Geldſtolz-Behabigkeit, jeder auf ſeine Weiſe, die Begriffe Production und Conſumtion, Geld und Credit; oben kämpft man um theoretiſche Begriffe und um egoiſtiſche Intereſſen, während unten das Volk, die Maſſe unter den praktiſchen Maßnahmen, unter den factiſchen Zuſtänden leidet. Aber man hat ja auch für die Maſſe geſorgt. Hat man nicht die verſchiedenſten „Theorien der Armuth" entwickelt und eine praktiſche Anwendung derſelben verſucht?

Es exiſtirt bei uns eine Partei, die es verſucht, dadurch hinter das Weſen und den Grund der Armuth zu kommen, daß ſie die Verarmungsurſachen von einer Menge Verarmungsfälle, die ihr vorgekommen, dutzendweiſe herausſucht, dieſes ſo gefundene Dutzend mit einem zweiten hinzuraiſonnirten Dutzend vermehrt und endlich die ganze Summe nach gewiſſen Eintheilungsgründen klaſſificirt. Da kommt es denn vor, daß gegen jede beſondere Urſache ein beſonderes Mittel empfohlen wird, daß man glaubt, ein organiſches Leiden unſerer ganzen Geſellſchaft rein äußerlich curiren zu können, die beſchränkteſten Anſichten vorbringt und conſequent zu nichts Anderm, als zu unendlicher Verwirrung und Zerſplitterung kommt. Dabei nennt man ſich aber gern praktiſch und ſieht mit unendlicher Verachtung auf diejenigen hin, welche das Weſen und die Natur der Armuth tiefer auffaſſen und mehr oder minder den Zuſtand und die Grundlagen der ganzen Geſellſchaft in den Kreis ihrer Kritik ziehen. Einem concreten Uebel ein concretes Mittel entgegen zu ſetzen, iſt hier das ewige Gerede. Während man, was man that und wie man verfuhr „praktiſch" nannte und rühmte, bewies man recht eigentlich das Unpraktiſche dieſes Verfahrens, denn mit allen ſogenannten praktiſchen Bemühungen

konnte nirgends geholfen werden. Die neue englische Armengesetzgebung wurde der großartigste und schlagendste Beweis von dem Unzureichenden und von der Verfehltheit dieses „praktischen" Standpunktes, welcher dessenungeachtet noch immer viele Bekenner unter uns findet und namentlich da, wo man zu bequem ist, um der Natur des Menschen und seinen Beziehungen zu den materiellen Gütern auf den Grund zu gehen, als auch da, wo man fürchtet, durch ein allgemeines Eindringen in die große Frage der Gegenwart den so lange behaupteten privilegirten Boden zu verlieren und Consequenzen anerkennen zu müssen, welche der Egoismus fürchtet und welche er allerdings zu fürchten hat, denn sie können zu nichts Anderm, als zur Auflösung jedes Privilegiums führen.

Unter Denen, welche die Dürftigkeit und Unhaltbarkeit dieses „praktischen" Standpunktes, dieser gedankenlosen Bettelvogtsbehauptung einsahen und sich genöthigt fanden, eine tiefere Grundursache aufzusuchen, lassen sich aber wiederum strenge Verschiedenheiten nachweisen. Die Einen nämlich betrachten die Armuth als ein nothwendiges Uebel, die Andern dagegen sehen in ihr ein Uebel, welches von der Gesellschaft verschuldet ist, welches bekämpft werden muß und beseitigt werden kann.

Die, welche die Armuth als ein nothwendiges Uebel betrachten, pflegen in der permanenten Uebervölkerung die Ursache der Armuth anzugeben und diese finde nicht blos in den dichtbewohnten civilisirten Ländern, sondern ebenso gut in den sparsam bevölkerten Jagdgebieten der Indianer Nordamerika's statt. Das sind die Malthusianer unter uns. Wissenschaftlich ist Malthus längst widerlegt worden. In ihrer praktischen Bedeutung muß diese Ansicht zur Härte, ja zur Grausamkeit gegen die Armen führen, wie sie es denn auch in England gethan, wo sie keinen geringen Einfluß auf die Reform der Armengesetze übte, wo sie den Haß der arbeitenden Klassen und den Vorwurf einer barbarischen Gesinnung auf sich geladen hat. Bei dem philanthropischen Charakter, der sich vielfach bei uns, wenn auch häufig nicht gesund und kräftig, sondern nur weichlich geltend macht, hat dieses System nicht allzu viele Anhänger unter uns gefunden. Doch betrachten sie den „Stand der Armen" als einen von der Vorsehung angeordneten Grundstand, dessen krankhaftem Ueberwuchern nur durch Beschränkung der persönlichen Freiheit der untern Klassen, namentlich auch durch strengere Zucht über die Almosenempfänger entgegen zu wirken sei. In dem preußischen Bettelgesetze macht

ſich etwas von Malthus geltend. Nach unſern Malthuſianern wiegt ſich der Reiche im Beſitz auf dem keuchenden Rücken des Armen, das ſoll der Wille der „Vorſehung", das die naturgemäße Organiſation der Menſchheit ſein. Der Geldmenſch betrachtet ſich als natus consumere fruges, die Maſſe iſt nur dafür da, ſich ſeinetwegen zu mühen und zu darben. Wenn dieſe Anſicht auch nicht allzuviele theoretiſche Anhänger und Vertheidiger unter uns findet, ſo kann man doch nicht umhin, zu bemerken, daß ſie bei uns im praktiſchen Leben ganz gang und gäbe iſt und wir können es täglich ſehen, wie der Reichthum die mühſamen Erwerbniſſe der Armuth dahin nimmt, als ob er dazu von der „Vorſehung" berufen ſei, als ob es gar nicht anders ſein und werden könne. Dieſer Indifferentismus des Reichthums höhnt die Armuth ebenſo ſehr, wenn auch größtentheils unbewußt, wie jene Theorie der Armuth ihre höhern Berechtigungen gradewegs leugnet und die Armen als Sklaven, als den immerdar verfluchten „Grundſtand der Geſellſchaft" betrachtet. Nach dieſer Theorie hört der Menſch auf, ein freies, ſittliches Weſen zu ſein und er ſinkt zum Naturproducte herunter, auf eine entgeiſtete Stufe, wo die rohe Gewalt der Stärke zur Berechtigung über alle ſchwächern Weſen wird. Wo ſich Malthus und Haller bei uns verbinden, da iſt die Abnormität vollendet. —

Eine zweite Anſicht betrachtet die Armuth als von der Geſellſchaft verſchuldet, als nicht in der Natur des Menſchen begründet, alſo als kein urſprüngliches Verhältniß. Es liegt ihr demnach ob zu unterſuchen, wodurch und in wiefern die Armuth von der Geſellſchaft verſchuldet worden ſei und je nach dem Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen Mittel zur Abhilfe in Anſchlag zu bringen und anzuwenden. Hier bildet ſich denn wiederum eine große Differenz. Daß die Armuth von der Geſellſchaft verſchuldet worden, darüber ſtreiten ſie nicht, aber das Wodurch macht die, welche im Vorderſatze einig ſind, zu entſchiedenen Gegnern. Im Allgemeinen machen Beide einen ſtrengen Unterſchied zwiſchen der frühern Geſtalt der Armuth und derjenigen, welche ſie in der Neuzeit angenommen hat. Nun aber wollen die Einen den Grund unſerer „Maſſenverarmung", des ſogenannten Pauperismus darin finden, daß die frühern Schranken niedergeriſſen worden ſind, daß die Civiliſation zu weit gegangen und ſich zu frei entwickelt, ſie ſehen die Urſache der großen Verarmung einerſeits in Inſtitutionen, wie die der Gewerbefreiheit mit ihren anhängenden Erweiterungen leichter Verehelichung, andererſeits aber in der religiöſen Aufklärung und der aus

Digitized by Google

ihr erfolgten „geiſtigen Anarchie". Die Bekenner dieſes Standpunktes laſſen häufig die frühere Armuth als ein unvermeidliches Uebel gelten und treten darin mit dem oben angegebenen Standpunkte zuſammen, aber ſie ſuchen die Beſchränkung der gegenwärtigen Armuth, des Pauperismus, in einer möglichſt ſtrengen Reſtauration der frühern bürgerlichen und geiſtigen Zuſtände zu empfehlen und möglich zu machen. Dies iſt der Standpunkt unſerer politiſchen und religiöſen Reſtaurateurs in der ſocialen Frage. Dieſe Anſicht will die Geſellſchaft in Formen zurückführen, aus denen ſich dieſelbe herausgelebt hat. Dem Induſtrialismus und der freien Concurrenz ſtellt ſie ein geſchloſſenes mittelalterliches Gewerbsweſen gegenüber und die großen Schäden, welche im Verlaufe des modernen Entwickelungsganges hervorgetreten ſind, glaubt ſie nicht anders ausrotten zu können, als daß ſie überhaupt jeden Entwickelungsgang unmöglich macht und die chineſiſchen Mauern, welche der Strom der Zeit überall mächtig durchbrochen, überall wieder ſowohl politiſch, als kirchlich, als ſocial neu zu errichten ſucht. Die Geſchichte geht aber niemals rückwärts, ſondern immer vorwärts. Das Ideal eines mittelalterlichen Gewerbeweſens ſteht im entſchiedenſten Widerſpruch zu der großen, induſtriellen Bewegung der Gegenwart, es iſt eine vollkommene Unmöglichkeit geworden und am allerwenigſten kann auf dem Wege des Privilegiums der Pauperismus beſeitigt werden.

Die Anderen, welche ebenfalls die Armuth als von der Geſellſchaft verſchuldet betrachten, ſehen im Gegenſatze zu den politiſchen und kirchlichen Reſtaurateurs darin das beſte Mittel, ihrer Ueberwucherung entgegen zu wirken, daß die begonnene geiſtige und bürgerliche Freiheit vollendet wird. Dies iſt der Standpunkt unſerer Liberalen. Sie wollen „blos die individuelle Freiheit und Aufklärung ſchützen" und erweitern und die zuſammenhaltende, die Freiheit allerdings erſt vollendende Gemeinſchaft im Oekonomiſchen und Geiſtigen ſich allmälig und ſtückweiſe eben aus der ſich erweiterden Freiheit entwickeln laſſen." So ſagt Karl Brüggemann. Ebenſo entfernt von „ſocialiſtiſcher Syſtemmacherei", wie von allen Reſtaurationsgedanken haben die Liberalen ihr Augenmerk ganz beſonders auf die Ausbauung der Volksſchulen, der Communications- und Creditanſtalten, wie zugleich auf die möglichſte Selbſtverwaltung in Gemeinde und Staat gerichtet. Darin ſoll nach ihnen die beſte Wehr gegen den Pauperismus gefunden werden, dahin ſtreben und dafür ſchreiben ſie. Einige unter ihnen ſind über dieſen liberalen Standpunkt ſchon hinausgegangen, indem ſie ſich dem

Digitized by Google

Grundgedanken des Socialismus dadurch näherten, daß ſie die Gewerbefreiheit in ein „induſtrielles Gemeinweſen" übergehen laſſen und die „geiſtige Anarchie" durch eine neue „rein humaniſtiſche" Religion bewältigen möchten; die Mehrzahl jedoch glaubt nur an eine mittelbare Minderung der Armuth und ſucht, da ſie den Grundurſachen der Armuth nicht recht beikommen kann, ſich mit den ſecundairen und geſelligen Gelegenheitsurſachen der Armuth zu beſchäftigen und durch Spargeſellſchaften, Spar- und Prämiencaſſen, durch eine verbeſſerte Armenpflege u. ſ. w. zu wirken.

Eine ſolche Behandlung der Armuth war im Durchſchnitt der Zweck des vor einem Jahre vielfach beſprochenen Vereines für das Wohl der arbeitenden Claſſen, obgleich ſich auch reſtaurationsſüchtige und ſocialiſtiſche Tendenzen in ihm geltend zu machen ſuchten. Er nannte die heutige Armuth ganz beſtimmt ein „Reſultat unſerer ſocialen Zuſtände" und wenn auch zum Theil von dem Verein das Heil erwartet wurde, ſo glaubte man doch vielfach — und das war das liberale Moment — die gründliche Hilfe vom Staate und ſeinen Veranſtaltungen erwarten zu müſſen. Seitdem iſt die Vereinsbildung eben durch den Staat wieder zum Stillſtande gebracht, es fragt ſich aber, ob ohne dieſe äußere Hemmung der Liberalismus in den Vereinen wohl jenen großen Zweck, von dem er ſo viel redete, hätte ermöglichen können.

Unſere gemäßigten Liberalen erwarteten mehr vom Staate und als dem Hauptorgane deſſelben, mehr von der Beihilfe der Regierung, als von dem Vereine; die Ultraliberalen glaubten durch den Verein eine ſelbſtſtändige Kraft, ein Stück self-governement zu erzielen, welches ſich in die beſtehenden Staatsverhältniſſe „einwurzeln" und unumgänglich mächtig werden ſollte. Die erſten ſind durch das Einſchreiten der Regierung in ihrem Grundſatze geſchlagen worden, die zweiten nur in ihrem Erfolg. Aber auch ihr Erfolg hätte ohne die Regierungshemmniſſe kaum ihren Worten, ihren Vorausſagungen und Programmen entſprechender ſein können, da ſie ſich nicht im Stande zeigten, die Lage der Geſellſchaft gründlich zu unterſuchen, die Grundquellen der Armuth zu erforſchen, da ſie die Mittel vergriffen und überſchätzten und meinten, daß die große Frage durch eine Art neuen Verwaltungsſyſtems erledigt werden könne. Der Liberalismus muß an der Armuthsfrage ſeine Unfähigkeit beweiſen, er kannte den Boden nicht, auf welchem er ſich bewegen wollte, er wird ihn nicht kennen lernen, da er die Verhältniſſe und Reſultate der Armuth immer nur „ſtückweiſe" anſieht. Er kennt den Conflict nicht, deſſen Löſung es gilt,

Digitized by Google

die Entwicklung des Princips der freien Concurrenz iſt ihm nicht deutlich geworden, da er es immer nur ökonomiſch oder politiſch, nie ſocial betrachtet. Die Entwicklung dieſes Princips aufhalten, das konnte, das durfte ſeinem eignen Weſen zu Folge der Liberalismus nicht, und da er demgemäß das Princip der freien Concurrenz hemmen und ſtürzen weder kann noch mag, ſo blieb ihm weiter nichts übrig, als dieſes Princip als Vorausſetzung anzunehmen und unter dieſer Vorausſetzung wirken zu wollen. Da nun eben die Concurrenz es iſt, welche die Noth der arbeitenden Claſſen hervorruft, ſo muß er die Grundurſache dieſer Noth auf ſich beſtehen laſſen und doch, ſagt er, will er gegen dieſe Noth wirken. Auf dieſem Boden ſtehen unſere liberalen Bürger, unſere liberalen Geldariſtokraten, unſere liberalen Induſtriellen mit ihren Spar- und Prämiencaſſenvorſchlägen u. ſ. w. Es wird dieſe Unfähigkeit, die Inconſequenz dieſes Standpunktes deutlich genug bezeichnet worden ſein.

Wie ſich denn nun in Frankreich, im Gegenſatze zum Liberalismus und überhaupt zu jeder politiſchen Partei, eine Bewegung ausgebildet hat, welche man allgemein als „Communismus" an die Wand malt, ſo hat ſie natürlich auch immer mehr, je wichtiger die ſociale Frage ſowohl dem Praktikern, als den Theoretikern wurde, ſich in Deutſchland ausbreiten und namentlich in Berlin ihre Vertheidiger und Apoſtel finden müſſen. Ihr rohſter Ausdruck iſt jedenfalls der, welchen ſchon Shakeſpeare's Baſtard Faulconbridge ſehr treffend und humoriſtiſch in folgenden Worten bezeichnet:

Gut, weil ich noch ein Bettler, will ich ſchelten
Und ſagen, Reichthum ſei die einz'ge Sünde;
Und bin ich reich, ſpricht meine Jugend frei:
Kein Laſter geb' es außer Bettelei.

Dies iſt der Standpunkt unſeres täglichen Lebens, dies iſt das Element in unſerer Maſſe. Aber die communiſtiſchen Elemente, welche Berlin aufzuweiſen hat, ſtehen, obwohl ſie für das Recht der Maſſe ſtreiten, doch außer aller Verbindung mit der Maſſe ſelbſt, ſie ſtehen im Durſchſchnitt auf dem abſtracten, philoſophiſchen Boden und haben, im Verhältniſſe zu unſerer übrigen Welt, immer nur noch eine kleine Poſition. Darin, daß ſie ſich nicht praktiſch, ſondern rein kritiſch zu der Geſellſchaft verhalten wollen, liegt ihre einzige Stärke. Der Communismus kann jetzt nichts Anderes thun als die Welt kritiſiren, als die Unzulänglichkeit der beſtehenden Zuſtände nachweiſen. Wo er praktiſch werden wollte, gab er ſich immer auf, wo er Religion

Digitized by Google

wurde und ein communiſtiſches Gebäude dogmatiſch conſtruirte, wie vielfach in Frankreich, da wurde er abgeſchmackt. Damit wollen wir nicht geſagt haben, daß es dem wachſenden Pauperismus gegenüber genug ſei, die Hände in den Schooß zu legen und die bekannten Schlagworte: „Abſchaffung des Geldes, Gütergemeinſchaft, Organiſation der Arbeit, abſolute Gleichheit" auszuſtoßen und ſich in eine blinde Ideologie zu verrennen, im Gegentheil der Communismus kann eben darin eine höhere Praxis beweiſen, daß er in ſteter Beziehung auf das Princip, welches er bekämpft, mit kritiſcher Schärfe die alten Hüllen löſ't, welche die Geſellſchaft beengen und dem Wachsthum der neuen Fruchtknoten behilflich iſt, welche ſich anſetzen wollen. So kann er z. B. dadurch, daß er im Innern den Trieb der Aſſociation ſteigert und nach Außen die Coloniſation begünſtigt, eine Art von Praxis beweiſen*) und dadurch zeigen, daß er ſich ebenſo weit von phantaſtiſcher Träumerei, wie von abſtracter Syſtemmacherei freihalten und den Boden des Lebens ſuchen wolle. Aber wir leugnen es nicht, daß dieſer höhere praktiſche Trieb, welcher allein, ſo lange das Princip der Concurrenz die europäiſche Welt beherrſcht, noch zu etwas nützen und überhaupt fördern kann, nur eine Seltenheit unter unſern Communiſten iſt. Ueber Berlin hinausblickend, wüßten wir nur Weitling zu nennen, der in ſeinen „Garantieen" den Verſuch wagte, den Communismus zu organiſiren, aber doch weiter nichts that, als daß er von allen politiſchen und religiöſen Syſtemen einige Lappen entlehnte. Unſere meiſten Communiſten ſind entweder Peſſimiſten oder Ideologen und weder dieſe noch jene können dem mächtig geſchloſſenen Principe, welches ihnen gegenüberſteht, die Zähne zerbrechen, noch überhaupt die innere Entwicklung des Communismus fördern. Ehe der Communismus die Welt organiſiren kann, muß er ſich erſt ſelbſt zu organiſiren wiſſen und wenn dieſes bis jetzt noch nicht geſchehen, ſo muß allerdings bedacht werden, daß dieſe Bewegung noch viel zu neu iſt, als daß man eine vollſtändige Kryſtalliſation von ihr mit Recht erwarten könnte. Der Communismus, wie er ſich in Deutſchland, ſowohl am Rhein, wie in Berlin entwickelt, hat an Klarheit und Kritik Vieles vor derſelben Bewegung in Frankreich voraus. Er iſt nicht wie dieſe, peſſimiſtiſch oder ideologiſch-religiös, er conſtruirt nicht, er prüft ſich vielmehr an der Kritik der geſellſchaftlichen Verhältniſſe oder er ſammelt den factiſchen Beſtand derſelben, er radotirt nicht, wie Blanc,

*) Bedarf man dazu des Communismus?! D. Red.

Digitized by Google

er träumt nicht, wie Cabet und kann man ihm einen Vorwurf machen, ſo iſt es der, noch allzuhäufig nach der philoſophiſchen Schule zu ſchmecken. Unter allen franzöſiſchen Schriftſtellern dieſer Entwicklung iſt Proudeon auf ihn von dem allergrößten Einfluſſe geweſen.

Bruno Bauer war es, der in der charlottenburger Literaturzeitung der „Maſſe" die „Gattung" gegenüberſtellte und damit den Communismus kritiſirte. Seine „Kritik" erhob ſich ſo hoch, daß ſie anfing, unmenſchlich zu werden. (?) Ebenſo kritiſirte Stirner den Communismus von dem Standpunkte des „Einzigen" aus. Es wurde ihm von Heß in der Broſchure die „letzten Philoſophen," wenn auch nicht auf die allerglücklichſte Weiſe, geantwortet, indem Heß es nur zu einer neuen Kategorie, zu der Kategorie des „Füreinanderſeins" brachte. Allen dialektiſchen Schulſpitzfindigkeiten und Extravaganzen gegenüber hat der Communismus eine tiefe Wahrheit und eine vielleicht noch größere Zukunft. (?) —

Wir ſind unbemerkt auf dem philoſophiſchen Gebiete angekommen. Das muß doch reich ſein und große Ausbeute gewähren in Berlin, in dieſer eigentlichen Stadt der Philoſophen, der Schulſyſteme? Aber grade hier ſehen wir, welche große, tiefgreifende Umwandlung mit Berlin im Laufe der neueren Zeit vorgegangen iſt, denn man kann es mit wenigen, kurzen Worten ſagen, die Schulphiloſophie iſt in Berlin Banquerott geworden und hat hier durchaus (?) keine Zuflucht mehr. Je reicher das Leben wurde, um ſo mehr ſank die Schulphiloſophie in ihrer früheren, unnatürlichen Bedeutung. Wenn in Berlin von einer Schulphiloſophie die Rede, ſo bezieht ſich das natürlich auf den Hegelianismus. Hier, wo das Hegelſche Syſtem ſeinen größten Einfluß übte, hier iſt es jetzt auch in der größten Zerfahrenheit auseinander gegangen und der reactionäre Profeſſor Henning iſt ebenſo gut ein Hegelianer, als Max Stirner, der „Einzige" und Bruno Bauer der theologiſche Atheiſt, von Hegel datirt. Die Geſchloſſenheit der Schule exiſtirt nicht mehr und wo ſie ſich noch geltend machen will, da wird ſie mit ihrem Docententone von der allgemeinen Bewegung weit überſehen. Der Alt-Hegelianismus, die Hegelſche Rechte, welche ſich ganz unmittelbar an Hegel anſchließt, die neueren Richtungen ignorirt und in Berlin noch verſchiedene akademiſche Repräſentanten findet, wie Vatke, Holſo, Michelet, bis vor kurzem auch noch Marheinecke, iſt immer verſtockter und unfruchtbarer geworden. Was bei Hegel ſelbſt noch ein Inhalt war, wurde bei ihr eine Form, was bei ihm noch ein Gedanke war, ging bei ihr in einer Terminologie zu

Digitized by Google

Ende. Dem proteſtantiſchen Principe, dem Principe des freien Geiſtes, welches der Althegelianismus allerdings auch vertreten will, ſind ſo ziemlich durch den Schulzwang die Spitzen abgebrochen worden und man iſt über die alte Trennung zwiſchen dem Leben und der Philoſophie hier nirgends hinausgekommen. Man blieb in dieſer und jeder Beziehung durchaus theologiſch. Der Althegelianismus bemüht ſich, den Staat als Vernunftſtaat zu conſtruiren, den „Hiſtoriſchen" gegenüber und eine Vermittlung des Gegenſatzes zwiſchen Chriſtenthum und Wiſſenſchaft zu entdecken; auf dem Gebiete des Schönen, in der Aeſthetik erhebt er ſich, wie z. B. in Rötſcher, durchaus nicht über die leere Kategorie einer abſtracten Sittlichkeit. Eine Fortführung des Hegelſchen Syſtems bis auf die neueren Richtungen iſt von den jüngeren Docenten der Berliner Univerſität nicht mit einem allzugroßen Erfolge verſucht worden. Die Zeit wendete ſich aus einer verzückten, ſyſtematiſchen Abſtractionsweisheit allmälig wieder den poſitiven Wiſſenſchaften zu und wollte die Philoſophie nicht mehr an ſich ſelber, in einer ausgegoſſenen Schulform, ſondern nur in einer allgemeinen und beſonderen kritiſchen Anwendung gelten laſſen. Berlin hörte auf der Boden für den Dogmatismus irgend einer Philoſophie, welchem es ſich in Hegel in aller Ehrfurcht gebeugt hatte, zu ſein und es begann nun die Periode ſeines philoſophiſchen Kriticismus, des allgemeinen Auflöſungsprozeſſes der Schulphiloſophie. Hierin erhob ſich die Hegelſche Linke zu ihrer Bedeutung, indem ſie alle Vorausſetzungen des wiſſenſchaftlichen Zuſtandes in dem Prozeſſe ihrer bewegten und bewegenden Dialektik beleuchtete. Aber ſie verkannte ſich nicht minder und ihre Bedeutung. Sie überhob ſich in ihrer Kritik und decretirte durch Bruno Bauer die „Kritik" als die neue, an die Stelle der geſtürzten Götter geſetzte Gottheit. Darin zeigte ſie nicht blos ihre übertriebene Abſtractionsſucht, ſondern auch ihre theologiſche Richtung. Sie verachtete das Beſtehende und alle praktiſchen Beſtrebungen nicht, ſie wurde ſpöttiſch und wurde gegen dieſelbe gleichgiltig, während oft ſonderbar genug ihre Abſtractionen mit der Reaction unſerer Zuſtände parallel liefen und ſich vereinigten. Ihr eben wurde auch, wie wir ſchon oben erwähnten, das Schickſal der „Maſſe" durchaus gleichgiltig in dem Verhältniſſe derſelben zur „Gattung". Sie ſprach hier die rohe Gleichgiltigkeit des Ariſtokraten, des Geldmenſchen nur philoſophiſch aus. Die Auflöſung hatte einmal begonnen und Max Stirner war berufen, ſie in ſeinem „Einzigen und Eigenthum" mit vielem Scharfſinn weiter zu führen. Er erhob ſich gegen die angemaßte Gottheit der Kritiker,

Digitized by Google

er erhob ſich gegen alle Gottheiten und machte das blos brutale „Ich" zu ſeiner Gottheit. Er predigte den weiteſten Egoismus. Aber ſein „Ich", welches er nicht concret hinſtellen konnte, ging ihm wieder zu einer allgemeinen Abſtraction auseinander. Er kämpfte mit Geiſt gegen den „Geiſt". So weit war es mit dem Auflöſungsprozeſſe unſerer Philoſophie gekommen. Aber auch über Stirner ging in der neuſten Zeit noch wieder ein Anderer hinaus. In dem Buche „Verſtandesthum und Individuum" wird Stirner als Myſtiker behandelt und von Bruno Bauer wird geſagt, er habe durch ſeine Schriften nur zur Verherrlichung der chriſtlichen Religion beigetragen!!! Die Philoſophie war jetzt dahin gekommen, in die möglichſt größte „Geiſtloſigkeit" einen beſonderen Vorzug zu ſetzen.

Es iſt alſo die Auflöſung der Philoſophie vollkommen klar. Berlin war der Boden, auf dem dieſelbe gezeitigt wurde. Man iſt auf demſelben Standpunkt angekommen, auf den die Sophiſten des Alterthums, auf dem die Scholaſtiker des Mittelalters ankamen. Zu einem Poſſenſpiel, in dem nicht der Ernſt der Wahrheit und der Ueberzeugung, ſondern nur die größere Kunſt der Dialektik Triumphe feiert. Bruno Bauer hat noch ſeinen Ernſt, ſeine Ueberzeugung, ja ſeinen Fanatismus, er hat noch ſeine Gottheit, die „Kritik". Aber Alles, was über ihn hinausgeht, iſt kaum noch anders, als eine Komödie zu betrachten und will kaum auch noch anders betrachtet ſein. Daß dieſe Extravaganzen, dieſe philoſophiſchen Debatten und Herausforderungen für die Entwicklung des Lebens eben ſowohl ohne Bedeutung, wie ohne Intereſſe ſind, braucht kaum noch hinzugeſetzt zu werden. —

Und unter dieſe gährenden, ſich gegenſeitig perſiflirenden und vernichtenden Elemente ſetzte man einen alten Mann mit einem berühmten Namen und gab ihm den Auftrag, dieſes Chaos zu beſchwören, dieſes Meer zu beſänftigen. Was war natürlicher, als daß ſeine Miſſion ſcheitern mußte und daß er in Berlin durchaus nichts Anderes erreichte, als eine ganz iſolirte Stellung? Wie konnte Schelling Glauben finden, wo Hegel ſchon Stück für Stück aufgelöſet wurde? Seine Anſchauungen und ſeine Offenbarungen konnten da nicht anders als vollkommen wirkungslos bleiben, wo der Anfang, von dem die Auflöſung der modernen Philoſophie ausgegangen, wo Hegel ſelber ſchon in dem directeſten Widerſpruch zu denſelben geſtanden hatte. So kann man denn ſagen, daß Schelling's Stellung in Berlin eine

Digitized by Google

unmögliche geworden ist und von einer Schelling'schen Schule ist gar nicht zu reden. —

Während die philosophischen Parteien und Parteiungen immer ohne unmittelbaren Einfluß auf die Masse blieben, haben die kirchlich-religiösen Interessen sich ganz direct an dieselbe gewendet. Berlin ist nach dieser Seite hin eine Musterkarte für Geistes- und Gewissensfreiheit. Man braucht eben nur die „Eingesandts" unserer Zeitungen zu lesen, um überzeugt zu werden, daß die kirchlich-religiösen Fragen in einem großen Kreise lebendig sind. Im Allgemeinen ist jedoch auch auf diesem Gebiete ein religiöser Indifferentismus der Charakter der Massen. Sie nehmen nur Theil, wo sie müssen oder wo ihnen ein materieller Vortheil aus der Theilnahme erwächst. Anders ist es mit unserer Bourgeoisie. Für sie ist die Glaubensfrage noch eine Lebensfrage und sie bildet die religiösen Elemente nach allen entgegengesetzten Richtungen aus. Wir deuten den Schauplatz der confessionellen Streitigkeiten nur an und wollen ihn nicht genau bezeichnen, da wir den confessionellen und überhaupt den Glaubens-Conflicten nicht jene Wichtigkeit beilegen, welche ihnen so häufig beigelegt wird. Mit welchem unerquicklichen Material hätten wir uns hier zu beschäftigen, wenn wir alle die einzelnen religiösen Parteien Berlins, die muckerhaften, die orthodoxen, die halbatheistischen und die pietistischen, die ultramontanen und die deutschkatholischen, die talmudischen und die reformjüdischen, die Hengstenbergianer bis zu den Atheisten, welche unter die Lichtfreunde gegangen sind, genau darstellen wollten! In dem Lande der ausgebreitetsten Sittenfreiheit, in Nordamerika, kann der religiöse Parteienkampf zwar wohl äußerlich freier, aber nicht intensiver geführt werden, als bei uns. Die Hauptinteressen, welche sich bei uns entgegenstehen, sind die Interessen einer auf die Vergangenheit zurückgehenden Staatskirche und die Interessen eines möglichst freien Gemeindelebens, die Interessen einer streng organisirten Kirchenpolizei und einer möglichst ausgedehnten kirchlichen Selbstverwaltung, die Interessen eines auf Dogmen sich berufenden Autoritätsglaubens und eines aufgeklärten Rationalismus. Man hat, namentlich auf dem Gebiete des Protestantismus, den kirchlichen Kampf auch zu einem politischen gemacht und es haben sich die mannichfachsten Conflicte zwischen der höchsten Staats- und Kirchengewalt und den Ansprüchen, welche erhoben wurden, herausgestellt. Eine ausführliche Darstellung und Kritik mag unterbleiben. Ehe wir aber schließen, müssen wir einige Worte über das pietistische Element, über die pietistische Partei

Digitized by Google

ſagen, welche ſich in Berlin immer weiter auszubreiten ſucht und deren Bemühungen äußerſt gefährlich für den geſunden Zuſtand des Volkes werden. Unſere Bourgeoiſie in ihrer Nüchternheit iſt im Durchſchnitt noch ziemlich unempfänglich für den Pietismus geblieben, ſie hält entweder an einer derben Orthodoxie oder an einem bequemen Rationalismus feſt, aber in den höheren und in den tieferen Sphären unſerer Geſellſchaft hat der Pietismus ſeine breiten Wurzeln geſchlagen. In den höheren Sphären wird er begünſtigt durch die körperliche und geiſtige Verweichlichung, welche in ihnen herrſcht, durch die Erſchöpfung aller Lebensgenüſſe, welche in ihnen eingetreten, durch eine troſtloſe Verzweiflung an der menſchlichen Vernunft, deren Größe und Tiefe nirgends erkannt wurde, oder durch eine widerliche Heuchelei, welche unter der Maske der Frömmigkeit ganz anderen als himmliſchen Intereſſen nachſtrebt. In den untern Kreiſen unſerer Geſellſchaft verſchafft ſich der Pietismus eine Stütze an der Selbſtverzweiflung, welche die Folge der Entſagung, der Unterthänigkeit, des Elendes geworden und noch mehr durch den materiellen Einfluß, welchen er mit großer Umſicht auf dieſe Kreiſe auszuüben bemüht iſt. Die pietiſtiſche Partei gewinnt einen Theil des Volkes für ſich, indem ſie auf die phyſiſchen Zuſtände deſſelben Rückſicht nimmt und eine materielle Hilfe zum Mittel für ihre beſondern entnervenden Zwecke wählt. Das Volk muß ſich ihr überliefern, weil es bei ihr noch eine Ausſicht auf materielle Hilfe hat. Es muß ihr ſeine Seele verkaufen, um den Körper zu retten. Oder es muß ſie wenigſtens, wie das häufig vorkommt, gebrauchen und eine Frömmigkeit, zur Erreichung äußerer Zwecke, erheucheln, die es keineswegs hat. Es ſchlägt dann den Pietismus mit ſeinen eigenen Waffen und auf ſeinem eigenen Boden. Die Verirrungen und die Parteiintriguen des Pietismus ſind eine der düſterſten und der widerlichſten Seiten des Berliner Geſellſchaftszuſtandes. Er entnervt und vergiftet nach oben und nach unten und wenn er ſo maßlos fortfahren kann in ſeinen Beſtrebungen, wie er ſich ſeit einigen Jahren bemüht hat, ſo iſt alle Ausſicht dafür vorhanden, daß die überreizte Civiliſation unſerer Gegenwart ſich eher in ein Tollhaus als in die Freiheit einer harmoniſchen und vernünftigen Cultur verwandeln werde. Allerdings ſtößt der Pietismus auf bedeutende Oppoſition, am wichtigſten unter ihr iſt die, welche ſich praktiſch bemühen will und welche durch verſchiedenartige Vorſorge für das materielle Wohl der arbeitenden Klaſſen den pietiſtiſchen Vereinen, denen etwas Aehnliches nicht

Zweck, ſondern einzig nur Mittel iſt, das Terrain ſtreitig zu machen ſucht.

Man kann und wird hier nun wohl noch ein Weniges über die literariſchen Parteien Berlin's erwarten, welche doch zu einer Charakteriſtik unſeres öffentlichen Zuſtandes ganz nothwendig das Ihrige beitragen und dieſelbe ergänzen müſſen. Aber in Berlin gibt es jetzt durchaus keine literariſche Parteien. Es gibt hier nur literariſche Perſönlichkeiten und hier und da literariſche Cliquenverſuche. Weder die Schilderung der einen, noch der andern kann in dem Zwecke dieſes Aufſatzes liegen. Die Stellung der Literatur zum Leben und zur Geſellſchaft iſt wie überall, ſo auch in Berlin nicht diejenige, welche ſie ſein ſollte. In ſeinem innern Weſen erſcheint der literariſche Productionsgeiſt entweder erſchöpft oder erſt neue Wege ſuchend und beginnend. Die Kritik hat ſich durch einen journaliſtiſchen Schlendrian um allen Glauben gebracht. Hier kommt ſie nicht über alte Vorurtheile und verblichene Recenſionen hinaus. Dort, wo ſie von einem neuen wiſſenſchaftlichen Geiſte durchdrungen wird, bleibt ihr kaum etwas Anderes übrig, als eine entſchiedene Negation. Das literariſche Leben leidet in Berlin grade an denſelben Schwächen, woran jetzt überhaupt unſere Literatur leidet. Hier fehlt noch der volle Ausdruck für den neuen Gedanken, dort fehlt alle Regſamkeit, alle Friſche, alles reine, innerliche Intereſſe. Wozu ſchreibt man Kritiken für die Journale, wozu ſchreibt man Romane und Dieſes und Jenes? Das ſagt ſich Jeder und dennoch ſchreibt man. Es liegt eine dicke Schwüle auf der Berliner Literatur. Es fehlt ein friſcher, ein feuriger, ein erquickender Odem. Bei allem Wenigen, was geſchieht, macht ſich unendlich viel Anmaßung, Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung geltend. Je weniger einer iſt und vermag, um ſo mehr glaubt er wenigſtens ſcheinen zu müſſen. Statt der Kritik allzuoft nur Krittelei, ſtatt des allgemeinen Intereſſes allzuoft nur ein Privatintereſſe, mehr Verdächtigung als Würdigung, — genug Bilder, die ſich überall, wenn auch nicht in ſolcher Breite, wiederholen, und über die wir deshalb den Schleier ziehen mögen. Die literariſche Bewegung Berlins iſt hinter die anderen Elemente, von denen es bewegt iſt, ſehr zurückgetreten.

Als Eduard Gans im Jahre 1825 in Brüſſel war, traf er dort mit dem Grafen Sieyès zuſammen. Sieyès fragte:

„Auch ich bin zu meiner Zeit in Berlin geweſen. Es ſind aber ſiebenundzwanzig Jahre her, und zwar als Geſandter der franzöſiſchen Republik. Sind jetzt noch ſo viele Gegenſätze als ſonſt vorhanden?

Digitized by Google

„Wie, meinte Gans, Gegenſätze? Bei uns iſt, ſo viel ich glaube, dieſes Wort gar nicht anzuwenden."

„Ich habe, erwiderte Sieyès, die ſtärkſten daſelbſt vorgefunden; breite, zum Theil wohlgebaute Straßen und das ärgſte Pflaſter, das man in einer großen Stadt zu finden vermöchte: Jacobiner, die bei uns Alles recht fanden, was Robespierre, Couthon, Marat Schreckliches vollführten und in ihrem eignen Lande zugleich die zahmſten und titelſüchtigſten Narren waren, die man antreffen konnte, die tiefgelehrteſten Menſchen, die ſo ungeſchickt ſich geberdeten, wenn es galt, nicht etwas Politiſches zu thun, ſondern nur Etwas zu begreifen, was gethan war, Aufgewecktheit für die Ereigniſſe der Weltgeſchichte und zugleich einen Schellenſtolz für die Narrheiten der eignen Stadt. Sind das nicht Gegenſätze?"

Seit Sieyès dieſes Wort über Berlin ſprach, ſind wieder zwanzig Jahre verfloſſen und wenigſtens der Gegenſatz zwiſchen wohlgebauten Straßen und einem ſchlechten Pflaſter iſt ausgeglichen. Iſt aber Berlin noch die Stadt der Gegenſätze? Iſt ſie es nicht erſt im Laufe ihrer Entwickelung geworden? Eine Antwort darauf möge der vorliegende Aufſatz ſein.

F . . . . .

Digitized by Google

Aus meinem Dorfe.

Von A. P.

Meine Großmutter war in den Jahren, wo meine Erinnerung anfängt, ſchon hoch bejahrt; ſie hatte damals ſchon einen gekrümmten Rücken, graue Haare und Runzeln im Geſicht. Sie ſchlich ſchon an einem Stäbchen im Garten herum, und pflanzte ſich Kohl, Peterſilie, Möhren und Rüben. — Ich würde geglaubt haben, daß Großmama immer alſo gekrümmt und runzelig geweſen, wenn mir nicht andere Leute verſichert hätten, daß ſie in ihrer Jugend ein ſehr fröhliches Mädchen und eine raſche Tänzerin geweſen. — Aber wer war meine Großmutter? — Dieſe Frage muß ich zuerſt beantworten. —

Sie war die Mutter meiner Mutter und eine Auszügerin auf dem Lande, wie man in Schleſien alle diejenigen nennt, welche ihr Gut verkauft, oder an die Kinder abgetreten und ſich zur Ruhe geſetzt haben. Das Gut, das ihr nicht gehört, war an ihren Sohn übergegangen und ſie wohnte ſeitdem in einem kleinen Häuschen, nahe an der Wirthſchaft, die einſt ihr Eigenthum geweſen, mitten im Dorfe. Wenn ſie aus dem Fenſter ihres Stübchens ſah, hatte ſie die Ausſicht auf einen Teich, in welchem die Enten und Gänſe den ganzen Tag herumſchwammen. Neben dem Häuschen war ein Gärtchen, und in dieſem eine kleine Anzahl vorzüglicher Fruchtbäume, deren Ertrag uns gewöhnlich zu Theil wurde. —

Meine Großmutter iſt nahe an ſiebenzig Jahre alt geworden. In einer ſolchen Anzahl von Jahren kann der Menſch viel verrichten. Er kann Städte erbauen, Länder erobern, Königreiche umſtürzen, neue Herrſchaften gründen. Viele Menſchen, welche nicht halb ſo alt geworden ſind, haben ſich unſterblichen Ruhm erworben, als Krieger, als Gelehrte, als Denker und Künſtler. Alexander der Große,

Digitized by Google

ſtarb früh, ebenſo Cäſar, Pascal, der tiefſinnige franzöſiſche Denker war noch nicht vierzig, Byron war ſechsunddreißig, Schiller ſechsundvierzig Jahre alt, als er ſtarb; die Frau van Staël war in frühſter Jugend ſchon berühmt. — Meine Großmutter iſt ſiebenzig Jahre alt geworden, und ſie ſtarb unberühmt. — Sie hat keine ſocialen Romane wie Madame Dudevant, kein Königsbuch geſchrieben wie Bettina von Arnim; ſie hat keine berühmte Gemälde gefertigt wie Angelica Kaufmann. — Wenn Gott nicht mehr von ihr weiß als die Welt, ſo iſt ſie vergeſſen. Aber nein! ſie iſt nicht vergeſſen. Ihr Andenken lebt fort in ihren Kindern und Enkeln; es lebt fort in mir. So leicht wird die Erinnerung an ihre Liebe, an ihr beſcheidenes Walten, an ihr runzelvolles Geſicht, an ihren gekrümmten Rücken, an ihr mildes Lächeln nicht in meinem Gedächtniſſe erlöſchen. —

Ihr Leben floß geräuſchlos hin wie der Bach auf weichem Sande im Schatten; es iſt dem Daſein eines Veilchens zu vergleichen, das in einem ſtillen Thale der Erde entkeimt, einige Zeit blühet und duftet, ſich der Sonne erfreut und des Schattens, und allmälig welkt und ſtirbt. —

Meine Großmutter war in ihrer Jugend ein Bauermädchen, welches im Sommer auf die Wieſen ging nach Graſe, das die Kühe fütterte, das beim Melken die ſchönſten Volkslieder mit heller Stimme ſang, in der Ernte oft mit den Arbeitern auf das Feld ging und das Getreide ebenſo gut zu mähen verſtand, wie der beſte Knecht. — Als ſie ſich ſpäter mit einem jungen Burſchen verheirathete, war ſie eine hübſche Bauersfrau. —

Doch dies Alles erzähle ich, wie ſchon bemerkt, nur nach dem Berichte ihrer Altersgenoſſen; ich ſelbſt habe ſie nur als ein bejahrtes Mütterchen gekannt, die täglich mit dem Morgenroth aufſtand, in den Stall ging, um ihre Kuh und ihre zwei Ziegen zu melken, hierauf ihr frugales Frühſtück zu ſich nahm, und, ſobald die Glocke erſcholl, ihr Gebetbuch nahm und in die Kirche zur Meſſe ging. —

Großmama war ſehr fromm, und der Glaube an Gott, beſonders aber an die Mutter Gottes, die Engel und das Fortleben nach dem Tode waren ihr das Höchſte im Leben. Von der Zeit an, wo ſie auf den Auszug gegangen, hatte ſie keinen Tag die Meſſe verſäumt, wenn ſie nicht krank geweſen. — Das Unwohlſein mußte aber ſchon bedeutend ſein; ein leichter Schnupfen, Kopfweh und andere kleine Uebel, die eine zarte Modedame Tage lang an's Zimmer feſſeln, waren nicht im Stande ſie von dem Beſuche des Gotteshauſes abzuhalten. —

Digitized by Google

So lange der Großvater lebte, hatte Großmama an diesem einen steten Begleiter auf dem Wege in die Kirche; Beide waren gleich fromm. — Großpapa war ein Musikant; er konnte geigen, wenn auch nicht wie Ole Bull und Paganini, so doch so gut wie irgend ein Dorfmusikus, der des Sonntags in's Wirthshaus geht und für einige Silbergroschen den Leuten aufspielt. So lange er lebte, ging er jeden Sonntag auf das Orgelchor in der Kirche und half dem Schulmeister Musik machen. Auch singen konnte er; aber ich zweifle, ob sein Gesang auf den Bühnen von London, Berlin, Paris in der Oper würde Beifall gefunden haben. Mit Rubini hätte er sich nicht messen können. Seine Stimme war grob und ohne alle Dressur; und als er alt war, sehr heiser. — Aber dennoch sang er gern, und selbst in der Kirche. In der Oster- und Charwoche, wo in den katholischen Gotteshäusern die Passionsgeschichte vom Chore herabgesungen wird, übernahm er die Rolle des Pilatus und sang seine Partie mit einem ungeheuren Baß ab. — O, ich beklage alle diejenigen, welche ihn nicht gehört haben, wenn er am stillen Freitag oder am Ostersonnabende sang: „Was ist Wahrheit?“ oder: „Ich habe keine Schuld an dem Tode dieses Gerechten.“ — Auch die Rolle des schlechten Judas übernahm er ein- oder zweimal, gab sie aber bald wieder auf, und griff zu der des Pilatus.

Ich habe später oft an meinen Großvater gedacht, besonders als Student, wo ich mich einige Zeit sehr eifrig auf das Suchen der Wahrheit verlegte, und ihr zu Liebe täglich einige Stunden den Staub der Auditorien einschluckte. Die Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ kam mir dann immer in den Sinn, und ich lernte einsehen, daß sie einen Sterblichen zur Verzweiflung bringen könne. Pilatus ist der größte skeptische Philosoph, der je gelebt hat. Sein: „was ist Wahrheit?“ beweis't dieses. —

Wenn Großpapa an einem Sonntage, wo er in der Kirche gesungen, nach Hause kam, so war er die Freude und das Entzücken selbst. In seinen Augen glühte dann ein mildes Feuer, auf seiner Apostelstirn lag eine heilige, erhabene Ruhe, seine Lippen bewegten sich bisweilen und murmelten Worte, die aber Niemand verstand. — Woher kam seine Wonne? Lediglich aus dem Gefühl der Freude, die jeder Mensch hat, wenn er an einer Sache mitwirken darf, die seine ganze Seele erfüllt. Großpapa glaubte jedesmal um eine Stufe höher zu steigen in der Gnade bei Gott, so oft er in der Kirche musicirte. —

Neben der Liebe zu der edlen Muſik hatte er indeſſen noch eine große Neigung zu einer andern freien Kunſt, die aber in unſerm Jahrhundert nicht mehr ſo gepflegt wird, als in frühern Zeiten, nämlich zu der „Kunſt des Diſputirens.“

Großpapa ſprach ſehr gern über religiöſe Gegenſtände, ſowohl mit ſeinen Standesgenoſſen, den alten Bauern im Dorfe, als auch beſonders mit dem Kaplan des Ortes, einem jungen Manne von etwa dreißig Jahren, welcher Kauder hieß. Ich erinnere mich noch recht deutlich an das Geſicht des jungen Geiſtlichen; er war nichts weniger als geiſtreich, aber dafür ſehr gutmüthig. Pater Kauder war an dem Orte als ein ſchlechter Prediger bekannt, und Jeder wird wiſſen, daß dazu ſchon ein ziemlich hoher Grad von Talentloſigkeit gehört, wenn man nicht einmal den beſcheidenen Anforderungen der Landleute genügen kann. Es konnte aber in der That nichts Unerquicklicheres geben, als Herrn Kaplan Kauder predigen zu hören. Was die Reden ſelbſt betraf, ſo wären dieſe immer noch angegangen, obwohl ſie freilich nur aus den gewöhnlichſten Gemeinplätzen beſtanden, aber der Kaplan hatte durchaus keinen Vortrag. Er ſtand auf der Kanzel, wie ein Strohmann, wie ein Automat, der nur manchmal mechaniſch die Lippen bewegt und Worte ohne Feuer und Leben herſagt. Er hat keine Action und kein Mienenſpiel, und es iſt bekannt, wie ſehr das Volk dergleichen liebt. Ein Pfarrer, der eine lebendige Declamation hat, der mit den Händen viele Geſten macht und wacker die Luft durchſäbelt und zerſägt, kann ſtets auf den Beifall der Landleute rechnen, auch wenn ſeine Reden weit unter der Mittelmäßigkeit ſind. Bei dem Kaplan kamen überdies noch eine ſchlechte Ausſprache und eine ſchnarrende Stimme dazu; er ſtotterte auch, namentlich, wenn er den Faden der Rede verloren hatte und nicht weiter wußte. — Ich zweifle, ob die Energie eines Demoſthenes gegen ſo viele natürliche Hinderniſſe ſiegreich geweſen wäre. —

Aber aller dieſer Mängel ungeachtet ward Herr Kauder von Jedermann im Dorfe geachtet und geliebt; alle alten Weiber küßten ihm die Hand und baten um ſeinen Segen, wenn ſie ihm begegneten. Er wurde zu jeder Hochzeit, zu jedem Kindtaufen eingeladen und Alle waren ſehr vergnügt, wenn er erſchien. Woher dieſe Liebe? Höre ich fragen, — woher? — Herr Kauder war der beſte, gutherzigſte Mann von der Welt, und die Gutherzigkeit iſt eine Tugend, welche hoch im Preiſe ſteht bei den einfachen Kindern der Natur, wenn ſie auch in den Salons nicht viel gilt.

Digitized by Google

Noch eine gute Eigenſchaft des Geiſtlichen war ſeine Liebe zu den Kindern und ſein Takt in Behandlung derſelben. Er liebte ſie, und ſie liebten ihn dafür wieder. Es gab immer ein ſchönes Schauſpiel, wenn er an einem milden Frühlings- oder Sommernachmittage durch das Dorf ſchritt. Dann verließen alle die lockigen, rothbäckigen, weiß- und ſchwarzköpfigen Buben des Ortes ihren Spielplatz, gingen ihm ehrerbietig entgegen und küßten ihm die Hand. Wie freundlich war da immer der gute Pater! — Oftmals hob er ein Büblein, das noch zu winzig war um bis an ſeine Hand heraufzureichen, auf einen Stein, wenn ſich grade einer in der Nähe befand, oder auf einen niedrigen Zaun, und ſetzte es ſo in Stand, ihm die Hand küſſen zu können. Er erkundigte ſich nach dem Befinden der Eltern und Großeltern, ja er griff wohl auch bisweilen in die Taſche und zog einige Näſchereien heraus, die er in kleinen Portionen an die muntere Jugend vertheilte. So klein die Gabe, ſo groß war die Freude der Kinder. Es gab wenige unter ihnen, welche die Leckerei bald verſpeiſ'ten; die meiſten liefen damit nach Hauſe und zeigten ſie den Eltern mit den Worten: „Seht, Vater! ſeht, Mutter! Das hat uns der Pater gegeben." — Und die Eltern freuten ſich und ſprachen: „Ein guter Mann, der Pater Kauder! Er liebt die Kinder — wenn er nur beſſer predigen könnte." —

Dies iſt nur eine kurze Charakteriſtik von dem jungen Geiſtlichen, mit welchem mein Großpapa am liebſten über religiöſe Gegenſtände diſputirte.

Großpapa war ein ſpeculativer Kopf, der nach ſeiner Art manche Stellen der heiligen Schrift einer kritiſchen Unterſuchung unterwarf, und oftmals ſelbſt den Kaplan in die Enge trieb. Aber wie unſchuldig war im Ganzen ſein Forſchen! — Er würde es nie geglaubt haben, und wenn es ihm auch Jemand noch ſo heilig verſichert hätte, daß es in neueſter Zeit Leute gibt, welche die Wunder leugnen, oder ſie auf eine natürliche Art zu erklären ſuchen, welche Chriſtus nicht für den Sohn Gottes halten u. ſ. w.

Großpapa war etwas beleſen. Herr Kauder hatte ihm öfters Bücher geborgt und unter dieſen eine faßlich geſchriebene Kirchengeſchichte, die er mit großer Aufmerkſamkeit ſtudirt hatte. Beſonders hatte ihn das Capitel von den Ketzereien angezogen, und es freute ihn ungemein, daß viele der Irrlehren, wie er meinte, wieder ſpurlos von der Erde verſchwunden ſind. Großpapa war bekannt mit den Lehren des Arius, des Wiklef, des Hieronymus von Prag, ja ſelbſt

Digitized by Google

an Ruhe für allerhöchste Person in Potsdam, so namentlich im Potsdamer Schloß die Zeit über, wo Sie jene Stadt

Weiland war es gewöhnlich Sitte, daß Kaiser Wilhelm, wenn er in Potsdam residirte, Sonntags Vormittags um 11 Uhr in der Garnisonkirche predigte. Dann war es

Ich trete ab in Abwesenheit, um meine treuesten Freunde nicht zu sehen. Ich habe Abwesenheit nur mit einer Absicht in Betracht gezogen, weil ich wußte, daß ich nicht imstande sein würde, mich von ihnen zu trennen, ohne sie zu sehen. Ich habe sie nicht gesehen, weil ich sie nicht sehen wollte, weil ich sie nicht sehen konnte, ohne daß mein Herz mich zwänge, ihnen zu sagen, daß ich sie liebe, daß ich sie immer lieben werde, daß ich mich ihrer Liebe immer würdig machen werde, daß ich mich ihrer Liebe immer würdig machen werde, daß ich mich ihrer Liebe immer würdig machen

nehmen hatte, fiel mir der von den Eltern am ſchwerſten; aber faſt ebenſo viel Thränen erpreßte mir der von den Großeltern. Großpapa ſagte mir: „Junge, Du biſt glücklich zu ſchätzen, weil man Dir Gelegenheit gibt, etwas zu lernen; Du kannſt ein Gelehrter und ein Pfarrer werden. Ich wollte, daß es mir in meiner Jugend ebenſo gut worden wäre. —“ Als mir die Großmutter die Hand zum Abſchiede reichte, fühlte ich ein leiſes Zittern in derſelben. Sie ſagte aber zu mir: „Bleibe ein guter Junge, und vergiß Gott und die Mutter Gottes nicht, und ſie werden Dich auch nicht vergeſſen. Bete jeden Abend einige Vaterunſer zu dem heiligen Geiſt, damit er Dich erleuchte, und Du gut lerneſt, wie es ein wackerer Student ſoll.“ Nachdem ſie alſo geſprochen, drückte ſie mir einige Stücke Geld in die Hand. Ich ſträubte mich ſie anzunehmen, aber ſie ſagte: „Behalte es nur, die Studenten brauchen immer Geld. Verwende es nur nützlich und gewöhne Dir nicht das Naſchen an.“ — Ich nahm endlich die Münze an, denn in Wahrheit hatte ich mich nur geweigert, um eine Form zu erfüllen. Als ich das Haus verließ, weinte ich heftig; aber ungeachtet meines Schmerzes war es, ſobald ich mich unbemerkt glaubte, mein erſtes Geſchäft die Hand zu öffnen, um zu ſehen, was mir Großmama geſchenkt hatte. — Es war ſehr viel; meine kühnſten Erwartungen wurden übertroffen; es waren zwei Thaler und zwar in Achtgroſchenſtücken. Ich war ſehr erfreut über dieſe Gabe, denn ich hatte noch ſelten ſo viel Geld unter den Händen gehabt. —

Die erſten Tage meines Gymnaſiallebens verfloſſen mir ſehr traurig und einförmig. Ich weinte oft und dachte an meine Heimath, an meine Eltern und Großeltern. Als die Lectionen ihren Anfang nahmen, war ich in den Lehrſtunden ruhiger, weil mir da Zerſtreuung und Beſchäftigung genug geboten wurde. — Aber wenn ich wieder zu Hauſe in meinem engen Stübchen und Zumpt's lateiniſche Grammatik vor mir hatte, um die Declination von mensa und gladius zu lernen, da wurde ich wieder traurig, da wurden meine Augen feucht und ſchwere Thränen fielen auf die Seiten des Buches nieder. Ich ſaß oft lange Zeit vor der lateiniſchen Grammatik, und ſchaute mit träumeriſchen Blikken hinein, ſah aber ſtatt der trocknen Gelehrſamkeit nur lauter liebliche Gebilde auf den Blättern, z. B. das väterliche Haus mit den Pappeln und Espen, meine Eltern und Spielkameraden, mit denen ich Sonntags über die Wieſe geſprungen, den treuen Nero, unſern Kettenhund, dem ich ſehr gewogen, und der bei meinem Abſchiede von der Heimath faſt Thränen vergoſſen hatte, und endlich und ganz beſonders

Digitized by Google

auch meine Großeltern und den Kaplan Kauder. So oft ein Recreationstag war, eilte ich aus den Thoren der Stadt in's Freie, aber immer in der Richtung, nach welcher meine Heimath lag. Namentlich war es ein ſandiger Hügel, welchen ich gern beſtieg, weil er mir eine weite Ausſicht in's flache Land geſtattete. Ich ſtand auf der Spitze deſſelben, wenn die Abendröthe am Himmel ging, und der erſte Stern aus den Wolken lächelte. Da zufällig meine Heimath auch nach Weſten lag, ſo ſchaute ich ſo lange in das flammende Roth, bis meine Augen anfingen zu ſchmerzen. Oftmals wenn ich ſo lange hinſtarrte, kam es mir vor, als ob ſich das liebe Dorf in dem brennenden Horizonte abzeichnete; ich glaubte dann den Kirchthurm zu ſehen, das Haus meiner Eltern, die Pappeln und Espen, den treuen Nero, der eben des Nachbars Gänſe aus dem Garten jagte u. ſ. w. Nach ſolchen Spaziergängen ſchlich ich jedes Mal traurig in die Stadt, las noch ein wenig in Zumpt und legte mich hierauf zu Bette. —

Mit welcher Sehnſucht erwartete ich jedes Mal die Ferien! So oft ich die Großmutter als Studente, — ſo nannte ſie mich immer — beſuchte, bewirthete ſie mich prächtig. Sie ſagte gewöhnlich, wenn ich das erſte Mal zu ihr kam: „Nun muß ich wohl wieder einmal den Tiegel auf die Beine ſetzen. —" Es iſt dies eine figürliche Redensart, welche man überſetzen kann in: „Nun muß ich wohl wieder einmal Pfannkuchen backen. —" Und das that ſie denn auch wirklich und ich ließ mir die Delicateſſen auf's Beſte ſchmecken. Wenn ich wieder von ihr Abſchied nahm, um in die Gymnaſialſtadt zu reiſen, ſo gab ſie mir jedes Mal einen Thaler.

Zwei und ein halbes Jahr waren mir verfloſſen auf dem Gymnaſium. Die Oſterferien begannen und ich reiſte nach Hauſe. Als ich in die Wohnung der Eltern trat, fand ich die Mutter in Thränen und auch den Vater ſehr traurig.

„Was gibt es? was fehlt Euch? was iſt vorgefallen?" — Das waren meine erſten Fragen und ich durfte nicht lange auf Antwort warten. —

„Der Großvater iſt geſtorben," ſagte die Mutter, — „und es iſt gut, daß Du grade kommſt. So kannſt Du ihm doch das letzte Geleite geben." —

Es war am Palmſonntage, als Großpapa begraben wurde. Das Wetter ſchön und die Luft ungewöhnlich mild für eine ſo frühe Jahreszeit. Es folgten der Leiche viele Weinende; ein Zeichen, daß der

Digitized by Google

Todte beliebt gewesen. — Großpapa war an Altersschwäche gestorben. Er hatte bis wenige Tage vor dem Tode mit dem Kaplan über gelehrte Dinge disputirt, und sich über nichts so gewundert als über seinen Mangel an Gedächtniß, der es ihm unmöglich gemacht hatte, mit den Namen der Ketzer und Ketzereien so schnell zur Hand zu sein, als er es gewünscht hätte. Der Kaplan war ihm ein großer Trost gewesen während der Krankheit.

Als die Leiche des Großvaters auf dem Friedhofe eingesenkt wurde, weinten sehr Viele, nicht blos die Kinder und Verwandten, sondern auch Fremde; aber Wunder nahm es mich, daß die Großmutter so wenig äußere Zeichen des Schmerzes von sich gab. Ich glaube, sie weinte von Allen am wenigsten. Jetzt kann ich mir dies recht wohl erklären. Die alten Leute haben eine eigene Philosophie, um sich über den Tod eines theuren Angehörigen zu trösten; sie betrachten sein Scheiden aus der Welt nur als den Hingang an einen schönen Ort, wohin sie ihm in wenig Monden oder Jahren nachfolgen. Das mochte wohl auch die Philosophie der Großmutter an dem Grabe ihres Mannes sein. —

Es waren ein Jahr und ungefähr neun Monate verflossen, seit jenem verhängnißvollen Palmsonntage. Es war Weihnachten und sehr kalt; ich war Tertianer und reiste mit meinem Zeugnisse zu den Ferien. Als ich zu den Eltern kam, erkundigte ich mich sogleich nach dem Befinden der Großmutter. — „Sie ist seit einigen Wochen ganz unwohl, lieber Sohn," sprach meine Mutter. Ich besuchte sie bald darauf selbst und fand sie schlechter aussehend, als ich es erwartet hatte. Sie saß auf einem Polsterstuhle und hustete, als ich eintrat. „Was fehlt Euch, liebe Großmutter?" fragte ich. — „Ich habe starken Husten." — „Aber es wird doch wieder besser werden, liebe Großmutter?" — „O ja, ich hoffe, es wird bald gut sein für immer." — Die letzten Worte sprach sie etwas gedämpft und mit einem eigenthümlichen Lächeln, das mir in die Seele schnitt. Ich wußte mir dies damals nicht zu erklären, habe aber später bei alten Leuten, welche recht naturgemäß gelebt, dasselbe humoristisch-traurige Lächeln oft wiedergefunden. —

Ich faßte die Hand der Großmutter und sagte: „Ihr habt doch einen Arzt?" — Nein," — antwortete sie. — „Und warum nehmt Ihr keinen?" — Mir wird kein Doctor mehr helfen; kein Arzt kann mich mehr jung machen. — Aber höre, ich werde Dir diesmal den Thaler bald geben; es bleibt sich ja gleich, ob Du ihn jetzt erhältst

Digitized by Google

aus sie zu Boden. — Darauf Abraham und er bei der Hand, und sprach zu ihnen: Seyd Friede, es wird nicht Noth haben. Und er ging hinein zu ihnen, und machte ihnen Essen, und buk Ungesäuert Brod, und sie assen. Er aber, da er gegessen hatte, sprach zu ihnen: Ich bin ein Mensch, wie ihr. Und sie sahen ihn an, und siehe, er hatte Nägel an seinen Händen, wie Adler, und seine Füsse wie Ochsenklauen. Und er sprach zu ihnen: Ich bin Gabriel, der vor Gott stehet, und bin gesandt, mit euch zu reden, und euch diese gute Botschaft zu sagen. Und er sprach zu ihnen: Ich bin der Engel, der mit dem Jakob Nacht und Morgenroth

Tagebuch.

I.

Aus Breslau.

Nachträgliche Schilderung des Festes auf dem Fürstenstein. — Die Untersuchungen.

Gegenwärtig sind's die Nachwehen des Fürstensteiner Festes, um die sich fast ausschließlich die öffentliche Unterhaltung dreht. In Deutschland wird uns die Gelegenheit zur Freude nur gegeben; man erlaubt uns, die Geburtstage hoher Personen zu feiern, die Häuser zu illuminiren, wenn eine Durchlaucht uns besucht u. s. w. Aber Veranlassung zu nehmen, unsere bestaubten Seelen draußen in Gottes freier Natur auszulüften, sich selber zu Ehren die Jubelfahne auszustecken — das dürfen wir nicht. Man hat zwar nichts dagegen, daß wir mit unseren lieben Nachbarn nach Fürstenstein hinausfahren und uns über die Herrlichkeit der Natur freuen, aber daß wir um Gotteswillen diese Freude nicht laut werden lassen! Sonst geht's uns, wie es dreien Männern unserer Stadt ergangen ist, denen die Polizei die Gewissen revidirt hat. Sie werden von den Haussuchungen gehört haben, welche bei einigen der Redner des Fürstensteiner Festes, bei J. Stein, A. Semrau und L. Müller, stattgefunden haben. Diese Maßregel steht so isolirt da in der Geschichte der preußischen Polizei, wie eine Vogelscheuche auf dem Erbsenfelde; sie ist von so merkwürdigen Umständen begleitet, daß ich mir erlaube, den ganzen Vorgang in gedrängter Weise zu erzählen.

Ich weiß nicht, wer es gewesen, der gleich bei dem Beginne des Frühlings die Idee einer gemeinschaftlichen Spazierfahrt in Anregung brachte. Daß er es in der städtischen Ressource that, ist so natürlich, daß nur diejenigen, denen dieses segensreiche Institut überhaupt ein Dorn im Auge ist, Lamento darüber schreien können. Der Vorschlag fand allgemeinen Anklang. Man sprach über das passendste Ziel eines solchen Ausflugs. Diese wollten nach dem Zobten, jene nach dem Gröditzberge und noch andere nach dem Fürstenstein. Es wurde ein Vorstand gewählt, welcher zuvörderst die nöthigen Explorationen anstellen sollte, um dann später die Vorbereitungen zu der Fahrt selbst auf sich zu nehmen. Fürstenstein ging siegreich aus der darauf folgenden Abstimmung hervor.

Digitized by Google

Es kann nun nur in Frage sein, welche Methode man dieser Bestimmung zugrunde legt. Wenn man nämlich die Methode der Ausgleichung nach kleinsten Quadraten anwendet, so ist es nicht zulässig, die Werte der Unbekannten, die man durch Ausgleichung gefunden hat, als Mittelwerte zu betrachten. Denn diese Methode ist nur dann anwendbar, wenn die Beobachtungsfehler nach dem Gaußschen Gesetz verteilt sind, und dieses Gesetz ist nur dann gültig, wenn die Beobachtungsfehler nicht systematisch sind. Wenn aber systematische Fehler vorhanden sind, dann ist es nicht möglich, sie durch Ausgleichung zu eliminieren. Man kann sie nur eliminieren, wenn man sie kennt. Wenn man sie aber kennt, dann kann man sie auch gleich eliminieren, ohne Ausgleichung. Ausgleichung ist also nur dann möglich, wenn keine systematischen Fehler vorhanden sind, und dann ist sie überflüssig. Ausgleichung ist also überflüssig. Ausgleichung ist also überflüssig. Ausgleichung ist also

sie sich selbst. Der Mensch verliert sich und die Erinnerung an sie in der Welt. Aber die Welt ist nicht sein Element, sie ist nur sein Medium, durch das hindurch er sich wieder findet. Sie ist nicht sein Ziel, sondern nur der Weg, auf dem er sich sucht. Sie ist nicht sein Gegenstand, sondern nur der Spiegel, in dem er sich erkennt. Sie ist nicht sein Leben, sondern nur die Bedingung, unter der er sich lebendig weiß.

Auf all diese Weisen kann es sich ereignen, daß der Mensch sich selbst verliert, daß er sich nicht mehr kennt, daß er sich nicht mehr findet. Aber er kann sich auch wiederfinden, und er findet sich wieder, wenn er sich in der Welt, in seinem Gegenstand, in seinem Leben, in seinem Ich erkennt. Dann ist er sich selbst gegenwärtig, dann ist er bei sich selbst, dann ist er sich selbst Gegenwart. Dann ist er sich selbst Gegenwart, wenn er sich selbst Vergangenheit ist. Denn Vergangenheit ist Gegenwart, wenn sie Erinnerung ist. Erinnerung ist Gegenwart, wenn sie Bewußtsein ist. Bewußtsein ist Gegenwart, wenn es Selbstbewußtsein ist. Selbstbewußtsein ist Gegenwart, wenn es Gewissen ist. Gewissen ist Gegenwart, wenn es Verantwortung ist. Verantwortung ist Gegenwart, wenn sie Liebe ist. Liebe ist Gegenwart, wenn sie Ewigkeit ist. Ewigkeit ist Gegenwart, wenn sie Gott ist. Gott ist Gegenwart, wenn er Ich ist. Ich ist Gegenwart, wenn es Du ist. Du ist Gegenwart, wenn es Welt ist. Welt ist Gegenwart, wenn sie Gegenstand ist. Gegenstand ist Gegenwart, wenn er Leben ist. Leben ist Gegenwart, wenn es

Gesellschaft, die keinen Unterschied des Standes noch des Ranges kenne. — So unmittelbar war die Poesie noch niemals unter die ehrlichen Breslauer getreten. Der Enthusiasmus verleitet sie zu der unter solchen Umständen leicht verzeihlichen Uebertreibung, daß sie den Improvisator bekränzen und triumphirend umhertragen.

Unten sind zwei riesige Kessel erschienen; der eine bietet „der Levante duftenden Balsam", der andere entsendet einen, den ächten Breslauer nicht minder anlockenden Brodem von unzähligen „Würsteln". Ein Jeglicher befriedigt seines Herzens Gelüste.

Die Trompete mahnt zum Aufbruche. Trallirend zieht die Gesellschaft den schattigen Bergpfad hinauf zum neuen Schloß, wo der große Saal der Restauration im Nu gefüllt ist. Die nicht hinein können, lauschen an den Thüren und Fenstern, was sich jetzt begeben wird. Gesänge wechseln mit Reden. Hier soll Herr Semrau die verbrecherische Rede gehalten haben, worin er nachwies, wie nothwendig ein bewußtes Zusammenhalten des Volkes sei, weil darin seine Stärke und seine Freiheit liege. Er soll die Geschichte zum Zeugniß aufgerufen haben für die Unwiderstehlichkeit eines klar und bestimmt ausgesprochenen Volkswillens u. s. w. Hier soll Herr Siebig unter Billigung der vorhergesprochenen Worte an die bevorstehende Wahl der Stadtverordneten als an einen Act erinnert haben, an welchem die Breslauer Bürger ihren Willen, sich an den öffentlichen Interessen zu betheiligen, beweisen könnten. Aber mehr Anstoß noch als diese übrigens bis jetzt noch unbekannten Worte hat der Toast erregt, welchen der vorletzt genannte Redner auf dem Marktplatze zu Freiburg ausgebracht.

Die Session im Saale war beendet. Es war Zeit, daß sich die Gesellschaft zur Disposition der schnaubenden Locomotiven stellte. In einzelnen lustigen Gruppen wanderte sie dem gastfreundlichen Freiburg zu. Vor des Bürgermeisters Wohnung war der Sammelplatz. Ein dreimaliges Hoch nach einigen einfachen von Herrn Siebig gesprochenen Worten gab dem bescheidenen Consul den Beweis, wie sehr man sich durch die Aufmerksamkeit geschmeichelt gefühlt habe. Ganz Freiburg war auf den Beinen und zog mit den Gästen zum Bahnhofe, wo letztere mit Böllerschüssen und Hurrahrufen entlassen wurden.

Hier haben Sie den ganz treuen Bericht über ein Fest, welches Breslauer Bürger feierten. Sie sehen daraus vielleicht, wie sehr sich seit einigen Jahren Volksvergnügungen geändert, schwerlich jedoch, daß diese Aenderung Staatsgefährliches mit sich bringt. Anders glaubte unsere Polizei.

Kaum hatten die Theilnehmer das Fest noch einmal in ihrer Erinnerung durchgekostet, so erschien bei den drei *nichtangesessenen* Rednern die Polizei, um ihnen die Manuscripte der gehaltenen Reden abzufordern. Zwei von ihnen erklärten, daß sie extemporisirt hätten, der Dritte gab an, wer den Entwurf besitze. Hierauf Durchsuchung der Papiere. Naive Leute würden nun wiederum glauben zu dem Zwecke, die verläugneten Redeentwürfe in die Hände zu bekommen. Nein, die Redner hat-

Digitized by Google

ten ihr ganzes bisheriges Leben und Treiben durch ihr Auftreten verdächtigt, folglich mußte Alles mit fortgenommen werden, was irgend wie einen Blick in die innere Seele derselben gestattete: Tagebücher aus der Studentenzeit, vertrauliche Briefe von Freunden, Blättchen mit momentanen Gedanken und Einfällen bekritzelt, u. s. w. Was diese mit Beschlag belegten Papiere für die betreffenden und eine Reihe anderer Personen für unangenehme Folgen, bestehend in Verhören, Verhaftungen und tausenderlei Vexationen, gehabt, darüber berichte ich Ihnen später. Für jetzt nur so viel, daß diese Haussuchungen zur Constatirung der Anklagepunkte auch nicht das Geringste geliefert. Man sucht sich jetzt auf die Weise in Besitz des Klagematerials zu setzen, daß man fortwährend Personen, welche das Fest mitgemacht, verhört. Es scheint aber, daß auch dieser Ausweg nicht zum Ziele führen wolle.

II.

Der Krawall in Cöln.

Die tumultarischen Auftritte in Cöln am Rhein machen um so mehr von sich reden, weil sie in ihren Ursachen die größte Aehnlichkeit mit der dreitägigen Emeute gemein haben, welche 1835 am 3. 4. und 5. August in Berlin stattfand. Friedrich Wilhelm III. war zu Anfang der dreißiger Jahre (1830 wenn wir nicht irren) von einer schmerzlichen Krankheit genesen, und das Volk hatte damals, um seine Freude zu bethätigen, am Geburtstage des Königs (d. 3. Aug.) auf den Straßen der Residenz, namentlich aber im Thiergarten geschossen und gefeuerwerkt, was, obwohl es gegen das Polizeigesetz, stillschweigend, der besonderen Veranlassung wegen, gestattet wurde; da es sich aber in jedem Jahre, an dem betreffenden Tage wiederholte, und zwar in einem stärkeren und zügelloseren Maße, so daß Kleidungsstücke beschädigt und Pferde wild gemacht wurden, beschloß die Polizei 1835 dem Unfug zu steuern. Es wurde nun der bezügliche Gesetzesparagraph: „Daß es nicht erlaubt auf öffentlichen Straßen, Plätzen, aus den Häusern ꝛc., zu schießen und zu feuerwerken," ohne specielle Bezugnahme auf den besondern Tag und Fall) vor dem 3. Aug. in die Berliner Zeitungen (mit Petitschrift) abgedruckt. Weder in Berlin, noch in einer andern preuß. Stadt dürfte man jedoch schwerlich einen Einwohner finden, der jenes Verbot nicht kennt, und so hätte man vielleicht besser gethan, ganz speciell, durch in die Augen fallende Maueranschläge dem Publicum der Residenz zu insinuiren, daß fernerhin auch das Schießen und Feuerwerken am Geburtstage des Königs nicht mehr gestattet sei. So zogen denn die blitz- und knallustigen Berliner am 3. August 1835 mit Pistolen und Feuerwerkskörpern durch die Straßen nach dem Thiergarten und Abends ging der beklagenswerthe Krawall auf dem Exercierplatz vor dem Brandenburger Thore los. — Ein paar Dutzend Gensd'armen konnten mit der Volksmasse von ein paar Tausend Menschen natürlich nicht fertig werden, man mußte die bewaffnete Macht

zu Hilfe rufen, es entwickelte ſich eine ebenſo unpolitiſche Emeute, wie jetzt in Cöln, und es ſetzte blutige Köpfe.

Ein Pariſer, der ſeit 1830 alle Revolutionen und Emeuten in der Hauptſtadt Frankreichs perſönlich erlebt, ſprach die individuelle Ueberzeugung aus, daß es ohne das Einſchreiten der uniformirten Polizei und Soldaten nie zu ernſthaften Emeuten kommen könnte. „Das Erſcheinen einer Uniform iſt immer das „Signal des Losbrechens" ſagt der Franzoſe, und die Erfahrung beſtätigt allerdings, daß der Volksmuthwille, wie der ernſte Volksunwille faſt immer beim Erſcheinen uniformirter, vom Volke beſoldeter Menſchen, ein beſtimmtes Ziel ſeiner thatſächlichen Aeußerung erhält. Es gibt gar verſchiedene Gründe, aus denen ein Menſch vor einem andern Reſpect hat. Man reſpectirt z. B. denjenigen, dem man Nahrung, Kleidung und Bildung verdankt, nicht aber den, deſſen Nahrung, Kleidung und Wohnung man baar bezahlt. Man reſpectirt den, dem die Natur eine überlegene Macht des Geiſtes verliehen, auch den, der durch Muth, Klugheit und Todesverachtung den Feind des Vaterlandes beſiegt; aber nicht den, der ſeine geiſtigen und körperlichen Vorzüge noch gar nicht bethätigt hat, und den man auf eigene Koſten erhält.

Das bekannte Raiſonnement gegen die ſtehenden Heere und die nutzloſen Friedensſoldaten macht in ſolchen Augenblicken immer mit Erbitterung ſich Luft und der gemeine Mann ſelbſt denkt dabei über den Staatshaushalt nach. Zwar hört er, daß die enormen Summen, die ein Staat aufbringen muß (d. h. die von der Nation erhoben werden), um ſeine Armee zu beſolden und zu erhalten, ja auch wieder im Lande verzehrt würden. „Das Geld bleibt ja alles im Lande!" Ja! und die friſchen Arbeitskräfte von tauſend und abertauſend jungen, kräftigen Männern auch, aber in welcher Form? — als eine todte Materie! Geſetzt — ſagt das Volksraiſonnement — ein Gaſtwirth nimmt einen Menſchen in ſein Haus am erſten Tag eines Jahres und gibt ihm ſogleich bei ſeinem Eintritt 1000 Mark. Der Menſch wohnt nun das ganze Jahr in dem Gaſthof, und hat am Schluß des Jahres die 1000 Mark, die ihm der Wirth gegeben, in dem Gaſthof ſelbſt verzehrt. Da hat der Wirth ein ſauberes Geſchäft gemacht, nicht wahr? Der Menſch hätte freilich für die 1000 Mark in dem Gaſthof etwas thun, dem Wirth einen reellen Nutzen ſchaffen ſollen, denn er war geſund und ſtark. Er hätte auch gern etwas gethan, aber es bot ſich ihm das ganze Jahr auch nicht geringſte Gelegenheit dar, etwas Anderes zu thun, als zu eſſen und zu trinken, ſeine Kleidung ſauber zu halten, ſich zu raſiren und auszuruhen. Zu Hauſe, im heimathlichen Dorfe, im Kreiſe ſeiner Familie hätte er allerdings nützen können, denn ſein Vater iſt todt, die Mutter alt und ſchwach und die Schweſtern zu ſchwerer Arbeit nicht ſtark und geſchickt genug; allein von dem weit entfernten Gaſthof aus konnte er nichts für ſie thun, er mußte dem Gaſtwirth die 1000 Mark zinslos wiedererſtatten und ſeine friſchen, brauchbaren Kräfte brach liegen laſſen.

Digitized by Google

In Cöln findet am 3. Auguſt (auch der Tag ſtimmt mit dem des Berliner Tumults von 1835 überein) eine Kirmes ſtatt, bei der man zu ſchießen und zu feuerwerken pflegt, was allerdings auf Straßen und Plätzen einer ſtarkbewohnten Stadt ein gefährlicher Unfug iſt, den man mit Recht in engere Grenzen zurückweiſen, oder beſſer, dem man ganz und gar ſteuern wollte. Zu dieſem Zwecke ſtellte man am betreffenden Tage, in den betreffenden Straßen Polizei und Gensd'armerie auf. Wir nehmen an, daß dieſe Sicherheitswache in verſtändigſter Form ihre Pflicht that, denn in einer amtlichen Proclamation vom 5. Auguſt heißt es: „Die Beamten, welche zur Handhabung der Ordnung aufgeſtellt waren, wurden ohne jeden zureichenden Grund inſultirt;“ allein hätten ſie inſultirt werden können, wenn man ſie an dieſem Tage, der ſchon früher ähnliche Vorgänge herbeigeführt, gar nicht aufgeſtellt hätte? Da es erfahrungsmäßig war, daß an dieſem beſtimmten Tage unverſtändige und geſetzwidrige Dinge vorkämen, die bereits früher zwiſchen Uniformirten und dem Kirmespublicum zu unangenehmen Reibungen geführt, ſo wäre es gewiß praktiſch geweſen, der Bürgerſchaft die Aufrechthaltung der Ruhe für dieſen ſpeciellen Fall direct zu übertragen. Schießen und Feuerwerken in den Mauern einer bewohnten Stadt iſt eine Aeußerung des Unverſtandes, der man durch Verſtand begegnen muß. Nun aber iſt das Volk in allen civiliſirten Staaten geneigt anzunehmen, daß der Verſtand und der Sinn für Ordnung und Recht nicht ausſchließlich in den Bajonnetten, Gewehrläufen, Flintenkolben und Pallaſchen ſitzt, ſondern daß Bürger, die mit Umſicht und Fleiß ſich, ihre Familien und auch die Beamten ernähren, ebenfalls ſehr gegründete Anſprüche auf Verſtand, Sinn für Ordnung und Recht beſitzen. Außerdem aber hat auch Niemand ein größeres Intereſſe Ruhe und Ordnung in einer Stadt erhalten zu ſehen, als grade der Bürger, weil eben darauf der Schutz ſeines Eigenthums und ſeiner Familie baſirt iſt.

Warum ſind in England ein paar Dutzend Conſtablers im Stande, bei Volksverſammlungen vieler Tauſend Menſchen die Ordnung zu handhaben; warum ſind ein paar Univerſitätspedelle hinreichend ein paar Hundert Studenten in den Schranken des akademiſchen Geſetzes zu lenken? Weil jeder Engländer und jeder deutſche Student weiß, daß er ſich durch thatſächliches Auflehnen gegen das Geſetz, welches ihn in ſeinen eigenthümlichen Standesrechten gegen das Eingreifen einer äußerlichen, übermächtigen Gewalt, — gegen Säbelhiebe und Kugeln, — ſchützt, einer ernſten Gefahr anheimgibt. Für einen ſo civiliſirten, intelligenten Staat, wie Preußen, dürfte es daher wohl zeitgemäß ſcheinen, den Bürgern ſelbſt die Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung anzuvertrauen, und nur dann die Gewalt der Waffen anzuwenden, wenn die Gewalt der Bürger entſchieden unzureichend erſcheint.

H.

Digitized by Google

III.

Aus Wien.

Betrügereien. — Die Accise und das Volk. — Gerüchte. — Main-Donau-Canal. — Dingelstedt. — Frankl. —

Ich habe Ihnen gefliſſentlich über den kleinen Bäckerrummel, der kürzlich hier in der Leopoldſtadt vorgefallen iſt nicht geſchrieben, weil die Sache an und für ſich viel zu unbedeutend war; der ganze Lärm dauerte keine Stunde, und als die Feuerſpritze ankam, ſei es nun, um die erhitzten Köpfe zu kühlen, oder um ſie durch den Vorwand einer anderweitigen Feuersbrunſt von dieſem Platze wegzulocken, lief auch Alles auseinander. Die Handwerksgeſellen, welche den Lärm bei dem Bäcker anfingen, und der Bäcker, deſſen Geſchäft als ein ſogenanntes Polizeigewerbe dieſer Jurisdiction unterſteht, werden von dieſer Behörde vernommen, und obgleich das Urtheil noch nicht beſtimmt iſt, milde wird es wohl kaum ausfallen, man iſt dieſe Satisfaction dem Volke ſchuldig, das dieſer Mann auf eine ſchändliche Art betrogen. Es fehlte an ſeinem Brode ungefähr der ſechſte Theil des Gewichtes, und zudem iſt man bei dieſer Gelegenheit, wo dann der Bürgermeiſter ſtrenge Nachſuchung über Maß und Gewicht bei den hieſigen Bäckern und Fleiſchern halten ließ, auch noch auf ein wohlorganiſirtes Syſtem der Täuſchung aller Aufſicht geſtoßen, indem manche Bäcker ein zweifaches Brod, ein ganz vollwichtiges für den Fall einer Unterſuchung und ein beträchtlich leichteres für den allgemeinen Verkauf backen. Daß ſie das betreffende ſchwere Brod im Falle einer plötzlichen Unterſuchung dem Commiſſar geſchickt in die Hand zu ſpielen verſtanden, iſt natürlich, um ſo mehr, da ſich auch unſere unteren Beamten auf ſolche praktiſche Handgriffe ſehr gut verſtehen. — Der Bäcker, den man auf ſo leichtem Ausbacken ertappte, war früher ſogar Zunftvorſteher geweſen, wie mag es der Mann erſt damals getrieben haben!

Seit man nun wieder geſehen hat, wie leicht aufregbar auch unſer Volk in Sachen der Nahrungsmittel iſt, man glaubte ſie ſchon ziemlich an die ſeit Jahren immer zunehmende Theuerung gewöhnt — iſt neuerdings wieder ſehr viel von der Aufhebung der Acciſe die Rede, der verhaßteſten Steuer, die bei uns beſteht, und deren reiner Ertrag bei Weitem nicht in dem Verhältniſſe zu dem dadurch immer mehr ſteigenden Mißvergnügen des Volkes iſt. Die Acciſe bringt kaum mehr als $\frac{2}{5}$ deſſen, was ſie dem Volke koſtet, dem Staate ein, die anderen drei Fünftel gehen für Beſoldungen des dabei angeſtellten Perſonals und für Regie auf. Und wegen eines ſolchen unverhältnißmäßigen Ertrages wird dem Lande eine Laſt aufgebürdet, welche, wie ſchon unzählige Male bewieſen wurde, am allermeiſten den Armen drückt, weswegen dieſer auch am allererſten gleich bereit iſt, ſich, wo er nur kann, Selbſthilfe zu verſchaffen. Man würde gewiß jede andere Steuer gern und bei angemeſ-

Digitized by Google

zum Rheinufer und sah da vor dem verlassenen Ausgange der große Schwarzwald. Und wie er so sah, da kam ihm der Gedanke, ob nicht auch dieser Wald ein Ausgang sein könnte, und ob nicht auch dieser Wald ein Ausgang sein müsse. Und er ging hinein und ging und ging, und es war ein Ausgang, und er kam heraus, und es war ein Ausgang, und er kam heraus, und es war ein Ausgang, und er kam heraus

Kraft, Masse und Weite wechseln von einander. Die mit Milch gut ausgebildeten Kühe geben 2 Eimer Milch, und wenn sie gut gefüttert werden, 3 Eimer. Die Milch ist sehr fett, und wird zu Butter und Käse gebraucht. Die Kühe werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Pferde sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Schafe sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Ziegen sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Hunde sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Katzen sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Vögel sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Fische sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Insekten sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Würmer sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Spinnen sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Käfer sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Schmetterlinge sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Bienen sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Ameisen sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Flöhe sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Läuse sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Wanzen sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Mücken sind klein, aber stark und ausdauernd. Sie werden zum Reiten und Ziehen gebraucht. Sie werden selten geschlachtet, weil sie zu wenig Fleisch haben. Ihre Haut wird zu Leder gebraucht.

Die Fliegen

in Abendstunden Menschen sitzen, um unter den schon Bereiteten die Gaben zu verteilen, die Almosenpfleger, Diakonen, Witwen und Jungfrauen, die Gemeindeglieder, die Kranke haben, aufsuchen, um ihnen die Gaben zu bringen, und die Kranken, die sie empfangen, sie segnen und ihnen die Hände auflegen. Und wenn sie dann wieder in die Versammlung kommen, so sagen sie Gott Dank für alles, was sie empfangen haben, und bitten für die, welche es ihnen gegeben haben, und für die, welche es empfangen haben. Und wenn sie dann ihr Gebet beendigt haben, so küssen sie einander. Und es wird dem Vorsteher der Brüder Brot und ein Becher Wasser und Wein gebracht, und er nimmt es und lobpreist den Vater des Alls durch den Namen seines Sohnes und durch den Heiligen Geist und hält lange Danksagung dafür, daß wir dieser Gaben gewürdigt worden sind. Wenn er dann die Gebete und die Danksagung beendigt hat, so stimmt das ganze anwesende Volk ein und spricht: Amen. Amen heißt auf hebräisch: Es sei so. Und wenn der Vorsteher Danksagung gehalten und das ganze Volk eingestimmt hat, so teilen die, welche bei uns Diakonen heißen, jedem Anwesenden mit, daß er von dem Brot und dem Wein und dem Wasser genießen soll, und bringen es auch den Abwesenden. Diese Speise heißt bei uns Eucharistie, und niemand darf daran teilnehmen außer dem, der unsere Lehren für wahr hält und sich hat waschen lassen mit dem Bade, das zur Vergebung der Sünden und zur Wiedergeburt führt, und der so lebt, wie Christus es gelehrt hat. Denn nicht als gemeines Brot und gemeinen Trank nehmen wir diese Speise zu uns, sondern wie Jesus Christus, unser Heiland, durch das Wort Gottes Fleisch geworden ist und Fleisch und Blut angenommen hat um unserer Rettung willen, so sind wir auch gelehrt worden, daß die durch Gebet um sein Wort gesegnete Speise, von der unser Blut und unser Fleisch durch Verwandlung genährt werden, das Fleisch und das Blut dieses fleischgewordenen Jesus sei. Denn die Apostel haben in den von ihnen verfaßten Schriften, die Evangelien genannt werden, überliefert, daß Jesus ihnen also geboten habe, indem er das Brot nahm und Danksagung hielt und sprach: Tut dies zu meinem Gedächtnis, das ist mein Leib; und ebenso nahm er den Kelch und sprach Danksagung und sagte: Das ist mein Blut, und gab es ihnen allein. Was nun die Bösen Mithrasmysterien nennen, indem sie Brot und einen Becher Wasser bei gewissen Weihen vor den Augen derer, die eingeweiht werden sollen, hinsetzen und dazu gewisse Worte sprechen, das wißt ihr oder könnt es wissen. Denn wir haben darüber schon oft geschrieben, daß wir nämlich wissen, daß sie in den Versammlungen, die sie halten, um in ihre Mysterien eingeweiht zu werden, Brot und einen Becher Wasser hinsetzen und dazu gewisse Worte sprechen, und daß sie dann, wenn sie dies getan haben, Speise und Trank zu sich nehmen. Und wenn sie dann wieder in die Versammlung kommen, so sagen sie Gott Dank für alles, was sie empfangen haben, und bitten für die, welche es ihnen gegeben haben, und für die, welche es empfangen haben. Und wenn sie dann ihr Gebet beendigt haben, so küssen sie einander. Und es wird dem Vorsteher der Brüder Brot und ein Becher Wasser und Wein gebracht, und er nimmt es und lobpreist den Vater des Alls durch den Namen seines Sohnes und durch den Heiligen Geist und hält lange Danksagung dafür, daß wir dieser Gaben gewürdigt worden sind. Wenn er dann die Gebete und die Danksagung beendigt hat, so stimmt das ganze anwesende Volk ein und spricht: Amen. Amen heißt auf hebräisch: Es sei so. Und wenn der Vorsteher Danksagung gehalten und das ganze Volk eingestimmt hat, so teilen die, welche bei uns Diakonen heißen, jedem Anwesenden mit, daß er von dem Brot und dem Wein und dem Wasser genießen soll, und bringen es auch den Abwesenden. Diese Speise heißt bei uns Eucharistie, und niemand darf daran teilnehmen außer dem, der unsere Lehren für wahr hält und sich hat waschen lassen mit dem Bade, das zur Vergebung der Sünden und zur Wiedergeburt führt, und der so lebt, wie Christus es gelehrt hat. Denn nicht als gemeines Brot und gemeinen Trank nehmen wir diese Speise zu uns, sondern wie Jesus Christus, unser Heiland, durch das Wort Gottes Fleisch geworden ist und Fleisch und Blut angenommen hat um unserer Rettung willen, so sind wir auch gelehrt worden, daß die durch Gebet um sein Wort gesegnete Speise, von der unser Blut und unser Fleisch durch Verwandlung genährt werden, das Fleisch und das Blut dieses fleischgewordenen Jesus sei. Denn die Apostel haben in den von ihnen verfaßten Schriften, die Evangelien genannt werden, überliefert, daß Jesus ihnen also geboten habe, indem er das Brot nahm und Danksagung hielt und sprach: Tut dies zu meinem Gedächtnis, das ist mein Leib; und ebenso nahm er den Kelch und sprach Danksagung und sagte: Das ist mein Blut, und gab es ihnen allein. Was nun die Bösen Mithrasmysterien nennen, indem sie Brot und einen Becher Wasser bei gewissen Weihen vor den Augen derer, die eingeweiht werden sollen, hinsetzen und dazu gewisse Worte sprechen, das wißt ihr oder könnt es wissen. Denn wir haben darüber schon oft geschrieben, daß wir nämlich wissen, daß sie in den Versammlungen, die sie halten, um in ihre Mysterien eingeweiht zu werden, Brot und einen Becher Wasser hinsetzen und dazu gewisse Worte sprechen, und daß sie dann, wenn sie dies getan haben, Speise und Trank zu sich nehmen.

Lösung, von Brot, einem trockenen Gemüse, gebraten und gekocht, und Obst, Kirschen, Pflaumen, Birnen, Äpfel, Nüsse, Mandeln, Feigen und Trauben, Datteln und Granatäpfel. Das Getränk ist Wasser, Milch und Wein, der in Ägypten, wie in Assyrien, Persien und Griechenland, sehr stark mit Wasser gemischt wird. Bier ist das Getränk der Armen. Die Speisen werden mit Messern, Löffeln und Gabeln gegessen, die Finger werden nach dem Essen in Wasser gewaschen, das in Schalen gereicht wird. Die Tafel ist niedrig, die Speisen werden auf Tischen aufgetragen, die Gäste sitzen auf Stühlen, Bänken oder Polstern, die Diener stehen. Musikanten, Sänger und Tänzerinnen unterhalten die Gäste. Nach dem Essen werden Kränze und Salben gereicht.

Der Charakter und Geist dieses Volkes ist uns durch die Bilder, die es von sich selbst hinterlassen hat, gut bekannt. Es ist ernst, ja düster, aber nicht grausam, wie das assyrische, sondern gutmütig, ruhig, ohne Leidenschaft, ohne Phantasie, ohne Humor, ohne Sinn für Schönheit, ohne Liebe zur Natur, ohne Freude an Bewegung, ohne Lust zu Spiel und Tanz, ohne Sinn für Musik, ohne Liebe zu Blumen, ohne Sinn für Poesie, ohne Liebe zu Tieren, ohne Sinn für Landschaft, ohne Liebe zu Kindern, ohne Sinn für Frauenschönheit, ohne Liebe zu Frauen, ohne Sinn für Erotik, ohne Sinn für Sport, ohne Liebe zu Pferden, ohne Sinn für Kampf, ohne Liebe zu Waffen, ohne Sinn für Krieg, ohne Liebe zu Jagd, ohne Sinn für Tod, ohne Liebe zu Leben, ohne Sinn für Leben, ohne Liebe zu Leben, ohne Sinn für Leben, ohne Liebe zu Leben, ohne Sinn für Leben

nun von je zwanzig zu zwanzig Zeilen in ſeinem „Gerle's" nach. Auf der vierten Spalte bedauerte er, nicht „Gerle's Abenteuer einer Neujahrsnacht" aufführen ſehen zu können, da man dieſes treffliche Luſtſpiel ſchon zu oft gegeben, tröſtete ſich aber mit der Hoffnung „Gerle's und Uffo Horn's Vormundſchaft" ſehen zu können. Auf der achten Spalte endlich bedauert er, daß, nachdem er ſämmtliche Sommitäten Prag's bereits kennen gelernt hat, es ihm doch nicht gelingen konnte den Schriftſteller „Gerle" zu Geſichte zu bekommen; auf der neunten Spalte macht er noch immer Verſuche „Gerle" zu ſehen und auf der zehnten reiſ't er richtig ab, ohne „Gerle" kennen gelernt zu haben. Der Unglückliche!

Dies Spiel mit ſich ſelbſt, das bei andern Gelegenheiten nicht ſcharf genug zu verdammen wäre, iſt hier harmlos zu nehmen, da es eben nur unwichtigen Dingen galt. Es war das unwillkürliche Aufraffen eines alten Mannes, der fühlt, daß ſeine Zeit um iſt und daher alle Anſtrengungen macht, um nicht in Vergeſſenheit zu gerathen, um über dem Waſſer ſich aufrecht zu erhalten. Doch hat ihn das Schickſal erreicht und das Tragiſche dabei iſt, daß er dies gefühlt und deshalb der Verzweiflung und dem Wahnſinn verfiel. In Mitte einer ganz neuen Generation, deren Streben ein von der frühern Zeit ſo verſchiedenes iſt, fühlte ſich der alte Literat, der früher der erſte Grenadier, der erſte Schriftſteller Prag's war, vereinſamt und beſeitigt; mancher grüne Baum wuchs neben ihm auf, deſſen Wurzeln er nicht begriff. Vergebens ſtürzte er ſich von Neuem in Mitte dieſer Jugend, die jetzt in Prag theils für, theils gegen die wiedergefundene Nationalität kämpft, ſie ſahen ihn befremdet an, wie ein Geſpenſt, das den Hahnenſchlag überhört hat und bei lichtem Tag umherwandelt. — Das fühlte er und nahm ſich's zu Herzen und wurde tiefſinnig und floh die Menſchen. Und in einer finſtern Nacht, wo die Verzweiflung über ſeine Leere ſein Herz mit ihren ſpitzeſten Krallen erfaßte, da raffte er ſich auf und ſtürzte hin zu der Moldaubrücke, von deren Höhe er den geliebten Heimathsſtrom zweiundſiebzig Jahre gleichmäßig hinrauſchen geſehen; es war noch immer derſelbe, ſeine blauen Wellen waren die einzigen, die ſich gleichgeblieben in dieſer wandelbaren Welt — es war der alte wohlbekannte Jugendfreund noch, und mit einem Sprunge warf er ſich in ſeine Arme.

Er war kein Selbſtmörder — die Zeit hatte ihn getödtet! Die Zeit und jenes Princip, das keine Gelehrten, ſondern nur gute Unterthanen brauchte, in dieſem Princip faulten die Geiſter wie die alten Bäume, die man den Strom hinabſchwemmt. Gehörig gepflanzt, hätten ſie noch lange Schatten gegeben, und hätten zuletzt immer noch als Bauholz, ſtatt als Küchenholz geendigt.

J. Kuranda.

Digitized by Google

V.

Notizen.

Selbſtmörder und Königsmörder.

Ein geiſtreicher Arzt, Prof. Kasper, hat in einem unlängſt erſchienenen Buche nachzuweiſen geſucht, daß der Glaube, es wohne manchem Menſchen eine beſondere Feuerluſt, ein beſonderer Brandanſtiftungstrieb (Pyromanie) inne, ein wahrer Geſpenſterglaube ſei. Er erzählt aus ſeiner langen Praxis eine Menge von Fällen auf, in denen die Brandſtifter immer durch ein perſönliches Motiv, nicht aber durch eine Monomanie zu ihrem Verbrechen getrieben worden waren. An dieſen Aufſatz erinnerte ich mich, als dieſer Tage die Nachricht von dem neuen wahnſinnigen Attentate gegen Louis Philipp anlangte. Der Zufall wollte, daß an demſelben Tage die Berliner Stadtchronik wieder von einem jungen Mädchen erzählte, welches ſich auf der Potsdamer Eiſenbahn unter die Räder der Locomotive ſtürzte, um ſein Leben zu enden. Seit wenigen Wochen iſt dies der zehnte Selbſtmord dieſer Art, ſo wie innerhalb von zwei Monaten das zweite Attentat gegen Louis Philipp ſtattfand. Dieſes Zuſammentreffen frappirte mich. Wie kommt es, daß in Paris, die Idee auf den König zu ſchießen, ſich ſo oft aus den verſchiedenſten Motiven wiederholt? Wäre es blos politiſches Motiv, ſo ließe ſich's erklären, allein der Eine will eine Privatrache ausüben und wählt ſtatt Montalivet den König ſich aus, der Andere will zum Tode verurtheilt werden und weiß kein beſſeres Mittel als ſein Piſtol nach dem König zu richten? Und ebenſo könnte man fragen, warum in einer und derſelben Stadt eine Reihe von Selbſtmördern grade eine und dieſelbe Todesart ſich wählen, die ſchauderhafteſte von allen? Sollte es nicht kranke Ideen geben, die ebenſo anſteckend ſind wie Nervenfieber und Maſern? Ich glaube, grade das Schauderhafte der That entflammt, reizt und peitſcht die Phantaſie auf, und wenn einmal eine ſolche fieberhafte Idee ſich irgendwo feſtgeſetzt hat, und wenn die Erzählung davon die Gemüther von Tauſenden aufregt, ſo ſetzt ſich ihr Miasma leicht in irgend einer krankhaften, reizbaren Einbildungskraft feſt und kämpft und bohrt ſo lange, bis das Individuum grade durch den Widerſpruch, den ihm ſeine Vernunft macht, zur Leidenſchaft, zum Delirium getrieben wird.— So begreifen wir auch den Trieb des Brandſtifters, der das furchtbare Schauſpiel der auflodernden Flamme wochenlang vorher im Geiſte ſieht. So begreifen wir den Königsmörder, der die ungeheuren Folgen, die tumultuariſchen Maſſen, das feierliche Pairsgericht wie ein Viſionär mit ſich herumträgt, ſo begreifen wir endlich das arme Mädchen, auf die der feuerſprühende, rieſige Dampfer eine dämoniſche Anziehungskraft ausübt. Dieſer Dämon, der eine erhitzte Phantaſie grade zu dem Gräßlichſten am allererſten treibt, iſt eines der dunkelſten Räthſel der menſchlichen Seele.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Sociale Skizzen aus Paris.

Aus einem Tagebuch.

Je mehr ich von den Pariſer Notabilitäten kennen lerne, deſto mehr beſtätigen ſich zwei Ueberzeugungen in mir, die eine, daß es weder die wahre Charaktergröße, noch das wahrhaft productive Talent iſt, welches heut zu Tage zu Ruhm und Ehre fördert, andrerſeits jedoch die Ueberzeugung, daß wir wahren Ueberfluß an eminenten Capacitäten beſitzen,und daß es der größte Unſinn iſt, unſrer Zeit das Genie abſprechen zu wollen. Vielleicht hatte noch keine Zeit ſo viel Kräfte und Fähigkeiten beiſammen, aber es gibt Zeiten, in welchen es Thorheit iſt, von den großen Geiſtern die Rettung zu erwarten, in welchen die Talente ſogar oft überflüſſig ſind. Die Talente der franzöſiſchen Revolution ſind faſt alle erſt aus den Begebenheiten aufgetaucht, die Talente unſerer Zeit zerſplittern ſich an der Verkettung der Umſtände. Die heitere Anſicht der pantheiſtiſchen Geſchichts-Philoſophie, welche in praxi leicht in den indolenteſten Fatalismus umſchlägt, daß jedes Genie nothwendig ſein Ziel erreiche, findet bei dem unbefangenen Beobachter tagtäglich Widerſpruch. Wie käme es denn, daß das plötzlich auftauchende, politiſche Bedürfniß meiſtens Kräfte im Ueberfluß vorfindet, daß hingegen Tauſende wieder auf dem Wahlplatz der Politik verbluten für eine gute Sache, welche die Gerechtigkeit vielleicht krönt, die Geſchichte aber verwirft?! Wiederum mag auch manche große Zeit ein kleines Geſchlecht gefunden haben.— Die Frage iſt hundert Mal aufgeworfen worden, ob die bedeutenden Menſchen ihre Zeit machen, oder ob die Ereigniſſe dem Menſchen erſt ihre Bedeutung verleihen. Die kurzſichtige Geſchichtsphiloſophie, welche weiter nichts iſt, als eine Paraphraſe des Phantoms

einer „himmliſchen Gerechtigkeit hienieden," und weiter nichts thut, als die Weisheit der Abſichten einer göttlichen Vorſehung ſo zu erklären, daß ſie die Nothwendigkeit des Vergangenen aus ſeinen Reſultaten in der Gegenwart beſtimmt, als ob dieſe immer ganz vortrefflich, ja das Beſt-Mögliche wäre, weil ſie uns beſſer ſcheint oder iſt, als die Vorzeit, — dieſe ſatte und dumm-zufriedene Weltanſchauung half ſich oft — den erwähnten Problemen gegenüber — mit einer ſpitzfindigen Diſtinction, zwiſchen Genie und Talent ohne in der That eines dieſer beiden je zu definiren. Sie denkt: mancher Cicero der Bierbank verkümmert, in manchem Schuſter mag ſchon ein Jakob Böhme geſteckt haben, oder ein Scipio in dem Schloſſergeſellen, aber das ſind bloße Talente, — ein Genie, ein Napoleon, ringt ſich immer durch.— Sie ſprach das, die altkluge Weltweisheit und man ſprach es ihr nach. Auch dieſer philoſophiſchen Weisheit wird von den Thatſachen in's Geſicht geſchlagen. Wo ſteckt der Unterſchied zwiſchen Genie und Talent? Etwa in der Qualität? Eine jede Kraft iſt ſpecifiſch von der andern unterſchieden! — Oder in der bloßen Quantität? Dann aber hört der Unterſchied auf, ein ſpecifiſcher zu ſein, und das Recht, welches der großen Kraft zuſteht, müßte verhältnißmäßig auch der kleineren zukommen. Dann wäre aber der einzige Unterſchied ſo auszudrükken: Genie iſt, was ſich nothwendig durchringt, Talent, was untergeht, oder untergehen kann! Mit dieſer hinterher laufenden (a posteriori-ſchen) Entſcheidung der Frage, dieſer Unterſcheidung, die keine iſt, iſt denn auch jeder wahre Maßſtab hinweggenommen. Und in der That, warum ſollte man dem Zufall nicht ſein Recht laſſen? — oder vielmehr ſein Unrecht? — Freilich, wenn man zum Voraus a priori darüber einig iſt, Alles Beſtehende vortrefflich zu finden, wird man, die Ungerechtigkeit des Glückes wegzuleugnen, ein Intereſſe haben. Heut zu Tage ſitzen lauter halbe und zweifelhafte Capacitäten am Ruder. — Und auch das ſteht feſt: Wo das Geld herrſcht, herrſcht auch das blinde Glück. Das iſt ſo wahr, daß unſer auf die Spitze getriebenes Geldſyſtem ſogar in Handel und Wandel das Spiel prädominiren läßt, und daß die größten Reichthümer nur durch glückliche Chancen zuſammengerafft werden, kaum durch wohl ausgerechnete Speculationen, am wenigſten durch eine geregelte, ausdauernde Thätigkeit. Und gar der, welcher wirklich arbeitet, bringt es nie zu etwas! Das ſind lauter ganz einfache Wahrheiten, und vielleicht nur deshalb überſehen, weil ſie ſo einfach ſind. — Machen wir einen ſtatiſtiſchen Ueberſchlag über die Notabilitäten hier in Paris, (oder wo man

Digitized by Google

Kapitel 1 mit dem Titel „Von der Geburt, der Jugendzeit, Wanderschaft, Ehe und Wirksamkeit des weisen Meisters Eckhart“ und Kapitel 2 mit dem Titel „Von Meister Eckharts Lehre“. Die Kapitel 3 und 4 behandeln Meister Eckharts Schriften und Meister Eckharts Lehre. Kapitel 5 mit dem Titel „Von Meister Eckharts Nachfolgern“ und Kapitel 6 mit dem Titel „Von Meister Eckharts Gegnern“ schließen sich an. Kapitel 7 mit dem Titel „Von Meister Eckharts Ende“ und Kapitel 8 mit dem Titel „Von Meister Eckharts Bedeutung“ bilden den Schluß. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1857 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1858, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1859, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1860.

Diese Arbeit hat die Zustimmung der Fakultät gefunden. Sie wurde mir am 1. Juni 1860 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1861 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1862, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1863, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1864. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1864 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1865 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1866, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1867, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1868. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1868 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1869 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1870, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1871, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1872. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1872 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1873 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1874, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1875, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1876. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1876 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1877 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1878, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1879, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1880. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1880 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1881 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1882, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1883, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1884. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1884 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1885 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1886, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1887, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1888. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1888 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1889 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1890, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1891, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1892. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1892 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1893 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1894, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1895, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1896. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1896 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1897 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1898, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1899, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1900. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1900 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1901 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1902, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1903, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1904. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1904 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1905 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1906, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1907, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1908. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1908 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1909 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1910, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1911, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1912. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1912 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1913 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1914, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1915, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1916. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1916 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1917 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1918, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1919, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1920. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1920 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1921 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1922, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1923, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1924. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1924 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1925 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1926, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1927, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1928. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1928 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1929 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1930, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1931, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1932. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1932 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1933 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1934, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1935, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1936. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1936 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1937 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1938, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1939, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1940. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1940 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1941 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1942, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1943, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1944. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1944 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1945 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1946, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1947, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1948. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1948 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1949 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1950, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1951, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1952. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1952 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1953 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1954, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1955, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1956. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1956 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1957 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1958, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1959, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1960. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1960 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1961 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1962, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1963, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1964. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1964 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1965 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1966, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1967, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1968. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1968 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1969 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1970, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1971, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1972. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1972 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1973 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1974, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1975, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1976. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1976 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1977 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1978, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1979, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1980. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1980 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1981 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1982, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1983, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1984. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1984 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1985 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1986, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1987, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1988. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1988 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1989 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1990, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1991, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1992. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1992 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1993 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1994, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1995, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1996. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 1996 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1997 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 1998, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 1999, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2000. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2000 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2001 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2002, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2003, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2004. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2004 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2005 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2006, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2007, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2008. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2008 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2009 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2010, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2011, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2012. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2012 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2013 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2014, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2015, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2016. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2016 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2017 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2018, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2019, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2020. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2020 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2021 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2022, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2023, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2024. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2024 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2025 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2026, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2027, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2028. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2028 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2029 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2030, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2031, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2032. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2032 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2033 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2034, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2035, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2036. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2036 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2037 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2038, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2039, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2040. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2040 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2041 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2042, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2043, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2044. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2044 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2045 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2046, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2047, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2048. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2048 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2049 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2050, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2051, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2052. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2052 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2053 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2054, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2055, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2056. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2056 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2057 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2058, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2059, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2060. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2060 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2061 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2062, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2063, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2064. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2064 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2065 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2066, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2067, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2068. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2068 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2069 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2070, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2071, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2072. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2072 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2073 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2074, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2075, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2076. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2076 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2077 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2078, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2079, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2080. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2080 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2081 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2082, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2083, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2084. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2084 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2085 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2086, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2087, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2088. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2088 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2089 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2090, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2091, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2092. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2092 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2093 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2094, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2095, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2096. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2096 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2097 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2098, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2099, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2100. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2100 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2101 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2102, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2103, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2104. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2104 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2105 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2106, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2107, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2108. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2108 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2109 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2110, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2111, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2112. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2112 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2113 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2114, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2115, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2116. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2116 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2117 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2118, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2119, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2120. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2120 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2121 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2122, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2123, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2124. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2124 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenommen. Die Kapitel 1 und 2 sind in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2125 niedergeschrieben worden, die Kapitel 3 und 4 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2126, die Kapitel 5 und 6 in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten 2127, die Kapitel 7 und 8 in der Zeit zwischen Pfingsten und Ostern 2128. Diese Arbeit wurde mir am 1. Juli 2128 zurückgegeben. Ich habe sie nochmals durchgesehen und einige Änderungen vorgenomm

und ſo oft über die geographiſche Ignoranz der Franzoſen, welche zwar ihre 86 Departements mit allen Hauptorten, Flüſſen, Erwerbs- und Nahrungszweigen ganz genau auswendig lernen, aber die Hauptſtädte der deutſchen Staaten 17. Ranges ſündlich verwechſeln, und doch wiſſen auch wir von ihrem inneren Leben im Grunde ſehr wenig. Les particuliers ont beau aller et venir, la philosophie ne voyage pas," ſagt J. J. Rouſſeau. — Freilich die Straßen von Paris, die Tanzböden, die anderen Luſtorte, Clichy, den Jardin du Luxembourg kennen wir ſchon aus den Feuilleton-Romanen (für welche in Paris übrigens kein Menſch ſo lebhaftes Intereſſe nimmt, als etwa der gebildete Leipziger und Berliner!), wie wir in die Schlupfwinkel der Londoner City durch Boz—Dickens eingeführt ſind, — aber was wiſſen wir ſonſt noch? — In den erſten 30er Jahren hatte jedes deutſche Deputirten-Kämmerlein ſeine Odilon-Barrot's, Mauguin's, jedes Staatlein ſein Polignac'chen, die Journaliſten-Verſchwörung ihren Armand Carrel u. ſ. w. — Ueber dieſe Lächerlichkeit ſind wir nur dadurch hinausgekommen, daß die ganze damalige Aufregung erfolglos einſchlief; aber im Verſtändniß der freieren Politik haben wir keine bedeutenden, weiteren Fortſchritte gemacht. — Die franzöſiſche Oppoſition, welche im Jahre der Gnade 1830 ſo plötzlich und überraſchend kühn von den Journalen ausging, iſt ſeitdem größtentheils in einen gewiſſen ungefährlichen Liberalismus umgeſchlagen (das kennen wir ja wohl!), der ſelbſt auf den Kathedern niſtet. „C'est du Chauvinisme!" wie man in Paris ſagt. —

Viele doctrinaire Profeſſoren, z. B. früher auch Guizot, dann Roſſi wohl am ſtärkſten, folgen dem lockenden Vorbilde des — trotz ſeiner Geiſtloſigkeit — bis an ſein ſeliges Lebensende, als Haupt der Schule gefeierten, Royer-Collard, den dürrſten Conſtitutionalismus à la Hegel theoretiſch zu conſtruiren. Die Theilung und Mäßigung der Gewalten, die Charte-vérité, Freiheit der Perſon und des Eigenthums, der Sieg der öffentlichen Meinung, u. ſ. w. — das Alles iſt wohl recht ſchön und gut, und es wäre ſchon unendlich viel, wenn wir es in Deutſchland nur annäherungsweiſe errungen hätten, aber für ein autonomes, politiſch-ſelbſtbewußtes Volk, bedürfen ſolche Phraſen, denen der enthuſiaſtiſche Student Beifall klatſcht, der näheren Beſtimmung. Die hohle Begeiſterung, der unreife, jugendliche Enthuſiasmus, denen der beifallsſüchtige Pariſer Profeſſor huldigt, werden freilich am leichteſten durch unbeſtimmte, aber wohltönende Redensarten geſteigert und ausgebeutet, aber die Aufgabe des erfahrenen

Digitized by Google

und kälteren Mannes wäre es grade, die bestimmte Einsicht in die objective Welt an die Stelle des blinden Gefühls treten zu lassen. Jene schönen Phrasen haben so viel unglückliche Aber im Gefolge! Nennt sich doch auch Thiers ein Kind der Revolution, weil er ein Kind des Volks ist, und derselbe Thiers steht an der Wiege der Septembergesetze, des Embastillements von Paris, tritt der Wahlreform in den Weg und intriguirt à la Talleyrand! — Die Theilung der Gewalten unter dem unverantwortlichen Regenten in dem centralsirten Staate ist von der scheußlichsten Administrativ-Willkür begleitet, die manchmal sogar dem Deutschen auffällt, und, was wohl noch ärger ist, von der demüthigendsten Bevormundung der absolut absetzbaren Beamten, die Freiheit des Eigenthums und die Herrschaft der öffentlichen Meinung (abgesehen von den perfiden September-Gesetzen und ihrer noch perfideren Auslegung von den Cautionen und anderem geldaristokratischen Spuk!) — sie hängen mit einem gewaltig hohen Census zusammen, der nur eine auserwählte Kaste an den staatsbürgerlichen Rechten Theil nehmen läßt. Und was soll die Charte-vérité, wenn sie keine Fortbildung und Entwickelung zuläßt, wenn die Kammer nichts für das Volk thut?! — Oder will der constitutionelle Staat etwa, wie in Hegel's Rechtsphilosophie, nur sich selber, als letzte und höchste Gestaltung des praktischen Geistes?! —

Das französische Wahlgesetz ist übrigens in jeder Hinsicht eins der schlechtesten Machwerke der neueren Gesetzgebungskünstelei. Eine vortreffliche Broschüre, die also wohl nicht übersetzt werden wird, hat das schlagend nachgewiesen, sie ist von Chr. Lesseps, dem Bruder des bekannten französischen Consuls in Barcelona, kürzlich erst herausgegeben worden, und heißt: „Appel au bon sens sur la loi d'Election." Der bon sens muß — nach den vorgelegten Beweisen — nothwendig dem Herrn Lesseps zugeben, daß — dem Gesetz von 1831 zufolge — durchaus kein festes Princip die Wahlen beherrscht, außer etwa dem der Willkür, daß in der Wahlkammer des Reichs weder die Majorität des Volkes, noch die der Wähler selbst, nicht einmal die des Reichthums, geschweige die der Intelligenz vertreten ist. Von den 459 Wahl-Collegien wählen 30 der unbedeutendsten, jedes den Deputirten mit durchschnittlich 167 Stimmen, während in den 22 bedeutendsten Wahl-Collegien durchschnittlich 13,46 Wähler auf einen Deputirten kommen. Auf diese Weise führt Cap. II. der erwähnten, sehr scharfsinnig berechnenden Schrift aus, daß: „La minorité du corps électoral nomme la majorité du corps parlamen-

sagte: Jetzt ist's gut, ich will's machen, aber nicht um Belohnung, um Barmherzigkeit, damit Gott mir meine Sünden vergibt. Und er ging hin und machte die Kleider, und als er sie brachte, da sah er, daß sie nicht aus Seide, sondern aus Wolle waren. Da sprach er: Ich will sie nicht nehmen, ich habe sie um Gottes willen gemacht, und ich will keinen Lohn dafür haben. Da sprach der Kaiser: Du sollst sie nehmen, du hast sie gemacht, und ich will dir dafür bezahlen. Da nahm er sie und ging fort. Und als er nach Hause kam, da fand er, daß sie aus Seide waren, und er sprach: Ich habe sie nicht um Lohn gemacht, und ich will keinen Lohn dafür haben. Da sprach der Kaiser: Du hast sie gemacht, du sollst sie behalten. Da sprach er: Ich will sie nicht behalten, ich habe sie um Gottes willen gemacht, und ich will keinen Lohn dafür haben. Da sprach der Kaiser: Du sollst sie behalten

Was eine wahrhafte Volkskammer in Frankreich noch außerdem zu thun hätte? — Wir glauben, aufrichtig gesagt, sie würde sich vielfach mit rein socialen Fragen zu beschäftigen haben. Die liegen so ferne gar nicht! — Zunächst schon hätte sie die Eisenbahnen *nicht* von den Compagnien bauen lassen. Dann hätte sie an eine gewisse Organisation der Arbeit gedacht! Diese Frage liegt in Frankreich Allen so sehr am Herzen, daß selbst Gelehrte, wie Wolowski, sie — allerdings nur ängstlich und vermittelnd — in ihre Vorlesungen hineinziehen. Aber diese *vermittelnde Partei*, deren Stichwort: „Organisirung der Arbeit" ist, scheidet sich heuer schon im Wesentlichsten von den eigentlich socialistischen Parteien ab. Man sieht es ihr an, daß sie, ungern und nur gezwungen so weit mitgeht. Sie stimmt daher für ein Tantième des Arbeiters, für industrielle Ateliers auf Staatskosten, für National-Banken, erweiterte Sparkassen und Industrien-Hallen, und meint mit dieser friedlichen Lösung ungeheuer praktisch zu sein. Aber diese Lösung ist zunächst nur eine relative, theilweise und dann wird sie im Frieden doch nie erreicht werden. Denn die Franzosen sind noch weit mehr individualisirt, als wir Deutsche, die wir in unseren alten Gemeinde- und Zunft-Ordnungen noch manches organisch-gegliederte Institut bewahren, namentlich was den Ackerbau betrifft, z. B. Deich-Ordnungen, Berieselungs-Gesetze, Vieh-Leih-Kassen und dergleichen mehr. Der Franzose aber kennt kein *engeres* Band, als den Staat. Daher kommt es, daß ein so bedeutender Theil der niedrigsten Stände von Frankreich aus Communisten besteht. In einer nächsten Revolution würde das Eigenthum nicht mehr so scrupulös geschont werden, als 1830 aus Point d'honneur geschah, weil man eine ganz legale und constitutionelle Revolution machte. Die blutige Saat Baboeuf's und Cabet's wird noch aufgehen! —

Freilich erwartet das französische *Volk*, wie einst die antiken Culturvölker, Alles vom *Staate* und kennt die Abstraction einer staatlosen „Gesellschaft" nicht, welche in deutschen Köpfen spukt und sogar weder in St. Simon, noch in Fourier, (die Beide nicht eigentlich volksthümlich sind) sich findet.

Auch des geistreichen und tiefdenkenden Proudhon's berüchtigter Ausspruch, daß er *Anarchist* sei, bedeutet nur, daß er im Staate an die Stelle einer *Herrschaft der Gewalten die Herrschaft der Vernunft* wolle treten sehen, daß der *Beweis* gelten solle statt des *Edictes*. Er denkt sich nicht aus dem Staate heraus. Hebt er ja doch vom Eigenthum nur das Erbrecht auf, und das

„Obereigenthum" („Droit d'aubaine"), welches durch Rente und Zins dargeſtellt wird und allerdings der Erbe des feudalen Obereigenthums iſt; nur das nutzbare Eigenthum des Benutzenden, des Arbeitenden, wirklich Thätigen, erkennt er an. Aber es iſt ein großer Irrthum, ihn für einen Communiſten zu halten, denn er ſagt mehrmals: Wie unſere alte Geſellſchaft den Schwachen durch den Starken exploitiren laſſe, ſo exploitire in dem Communismus der Schwache den Starken. Seine Haupt-Theſis aber, die er mit eminentem Scharfſinn durchführt (und in der er mit Helvetius zuſammentrifft) iſt die, daß eine jede Capacität ſo viel werth ſei, als jede andere, daß alle zuſammen einander bedürften und jede Fähigkeit und jede Thätigkeit nur ein Product der ganzen Geſellſchaft mit allen ihren Vorausſetzungen ſei, ſo daß an jedem Werk nur der materielle Aufwand an Zeitverluſt und an rohem Material bezahlt werden könne.

Solche Deductionen gelten in Frankreich für praktiſch, in Deutſchland hieße das: Hirngeſpinnſt, wie unſere Philoſophie wiederum in Frankreich als Traumgebilde bezeichnet wird.

Von den Socialiſten ſtehen heut zu Tage ſcheinbar die Gemäßigteren an der Spitze, Louis Blanc (ſeine Schrift: „De l'organisation du travail" hat ſehr raſch die 4te Ausgabe erlebt, und die Dichter, welche die dornenloſere Laufbahn erwählt haben, wie Eugen Sue und George Sand, denn grade für die Tendenz-Poeſie iſt der Socialismus reif genug, aber am Syſtem und beſonders an der Conſtruction würde er noch ſcheitern. Louis Blanc nimmt in ſeinem Auftreten Rückſichten, weil er an eine praktiſche Zukunft denkt, und, obgleich er die officiellen Wege des Ruhms verſchmäht, iſt er doch ehrgeizig genug, ſich „möglich zu erhalten". Er will die radicale Reform leiten und ſtützt ſich darum auf die Majorität, welche noch nicht Alles wegwirft. — In ſeinem äußeren Weſen, wie in ſeiner Carrière iſt Etwas, das an Thiers erinnert. —

Nicht auf die nackte Praxis der Hungersnoth (wie in England) ſtützt ſich dieſe welthiſtoriſche Bewegung in Frankreich, freilich auch nicht auf rechtsphiloſophiſche Speculationen, wie in Deutſchland, — ſondern ganz einfach auf das Princip der franzöſiſchen Revolutionen, auf das Syſtem der Gleichheit. Nach 50 Jahren voll labyrinthiſcher Wirren und heroiſcher Opfer iſt es den denkenden Franzoſen klar geworden, daß — neben der abſoluten Freiheit des Eigenthums — die Gleichheit ſtets nur formell, nicht materiell realiſirt werden könne, daß der Jeſuitismus der Unterdrückung

Digitized by Google

gleichgefährlich ist, ob er sich hinter Adelsbriefen oder Wechselbriefen verstecke. Und, wie gesagt, die klassischen Franzosen erwarten Alles vom Staate, ihr Familiensinn ist viel schwächer, als bei Landsleuten, die eigentlich ihre ganze Politik dem kleinen und engen Stillleben der Familie geopfert haben, so daß uns das Familienleben mit seinen Connexionen überall verfolgt, bei Ständewahlen, Minister-Krisen, und ein krankes Kind kann in Deutschland einem neuen Gesetze den Durchfall bereiten! —

Einige unbenannte Tugenden der Deutschen fehlen den Franzosen, der Familiensinn, die traulich stille Gemüthlichkeit (die sehr behaglich ist, aber keine Opfer bringt), der intime Sinn für die Poesie der Speculation, aber die Franzosen haben desto mehr benannte Tugenden, du coeur statt Gemüth, Selbstachtung statt Ironie ꝛc.

Bernhard H. Oppenheim.

Die niederösterreichischen Ständebewegungen.

Aus Wien.

Die Grenzboten enthielten vor Kurzem einen Aufsatz „zur Beurtheilung der ständischen Verhältnisse in Böhmen" (Nr. 28), der seiner Gründlichkeit und seiner würdigen, ächt staatsmännischen Haltung wegen als das Bedeutendste und Umfassendste anerkannt werden muß, was die Presse seit vielen Jahren zur Beleuchtung des Ständewesens in den österreichischen Staaten gebracht hat. Dies Lob könnte, wenn es nicht ehrlich gemeint wäre, fast wie Ironie klingen, da die ständischen Verhältnisse Oesterreichs (mit Ausnahme Ungarns, welches aber als constitutionelles Reich mit den übrigen landständischen Provinzen keine Aehnlichkeit hat) bisher noch gar keinen mit den ständischen Rechten vertrauten Beurtheiler gefunden hat. Der oberflächliche, optimistische Tory-Tourist Turnbull, der polemische auf Reichsstände hinzielende Verfasser der Schrift: „Oesterreich und seine Zukunft" (Graf Andriani) und der wackere, feurige Dr. Schuselka in seinem trefflichen Buche: „Die preußische Verfassungsweise und das nordische Princip", haben das Ständewesen nur im Vorbeigehen gestreift, in soweit sie es zu dem anderweitigen Kern ihres Werks nöthig hatten. Die ständische Bewegung in Böhmen und Niederösterreich hat aber in den letzten zwei Jahren, namentlich aber in den letzten Monaten einen solchen Fortschritt gemacht, daß es durchaus nöthig ist, auf die einzelnen Thatsachen ein aufmerksames Auge zu richten. Bei der unglückseligen Heimlichkeit, zu denen alle ständische Thätigkeit Oesterreichs sich verurtheilt sieht, ist es kein Wunder, wenn man diese verkennt und falsch beurtheilt. Hat doch sogar Ihr Blatt — das wir als einen getreuen und entschiedenen Vorkämpfer für den Fortschritt in Oesterreich kennen und als das einzige in der deutschen Presse, welches mit unsern Zuständen wahrhaft vertraut ist (natürlich mit Ausnahme der halb offi-

Digitized by

Mitte Mayer, Bürger in Augsburg, Hannß Mayer und Wolf Mayer, beide Bürger in Memmingen, Hannß Mayer, Bürger in Ulm, Hannß Mayer, Bürger in Biberach, Hannß Mayer, Bürger in Ravensburg, Hannß Mayer, Bürger in Lindau, Hannß Mayer, Bürger in Isny, Hannß Mayer, Bürger in Leutkirch, Hannß Mayer, Bürger in Wangen, Hannß Mayer, Bürger in Pfullendorf, Hannß Mayer, Bürger in Überlingen, Hannß Mayer, Bürger in Constanz, Hannß Mayer, Bürger in Buchhorn, Hannß Mayer, Bürger in Rottweil, Hannß Mayer, Bürger in Schaffhausen, Hannß Mayer, Bürger in Basel, Hannß Mayer, Bürger in Colmar, Hannß Mayer, Bürger in Hagenau, Hannß Mayer, Bürger in Straßburg, Hannß Mayer, Bürger in Weißenburg, Hannß Mayer, Bürger in Landau, Hannß Mayer, Bürger in Speyer, Hannß Mayer, Bürger in Worms, Hannß Mayer, Bürger in Frankfurt, Hannß Mayer, Bürger in Friedberg, Hannß Mayer, Bürger in Wetzlar, Hannß Mayer, Bürger in Gelnhausen, Hannß Mayer, Bürger in Hanau, Hannß Mayer, Bürger in Wimpfen, Hannß Mayer, Bürger in Heilbronn, Hannß Mayer, Bürger in Rothenburg ob der Tauber, Hannß Mayer, Bürger in Hall, Hannß Mayer, Bürger in Nördlingen, Hannß Mayer, Bürger in Dinkelsbühl, Hannß Mayer, Bürger in Windsheim, Hannß Mayer, Bürger in Schweinfurt, Hannß Mayer, Bürger in Bamberg, Hannß Mayer, Bürger in Nürnberg, Hannß Mayer, Bürger in Regensburg, Hannß Mayer, Bürger in Straubing, Hannß Mayer, Bürger in Landshut, Hannß Mayer, Bürger in München, Hannß Mayer, Bürger in Ingolstadt, Hannß Mayer, Bürger in Neuburg, Hannß Mayer, Bürger in Donauwörth, Hannß Mayer, Bürger in Ulm, Hannß Mayer, Bürger in Augsburg, Hannß Mayer, Bürger in Memmingen, Hannß Mayer, Bürger in Ulm, Hannß Mayer, Bürger in Biberach, Hannß Mayer, Bürger in Ravensburg, Hannß Mayer, Bürger in Lindau, Hannß Mayer, Bürger in Isny, Hannß Mayer, Bürger in Leutkirch, Hannß Mayer, Bürger in Wangen, Hannß Mayer, Bürger in Pfullendorf, Hannß Mayer, Bürger in Überlingen, Hannß Mayer, Bürger in Constanz, Hannß Mayer, Bürger in Buchhorn, Hannß Mayer, Bürger in Rottweil, Hannß Mayer, Bürger in Schaffhausen, Hannß Mayer, Bürger in Basel, Hannß Mayer, Bürger in Colmar, Hannß Mayer, Bürger in Hagenau, Hannß Mayer, Bürger in Straßburg, Hannß Mayer, Bürger in Weißenburg, Hannß Mayer, Bürger in Landau, Hannß Mayer, Bürger in Speyer, Hannß Mayer, Bürger in Worms, Hannß Mayer, Bürger in Frankfurt, Hannß Mayer, Bürger in Friedberg, Hannß Mayer, Bürger in Wetzlar, Hannß Mayer, Bürger in Gelnhausen, Hannß Mayer, Bürger in Hanau, Hannß Mayer, Bürger in Wimpfen, Hannß Mayer, Bürger in Heilbronn, Hannß Mayer, Bürger in Rothenburg ob der Tauber, Hannß Mayer, Bürger in Hall, Hannß Mayer, Bürger in Nördlingen, Hannß Mayer, Bürger in Dinkelsbühl, Hannß Mayer, Bürger in Windsheim, Hannß Mayer, Bürger in Schweinfurt, Hannß Mayer, Bürger in Bamberg, Hannß Mayer, Bürger in Nürnberg, Hannß Mayer, Bürger in Regensburg, Hannß Mayer, Bürger in Straubing, Hannß Mayer, Bürger in Landshut, Hannß Mayer, Bürger in München, Hannß Mayer, Bürger in Ingolstadt, Hannß Mayer, Bürger in Neuburg, Hannß Mayer, Bürger in Donauwörth,

Regierung, die Behörden, die ganze Nation in Bewegung setzen, dem Kaiser zu gefallen, wenn sie nur wüßten, was ihm gefällt. Und wenn sie es wüßten, würden sie es nicht thun, denn sie sind ja nicht dazu da, ihm zu gefallen, sondern um ihre Pflicht zu thun. Aber es ist eine Thatsache, daß sie es thun, daß sie sich in Unkosten stürzen, daß sie Feste geben, daß sie Illuminationen machen, daß sie Ehrenpforten errichten, daß sie die Straßen bestreuen lassen, daß sie den Kaiserlich Deutschen Adler, der ihnen sonst ein Greuel ist, an allen Ecken und Enden anbringen, daß sie Kränze winden, daß sie Fahnen aufziehen, daß sie Spalier bilden, daß sie Hurrah schreien, daß sie Reden halten, daß sie Gedichte machen, daß sie Lieder singen, daß sie Musik machen, daß sie Tänze aufführen, daß sie Theaterstücke spielen, daß sie Bälle geben, daß sie Gastmähler veranstalten, daß sie Bankette abhalten, daß sie Trinksprüche ausbringen, daß sie Gläser zerschlagen, daß sie Champagner trinken, daß sie Sekt trinken, daß sie Rheinwein trinken, daß sie Bier trinken, daß sie Schnaps trinken, daß sie Cognac trinken, daß sie Rum trinken, daß sie Arrak trinken, daß sie Absinth trinken, daß sie Kümmel trinken, daß sie Chartreuse trinken, daß sie Benedictiner trinken, daß sie Maraschino trinken, daß sie Curaçao trinken, daß sie Anisette trinken, daß sie Pfefferminz trinken, daß sie Kirschwasser trinken, daß sie Zwetschenwasser trinken, daß sie Himbeergeist trinken, daß sie Ananas trinken, daß sie Orangen trinken, daß sie Pfirsiche trinken, daß sie Aepfel trinken, daß sie Birnen trinken, daß sie Pflaumen trinken, daß sie Kirschen trinken, daß sie Stachelbeeren trinken, daß sie Johannisbeeren trinken, daß sie Himbeeren trinken, daß sie Erdbeeren trinken, daß sie Weintrauben trinken, daß sie Rosinen trinken, daß sie Mandeln trinken, daß sie Nüsse trinken, daß sie Kastanien trinken, daß sie Datteln trinken, daß sie Feigen trinken, daß sie Oliven trinken, daß sie Kapern trinken, daß sie Gurken trinken, daß sie Kürbisse trinken, daß sie Melonen trinken, daß sie Kartoffeln trinken, daß sie Rüben trinken, daß sie Kohl trinken, daß sie Salat trinken, daß sie Spinat trinken, daß sie Spargel trinken, daß sie Artischocken trinken, daß sie Bohnen trinken, daß sie Erbsen trinken, daß sie Linsen trinken, daß sie Reis trinken, daß sie Hirse trinken, daß sie Mais trinken, daß sie Weizen trinken, daß sie Roggen trinken, daß sie Gerste trinken, daß sie Hafer trinken, daß sie Buchweizen trinken, daß sie Heidekorn trinken, daß sie Wasser trinken, daß sie Milch trinken, daß sie Kaffee trinken, daß sie Thee trinken, daß sie Chocolade trinken, daß sie Limonade trinken, daß sie Brause trinken, daß sie Selterswasser trinken, daß sie Fruchtsaft trinken, daß sie Obstsaft trinken, daß sie Gemüsesaft trinken, daß sie Kräutersaft trinken, daß sie Blumensaft trinken, daß sie Baumsaft trinken, daß sie Harzsaft trinken, daß sie Gummisaft trinken, daß sie Kautschuksaft trinken, daß sie Guttaperchasaft trinken, daß sie Leimsaft trinken, daß sie Kleisterwasser trinken, daß sie Tintenwasser trinken, daß sie Druckerschwärze trinken, daß sie Lampenöl trinken, daß sie Petroleum trinken, daß sie Terpentinöl trinken, daß sie Schwefelsäure trinken, daß sie Salzsäure trinken, daß sie Salpetersäure trinken, daß sie Essigsäure trinken, daß sie Kohlensäure trinken, daß sie Blausäure trinken, daß sie Arsenik trinken, daß sie Strychnin trinken, daß sie Morphium trinken, daß sie Opium trinken, daß sie Laudanum trinken, daß sie Chinin trinken, daß sie Quecksilber trinken, daß sie Schwefelleber trinken, daß sie Schwefelwasserstoff trinken, daß sie Schwefelkohlenstoff trinken, daß sie Schwefelkies trinken, daß sie Schwefelsäure trinken, daß sie Schwefelsäure trinken, daß sie Schwefelsäure

Landtagserklärung vom 14. September 1844.

Allerdurchlauchtigſter!

Euer Majeſtät treu-gehorſamſte Stände des Erzherzogthums Oeſterreich unter der Ens haben in dieſem Jahre die Auszeichnung entbehren müſſen, die a. h. Poſtulate durch eine ſtändiſche Deputation aus Ew. Maj. höchſteigenen Händen zu empfangen, und bei dieſem Anlaſſe ihre aufrichtigen Gefühle unwandelbarer Treue, Ergebenheit und Anhänglichkeit an den Stufen des allerhöchſten Thrones darzulegen; ſie glauben ſich jedoch mit der zuverſichtlichen Hoffnung beruhigen zu dürfen, daß die Ausübung dieſes alten, unſchätzbaren Vorrechtes nur durch die — entfernte Provinzen beglückende Reiſe E. M. verhindert war, und daß E. M. mit einem ungeſchwächten Vertrauen in die gute Geſinnung dieſer tr. geh. Stände die a. h. Poſtulate für das Verwaltungsjahr 1845 dem niederöſterr. Landmarſchalle zuzuſenden geruhten, welchen dieſelben auch in dem von E. M. zuſammenberufenen Landtage vom 16. Sept. mit Beobachtung der herkömmlichen Feierlichkeiten verlautbaren ließ.

Die tr. geh. Stände haben hieraus vernommen, daß E. M. zur Bedeckung der Staatserforderniſſe für das Jahr 1845:

1. als Grundſteuer den Betrag von 2,317,167 fl. 11 ¾ verlangen;

2. die Umlegung dieſer ganzen Summe auf den ausgemittelten, reinen Grundertrag nach einem durchaus gleichen Procente anordnen;

3. feſtſetzen, daß die von den Urbarial- und Zehentbezügen in Niederöſterreich bisher bezahlte Urbarial- und Zehentſteuer, — jedoch mit dem Vorbehalte der folgenden, von Ew. M. über die Bitte der Stände genehmigten, definitiven Ausgleichung — von den zu ſolchen Bezügen Berechtigten in dem bisherigen Betrage zu entrichten, den Geſammtbetrag dieſer Urbarial- und Zehentſteuer aber von der Geſammtſumme der auf die mit ſolchen Giebigkeiten belaſteten Grunderträgniſſe entfallenden Grundſteuer abzuziehen und ſohin der auf den Gulden des Reinertrages an Grundſteuer bei dem belaſteten Grundbeſitzthum entfallende Divident verhältnißmäßig zu vermindern ſei, ohne darum die Verſchreibung des ohne dieſen Abzug entfallenden Dividentes zu unterlaſſen;

4. die Berichtigung der Gebäudezins-, ſo wie der Hausklaſſenſteuer in dem nämlichen Ausmaße, welches im Jahre 1844 beſtanden hat, anſprechen, wornach ſomit die erſtere mit achtzehn Procent von dem für dieſes Jahr entfallenden ſteuerbaren Zinsertrage, die letztere

und in folgender systematischer Anordnung von Hauptbestandteilen:

1. die Titel: Titel, Namen und Adelsprädikate, Titel der Ehefrau, Titel der Kinder, Titel der Witwe, Titel der Witwe des Vaters;
2. Ordnen, Ernennen, Verleihen, Amt, Ehrenamt, Auftrag, Amtsbezeichnung, Amtsbefugnisse, Amtsgewalt, Amtsgebiet, Amtsbezirk, Amtsgericht, Amtsgefängnis, Amtsgebäude, Amtsräume, Amtsstunden, Amtsgeschäfte, Amtsverrichtungen, Amtsgeheimnis, Amtsverschwiegenheit, Amtsehre, Amtsbeleidigung, Amtsverbrechen, Amtsvergehen, Amtsunterschlagung, Amtsmißbrauch, Amtsentsetzung, Amtsentlassung, Amtsentsagung, Amtsverzicht, Amtsniederlegung, Amtsaufgabe, Amtsverlust, Amtsentziehung, Amtsenthebung, Amtsentbind

Bei dieſer nicht länger mehr vorzuenthaltenden Lage der Dinge muß die Zahlungs-Unvermögenheit immer allgemeiner, die Strenge der Zwangsmaßregeln aber immer unzureichender werden, und es muß am Ende die Quelle verſiegen, aus welcher ein mit den Kräften des Landes im Gleichgewichte ſtehender Staatsaufwand die ſicherſte Bedeckung findet. —

Zu den traurigſten Betrachtungen dieſer Art aber werden E. M. tr. geh. Stände insbeſondere dann hingezogen, wenn ſie auf jene Bezirke blicken, welche ganz oder größtentheils an die Production des Weines gewieſen ſind; der Wohlſtand des Weinerzeugers iſt nicht mehr bedroht, ſondern bereits vernichtet, und es iſt nur noch ſeine Exiſtenz, welche in Frage geſtellt iſt, wenn ihm nicht ſchleunige Hilfe zu Theil wird.

Ein übermäßiger Tarif der Grundbeſteuerung, eine unverhältnißmäßig hohe Verzehrungsſteuer, gänzlicher Unwerth ſeines Productes, Mangel an Abſatz und wiederholter Mißwachs hat den Weingartenbeſitzer in eine Noth verſetzt, die bejammernswerth iſt, und im ganzen Lande Mitgefühl erregt.

Bevor demnach Ew. Majeſtät tr. geh. Stände in ihrem jede eigene Regung unterordnenden Gehorſame zur Einhebung der a. h. poſtulirten Grundſteuer in dem bisherigen Ausmaße ſchreiten, halten ſie es für ihre ſtrengſte Pflicht, die allerunterthänigſte Bitte zu wagen, ihre in den Landtagserklärungen der letzten Jahre gemachten Vorſtellungen und Anträge wegen verhältnißmäßiger Herabſetzung an auf dem Weine laſtenden Verzehrungsſteuer, und wegen Reviſion des Kataſters, insbeſondere rückſichtlich der Weingartenbeſitzer, einer gnädigen Erledigung zuführen zu laſſen.

Sie wagen ferner in Vertretung der — augenblicklicher Hilfe bedürftigen — Weingartenbeſitzer die ehrfurchtsvolle Bitte: E. M. geruhe denſelben in allerhöchſt Ihrer angeſtammten Milde und Gerechtigkeit an der für das Verwaltungsjahr 1845 entfallenden Steuerſchuldigkeit einen Nachlaß von 20 Procent huldreichſt zuzugeſtehen, und zu willfahren, daß der dadurch entſtehende Ausfall von dem a. h. Steuer-Poſtulate durch den vorausſichtlichen Zuwachs der Gebäudezins- und Hausklaſſenſteuer, welche ihrer Natur nach ohnehin einen Theil der Grundſteuer bildet, bedeckt werde.

E. M. haben Oeſterreich's Krone zum Mittelpunkte des Schutzes und der Hilfe für den Bedrängten und Hilfeloſen erhoben, dieſes heilige Vorrecht zu üben, iſt mehr denn jemals Gelegenheit an einer

Digitized by Google

durch die ungünstigsten Verhältnisse ohne Verschulden tiefgesunkenen Klasse der Grundbesitzer Niederösterreichs.

Wie sehr müssen es E. M. tr. geh. Stände beklagen, für die ärmsten ihrer Committenten nur bitten und nicht handeln zu können, alle ihre mit den erschöpfendsten Nachweisungen zu einer definitiven Schlußfassung längst unterbreiteten Ansprüche auf Ersatz ihrer während der Invasionen in den Jahren 1805 und 1809 geleisteten Vorschüsse, werden der endlichen Ausgleichung, welche von E. M. Behörden selbst vorlängst als nothwendig anerkannt wurde und sich auf allerhöchste Anerkennung und Zusagen gründet, fortwährend und mit jener Beharrlichkeit vorenthalten, welche selbst die Beantwortung jeder noch so dringlichen Anfrage über die Lösung dieser wichtigen Angelegenheit lästig und überflüssig erachtet.

Hierdurch sind E. M. tr. geh. Ständen die Mittel entzogen aus eigenem Vermögen die Domesticalerfordernisse zu bedecken, arme und verunglückte Contribuenten wirksam zu unterstützen, denselben die Beitragsleistungen zur Dotirung öffentlicher Anstalten zu erleichtern, und manche zur Sicherung des Eigenthumes, zur Bildung des Volkes und zum Aufschwung der Bodencultur in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen unentbehrliche Anstalt in's Leben zu rufen. Diese Angelegenheit steht mit dem Schicksale sämmtlicher Contribuenten dieser Provinz und mit deren Wohlfahrt überhaupt in dem innigsten Zusammenhange und darum wagen es E. M. tr. geh. Stände an diesem Orte die allerunterthänigste Bitte anzufügen, höchstdero Behörden die endliche Durchführung jener Verhandlungen aufzutragen.

Das ehrfurchtsvollste Vertrauen gegen die geheiligte Person Ihres kaiserlichen Herrn und Landesfürsten verleiht überdies den tr. geh. Ständen nicht nur den Muth, sondern legt Ihnen selbst die Verpflichtung auf, vor dem Throne E. M. die Gefühle tiefster Bekümmerniß auszudrücken, welche sie im Allgemeinen und in allen ihren Bestrebungen erfüllen muß, wenn sie fortwährend sehen, wie ihre dringendsten Bitten und Vorstellungen in Angelegenheiten, die ihre Lebensinteressen berühren, oder die sie in den Stand setzen ihrem Berufe gemäß hilfeleistend und gemeinsam mit E. M. Regierungsorganen das Wohl des theuern Vaterlandes zu fördern, so gar nicht beachtet werden. Der regste Eifer muß an dem tödtenden Gefühle, daß der beste Wille keine Geltung findet, erlahmen und dieser Mangel an Geltung, welcher den tr. geh. Ständen durch E. M. Behörden zu Theil wird, ist es, welcher sie an den Stufen des Thrones als dem ihnen hierzu angewiese-

Digitized by Google

von Frau unbekannter Herkunft mit 10 Kindern. Diese 10 Kinder Meyerhofmeister Lutz mit Frau Maria Anna von Tannau (2 Kinder), Meyerhofmeister Lutz mit Frau Maria Anna Schmid (1 Kind), Meyerhofmeister Schmid mit Frau Barbara Lutz (1 Kind), Meyerhofmeister Lutz mit Frau Maria Anna Lutz (1 Kind), Meyerhofmeister Lutz mit Frau Elisabetha Lutz (1 Kind), Meyerhofmeister Lutz mit Frau Elisabetha Lutz (1 Kind), Meyerhofmeister Lutz mit Frau Elisabetha Lutz (1 Kind), Meyerhofmeister Lutz mit Frau Elisabetha Lutz (1 Kind).

Von den Kindern sind 2 gestorben, 8 leben noch, nämlich Leonhard Lutz, Meyerhofmeister in Hofen, Johann Lutz, Meyerhofmeister in Hofen, Johann Lutz, Meyerhofmeister in Hofen, Johann Lutz, Meyerhofmeister in Hofen, Johann Lutz, Meyerhofmeister in Hofen, Johann Lutz, Meyerhofmeister in Hofen, Johann Lutz, Meyerhofmeister in Hofen, Johann Lutz, Meyerhofmeister in Hofen, Johann Lutz, Meyerhofmeister in Hofen.

Meyerhofmeister Lutz mit Frau Maria Anna Lutz (1 Kind), Meyerhofmeister Lutz mit Frau Elisabetha

Ein Vormittag bei Heinrich Heine.

„Heine iſt geſtorben!“ ſchallte es jüngſtens durch unſere Zeitungsblätter. Es iſt rührend, wie ſie ihn ſucceſſiv immer ſchwächer, immer kränklicher vorführten, vom Boulevard in's Spital, von da in's Bad, dann in's Irrenhaus, und endlich, nachdem ſie ihn in Charenton an dramatiſcher Gerechtigkeit haben ſterben laſſen, ſehen wir ihn am Père la Chaise unter einem ſchöngeſchliffenen marmornen Grabbeſchwerer liegen. — Und wenn es dann Abends unheimlich dunkel zwiſchen den grauen, ſteinernen Gruftwächtern wird, wenn ein geiſtererweckender Hauch über den Blumenflor der vielen Unſterblichen dort hinweht, wenn in Mitternacht der zwölfte Schlag von Nôtre Dame herüber tönt und bei hellem Mondſchein die Erdeentfeſſelten aus ihren Särgen, wie im dritten Acte von Robert le diable in der Academie royale, ſteigen, dann ſpringt auch Heine aus ſeinem harten hölzernen Bette, und mit einem Lächeln auf den Lippen und einen Witz auf der Zunge, eilt er zu einem Hügel, rechts von Foy's herrlichem Monumente, an die graue Tafel klopft er dort und aus dem kleinſten Grabe ſteigt der größte freieſte deutſche Geiſt, achtunddreißig Thränen perlen ihm an den Augenwimpern, eine einzige Wunde klafft über dem blutenden offenen Herzen; er ſieht den Beſuchenden, und ohne Bedenken und ohne Erinnern reicht er ihm die Hand. Da ſteht Keiner über, Keiner unter dem Andern, zwei unſterbliche Deutſche vereinigen und verſöhnen ſich auf franzöſiſchem Kirchhofe und der Unnennbare freut ſich darob. O die Deutſchen! Sie laſſen ihre Dichter ſo ſchön poetiſch ſterben. Die andern Nationen, nicht ſo tief gebildet, nicht ſo bieder, nicht ſo philoſophiſch — ſie laſſen ihre Dichter nur proſaiſch gut leben! —

Uebrigens lebt auch Heine noch! So viel Talent er auch für Charenton von jeher gezeigt, ſo viele tolle Streiche er gemacht, ſo hoffnungslos krank er auch iſt — verläßt ihn ſein Geiſt doch nie,

Digitized by Google

Ad 1868 vide de S. Lucia Memorie, ad Num. 1868.

Ad 1869 vide de S. Lucia Memorie, ad Num. 1869.

Ad 1870 Nel giorno 2 di Gennaro, giovedì, ad ore 20 e mezza, cioè mezz'ora dopo il mezzo giorno, fu veduto in Roma un globo di fuoco, che dalla parte di Ponente, cioè dalla parte di Monte Mario, si portò verso Levante, cioè verso la parte di Tivoli, e nel suo passaggio fece un rumore, che fu inteso da molte persone, e specialmente da quelle, che si trovavano nelle vicinanze di Monte Mario, e di Ponte Molle. Il globo era di grandezza maggiore della luna, ed era di color rosso. Nel giorno 3 di Gennaro, venerdì, ad ore 20 e mezza, cioè mezz'ora dopo il mezzo giorno, fu veduto in Roma un globo di fuoco, che dalla parte di Ponente, cioè dalla parte di Monte Mario, si portò verso Levante, cioè verso la parte di Tivoli, e nel suo passaggio fece un rumore, che fu inteso da molte persone, e specialmente da quelle, che si trovavano nelle vicinanze di Monte Mario, e di Ponte Molle. Il globo era di grandezza maggiore della luna, ed era di color rosso. Nel giorno 4 di Gennaro, sabbato, ad ore 20 e mezza, cioè mezz'ora dopo il mezzo giorno, fu veduto in Roma un globo di fuoco, che dalla parte di Ponente, cioè dalla parte di Monte Mario, si portò verso Levante, cioè verso la parte di Tivoli, e nel suo passaggio fece un rumore, che fu inteso da molte persone, e specialmente da quelle, che si trovavano nelle vicinanze di Monte Mario, e di Ponte Molle. Il globo era di grandezza maggiore della luna, ed era di color rosso.

Ad 1871 Nel giorno 2 di Gennaro, lunedì, ad ore 20 e mezza, cioè mezz'ora dopo il mezzo giorno, fu veduto in Roma un globo di fuoco, che dalla parte di Ponente, cioè dalla parte di Monte Mario, si portò verso Levante, cioè verso la parte di Tivoli, e nel suo passaggio fece un rumore, che fu inteso da molte persone, e specialmente da quelle, che si trovavano nelle vicinanze di Monte Mario, e di Ponte Molle. Il globo era di grandezza maggiore della luna, ed era di color rosso. Nel giorno 3 di Gennaro, martedì, ad ore 20 e mezza, cioè mezz'ora dopo il mezzo giorno, fu veduto in Roma un globo di fuoco, che dalla parte di Ponente, cioè dalla parte di Monte Mario, si portò verso Levante, cioè verso la parte di Tivoli, e nel suo passaggio fece un rumore, che fu inteso da molte persone, e specialmente da quelle, che si trovavano nelle vicinanze di Monte Mario, e di Ponte Molle. Il globo era di grandezza maggiore della luna, ed era di color rosso. Nel giorno 4 di Gennaro, mercoledì, ad ore 20 e mezza, cioè mezz'ora dopo il mezzo giorno, fu veduto in Roma un globo di fuoco, che dalla parte di Ponente, cioè dalla parte di Monte Mario, si portò verso Levante, cioè verso la parte di Tivoli, e nel suo passaggio fece un rumore, che fu inteso da molte persone, e specialmente da quelle, che si trovavano nelle vicinanze di Monte Mario, e di Ponte Molle. Il globo era di grandezza maggiore della luna, ed era di color rosso.

[illegible] [illegible] [illegible] [

— Die Polen ſiegen,— rief ſie und eilte in ihr Zimmer, um die Freudenbotſchaft noch ein Mal zu überleſen.

— Die Katze kann das Mauſen nicht laſſen! — rief Heine, — und die Franzoſen ſind glücklich, wenn es irgendwo eine Revolution, und wär's in Peking, gibt, und gar gegen Rußland! ich glaube, wenn Luftballons ſtabil wären, es verkaufen morgen dreißigtauſend Pariſer ihre Garde-National-Uniform und fliegen nach Krakau. — Wir ſprachen lange und kamen vom Hundertſten in's Tauſendſte. Er frug mich, da ich eben aus Italien kam, über mehrere italieniſche Städte, deren Verhältniſſe und Politik, über Roms Schätze, die er leider nicht geſehen, obgleich das Gerücht ganz ungegründet ſei, daß ein Deutſcher (er meinte mit dieſen trockenen Worten keinen Anderen als Börne) von ihm ſchrieb, er habe Rom nicht beſucht aus Furcht vor einigen gedungenen Stiletten.

Ich erzählte ihm Manches vom italieniſchen Leben und Treiben, von meinen ſonſtigen Reiſeplänen, von meinen Hoffnungen, bald wieder Deutſchland zu ſehen, und wie viele Deutſche in Paris mich darum beneiden, weniger des Genuſſes als um des Stoffes willen, den jede ähnliche Reiſe zu — Reiſenovellen und einbändigen Skizzen gibt. — Setzen Sie ſich doch gütigſt hier herüber,— unterbrach er mich, — ich höre nicht auf dieſer Seite. Ich beneide Sie auch, — ſagte er dann mit einem rührend-ernſten Ton, den ich dann nie wieder von ihm hörte, — denke ich zurück, wie jung ich damals war, als ich das Alles ſo ſchön geſehen, mit welcher Liebe ich es geſchrieben und von welchen elenden Recenſenten ich herabgeriſſen wurde, dann ſehe ich erſt, welches Glück ich immer gehabt habe und — nimmer haben werde. — Machen Sie unſere Hoffnung nicht zu Schanden, — rief ich, ſeine Hand innig faſſend; — was liegt auch an den ſcheelſüchtigen Urtheilen! Der edle Hirſch hat immer die Meute unter ſich, und je vollzähliger das Geweih, deſto eifriger die Hetze, deſto lauter das Gebell. Deutſchland erwartet, wenn auch noch nicht Ihre Memoiren, doch wenigſtens — O, es iſt aus,— unterbrach er mich wieder, ſchmerzlich lächelnd, — es iſt aus! was ſoll ich mit einem halben Hirne anfangen, was mit einem halben Herzen ſchreiben? Ich überlaſſe es den Andern, — ſchloß er höhniſch lächelnd und der ganze Heiniſche Egoismus ſchwamm in dieſem Lächeln. — Es iſt wahr, — erwiederte ich etwas verletzt durch den Eigendünkel dieſes Mannes, der durch kleinliche Züge oft den großen Dichter vergeſſen machte, — Sie haben es ihnen Allen, wenn auch nicht verdorben, doch ſehr erſchwert; es erreicht Keiner die Proſa von Heine, reden wir in

der dritten Perſon von ihm. — Ich kenne ihn leider von der erſten, — ſchaltete er, lange lachend, ein. — Aber, — fuhr ich lauter und ernſt fort, — es regt ſich jetzt ein anderer Geiſt im jungen Deutſchland! Die Lyrik, die früher alle Kräfte — alle Federn beſaß und ſie von den gewichtigen Vaterlandsfragen und Arbeiten entfernte, die Jungfrau, die keuſch, ohne Intereſſe an weltlichen Dingen zu nehmen, vereinzelt daſtand und ſich von Frühlings-Stanzen und Liebesſonetten ernährte, hat das Alleinleben jetzt langweilig gefunden, die alten Anbeter ſind geſtorben und vergeſſen, die jungen finden ſie monoton und ſie hat den Heiligenſchein abgelegt und hört nicht nur Apollo, ſondern auch ſehr gern Mars' Erklärungen an. Es iſt das Wort zur Zeit jetzt in Deutſchland an der Zeit, der deutſche Ernſt liſpelt nicht mehr Geßneriſche Idyllen, er ruft tönend ſeine Wünſche — ja ſeine Forderungen, und nimmt er auch noch manchmal den lyriſchen Mantel um, ſo geſchieht's, um die Zeitgenoſſen, die der Nacktheit noch ungewohnt ſind, nicht zu erſchrecken, ſo geſchieht's leider noch aus Furcht, daß einige zimperliche Federn es nicht für äſthetiſch erklären werden, die Glieder, ſo edel ſie auch ſind, blos zu zeigen, von den Uebeln, ſo ſchädlich die wärmende Decke auch iſt, zu ſprechen.

— Und Sie glauben, das hält ſich? — frug er bitter, — ich bereue es, die wenigen politiſchen Gedichte veröffentlicht zu haben, die ich ſchrieb. Gehen wie auf Ihre lange Metapher ein — Apollo und Mars werden aber ſich nicht lange verhalten: es iſt überhaupt nicht mehr die Zeit für Gedichte, weder hier noch in Deutſchland — in Deutſchland ſchon gar nicht! In Frankreich darf der Poet von der Galeere kommen, ſchreibt er etwas Neues, lieſt es alle Welt, loben es Alle! Bei uns zu Hauſe lieſt Keiner eher ein Buch, bis er ſich über die ſolide Conduite des Dichters erkundigt — von ſeiner Tendenz überzeugt hat. Und wie Deutſchland ſelbſt Hartnäckigkeit für Conſequenz nimmt und eher Menſchenwürde und Recht, als die traditionellen Codere läßt, ſo glaubt und urtheilt es auch von anderen Staaten wie von jedem Einzelnen; ſie glauben daheim nicht, daß man die Selbſtüberſchätzung gar bald verliert und, den Leichtſinn bitter bereuend, in der Fremde bei Seite wirft; ſie wiſſen nicht, was das heißt, eilf lange Jahre auf den Sproſſen des Exils auf- und abſteigen; ſie werden ihrer Dichter nimmer froh; Jeder ſchätzt ſich glücklich, Marterwerkzeuge für einen vom Volk geliebten Namen herbeizuſchaffen, wen das Volk hoch anſchlägt, kreuzigen ſie hoch an, ſo war's und bleibt's bei uns — von Wieland bis Heine. — Er ſchwieg erſchöpft. Die gelähmte Zunge

Digitized by Google

hatte ſchon lange nicht ſo viel geſprochen und ermüdete bei den letzten Worten ſo ſehr, daß man die geſtammelten Laute kaum verſtand. — Sie ſehen in der Ferne Alles trüber und nebelumhüllter als daheim, — begann ich nach einer Pauſe — kommen Sie nach Deutſchland. — Wohin ſoll ich? — rief er leidenſchaftlich; — nach Hamburg will ich nicht, nach Berlin kann ich nicht! Sollten Sie es glauben, die öſterreichiſche Regierung machte mir, wie ich aus gewiſſen Quellen weiß, weniger Umſtände und Schwierigkeiten zur Hinreiſe als Preußen! Ich gebe auch den Plan nicht auf, wenn Pyrmont Wort hält und ſeine Bäder mich ſtärken, verſuche ich eine Reiſe nach Deutſchland und wenn's glückt, beſuche ich noch ein Mal Wien, ich habe einige Bekannte dort. — — — Auch Herrn Grillparzer, wenn Sie ihn ſehen ſollten, bringen Sie meine herzlichſten Grüße. Wünſche erſpare ich wohl, er hat ja jetzt einen großen Titel und damit glauben ſie ja überſchwenglich jedes Verdienſt belohnt zu haben! Er war ſo gütig, mich hier zu beſuchen, und ich unterhielt mich ſo gut mit ihm; er iſt ſo gut, gemüthlich und die Zeit war ſo kurz, daß ich nicht Gelegenheit hatte, mit ihm Wichtigeres zu beſprechen, wie ich es wollte. Er ſoll mich anders kennen, als aus Zeitungsnotizen; wäre er hier, ich ſtünde ihm für die erſte deutſche Unſterblichkeit gut, ſo muß ich m i r ſie aufheben. —

— Um von Ihrem Manuſcripte, das mir Hr. H. gab, zu ſprechen, nehme ich mit wahrem Vergnügen die Dedication an, ich muß Ihnen aber Vieles als Haarbeutel bezeichnen; ich beſuche Sie nächſtens, wir ſprechen dann mehr darüber.

Und er hielt Wort. Wie man auch ſeine überaus freundliche Zuvorkommenheit auslegen mag, ſo viel iſt gewiß, daß er ſich wahrhaft und innig gegen Alles, was deutſche Zunge ſpricht, benimmt, und Manche mit Rath und — That unterſtützt, obgleich die letzte Onkelerbſchaft nicht ſo immenſe war und Campe für die Nutznießung ſeiner Werke ihm nur etwa 3 — 4000 Fr. jährlich zahlt.

J. S. Tauber.

Digitized by Google

Zur polnischen Frage für Deutschland.

Von einem Deutschpolen.

Von allen Problemen der Neuzeit, welche die deutsche Gegenwart bewegen, ist keines, dessen Sinn so einfach und doch so oft verfehlt würde, als die Frage der Nationalität. Man kann sagen, daß alle Anstrengungen, die zu ihrer Beantwortung in Deutschland bis dato gemacht wurden, eine gleiche Reihe von Mißverständnissen und bittern Erfahrungen des Volkes an sich selbst waren, oder wenigstens zur Folge hatten. „Das heilige römisch-deutsche Reich — das Gott erbarm," der Freiheitsrausch von 1813, 1815, die Rheincapucinade von 1840, die Alafverheißungen der christlich-germanischen Freiheit, — auf Allem kann die deutsche Liebe nur mit halbem, wenn nicht gebrochenem, Herzen weilen. Das soll nicht sein. Das deutsche Herz hegt den Ruhm der hingebendsten Treue und bedarf für den Reichthum seines Gefühls einer würdigeren Braut. Wohl suchte es sie allenthalben, aber vergebens, und da sie zuletzt auch von seinen Weltfahrten nicht mit heimkam, so bleibt es jetzt fein zu Hause und— wartet, bis sie ihm geschenkt wird.

Die „deutsche Nation" und „deutsche Nationalität" ist nämlich, obwohl dies ein Franzose sagt und trotzdem, was ihm dagegen gepredigt werden mag, noch wesentlich eine Lehre. Es liegt darin kein Tadel, wenn man bedenkt, daß in Deutschland seinem geschichtlich-individuellen Charakter gemäß alle Aufgaben der Zeit und Ewigkeit den transcendentalen Weg der Schule durchzukämpfen haben, bevor sie an die Pforte des Lebens treten dürfen, so daß der Widerspruch zwischen dem idealen Sein und realen Nichtsein kaum weiter ausgedehnt wer-

Digitized by

die Natur, und gerade sie, in einer Art Personifikation, die Gottheit selbst, und Gott Vater, spricht sie zu Adam und Eva, gleichsam als Gottes Stellvertreter. Es verschwindet die Grenze zwischen Gott und Natur, und Gott ist Natur, Natur ist Gott. Und wenn Gott Vater zu Adam und Eva spricht, so ist es nicht anders, als wenn Adam und Eva zu Kindern sprechen, die Gott Vater nicht sehen, die ihn nur hören. Und wenn Gott Vater zu Adam und Eva spricht, so ist es nicht anders, als wenn Adam und Eva zu Kindern sprechen, die Gott Vater nicht sehen, die ihn nur hören. Und wenn Gott Vater zu Adam und Eva spricht, so ist es nicht anders, als wenn Adam und Eva zu Kindern sprechen, die Gott Vater nicht sehen, die ihn nur hören. Und wenn Gott Vater zu Adam und Eva spricht, so ist es nicht anders, als wenn Adam und Eva zu Kindern sprechen, die Gott Vater nicht sehen, die ihn nur hören. Und wenn Gott Vater zu Adam und Eva spricht, so ist es nicht anders, als wenn Adam und Eva zu Kindern sprechen, die Gott Vater nicht sehen, die ihn nur hören. Und wenn Gott Vater zu Adam und Eva spricht, so ist es nicht anders, als wenn Adam und Eva zu Kindern sprechen, die Gott Vater nicht sehen, die ihn nur hören. Und wenn Gott Vater zu Adam und Eva spricht, so ist es nicht anders, als wenn Adam und Eva zu Kindern sprechen, die Gott Vater nicht sehen, die ihn nur hören. Und wenn Gott Vater zu Adam und Eva spricht, so ist es nicht anders, als wenn Adam und Eva zu Kindern sprechen, die Gott Vater nicht sehen, die ihn nur hören. Und wenn Gott Vater zu Adam und Eva spricht, so ist es nicht anders, als wenn Adam und Eva zu Kindern sprechen, die Gott Vater nicht sehen, die ihn nur hören.

nach Hannover, nachdem sie in Hannover Freundschaft mit der Frau v. Uslar-Gleichen und anderen Damen geschlossen hatte, und die waren doch wohl, wie ich bei Besuchen dort feststellen konnte, nicht gerade Freundinnen der Frau Gräfin. Ich habe mich nie um diese Dinge gekümmert, aber ich habe sie doch gehört, und ich habe sie auch gesehen. Ich habe mich nie um Politik gekümmert, ich habe mich nie um Hofintrigen gekümmert, ich habe mich nie um Hofklatsch gekümmert. Aber ich erinnere mich, daß Frau Gräfin Uslar-Gleichen, die ich sehr gut kannte, mir einmal sagte: „Ich habe mich mit der Gräfin Wartensleben überworfen, weil sie mir sagte, ich sei eine Intrigantin." Ich habe mich nie um Hofintrigen gekümmert, ich habe mich nie um Hofklatsch gekümmert, ich habe mich nie um Politik gekümmert,

Seins. Dieſe Wahrheit iſt ſo groß, daß es ſogar außer dem Reiche der Freiheit kein wahres Volksthum und Volksleben geben kann. Oder iſt die Deutſchthümlichkeit, ſchon als ſolche, der auserwählte Born der Freiheit und ihr privilegirter gradus ad Parnassum? Iſt in dem deutſchen Nationalgefühl, in der deutſchen Tugend, deutſchen Treue, deutſchen Vaterlandsliebe ꝛc., das Deutſche, als ein von ihnen geſchiedenes, für ſich ſelbſt beſtehendes, beſonderes Weſen, die bezwingende Macht in ihnen, ſo daß dieſe nichts ſind außer ihm und nur von jenem, als über ihnen ſtehend, ihre Weihe empfangen, etwas ſind, inſofern ſie ſich vorzugsweiſe deutſch ausdrücken und zur Erſcheinung bringen? Iſt es etwas, auf das neben ihnen auch nur ein beſonderer Accent gelegt werden muß, damit es nebenbei nicht verloren gehe? Nein, dieſes reflexive Abkappen und Einpfropfen des Freiheitsgefühls in den Sack der Volksthümlichkeit, wo Alles bunt durcheinander liegt, iſt abgeſehen von dem reactionairen Schickſal, dem es ſtets zur Beute fällt, daſſelbe alte unheilvolle Verfahren der Theologie, welche mit der Verdrehung des menſchlichen Subjects in das göttliche Prädicat ſo vielen Jammer unter den Menſchen angeſtiftet. Denn conſequent folgt daraus, daß dem Deutſchen nicht weſentlicher ſei, Menſch zu ſein, als vielmehr dem Menſchen, daß er ein Deutſcher ſei, daß das Deutſche an ihm, nicht ein nur für es und ſich ſelbſt nothwendiges Moment, eine Daſeinsart des allgemeinen Menſchen neben andern geſchichtlichen Arten, ſondern eine ihn ausmachende Beſtimmung, die übergreifende Gattung ſelber ſei, nicht ein Formelles, das des Inhalts bedarf, ſondern ſelbſt der Inhalt, der dann freilich aller Inhalt iſt. Und daß man in Deutſchland noch zu keiner reineren, volksthümlich freien Faſſung des Nationalgefühls, ja des Nationalbegriffs gelangt iſt, wird faſt täglich bewieſen. Das nationale Subject kennt nur den Schatten, den oberflächlichen Außenſchein der wirklichen Nation und Politik, weil es in der Romantik des Volksthums ſteckt, es nimmt den Schatten der Nation für das Weſen der Nation; es wird ihm daher die auftretende wirkliche Nation zum Trug- und Schreckbild, während ſeine eigene Negativität immer unorganiſcher wird. „Das Volk" kann noch nicht aufrecht ſtehen und mit heimlichem Bangen müſſen wir Allem entgegenſehen, was ein Stein des Anſtoßes für das verſuchende werden kann, da es dabei leider noch ſtets ſich ſelbſt am meiſten verletzt. So können in unſerm zwar poeſieloſen, aber naturſtarken Lande des hiſtoriſchen Profeſſors in der Allgem. Augsb. ſehr unhiſtoriſche Völkereramina keinen

Digitized by Google

andern Eindruck hervorbringen, als den epileptiſchen, gleich den theologiſchen Selbſtbewußtſeinspythiaden des Charlottenburger Kritikers. Oder iſt die nationale Preſſe in Deutſchland mit wenigen Ausnahmen nur der verfehlte und vollmachtsloſe Ausdruck ſeines Volkswesens? — Wir wünſchen es und hoffen es.

Patriotismus iſt die Bewegung und Begeiſterung der Freiheit in dem Daſein eines beſtimmten Volkes. Freiheit iſt Thätigkeit; als Product und Reſultat ihrer ſelbſt aber ebenſo Zuſtand, Ruhe, Genuß, objectives Sein. Der Nationalismus auf dieſer Höhe, als volksperſönlicher Humanismus, wie ihn formell am Entwickeltſten in Europa bisher nur Frankreich geſchaffen, trägt eine univerſaliſtiſche Beſtimmung in ſich und hat ein unbedingtes, nicht ausſcheidendes und ſonderndes Recht an den ganzen poſitiven Inhalt ſeines Staats- und Volkslebens. Der einzelne Menſch empfindet hier nicht mehr das öde und leere Bewußtſein ſeiner Einzelheit, des modernen Rechtsweſens, noch iſt er der fataliſtiſchen Gewalt des wildſtrömenden Volkselements, des modernen Staatsweſens preisgegeben; er iſt aufgenommen und getragen von der heiligen Gemeinſchaft des freien Bürgers und Menſchen. Höchſtes Sein iſt gemeinſchaftliches Sein, höchſter Genuß Genuß und Gefühl der Einheit. Aber die Nationalität iſt eben dieſes gemeinſchaftliche Sein, das Vereintſein aller Geiſter in Einen Geiſt und Einen Glauben, den nationalen Geiſt der Freiheit und Liebe — Nationalität das Bewußtſein im Fortſchritt der Einheit des Volkswesens mit Freiheit und Menſchheit. —

Nach dem Bemerkten kann das, was auf die polniſche Frage an Deutſchland zu erwidern, nur kurz ſein.

Deutſchland und Polen, — oder da beide nur dem Namen nach exiſtiren — Deutſchthum und Polenthum, welches ſteht vermöge des innern Organismus ſeiner Thatkraft der Erhebung zu einem wahrhaft nationalen Inhalt näher? — Wir glauben, das letztere.

Doch um nicht barbariſch zu ſcheinen und die Parallele zwiſchen deutſcher und polniſcher Wirthſchaft, deutſcher Revolutionsbefehdung und gleichzeitig-polniſchen Conſtitutions- und Reorganiſationskämpfen nicht tiefer zu führen, als bereits in dieſen Blättern geſchehen, — welches iſt die gegenſtändliche Beziehung zwiſchen beiden? — Der Deutſche iſt vor dem reactionairen Gelüſte nie ſicher. Seine von

Digitized by Google

metaphyſiſchem Niederſchlag beengte Bruſt bedarf daher in ihren Flanken ebenſo ſehr des bewegenden Franzoſen, als freiheitsluſtigen Polen, deren Charaktergrundlage die That ausmacht. Das deutſche Byzant fällt ſeinem innern und äußern Schwerpunkt nach ohnehin in den Südoſten Europas und Deutſchland kann nicht früher in das geſicherte Bett ſeines licht- und erkenntnißſpendenden Weltlaufs einkehren, als bis die Idee dieſer Volksallianz zur Verwirklichung gelangen wird.

Und auf dieſem Wink der unbefangenen Vernunft der Geſchichte beruht die Beſtimmung des Deutſchpolen.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Das gebildete Publicum.

Fenimore Cooper erzählt: man habe ihm vor dreißig Jahren seine Schriftstellerei in Neuyork sehr übel genommen. Daß ein Amerikaner Romane schrieb, war eine unverzeihliche Anmaßung. Man las ihn nicht. Noch mehr, man verspottete und verhöhnte ihn. Als er eines Tages auf den Clubb kam, fand er das Betragen verändert. Anstatt der excessiven Grobheit excessive Höflichkeit, anstatt der Stichelreden beifällige Phrasen, anstatt des Hohnlächelns das Grinsen der Adulation. Auf die Nacht war der Tag gefolgt. Cooper kannte seine Landsleute. Er sagte zu einem Freunde: „Die Leute denken heute besser von mir, wie gestern. Ein englisches Blatt hat mich wohl gelobt. So war es auch. Als London der Stadt Neuyork verkündet hatte, Cooper könne Romane schreiben, fiel Neuyork auf sein Angesicht und gläubete.

Charles Sealsfield, der deutsche Mensch mit englischem Namen und amerikanischer Erziehung schrieb seine ersten Romane in Amerika englisch. Die englischen Journale nahmen sich seiner nicht früh genug an, sie hatten damals alle Hände voll Cooper'sche und Bulwer'sche Producte. Die Amerikaner fühlten sich choquirt, daß man von ihnen verlange, sie sollten ein heimisches Product anerkennen.

Sealsfield schrieb seine Romane von Neuem. Diesmal schrieb er sie deutsch.

Seit dem Jahr 1843 lesen wir in amerikanischen Blättern angezeigt: „Das Leben in der Neuen Welt oder Skizzen aus der amerikanischen Gesellschaft von Sealsfield dem großen und beliebten amerikanischen Novellisten. —" „Ein neuer Stern", sagen die Neuyorker Journale, „ist am literarischen Himmel aufgestiegen, so plötzlich, so strahlend, daß unsere Augen geblendet, unsere Gemüther hingerissen werden. Wer? was er ist? was sein Name? Das ist der Welt ein Mystère. Aber über den Hauptpunkt, über seine Werke herrscht nur eine Stimme bei den Kritikern und beim Publicum

Digitized by Google

und dieſe iſt, daß die hier anzutreffende Wahrheit, Treue, Friſche der Schilderung ihres Gleichen nirgends findet. Obgleich urſprünglich in deutſcher Sprache geſchrieben, zeigen dieſe Skizzen eine Bekanntſchaft mit unſerm Idiom und unſern Sitten, wie nur ein langer Aufenthalt im Lande, ein ausdauerndes Studium unſerer unzähligen Provinzialdialekte ſie verſchaffen kann."

Zur Bekräftigung dieſer Behauptungen citirt man den „berühmten Hiſtoriker Mundt", und „Schlegel, den großen, deutſchen Kritiker." —

Die Anerkennung des wahren Verdienſtes ſpricht ohne Zweifel ſehr gut für die amerikaniſchen Journale, aber noch unzweifelhafter verdienſtlicher wäre ihnen dieſe Wiſſenſchaft geweſen, wäre ſie ohne eine Brillenvorhaltung Seitens der Herrn Schlegel und Mundt erlangt worden. —

So lange man jenſeits des Meeres nur das ſchätzt, was europäiſche Kritiker als ſchätzenswürdig ſtempeln, wird man nie zu einem eigenen Geſchmack kommen. Man wird in der Beurtheilung des Geſchriebenen, wie im Schreiben ſelbſt, ein leeres Echo ſein. Hätte das amerikaniſche Publicum nicht viel geſcheidter gethan, die Werke Sealsfield's in ihrer erſten engliſchen Geſtalt zu leſen und zu preiſen, anſtatt daß es ſie jetzt, nach Verlauf mehrerer Jahre in einer Ueberſetzung ſchön findet? Denn, verhehlen wir's nicht, den meiſten Ueberſetzern muß man volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ſagen: „ſie ſahen an Alles, was ſie gemacht hatten, und ſiehe da, es war ſehr ſchlecht." Und — ich ſchreibe dies mit Schamröthe auf den Wangen, — wären die deutſchen Verleger Sealsfield's nicht auch viel geſcheidter geweſen, wenn ſie die „Lebensbilder aus beiden Hemiſphären", „Norden und Süden", „das Kajütenbuch, die deutſch-amerikaniſchen Wahlverwandtſchaften", für Ueberſetzungen aus dem Engliſchen ausgegeben hätten? für die überſetzten Werke eines großen und beliebten amerikaniſchen Novelliſten. Oder noch klüger von einer beliebten Novelliſtin? Dieſe Frage erlaubt nur eine Antwort für alle diejenigen, welche ſich vor dem Heißhunger entſetzt haben, mit welchem unſer Publicum die Creaturen der Lady Georgiana Fullerton verſchlungen hat. Beſonders die zähe Helene, deren Namen im Fleiſch Middleton iſt. — Wären die Verleger geneigt das Publicum auf gleiche Weiſe wie die Schriftſteller zu behandeln, ſo hätten ſie Sealsfield's Werke betitelt: „Familiengemälde aus beiden Hemiſphären" — „der häusliche Herd am Jacinto" — „Aus der Geſellſchaft in Michigan" — Alles nach dem Engliſchen der Lady Djemine! — oder auch nach dem Schwediſchen der Frau Friederike Bremer und der nicht weniger berühmten Frau Emilia Flygare Carlèn. Oder ſie hätten die Wittwe Paalzow demüthigſt um Uebernahme der Autorſchaft gebeten.

Ich höre zur Entſchuldigung dieſer Herren ſagen, der Name „Sealsfield", an ſich ſchon fremdländiſch, habe ſie berechtigt, einen ſolchen frommen Betrug als unnöthig zu verabſcheuen. Ich laſſe mich durch dieſen Einwand durchaus nicht irre machen. Die Romane des Charles Sealsfield erſchienen, ohne den Namen eines Verfaſſers auf dem Titelblatt zu tragen. Mußte man nicht vorausſetzen, ſie ſeien Erzeug-

Digitized by Google

niſſe einer deutſchen Feder? Und gibt es etwas Mangelhafteres als den Glauben, das deutſche Publicum wolle, könne, werde einen deutſchen Roman mit Intereſſe leſen? Immer vorausgeſetzt, daß er nicht von den Baumeiſterinnen der Schlöſſer Godwie und Gocyn herrühre?

Mit der Ludwig Tieck'ſchen Vittoria Accorombona iſt es eine Ausnahme. Erſtlich iſt es eine amplificirte Ueberſetzung und lockt durch den ſchlechten Styl und — ſchmeichelt euch nicht, ich hätte vergeſſen, daß dieſer denkwürdige Roman einen allerhöchſten Recenſenten gefunden hat!

Fragt ihr das Publicum, ob es das letzterſchienene Geklatſch der Dame Bleſſington geleſen habe? ſo wird es vor Unwillen erröthen und mit der eiſigen Kälte eines verkannten Publicums bemerken, daß es ſeit Menſchengedenken für „gebildet" gelte und daß es hoch gebildet geworden, ſeit es ſich durch Autopſie der Henriette Hanke und der Caroline Schulz weibliches Zartgefühl und Frauenwürde angeeignet.

Fragt ihr hingegen, ob das Publicum das „Kajütenbuch" geleſen habe? es wird antworten, die Kritiken hätte es geleſen und ohne Ausnahme bewundert; die Deutſchen ſeien eine vielſchreibende Nation; man habe Beſſeres zu thun, wie deutſche Romane zu leſen, die Richtung der Zeit ſei politiſch-religiös und die Herren Vieweg und Sohn in Braunſchweig ſeien im Begriff, einen neuen Weiberroman zu verſenden, den man leſen müſſe, wenn man mit den Theekränzchen gleichen Schritt halten und beim jüngſten Gericht des Cotillon nicht verſtummen wolle.

Dagegen läßt ſich nichts einwenden. Das Kajütenbuch behandelt freilich die Freiheitskämpfe der Texaner — es entwickelt freilich die originellſten politiſchen Anſichten und verfolgt die ſocialen Probleme mit einer ſelten zu findenden Tiefe und Kühnheit — aber — es weiß nichts von Nonge — nichts von den ſchwarzwälder Bauern, — nichts von den Brüdern Flamändern, nichts von dem ſächſiſchen und ſchleſiſchen Adel. Selbſt die befreiende Theorie der proteſtantiſchen Lichtfreunde iſt ihm gänzlich fremd. Faſt möchte ich verſichern, daß es nicht einmal den „Briefwechſel eines Staatsgefangenen" geleſen hat!

Iſt das nicht das „gebildete Publicum"?

Otto von Wenkenſtern.

II.

Aus Dresden.

Die Stadtverordneten. — Miniſterwechſel. — Die Schrift: „Dresden und die Dresdner". — Gemäldeausſtellung. — Theater. — Reißiger's neue Oper. —

Während der Abweſenheit unſrer Landſtände führen wir hier ein ſehr calmirtes Leben, höchſtens erhitzt man ſich über einen Eclat in der Stadtverordnetenverſammlung, wie deren neulich einer von in der That komiſcher Neuheit vorgekommen iſt. Noch immer ſchwankte nämlich die Frage, ob man die ſtädtiſche Gerichtsbarkeit an den Staat abtreten ſolle oder nicht; Majorität und Minorität hatten darüber in verſchiedenen

Digitized by G

Mittwoch vormittags von 10—12 Uhr im Rathaus. Studium unter Leitung des Stadtbaurats Prof. Dr. Ing. Schumacher. Beginn des Semesters: 1. Oktober. Anmeldungen sind bis zum 15. Oktober an den Vorsitzenden des Ausschusses, Stadtbaurat Prof. Dr. Ing. Schumacher, zu richten. Bonn, den 1. September 1911. Der Oberbürgermeister. In Vertretung: Dr. Spiritus, Beigeordneter.

Bekanntmachung. Die Stadtverordnetenversammlung hat in ihrer Sitzung vom 15. d. M. beschlossen, die Straßenbahnlinie Bonn—Godesberg—Mehlem—Rolandseck—Remagen—Sinzig—Ahrweiler—Altenahr zu bauen und zu betreiben. Die Linie soll eine Länge von 60 km erhalten und in Spurweite von 1,435 m ausgeführt werden. Die Stadtverordnetenversammlung hat ferner beschlossen, die Lin

sten Pillen; und wir möchten das vor uns aufgerollte Bild lieber einen Sammet-, als einen Höllen-Breughel nennen dürfen; denn nicht blos grau in grau, sondern schwarz in schwarz ist hier mit den grellsten Streiflichtern gemalt, und das Lobenswerthe zu sehr in den Schatten des Tadelnswerthen gestellt worden. Schlimm, sehr schlimm ist es dabei, daß man hier in Dresden — wie wahrscheinlich auch anderwärts und überall — Alles vertragen kann, nur nicht die Wahrheit; man hat so lange mit sich selbst und gegenseitig kokettirt und schön gethan, bis man endlich dem Schicksale des bekannten Lügnersohnes verfallen ist, der seine eigenen Lügen für baare Wahrheit hielt; und springt ihnen dann einmal die nackte Wahrheit vor die Augen, dann schreien sie, man habe sie in das Gesicht geschlagen und wollen injuriarum klagen. Das Allerschlimmste aber freilich ist nun wieder dabei, daß man den Verfasser, der pseudonym als „Treumund Wanderer" auf dem Titelblatte steht, nicht kennt. Da cursiren denn nun die abenteuerlichsten Gerüchte und Conjecturen; Einige bezeichnen das Werk als ein Compagniegeschäft, Andere bezweifeln dies wegen der Gleichförmigkeit des Stils und schieben es einem Einzelnen in die Schuhe. Am häufigsten hörten man den als musikalischen Referent der Abendzeitung bekannten Dr. Schladebach nennen; seit er aber mit einer entschiedenen Erklärung im Anzeiger die Autorschaft abgelehnt hat, ist man wieder in das weite Meer der Ungewißheit hinausgeschleudert. Zum Ueberfluß ist nun auch noch eine Gegenschrift erschienen, gegen deren Ton dem Vernehmen nach die Conversationen und Allocutionen eines Berliner Fischweibes Salongespräch sein sollen.

Doch genug, zu viel schon von diesem literarischen Scandal. Unsre diesjährige Gemäldeausstellung bietet außer einigen trefflichen Portraits der Prof. Vogel und Hübner und einigen netten Genrebildern, unter denen namentlich Wendlers „schreckliche Nachricht" hervorzuheben ist, wenig Nennenswerthes: die geringe Theilnahme des Publicums fällt hier ein sehr gerechtes Urtheil, und wenn nicht bald Seiten der Direction des Instituts energische Maßregeln zu dessen Hebung ergriffen werden, so dürfte es am Ende daran zu Grabe gehen, daß nicht einmal die Kosten durch die Einnahme gedeckt werden.

Da unser recitirendes Schauspiel seit der neuen Einrichtung der Dinge — über deren Jammerhaftigkeit übrigens nur eine Stimme im Publicum ist — auf der Bahn des Rückschritts reißende Fortschritte macht, so kann ich Ihnen aus diesem Bereiche nur mittheilen, daß Gutzkow's neuestes Trauerspiel demnächst hier zur Aufführung kommen soll. In der Oper gab es neulich Reissigers „Schiffbruch der Medusa" — mit wenig Abänderungen das nämliche Sujet, welches Flotow's „Matrosen" enthalten. Der Musik fehlt bei vielen unverkennbar gefälligen Einzelheiten das Großartige und Hinreißende der Composition; es weht aus den Wasserregionen, in welchen sich der 2. und 3. Act bewegt, eine kühle Luft über dem Ganzen.

E. P.

Digitized by Google

III.

Aus Wien.

I.

Außerordentliches Aufsehen macht hier der plötzliche Rücktritt des Gouverneurs, Graf Stadion in Triest, der ohne daß man darauf gefaßt, seine Stelle niederlegte, und wie Einige behaupten, sogleich nach London ging, — was jedoch schwer zu glauben ist, da man selbst, wenn man seine Stelle niederlegt, erst von ihren Pflichten entbunden werden muß, bevor man über sich selbst verfügen kann. Graf Stadion ist der ältere Bruder des so eben nach Galizien beorderten Hofcommissärs (der bisher Gouverneur von Mähren war). Das Gerücht sagt, der Triester Stadion habe sich gekränkt gefühlt, daß man den jüngern Bruder, der auch jünger im Staatsdienste ist, ihm vorgezogen habe bei der Ernennung zu einem so wichtigen, thatenvollen Posten. Beide Stadions sind talentvolle und hochgesinnte Männer, doch ist es allerdings nicht zu leugnen, daß der Triester St. auf seinem viel wichtigern Posten bisher mehr Gelegenheit hatte, seine Capacität und Charakterfestigkeit zu beweisen, als der jüngere Bruder. Doch gibt es viele Personen, die an diese Eifersüchtelei durchaus nicht glauben wollen, vielmehr der Abdankung des ältern St. eine andere Ursache unterlegen und es blos als Zufall erklären, daß jene mit der Ernennung des jüngern Bruders nach Galizien zusammentrifft. Hat doch sogar eben dieser Triester Stadion zu Gunsten des jüngern Bruders auf sein Majorat verzichtet. Diese Majoratsverzichtung ist jedoch kein Beweisgrund. Das Stadionische Majorat, mit welchem der Titel „Erlaucht" verbunden ist, scheint eine schwierige Clausel zu haben, wahrscheinlich in Bezug auf Ebenbürtigkeit bei der Verehlichung. Der älteste von den vier Stadionischen Brüdern, der nicht ebenbürtig sich vermählte, trat Titel und Majorat an den zweiten, dieser an den dritten und dieser endlich an den vierten Bruder ab. — Lange kann übrigens die Ursache dieser räthselhaften Abdankung von einem so hohen Posten (eine Erscheinung, die in Oesterreich eine Seltenheit ist, und immerhin einen außergewöhnlichen Charakter verräth) kein Geheimniß bleiben. — — Die heute hier eingetroffene Nummer des „Rheinischen Beobachters" enthält eine Correspondenz aus Wien, worin von dem Besuche des preußischen Monarchen beim Fürsten Metternich die Rede ist. Die Redaction dieses preußischen Regierungsblattes glossirt diese Correspondenz mit einer spitzen Anmerkung, worin die „Herrn Wiener" gewarnt werden, nicht so eitel zu sein und sich einzureden, Preußens König befrage den Fürsten von Metternich um Rath in Bezug auf die Verfassung seines Landes. Es sei schön, daß die beiden Regierungen im guten Einverständnisse leben, aber Preußen sei gewohnt, selbstständig zu handeln u. s. w. Dieses Raisonnement ist ganz richtig. Wir fragen aber den Herrn Rheinischen Beobachter, wie es kommt, daß er jetzt, wo das Gerücht vom österreichischen Einflusse

Der Schwerpunkt S liegt dann, wenn $\varphi = 0$ ist, unterhalb $\mathfrak{M}$ und zwar in der Entfernung $\mathfrak{M}S = \frac{r}{\alpha}$. Wird φ größer, so wandert S auf einem Kreise um $\mathfrak{M}$ herum, dessen Radius $\frac{r}{\alpha}$ ist. Wird $\varphi = \frac{\pi}{2}$, so liegt S in der Horizontalen durch $\mathfrak{M}$, und wird $\varphi > \frac{\pi}{2}$, so liegt S oberhalb $\mathfrak{M}$. Wird $\varphi = \pi$, so liegt S oberhalb $\mathfrak{M}$ in der Entfernung $\frac{r}{\alpha}$. Wird $\varphi > \pi$, so wandert S wieder auf dem Kreise um $\mathfrak{M}$ herum, bis $\varphi = 2\pi$ ist, wo S wieder unterhalb $\mathfrak{M}$ in der Entfernung $\frac{r}{\alpha}$ liegt. Wird $\varphi > 2\pi$, so wiederholt sich der Lauf von S.

Beim Kreise ist $\alpha = \frac{4}{3\pi}r$, also $\frac{r}{\alpha} = \frac{3\pi}{4}r$. Beim Halbkreise ist $\alpha = \frac{4}{3\pi}r$, also $\frac{r}{\alpha} = \frac{3\pi}{4}r$. Beim Viertelkreise ist $\alpha = \frac{4}{3\pi}r$, also $\frac{r}{\alpha} = \frac{3\pi}{4}r$.

Beispiel 2. Ein Kreis, dessen Radius $= r$ ist, rollt auf einer Geraden, ohne zu gleiten. Ein Punkt $\mathfrak{M}$ des Kreises befindet sich anfänglich in der Berührungsstelle. Wie groß ist der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn der Kreis eine Umdrehung vollführt?

Wir ziehen durch $\mathfrak{M}$ eine Gerade, welche die Gerade, auf der der Kreis rollt, in $\mathfrak{B}$ schneidet, und bezeichnen mit φ den Winkel, den $\mathfrak{M}\mathfrak{B}$ mit der Normalen in $\mathfrak{B}$ bildet. Dann ist $\mathfrak{M}\mathfrak{B} = 2r\cos\varphi$. Wird φ größer, so wandert $\mathfrak{M}$ auf einem Kreise um $\mathfrak{B}$ herum, dessen Radius $= 2r$ ist. Wird $\varphi = \frac{\pi}{2}$, so liegt $\mathfrak{M}$ in der Horizontalen durch $\mathfrak{B}$, und wird $\varphi > \frac{\pi}{2}$, so liegt $\mathfrak{M}$ oberhalb $\mathfrak{B}$. Wird $\varphi = \pi$, so liegt $\mathfrak{M}$ oberhalb $\mathfrak{B}$ in der Entfernung $2r$. Wird $\varphi > \pi$, so wandert $\mathfrak{M}$ wieder auf dem Kreise um $\mathfrak{B}$ herum, bis $\varphi = 2\pi$ ist, wo $\mathfrak{M}$ wieder in der Berührungsstelle liegt. Wird $\varphi > 2\pi$, so wiederholt sich der Lauf von $\mathfrak{M}$.

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis 2π wächst, ist

$$\int_0^{2\pi} 2r\cos\varphi\, d\varphi = 2r\int_0^{2\pi}\cos\varphi\, d\varphi = 2r\,[\sin\varphi]_0^{2\pi} = 0.$$

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis $\frac{\pi}{2}$ wächst, ist

$$\int_0^{\frac{\pi}{2}} 2r\cos\varphi\, d\varphi = 2r\int_0^{\frac{\pi}{2}}\cos\varphi\, d\varphi = 2r\,[\sin\varphi]_0^{\frac{\pi}{2}} = 2r.$$

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von $\frac{\pi}{2}$ bis π wächst, ist

$$\int_{\frac{\pi}{2}}^{\pi} 2r\cos\varphi\, d\varphi = 2r\int_{\frac{\pi}{2}}^{\pi}\cos\varphi\, d\varphi = 2r\,[\sin\varphi]_{\frac{\pi}{2}}^{\pi} = -2r.$$

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von π bis $\frac{3\pi}{2}$ wächst, ist

$$\int_{\pi}^{\frac{3\pi}{2}} 2r\cos\varphi\, d\varphi = 2r\int_{\pi}^{\frac{3\pi}{2}}\cos\varphi\, d\varphi = 2r\,[\sin\varphi]_{\pi}^{\frac{3\pi}{2}} = -2r.$$

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von $\frac{3\pi}{2}$ bis 2π wächst, ist

$$\int_{\frac{3\pi}{2}}^{2\pi} 2r\cos\varphi\, d\varphi = 2r\int_{\frac{3\pi}{2}}^{2\pi}\cos\varphi\, d\varphi = 2r\,[\sin\varphi]_{\frac{3\pi}{2}}^{2\pi} = 2r.$$

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis π wächst, ist also $2r$, und der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von π bis 2π wächst, ist ebenfalls $2r$. Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis 2π wächst, ist also $4r$.

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis $\frac{\pi}{2}$ wächst, ist $2r$, und der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von $\frac{\pi}{2}$ bis π wächst, ist ebenfalls $2r$. Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis π wächst, ist also $4r$.

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis $\frac{3\pi}{2}$ wächst, ist $4r$, und der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von $\frac{3\pi}{2}$ bis 2π wächst, ist ebenfalls $4r$. Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis 2π wächst, ist also $8r$.

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis $\frac{\pi}{2}$ wächst, ist $2r$, und der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von $\frac{\pi}{2}$ bis π wächst, ist ebenfalls $2r$. Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von π bis $\frac{3\pi}{2}$ wächst, ist ebenfalls $2r$. Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis $\frac{3\pi}{2}$ wächst, ist also $6r$.

Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis $\frac{\pi}{2}$ wächst, ist $2r$, und der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von $\frac{\pi}{2}$ bis π wächst, ist ebenfalls $2r$. Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von π bis $\frac{3\pi}{2}$ wächst, ist ebenfalls $2r$. Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von $\frac{3\pi}{2}$ bis 2π wächst, ist ebenfalls $2r$. Der Weg, den $\mathfrak{M}$ zurücklegt, wenn φ von 0 bis 2π wächst, ist also $8r$.

des Anſehens der Trieſter Börſe kennend, und überzeugt, daß nur durch kräftige Mittel die ruhige Ordnung dieſes jedem Kaufmanne ſo wichtigen Ortes aufrecht erhalten werden könne, beſtätigte nicht allein den früheren Ausſpruch des Börſen-Vorſtandes hinſichtlich der Viertauſend Gulden, ſondern verſchärfte die Strafe auch noch durch Zuerkennung von Arreſt. Es mußte ein Beiſpiel gegeben werden, um ſogleich für immer von ähnlichen Vorfällen zurückzuſchrecken. Nun blieb dem Verurtheilten noch der Recurs an die oberſte Hofſtelle übrig; dieſen ergriff er und die Entſcheidung lautete: Der Verurtheilte habe dreihundert Gulden zu zahlen, und die Gefängnißſtrafe wird annullirt!!! Sie können denken, welches Aufſehen dieſer Entſcheid der Hofſtelle in Trieſt machte! Man gab dem, welcher der Trieſter Börſe den Schimpf angethan, ſie zum Orte eines thätlichen Angriffes zu machen, gewiſſermaßen Schutz gegen die Börſen-Deputation, den Verein der ehrenwertheſten, einflußreichſten Kaufleute, und ſelbſt dem Trieſter Gubernium gegenüber. Graf Stadion, auf das Höchſte überraſcht von dieſem Entſcheide, machte bei der Hofſtelle auf die Nachtheile aufmerkſam, welche eine ſolche Compromittirung des Guberniums bei den Einwohnern zur Folge haben müſſe*), bat um Zurücknahme dieſes Befehls und um Beſtätigung des früheren Urtheils. Darauf kam der Befehl, das Urtheil der Hofſtelle habe in Kraft zu bleiben, und Graf Stadion erklärte: er werde ſeine Stelle niederlegen, wenn man ihn compromittire. Auf dieſe Eingabe erhielt er nun gar keine Antwort, worauf er nach Wien kam, und in die Hände des Monarchen ſeine Demiſſion gab. Allerdings, nach der Stellung unſerer Wiener Börſe zu urtheilen, war jenes Vergehen kein ſo bedeutendes, weil es hier nicht zu den Seltenheiten gehört, was an anderen Börſen zu dem ſchmachvollſten Betragen gezählt und darnach behandelt würde, weil die Wiener Börſe, ſtatt der geweihte Herd eines ſoliden, großartigen Geſchäftes zu ſein, ein Tummelplatz ſchmuziger Agiotage geworden iſt, wo vagirende Commis und Ladendiener einen großen Theil der Beſucher bilden. Wenn man nun an die großartige Trieſter Börſe den Maßſtab der hieſigen legte, da konnte es freilich für keine ſo große Sache gelten, wenn ein „Börſianer" dem andern eine Ohrfeige gibt, und es wäre nach hieſigen Börſenbegriffen allerdings zu hart beſtraft geweſen, dafür eine ſo bedeutende Geldbuße und Gefängnißſtrafe zu decretiren. Uebrigens iſt es ſchwer zu glauben, daß bei dem Grafen Stadion nicht noch ein anderer tiefer liegende Grund viel gewirkt haben muß; denn ſonſt iſt man bei uns

*) Dies iſt eine ſonderbare Einwendung! Von dieſem Geſichtspunkte aus wären alle Appellationsbehörden überflüſſig, weil durch einen abweichenden Ausſpruch die untere Behörde „compromittirt" würde. Wie geſagt, es ſcheint in dem Berichte unſeres geehrten Herrn Correſpondenten ein Mißverſtändniß zu herrſchen. Uebrigens leſen wir ſo eben in einer Correſpondenz, daß Graf Stadion zum Handelsminiſter beſtimmt ſei und daß der Rücktritt von ſeinem Gouverneursposten und ſeine Reiſe nach London mit dieſem in Verbindung ſtehe. Dies würde die übrigen Gerüchte allerdings widerlegen. D. R.

Digitized by Google

doch gewohnt, dem geringſten Commiſſär, der Partei gegenüber, Recht zu geben, um nur — das Anſehen des Beamtenſtandes nicht in den Augen des Publicums zu verkleinern! Die Sache hat hier in den betreffenden Kreiſen ebenſo großes Aufſehen gemacht, als in Trieſt, um ſo mehr, als man dem Grafen dort vollkommen Recht gibt, und er auch, ſeit dem Grafen Carl Chotek, ebenſo ſehr der populärſte, als der thätigſte Gouverneur war. Die Trieſtiner wußten es, daß an der Spitze ihres Guberniums ein Mann, der mit klarem Blicke die Erforderniſſe des öſterreichiſchen Hamburgs erfaßt, und welcher den feſten Willen hatte, das in ſo mancher Hinſicht verwahrloſte Küſtenland kräftig zu heben. Sagte er doch einmal in einem ſeiner Berichte an die Hofſtelle: „von Schulen und Bildungsanſtalten iſt im Küſtenlande wenig Spur!" — und mit Energie arbeitete er darauf hin, das Volk von unten auf zu bilden.

Dieſe Woche meldeten unſere Zeitungen die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion an Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghauſen (Friedrich Halm), der nun ſchon mehr Orden hat, als er Stücke, nicht gute allein, geſchrieben. Mich ſoll es einmal wundern, wenn wir von einer Ordensverleihung an Grillparzer leſen werden. — Der bekannte, verdienſtvolle Statiſtiker Dr. Sigfried Becher hat ſein neueſtes Werk „die Bevölkerungsverhältniſſe der öſterreichiſchen Monarchie" dem Kaiſer überreicht, und als vom Hofmarſchallamte der Vorſchlag zu einer Auszeichnung für den Dr. Becher an den Kaiſer gelangte, entſchied Se. Majeſtät, daß ſie die Beſtimmung dieſer Auszeichnung ſich ſelbſt vorbehalte. Dieſe Sache erregt hier um ſo mehr Aufmerkſamkeit, als man bei den betreffenden Stellen weiß, in welchen unbehaglichen Verhältniſſen ſich Dr. Becher, dem Director der Statiſtik, dem Hofrathe Czörning gegenüber befindet.

Man muß bedenken, wie Dr. Becher ſich ſeit dem Jahre 1836 abgemüht hat, wie er gekämpft, um die verſchiedenen wichtigeren Zweige der öſterreichiſchen Nationalwirthſchaft ſtatiſtiſch darzuſtellen, wie ſeit dem Jahre 1807 die officielle Statiſtik ganz brach gelegen, und wie erſt 30 Jahre darnach in „Handelsgeographie, Wien, 1836", umfaſſende officielle Daten über Urproduction, Bevölkerung, Induſtrie und Handel, zur Kenntniß des Publicums gelangten, und welches Verdienſt er ſich durch die Herausgabe ſeiner Werke über das „Münzweſen", die „Handelsüberſichten" und ſein neueſtes, ſehr wichtiges die „Bevölkerungsſtatiſtik" erworben. — Czörning hat in dem großen Tabellenwerke vom Jahre 1841 nur die Induſtrie und die Schifffahrt ausgearbeitet, über alle die andern Verhältniſſe, die von noch höherem und wichtigerem Intereſſe ſind, gibt er blos Ueberſichtstabellen, deren Intereſſe dadurch beſchränkt iſt, daß ſich Alles blos auf das eine Jahr 1841 bezieht. Viele wichtige Punkte über die weſentlichen Bedingungen alles gewerblichen Gedeihens, die Lage der Arbeiter, den Zuſtand ihrer gewerblichen Bildung, ſind theils übergangen, theils unzureichend. Dann darf man nicht überſehen, daß in dieſer Darſtellung der Statiſtik des Jahres 1841 Facta aufgenommen ſind, die den Jahren 1842, 1843, 1844 angehören, und die Zuverläſſigkeit der

Digitized by Google

Angaben leiden auch dadurch, daß die Daten meist auf annähernder Berechnung beruhen. Bei so viel Aufwand an Zeit, an vorhandenen Mitteln aller Art, ist voller Grund vorhanden, etwas Besseres zu verlangen, um so mehr, da volle vier Jahre mit der Ausarbeitung zugebracht wurden, indem die Statistik vom Jahre 1841 erst im Jahre 1845 erschien. Und endlich kann dieses Werk von keiner so unendlichen Bedeutung sein, da ein einzelnes Jahr nie geeignet ist, den wahren Zustand der administrativen Gestaltung eines Staates richtig zu beurtheilen*). — Was unsere Gewerbefrage betrifft, so soll Baron Kübek keineswegs die Hoffnung auf das Realisiren der Gewerbefreiheit aufgegeben haben; er arbeitet, wie es heißt, an einem neuen Memoire über diesen Gegenstand.

— n —

IV.

Zur neuesten Geschichte des Zollvereins.

Aus München.

Es ist kein Geheimniß mehr, daß der Berliner Zollcongreß ebenso unfruchtbar ausgefallen ist, wie sein Vorgänger und daß die Versöhnungsbrücke der widerstrebenden Interessen des deutschen Südens und Nordens in diesem Jahre ebenso wenig zu Stande komme, als in frühern Jahren. Weniger bekannt dürfte jedoch ein Punkt sein, bei welchem Preußen mit einer unerklärlichen Eigenmächtigkeit zu Werke gegangen ist und die unsererseits im Verein mit Baden und Würtemberg als eine Ueberschreitung seiner Vollmacht betrachtet werden muß. Es ist dies der Tractat vom 16. October 1845, den Preußen im Namen des Zollvereins mit Hannover abgeschlossen hat, demzufolge ein früherer Tractat mit Hannover (vom 1. November 1837) erneuert wird. Die außerordentlichen Vortheile, die darin Hannover bewilligt sind, erscheinen nach dem feindseligen Verhalten dieses Staats, dem Zollvereine gegenüber, doppelt räthselhaft. Daß man in Bezug auf die Einfuhr von Vieh, Korn und Butter in die Zollvereinsstaaten Differentialzölle zugestanden hat, finden wir in Ordnung. Unerklärlich aber bleiben die Concessionen in Bezug auf die Einfuhr von Garnen, bei denen kein Unterschied zwischen Handgespinnst und Maschinengarn gemacht wird! Die Einfuhr von Leingarn, so wie von ungebleichten und ungefärbten Leinen steht nach dem frühern Tractat von 1837 Hannover frei; bei den bekannten Zollverträgen zwischen England und Hannover steht uns somit eine Ueberschwemmung mit englischem Garn über Hannover bevor. Die Gefahr, die dadurch die süddeutschen Spinnereien bedroht, liegt auf der Hand. Dabei fragt man sich mit Recht, wodurch hat Hannover solche Zugeständnisse plötzlich

*) Es ist ja aber auch nur der Anfang! D. R.

Digitized by Google

verdient? Wer die Politik Hannovers dem Zollvereine gegenüber beobachtet hat, der kann nicht zweifeln, daß diese Macht stets den Einflüsterungen Englands zum Werkzeug sich hergegeben hat, um, wo es nur konnte, dem Zollvereine einen Prügel in den Weg zu legen. Woher also plötzlich diese Freundlichkeit gegen den unfreundlichen Nachbar? Mit Bestimmtheit wird Baiern im Einverständnisse mit Baden und Würtemberg diesem hannöverschen Tractate die Ratification so lange verweigern, bis nicht einige Punkte desselben geändert werden. In welcher Weise diese Aenderung geschehen darf, ist noch ein Geheimniß, doch dürfte der Ausweg darin bestehen, daß man in dem Tractat einen Unterschied zwischen Hand- und Maschinengespinnst einführt, obgleich auch dieser Ausweg seine großen Schwierigkeiten hat. Wahrlich, auch Baiern ist gern geneigt, jede Wolke, die das gute Einverständniß der deutschen Staaten unter einander bedrohen könnte, fern zu halten, aber wir glauben mit Recht beanspruchen zu können, daß man auch die Interessen des deutschen Südens berücksichtige und ihm nicht unter dem Scheine der deutschen Einheit die Aufopferung seines Wohlstandes zumuthe. △.

V.

Notizen.

Was beweis't die Amnestie? — Publicistische Fruchtbarkeit. — Freiligrath. — Graf Andriani. — Deutsche Heimlichkeit. —

— Der maßlose Jubel, den die päpstliche Amnestie im ganzen Kirchenstaat hervorbrachte, stellt es erst an's Licht, wie weit verzweigt die Revolutionsversuche dort gewesen sein müssen. Wo alle Stände, die höchsten, wie die niedrigsten mit solcher Freudenwuth ein solches Ereigniß feiern, da müssen auch alle Stände dabei betheiligt sein. Es gibt Staaten und Länder, wo der politische Stumpfsinn und die Unbekanntschaft mit allen politischen Dingen so groß ist, daß, wenn heute eine Amnestie erklärt würde, das gemeine Volk sich gar nicht darum bekümmern würde und die höhern Stände ihren Beifall höchstens in einigen kühlen Worten ablegten. Daß bei den Romagnolen die Amnestie wie ein Blitz in die Pulvertonne fiel, zeigt eben, wie viele Familien ihre Angehörigen bei den politischen Bewegungen hatten, und es zeigt zugleich, welche Sympathien für diese politisch Compromittirten im Volke lebt und endlich, wie trotz des schärfsten Preßzwangs die politische Bewegung von Mund zu Mund sich fortpflanzte. —

Die Verbannung scheint nicht blos den Charakter zu stählen, sondern auch die Gedanken zu befruchten. Zwei aus ihrer Heimath verbannte deutsche Schriftsteller, der Oesterreicher, Franz Schuselka und der Preuße, Carl Heinzen sind jetzt wohl die fruchtbarsten unter allen unsern Pub-

Digitized by

liciſten. Schuſelka hat, ſeitdem er Oeſterreich verlaſſen, (Anfangs 1845) folgende Werke veröffentlicht: „Mittelmeer, Oſt- und Nordſee," (Zwanzigbogenſchrift) „Die preußiſche Verfaſſungsfrage" (Zwanzigbogenſchr.) „Der Jeſuitenkrieg gegen Deutſchland und Oeſterreich" (Zwanzigbogenſchr.) „Deutſchland, Polen und Rußland" (Zwanzigbogenſchr.) „Briefe Joſeph II. Zeitgemäß eingeleitet und erklärt," und außerdem noch eine oder zwei Broſchüren in der deutſch-katholiſchen Sache. — Was K. Heinzen betrifft, ſo kündigt er ſo eben ſelbſt an, daß ſeit Ende 1844 folgende Schriften von ihm erſchienen ſind: „Die preußiſche Bureaukratie" (Zwanzigbogenſchr.) „Die Itzſteiniſche Dankadreſſe" (Flugſchr.) „Preußiſches und Teutſches" (Flugſchr.) „Die Oppoſition" (Zwanzigbogenſchr. — in Verbindung mit Ruge u. A.). „Ein Stück Beamtenleben" (Flugſchr.). Außerdem liegt noch eine Zwanzigbogenſchrift von zwei Bänden druckfertig! —

Freiligrath hat bevor er nach London ging, um auf den Comptoirſtuhl ſich zu ſetzen, noch eine Gedichteſammlung abgeſchloſſen, welche ſeine meiſterlichen Ueberſetzungen moderner engliſcher Gedichte enthält. Es ſind ungefähr dreißig Bogen, welche unter dem Titel: „Engliſche Dichtungen aus neuerer Zeit" bei Cotta ſo eben erſchienen ſind und Uebertragungen größerer und kleinerer Dichtungen der Felicia Hemans (das Portrait der Dichterin, ein ſchöner Mädchenkopf, von etwa ſechs- bis achtundzwanzig Jahren, iſt dem Buche beigegeben), L. E. Landons, Robert Southey, Tennyſons, Henry Longfellow's, Ebenezer Elliots u. A. enthält. Ein kleiner Theil dieſer Gedichte iſt von Freiligrath's Frau überſetzt und dieſe ſtehen den andern nicht im Geringſten an Rhythmus und Wohllaut nach. Es iſt überhaupt intereſſant, wie viele ſchriftſtelleriſche Ehepaare unſere Literatur jetzt aufzuweiſen hat. Freiligrath und ſeine Gattin, Herr von Binzer und ſeine Gattin (T. A. Beer und Ernſt Ritter), Levin Schücking und Louiſe von Gall, Theodor Mundt und Louiſe Mühlbach u. ſ. w. —

— Im Jahre 1843 machten zwei polemiſche Schriften, die unſere beiden deutſchen Großmächte betrafen, viel Aufſehen, um ſo mehr als ſie anonym erſchienen und das Geheimnißvolle ihnen noch einen beſondern Nimbus gab. „La Prusse et sa domination" ward dem Biſchof in Luxemburg, Herrn Laurent zugeſchrieben; dagegen wurde für die Schrift: „Oeſterreich und ſeine Zukunft," bald Graf Thun, bald Graf Deym in Prag, bald ein anderer Cavalier genannt. Jetzt weiß man den Verfaſſer mit Beſtimmtheit und da er ſelbſt kein Geheimniß daraus zu machen ſcheint, ſo dürfen wir ihn wohl nennen. Es iſt der Graf Adriani, ein geiſtreicher, Wiener Edelmann, aus einem ſüd-tyroliſchen Geſchlechte und in Niederöſterreich begütert.

Es hat immer etwas Widerſinniges, wenn Zeitungscorreſpondenten aus den deutſchen Großſtädten aus dem Centrum von Hunderttauſenden von Thätigkeiten, Leidenſchaften, Speculationen, Genüſſen und Wehen zu

Digitized by Google

melden pflegen: die Stadt ist wie ausgestorben, Neues gibt es nichts zu melden, das Leben ist ausgedörrt! Wie? in der Arbeitsstätte so vieler grübelnder Geister, so vielen industriellen Fleißes, so raschen auf- und absteigenden Glücks und Elends, so heftiger Reibung zwischen Armuth und Reichthum, zwischen Gewalt und Ohnmacht — ist da ein Stillstand, ein Todtsein möglich? Gebärt nicht da jeder Augenblick Leben, Bewegung, Geschichte? Euer eigenes Gehirn, Ihr geistesbaaren Scribenten ist ausgestorben. Jede Straße mit ihren Häusern, jedes Haus mit seinen Stockwerken, jedes Stockwerk mit seinen Familien, jede Familie mit ihren einzelnen Gliedern und Individuen, bietet Stoff und Beitrag zur socialen Geschichte. „Greift nur hinein in's volle Menschenleben und wo Ihrs packt .... da werdet Ihr gepackt." Greift nur hinein — das ist leicht gesagt. Aber wagt es Einer, so greift man ihm selbst an die Gurgel und schleppt ihn vor die Gerichte und verklagt ihn als Verläumder, als Ruhestörer und Ehrenabschneider. Wo der Staat, der allgemeine Haushalt, nicht der gläserne durchsichtige Palast ist, der er zur Rechenschaftsablegung für Alle sein sollte, wo der Staat selbst sein Gebäu mit schwarzen Tüchern überall verhängt und Schergen und Wachen überall ausstellt, damit kein forschender Blick seine heimlichen Treppen und Tapetenthüren erspähe, wie soll da nicht der Einzelne seinen Biberbau, sein Maulwurfsloch sorgsam verstopfen? Die öffentliche Meinung macht selbst für ihn Polizei und verurtheilt denjenigen, der das „geweihte" Leben der Familie der Oeffentlichkeit preis gibt. Im Civilisationsleben der europäischen Welt ist das Nackte verpönt, und so groß ist die Furcht vor der Enthüllung der eigenen Verkrüppelung, daß man es als Verletzung des gesellschaftlichen Gesetzes betrachtet, wenn man die Unsittlichkeit des Nachbarhauses der Welt blos stellt, wie sehr auch die Gesellschaft durch solche Enthüllung gewönne. Das „sittliche" Deutschland, zumal die von unten bis hinauf zugeknöpft und vermummt geht, wie die Altenburger Bäuerinnen — schreit Ach und Weh, wenn Jemand einen Fetzen von ihrer Heimlichkeit abreißt und Ihr werdet hören, wie sie jammern werden, wenn der erste mündliche Proceß in Preußen mit seiner halben, viertel, sechzehntel Oeffentlichkeit hier und da ein häßliches Geheimniß der Welt enthüllen wird. Das kann ja morgen auch mir passiren, wird sich Mancher mit stillem Entsetzen denken und wir müssen gefaßt sein, daß, wenn erst die Sechzehntel-Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen eingeführt sein wird — das reactionaire Geschrei der bösen Gewissen lauter als je gegen die volle Oeffentlichkeit sich erheben wird.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Westphälische Zustände.

I.

Westphalen befindet sich in einer ähnlichen Lage, wie ein Jüngling, der zum ersten Male zur Universität reis't, wie eine Braut am Vorabende ihres Hochzeitstages. An der Schwelle einer verlebten Periode sieht es einer Zukunft entgegen, die von der Vergangenheit zu sehr verschieden ist, als daß die Erwartung derselben nicht von peinigender Ungewißheit und bangem Herzklopfen, aber auch von freudigen Hoffnungen, begleitet sein sollte. Was der Völkerwanderung fehlschlug, was den Siegen des großen Karl nicht gelang, was die Kreuzzüge nicht bewerkstelligen konnten, woran Reformatoren und Wiedertäufer ihre Kräfte erfolglos versuchten; das gelingt in unserer Zeit den vereinten Anstrengungen des Dampfes und der öffentlichen Meinung: nämlich: Westphalen aus seiner Isolirung herauszureißen und in eine innige, lebendige Verbindung mit den andern Theilen unsers gemeinsamen deutschen Vaterlandes zu bringen. Bis heute noch steht der Westphale einsam in der civilisirten Welt da, und muß bemerken, wie man draußen, jenseits der Marken, die seine Provinz von den Nachbarn trennen, nicht den biedern, kernigen Volkscharakter, nicht das tiefe Gemüth, nicht die gewaltige Energie und Thatkraft, nicht den durchdringenden, kritischen Verstand, nicht die Ehrlichkeit und Offenheit seiner Landsleute kennt, sondern daß das Einzige, was man in der Fremde von der Heimath weiß, Schinken und Pumpernickel, eine rauhe, barbarische Sprache, und wenn es hoch kommt, der westphälische Merkur und die Nonnen des Pater Goßler sind. Dem wird künftig anders sein. Die Eisenbahnen, an denen rüstig gebaut wird, die öffentliche Meinung, deren Macht jetzt schon auch bei uns täglich mit Riesenschritten wächst, und die, wenn die Locomotive einmal erst durch's Land

Digitized by Google

fliegt, nicht mehr durch die Censur unterdrückt werden kann, werden die Fesseln sprengen, die Westphalen bis jetzt vom allgemeinen Völkerverkehr zurückhielten; Deutschland wird eine neue Provinz gewinnen, welche bisher nur in geographischen Lehrbüchern, aber nicht im Bewußtsein der Nation eingeschrieben war, und diese Provinz an sich wird sowohl an Ansehen und Einfluß, wie an Selbstständigkeit und Selbstvertrauen zunehmen.

Westphalen wird fast nach allen Richtungen hin von Eisenbahnen durchschnitten werden. Die Hauptbahn von Minden nach Cöln ist der Vollendung nahe. Die Cöln-Mindener-Thüringer Verbindungsbahn, deren Endpunkte Cassel und Hamm sind, ist vermessen und sanctionirt, die Münster-Hammer Zweigbahn schon im Bau begriffen, und die von Dortmund nach Elberfeld bedeutend vorgerückt. Bei letzterer Bahn darf man eine Curiosität nicht unerwähnt lassen, welche nicht nur Alterthumsforschern bemerkenswerth sein wird. Auf dem Platze, auf welchem der Dortmunder Bahnhof abgesteckt ist, erheben sich die beiden alten Linden, unter denen früher der Hauptsitz der Vehme gewesen, und die Freiligrath noch kürzlich in seinem ansprechenden Gedichte:

„Dies sind die Linden, beide morsch und alt"

gefeiert hat. Man gerieth anfangs in Verlegenheit, was man mit den noch grünenden Monumenten germanischer Vorzeit beginnen solle. Endlich hat das Eisenbahn-Comité beschlossen, den Platz frei zu lassen und die Bäume mit einem dichten, festen Stacket zu umgeben, damit sie hier, inmitten des allgemeinen Weltverkehrs, umkreist von zischenden Locomotiven, ihr historisches Dasein ruhig enden könnten. Da werden denn wohl in Zukunft die Bäume der Beutesucht reisender Engländer ihre grünen Blätter und duftenden Blüthen opfern müssen; sie werden wohl bald zum letzten Male gegrünt haben. Ein merkwürdiger Gegensatz, auf einem Eisenbahnhofe der Sitz des Vehmgerichts! könnte man doch überall die Ruinen mittelalterlicher Institutionen so leicht mit den Fortschritten der Gegenwart vereinigen; unsern Staatsmännern würde ihr Amt dann weniger schwer werden.

Das Bergland hat vor der Hand noch wenig Aussicht, in diesen allgemeinen Völkerverkehr aufgenommen zu werden, es müßte denn mit der Bahn nach Siegen, welche durch das anmuthige, fabrikenreiche Leonethal führen soll, Ernst werden. Im Flachland dagegen wird bald jedes Dörfchen mit Ostende und Marseille, mit Basel und Triest, mit

Digitized by

Stettin und Königsberg, mit Amsterdam, wie mit Wien in Eisenbahnverbindung gesetzt sein.

Die Folgen dieser Verkehrserleichterungen ahnt man freilich in der Provinz mehr, als daß man sie deutlich schon einsehen und beurtheilen könnte. Der Bauer schimpft darüber, daß man seine Aecker von einander trennt; der Philister, der Käsekrämer, der Gastwirth, der Tuchhändler meint, der gesteigerte Verkehr würde sich künftig nach den großen Städten hinziehen, und die kleinen Orte brodlos machen; von dem ungeheuern Einfluß der Eisenbahnen auf die Bildung, auf die Gesittung, auf die Politik ahnt hier und da vielleicht nur ein jugendlicher Brausekopf etwas, so ein Stück von „Demagogen, Atheisten, Communisten oder malcontenten Referendarien," welchen Leuten der Rheinische Beobachter die mißvergnügte Sprache der Zeitungen, und die unbehagliche Stimmung der Provinzen zur Schuld legt. Im Allgemeinen herrscht in Westphalen eine ängstliche Spannung: man erwartet mehr mit peinigender Ungeduld, als mit freudiger Sicherheit die Zukunft, die auf den Flügeln des Dampfes einherrauschen wird; man ist besorgt, wie ein Familienvater, der nach Amerika auswandern will. Man hat sich so fest in die bestehenden, jahrhundertalten Verhältnisse hereingelebt, daß man, und wohl nicht mit Unrecht, besorgt ist, in dem neuen Kleide sich nicht behaglich zu fühlen. Besonders die privilegirten Klassen und unter ihnen der Adel haben kein großes Vertrauen auf die Dinge, welche kommen werden; man hört in den adligen Kreisen lauter Klagen darüber, daß jetzt die „Eigenthümlichkeiten der Provinz," die Stammeigenschaften der alten Sachsen, die eingebornen Sitten und Gebräuche der Vorzeit einer schelen, oberflächlichen Cultur weichen würden. Aber was sind denn das für provinzielle Eigenheiten, für Stammeigenschaften der alten Sachsen, deren Verlust so sehr von den Adligen im Münsterlande betrauert wird? Es ist die bewußtlose Ergebenheit der Bauern gegen den Grundherrn, der fromme Glaube an den Bischof zu Münster und an die Nonnen des Pater Goßler. Diese „Stammeigenschaften der alten Sachsen" haben auf dem letzten westphälischen Landtage die Petitionen um ein Jagdablösegesetz, um bessere Vertretung des Handels, der Industrie und Intelligenz, um Emancipation der Juden, um Besserstellung der Elementarlehrer, um Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes, — und viele andern freisinnigen Petitionen mehr — fallen lassen, — kein Wunder, daß der Adel diese Stammeigenschaften der „guten, lieben Westphalen" nicht gern verkommen lassen möchte. Aus demselben Grunde,

Digitized by Google

aus dem man gegen den Bau der Eisenbahnen eingenommen ist, widerstrebt man auch der Einführung von Reichsständen. Auf dem letzten, dem 8. Landtage, hielt der Deputirte des Ritterstandes, Freiherr von Vincke, Sohn des verstorbenen Oberpräsidenten, eine schon mehrfach bekannt gewordene Rede, worin er die Nothwendigkeit von Reichsständen begründete. In der sehr lebhaften Debatte über diesen Gegenstand wurde viel über die Eigenthümlichkeiten der rothen Erde, über die Sitten des alten sächsischen Stammes, über die natürlichen Vorzüge der Provinz gefabelt, die man durch die Einführung von Reichsständen für gefährdet hielt.

Wir können es noch erleben, daß der westphälische Landtag, oder wenigstens die Ritterbank desselben, sich der ersten Locomotive, welche durch's Land dahin fliegt, mit ihrem ganzen Wust von Protokollen und Berichten entgegenstemmen wird; daß der Stammbaum des Barons und das Brevier des Priesters sich vereinigen, um das schnaubende Ungethüm, „in dessen Gefolge Atheisten und Communisten in's Land rücken", zu beschwören.

Da wir denn doch einmal auf den letzten Landtag und die Rede des Freiherrn von Vincke gekommen sind, so wollen wir doch einige Perioden aus letzterer mittheilen, die für die westphälischen Zustände charakteristisch sind, und den ganzen Uebermuth des westphälischen Adels bekunden, der die Welt nur für sich geschaffen glaubt, für den der Wald nur deshalb wächst, damit er Hasen darin jagen kann, für den der Hügel nur deshalb schön und anmuthig liegt, damit er ein Schloß darauf bauen, für den der Staat nur eine Schaubühne ist, auf welcher er, der Held der Komödie, mit hohem Kothurne einherschreitet, von allen Zuschauern ringsumher angestaunt. Der edle Freiherr meint am Schlusse seiner Rede, die übrigens viele schlagende Bemerkungen enthält, und die Gründe, welche schon der Königsberger Jacobi für die Verleihung einer Verfassung angeführt hat, noch durch einige, blos für Westphalen geltende, vermehrte, daß es besonders die Pflicht des Adels sei, den König an die Erfüllung der Cabinetsordre vom 22. Mai 1815 zu mahnen. „Er sei stolz darauf", meint er, „dem Adel anzugehören, denn er wisse, daß seit 600—700 Jahren, soweit überhaupt Urkunden und Geschlechtsregister reichten, seine Vorfahren stets Recht und Ehre als die Richtschnur ihres Handelns erkannt, und daß sie sich nicht gescheut hätten, wenn sie diese höchsten Güter des Lebens gefährdet glaubten, selbst ihren Fürsten entgegen zu treten. Er sei über-

Digitized by

zeugt, daß dieſelbe Geſinnung auch alle ſeine Standesgenoſſen beſeele".

Fürwahr, Preußens Alleinherrſcher mag ſich in Acht nehmen vor unſerm weſtphäliſchen Adel. Die ſchleſiſchen Weberunruhen und die finanziellen Kriſen, die Aufſtände in Poſen und die Kirchmeſſen in Cöln dürfen ihm nicht ſo viele Beſorgniß einflößen, als die Ritterbank des weſtphäliſchen Landtages!!

Doch hören wir den Mirabeau Weſtphalens weiter: „Er verſetze ſich im Geiſte zurück in die Zeiten des Mittelalters und der Vehme, wo Recht und Gerechtigkeit nicht zu finden geweſen im heiligen römiſchen Reiche, es ſei denn bei der weſtphäliſchen Ritterſchaft und dem Kurfürſten von Cöln. Er gehe über auf die Gegenwart und ſchlage die Geſetzſammlung auf. Er finde da eine Urkunde, worin der Adel eine Mauer um den Thron genannt werde. Allerdings müſſe der Adel eine ſolche Mauer bilden, aber eine Mauer, ſowohl nach Rechts, wie nach Links, eine Mauer, nicht blos gegen revolutionaire Angriffe auf den Thron, ſondern auch eine Mauer, um alle Klaſſen des Volkes zu ſchirmen gegen Eingriffe, ſie möchten auch kommen, woher ſie wollten." —

Was will man mehr verlangen? Wie kann man anſtehen, Deutſchland und ſpeciell Weſtphalen das glücklichſte und ſicherſte Land unter der Sonne zu nennen? Warum wendet ſich denn noch das Auge ſo manches Patrioten nur mit Thränen auf ſein Vaterland, das ja der Landrath von Hagen mit ſeinen adligen Vettern und Muhmen „gegen alle Angriffe, woher ſie auch kommen mögen", zu ſchützen und zu ſchirmen bereit iſt? Warum irrt ſo mancher edle Deutſche in der Fremde umher, gleich dem Odyſſeus der Fabel, und ſucht jenſeits des Oceans Freiheit und Vaterland, das er daheim nicht finden konnte? Ihr politiſchen Flüchtlinge aus der Wartburger, Hambacher, Frankfurter und Göttinger Periode, ihr kühnen Sänger Herwegh und Freiligrath, ihr wackern Badenſer, von Itzſtein und Hecker, warum haltet ihr euch ſo fern von Preußen? Ihr gehört ja dem Volke an, um welches ſich der weſtphäliſche Adel als ſchützende Mauer erhebt; ihr habt von keinem heimlichen Gerichte, von keiner polizeilichen Brutalität etwas zu fürchten. Schade, daß Börne eher geſtorben war, als der Freiherr von Vincke Landrath wurde, ſonſt wäre er nicht gezwungen geweſen, einſam und freudlos in der Fremde zu ſterben; er brauchte ſich nur in den Schutz des tapfern Barons zu begeben, um keinen Druck der Polizei und Cenſur zu fühlen.

Digitized by Google

Zum Schluſſe meint der ehrenwerthe Redner: „Nach der Krönung eines deutſchen Kaiſers habe der Kaiſer ſich zuerſt an die Ritterſchaft des Reiches gewendet und gefragt: Iſt kein Dalberg da? Es möge in jenen Tagen der Zukunft auch vielleicht ein Bürger oder Bauer, oder anderer Genoſſe unſerer Provinz fragen: Wo waren denn damals die Vertreter der alten Geſchlechter? Möchten dann die Nachkommen ſagen können: Sie hatten alleſammt ſich eingefunden und beſchloſſen, den König an ſein Wort zu mahnen."

Ich meine, kein Weſtphale wird wohl eine ſolche Frage thun, wenn nicht vielleicht jener Abgeordnete aus dem Bauernſtande, welcher das Wort dahin nahm: „Den Erfahrungen zufolge, die er von ſeinem Standpunkte machen könne, ſei die Provinz mit dem bisherigen provinzialſtändiſchen Inſtitute ſchon nicht zufrieden. Er, ſeines Theils, befinde ſich als Mitglied der Provinzialſtände kaum und mühſam in der Lage, ſich orientirt zu haben; würden Reichsſtände eingeführt, ſo würden vielleicht manche Männer ſeines Standes vollends nicht zur Ueberſicht gelangen können."

Dieſe bäuerliche Beſcheidenheit (oder ſollte jener Deputirte nur ironiſch geſprochen haben), gegenüber der ariſtokratiſchen Anmaßung des Antragſtellers, charakteriſirt das Verhältniß der verſchiedenen Stände in der Provinz. Selbſt der reiche Bauer erkennt einen ungeheuern Abſtand zwiſchen ſich und dem „Cavalier" an, obgleich Letzterer in ſehr vielen Fällen ihm weder an Einfluß noch an Bildung überlegen iſt. Der Unterſchied der Stände iſt unter der ackerbauenden Bevölkerung Weſtphalens und beſonders des Münſterlandes in der That bis in's Genaueſte und Kleinſte durchgeführt, ſo daß ein Anhänger der chriſtlich-germaniſchen Rechtsphiloſophie à la Stahl darüber in Begeiſterung gerathen könnte. Zuerſt natürlich unterſcheidet ſich die Bevölkerung des platten Landes in Herren und Bauern, in adelige und bäuerliche Beſitzer. Aber unter dieſen beiden Klaſſen, welch' eine Maſſe von Unterabtheilungen und Standesverſchiedenheiten finden ſich noch vor? Der früher reichsunmittelbar geweſene Adel unterſcheidet ſich mit der Genauigkeit der ſpaniſchen Hofetiquette von den übrigen Grafen und Freiherren des Landes; die Grafen ſehen ebenſo ſtolz auf die Freiherren, wie dieſe auf die einfachen Landedelleute herab. Letztere aber rächen und entſchädigen ſich dadurch, daß ſie den Briefadel, den Beamtenadel, der beſonders unter Friedrich Wilhelms II. Regierung ſehr verbreitet wurde, gänzlich überſehen und vernachläſſigen. So haben ſich innerhalb der adeligen Geſellſchaft zu Münſter mehrere Cliquen

Digitized by Google

the whole subject of the paper, and to the considerations that have led me to the conclusions I have arrived at.

As to the first point, I have shown that the Ordnance Survey of Ireland, as carried out by Colonel Colby, was a work of the highest order of merit, and that the maps and memoirs published by him are of the greatest value to the country. I have also shown that the Ordnance Survey of Great Britain, as carried out by Colonel Yolland, was a work of the highest order of merit, and that the maps published by him are of the greatest value to the country. I have also shown that the Ordnance Survey of Great Britain, as carried out by Colonel Yolland, was a work of the highest order of merit, and that the maps published by him are of the greatest value to the country. I have also shown that the Ordnance Survey of Great Britain, as carried out by Colonel Yolland, was a work of the highest order of merit, and that the maps published by him are of the greatest value to the country.

As to the second point, I have shown that the Ordnance Survey of Ireland, as carried out by Colonel Colby, was a work of the highest order of merit, and that the maps published by him are of the greatest value to the country. I have also shown that the Ordnance Survey of Great Britain, as carried out by Colonel Yolland, was a work of the highest order of merit, and that the maps published by him are of the greatest value to the country. I have also shown that the Ordnance Survey of Great Britain, as carried out by Colonel Yolland, was a work of the highest order of merit, and that the maps published by him are of the greatest value to the country.

und zu vollziehen hat, und zu diesem Zwecke von der Behörde zu Rathe gezogen werden kann, oder auch ohne sie zu Rathe gezogen zu sein, Anordnungen treffen kann, welche die Behörde zu befolgen hat. Die Bestimmungen der Gesetze, welche die Befugnisse der Behörde regeln, sind nicht erschöpfend, sondern sie sollen nur einen Anhalt für die Thätigkeit der Behörde geben. Es ist daher Sache der Behörde, sich mit den Gesetzen vertraut zu machen und sich über die Befugnisse, welche ihr zustehen, zu unterrichten. Sie hat sich ferner mit den Gesetzen, welche die Thätigkeit der Gewerbeinspektoren regeln, vertraut zu machen und sich über die Befugnisse, welche ihnen

verſtänden, wäre unſchicklich, da dieſes die Sprache der Bürgerlichen iſt. Der Muſik ziehen die Damen die Reitkunſt vor, ſowie die Herren die Kenntniß von Pferden höher achten, als Philoſophie und Politik. Mit ihren Schloß- oder Dorfgeiſtlichen leben die Cavaliere ſehr vertraut. Der Verkündiger des Wortes Gottes und Losſprecher der Sünden darf ſogar mit der adeligen Familie an einem Tiſche ſpeiſen, muß aber vor dem Deſſert aufſtehen. Er hat einen etwas höheren Rang, als der Rentmeiſter und der Bierbrauer. Letzteren nämlich findet man ſchon jetzt auf vielen Gütern, bald aber wird er ein ſtehender Artikel im Inventarium des Gutes ſein. Denn die Adeligen fangen auch hier zu Lande endlich an einzuſehen, daß ein „Handwerk einen güldenen Boden habe", und daß man nicht blos auf Geld und Gut vertrauen dürfe. Da der Staatsdienſt zu ſchwierig, die bürgerlichen Gewerbe zu gemein, der Militairdienſt zu langweilig, der Handel zu mühſam iſt, greift man zu einem Geſchäfte, das ſchon von jeher ein Auskunftsmittel für verkommene Studenten und ein Ideal für dickbäuchige Philiſter war, — man ſtiftete Bierbrauereien nach bairiſcher Art. Mit der Anlage der erſten ſolchen Anſtalt auf dem Gute eines Edelmanns begann ein neuer Abſchnitt der weſtphäliſchen Adelsgeſchichte. Der Adel gab dadurch, wie früher in jener denkwürdigen Nacht der franzöſiſchen Revolution, ſeine mittelalterlichen Erinnerungen, ſeine romantiſchen Träumereien auf, wurde praktiſch und ſchloß ſich den Wünſchen und den Bedürfniſſen der Nation an. Eine ungeheure Reſignation, die von dem Geſchichtsſchreiber noch nicht gehörig gewürdigt iſt. Ein innigeres Verſchmelzen mit dem Bürgerſtande, als durch dieſe That hervorgebracht wurde, iſt nicht möglich; das adelige Bier geht in succum et sanguinem des Bürgers, das bürgerliche Geld in die Kaſſe des Adels über. Was kann man mehr verlangen. Mit jedem Rauſche, den „Gevatter Schuſter und Handſchuhmacher" ſich kauft, wächſt die Macht und der Einfluß des Adels, und das Selbſtbewußtſein und der Muth des Trinkers. Es iſt jetzt gewiß auch an der Zeit, in Weſtphalen, wie auf dem letzten Landtage petitionirt wurde, eine Univerſität zu ſtiften, da man ja des Bieres in Hülle und Fülle hat. Wie würden die Landsmannſchaften auf der künftigen Univerſität blühen; — wie feierlich der Landesvater erſchallen! Ein herrlicher Gedanke! Schade nur, daß man ihn bis jetzt noch in das Reich der Ideale verſetzen muß.

Wie man Anspach und Baireuth die preußiſche Provinz in

Bücher, Zeitschriften und Abhandlungen von Schiller, Goethe und anderen Dichtern und Schriftstellern, Bilder, Photographien, Briefe, Handschriften, Autographen, Stammbücher, Urkunden, Siegel, Münzen, Medaillen, Porträts, Büsten, Statuen, Reliefs, Gemälde, Zeichnungen, Stiche, Radierungen, Lithographien, Holzschnitte, Kupferstiche, Photographien, Photogravüren, Photolithographien, Photochromien, Photographien, Photogravüren, Photolithographien, Photochromien, Photographien, Photogravüren, Photolithographien, Photochromien

Söhne und Töchter ſtehen alle mit nur geringem Standesunterſchiede unter dem Herrn des Hofes, der nicht nur über ſeinen eigenen Hof, ſondern auch über mehre Kötter und Hinterſaſſen mit derſelben Würde und Macht gebietet, die nur bei Königen imponirt und ſchon den Adel ſo lächerlich macht. Der Schulze iſt der Souverain des Hofes, welcher immer ein Majorat iſt, ſo daß er nie durch Erbtheilung zerſplittert werden kann. Die nachgebornen Kinder ſtehen zum älteſten Sohne in einem ſehr untergeordneten Verhältniß; ſie dienen meiſtens als Knechte und Mägde bei ihm, werden Handwerker oder Tagelöhner oder ſtudiren katholiſche Theologie. Die Abfindung iſt im Vergleich zum Werthe des Gutes ſehr gering, ſo daß das Gut in der Regel nicht ſehr mit Schulden belaſtet wird. Da trotzdem oft ein Schulze 20,000 Rthlr. und mehr an ſeine jüngern Geſchwiſter bei Antretung des Hofes bezahlen muß, ſo erhellt daraus, von welchem beträchtlichen Umfange ein ſolches Gut ſein muß.

Ein derartiger Schulzenhof beſteht aus einem Complex von Gebäuden, deren Umfang ſchon von vornherein auf ungeheure Getreide-Vorräthe des Beſitzers ſchließen laſſen. Das Ganze iſt entweder von einer Einfriedigung oder einem Graben umſchloſſen. Das meiſt einſtöckige Wohnhaus, das von außen an den blankgeputzten Fenſterſcheiben und grünen Läden, wie an den freundlichen Reben, die ſich an den Wänden heraufranken, kenntlich iſt, ſchließt ſich beſcheiden, aber behaglich, an die Tenne an, deren Boden hart mit Lehm geſtampft iſt, ſo daß man darauf dreſchen kann. Das Geräuſch, welches dieſe Arbeit hervorbringt, durchdringt alle Zimmer, ſo daß am Morgen ſchon um 3 oder 4 Uhr Niemand im ganzen Hauſe mehr ſchlafen kann. Die Stallungen ſind auf den großen Höfen vom Wohnhauſe getrennt, da ſie ihrer Ausdehnung wegen eigene Gebäude erfordern. Die Dächer dieſer Stallungen werden zu Scheunen benutzt; Kammern ſind abgetrennt für die Knechte, denen die Wartung des Viehes obliegt. Alle dieſe Gebäude umſchließen einen Hof, der aber nur ſelten reinlich und freundlich ausſieht, da er gewöhnlich zur Düngergrube benutzt wird. Hier und da findet man ihn allerdings mit Kaſtanien und Eichen bepflanzt und bepflaſtert, was einen um ſo angenehmern Eindruck macht, da der Anblick der Düngergruben für Jeden unausſtehlich iſt, der ſich noch nicht daran gewöhnt hat, das Nützliche auch zugleich ſchön zu finden.

Die Gärten ſind blos dazu da, um Kartoffeln, Gemüſe und Obſt

Digitized by Google

zu ziehen, und ſind deshalb ebenſo groß und weitläufig, wie unſchön und langweilig. Doch fangen in neuerer Zeit einige Bauern an, Blumengärten anzulegen, die ſich in dieſer Gegend der Proſa und des alltäglichen Nutzens ſeltſam und doppelt ſchön ausnehmen. Auch eine kleine, niedliche Kapelle habe ich ſchon in einem ſolchen Blumengärtchen verſteckt gefunden, in welcher die Bewohner des Hofes die Meſſe hörten. Dieſer Anblick kam mir ſo idylliſch und romantiſch vor, daß ich Kartoffeln und Sand, Düngergruben und Pumpernickel vergaß und mich an die Ufer des Rheines und in die Thäler Schwabens zurückträumte. Einen Hauskaplan halten ſich die Bauern oft, der die Kinder erzieht und die Meſſe lieſ't; ein ſolcher hat dann das faulſte, behaglichſte Leben.

Die Religion, das ſieht man auf den erſten Blick, iſt hier zu Lande ein unumgänglich nothwendiges Bindemittel, um die vereinzelten Menſchengruppen, die hier in der Einſamkeit ihre ſtets gleiche Arbeit verrichten, nicht ganz aus der menſchlichen Geſellſchaft verſchwinden zu laſſen. Die Meſſe und die Predigt iſt das einzig Geiſtige, was an dieſe Leute herantritt, das Einzige, was ſich nicht auf Roggen und Weizen, Kühe und Ochſen, Dünger und Schweine bezieht und doch den Bauer zu intereſſiren vermag. Die Kirche iſt für Jeden, der kein Trinker und Spieler iſt, der einzige Ort, wo er ſich mit ſeinen Nachbarn zuſammen ſieht; ohne ſie würde er die ganze Welt umher vergeſſen. Daraus erklärt ſich die Ehrfurcht vor dem Pfarrer und das Feſthalten an der Kirche.

Für die geſunde männliche Bevölkerung iſt auch der Militairdienſt ein geeignetes Mittel, um ihren Blick zu erweitern und ihr Herz und ihren Sinn nicht mit der Scholle, worauf ſie geboren ſind, feſtwachſen zu laſſen. Daher ſind die Soldatenjahre auch für Keinen ſo viel werth und ſo einflußreich, wie für den weſtphäliſchen Bauern. Auf den erſten Blick kann man unterſcheiden, wer von den auf dem Felde Ackernden oder den bei der Kirchweih Tanzenden früher das Gewehr getragen hat. Ein freies, offenes Ausſehen, eine gerade männliche Haltung, ein feſtes, ſicheres Benehmen zeichnet ihn vor den Andern aus, erwirbt ihm die Achtung ſeiner Landsleute und die Liebe der Dirnen, welche freilich nicht ſehr romantiſch und poetiſch, ſondern durchaus derb und natürlich zu ſein pflegt. Im Militairdienſt ſelbſt zeichnen ſich die Weſtphalen, was man beſonders beim Garde-Corps, welches bekanntlich aus allen acht Provinzen rekrutirt wird, ſehen

Digitized by Google

Ihm sind Bücher und neue Gedanken lieb. Er kennt die gute Literatur und weiß, was sie wert ist. Er ist ein Mann, der sich nicht mit Phrasen abspeisen läßt, sondern der Tatsachen sehen will

der Gesellschaft, Gesetze usw. Dann folgt Bildung von Worten und Sätzen, Lesen und Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte, Naturkunde, Religion, Gesang, Turnen, Handarbeit, Zeichnen, Modellieren, Gartenarbeit, Handfertigkeit, Kochen, Waschen, Plätten, Nähen, Stricken, Häkeln, Sticken, Ausbessern, Zuschneiden, Anfertigen von Kleidungsstücken, Wäsche, Bettzeug usw. Es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Lehrplan manches Gute steht, aber es ist auch nicht zu leugnen, daß er in seiner Gesamtheit eine Überbürdung der Schülerinnen bedeutet. Wenn man bedenkt, daß die Schülerinnen in der Regel nur 8 Jahre die Schule besuchen, daß sie in dieser Zeit nicht nur Kenntnisse, sondern auch Fertigkeiten erwerben sollen, daß sie in dieser Zeit auch noch Religion, Gesang, Turnen, Handarbeit, Zeichnen, Modellieren, Gartenarbeit, Handfertigkeit, Kochen, Waschen, Plätten, Nähen, Stricken, Häkeln, Sticken, Ausbessern, Zuschneiden, Anfertigen von Kleidungsstücken, Wäsche, Bettzeug usw. lernen sollen, so ist es klar, daß sie in dieser Zeit nicht alles lernen können, was der Lehrplan vorschreibt. Es ist daher notwendig, daß der Lehrplan für Mädchenschulen gekürzt wird. Wir schlagen vor, daß Religion, Gesang, Turnen, Handarbeit, Zeichnen, Modellieren, Gartenarbeit, Handfertigkeit, Kochen, Waschen, Plätten, Nähen, Stricken, Häkeln, Sticken, Ausbessern, Zuschneiden, Anfertigen von Kleidungsstücken, Wäsche, Bettzeug usw. in Zukunft nicht mehr gelehrt werden. Dadurch wird der Lehrplan für Mädchenschulen bedeutend gekürzt und es wird den Schülerinnen möglich sein, in der Zeit, die sie die Schule besuchen, alles zu lernen, was der Lehrplan vorschreibt.

Wir schlagen ferner vor, daß die Schülerinnen in Zukunft nicht mehr 8 Jahre die Schule besuchen, sondern nur 7 Jahre. Dadurch wird der Lehrplan für Mädchenschulen noch mehr gekürzt und es wird den Schülerinnen noch leichter möglich sein, in der Zeit, die sie die Schule besuchen, alles zu lernen, was der Lehrplan vorschreibt.

Wir schlagen ferner vor, daß die Schülerinnen in Zukunft nicht mehr 7 Jahre die Schule besuchen, sondern nur 6 Jahre. Dadurch wird der Lehrplan für Mädchenschulen noch mehr gekürzt und es wird den Schülerinnen noch leichter möglich sein, in der Zeit, die sie die Schule besuchen, alles zu lernen, was der Lehrplan vorschreibt.

Wir schlagen ferner vor, daß die Schülerinnen in Zukunft nicht mehr 6 Jahre die Schule besuchen, sondern nur 5 Jahre. Dadurch wird der Lehrplan für Mädchenschulen noch mehr gekürzt und es wird den Schülerinnen noch leichter möglich sein, in der Zeit, die sie die Schule besuchen, alles zu lernen, was der Lehrplan vorschreibt.

Wir schlagen ferner vor, daß die Schülerinnen in Zukunft nicht mehr 5 Jahre die Schule besuchen, sondern nur 4 Jahre. Dadurch wird der Lehrplan für Mädchenschulen noch mehr gekürzt und es wird den Schülerinnen noch leichter möglich sein, in der Zeit, die sie die Schule besuchen, alles zu lernen, was der Lehrplan vorschreibt.

Wir schlagen ferner vor, daß die Schülerinnen in Zukunft nicht mehr 4 Jahre die Schule besuchen, sondern nur 3 Jahre. Dadurch wird der Lehrplan für Mädchenschulen noch mehr gekürzt und es wird den Schülerinnen noch leichter möglich sein, in der Zeit, die sie die Schule besuchen, alles zu lernen, was der Lehrplan vorschreibt.

Wir schlagen ferner vor, daß die Schülerinnen in Zukunft nicht mehr 3 Jahre die Schule besuchen, sondern nur 2 Jahre. Dadurch wird der Lehrplan für Mädchenschulen noch mehr gekürzt und es wird den Schülerinnen noch leichter möglich sein, in der Zeit, die sie die Schule besuchen, alles zu lernen, was der Lehrplan vorschreibt.

Wir schlagen ferner vor, daß die Schülerinnen in Zukunft nicht mehr 2 Jahre die Schule besuchen, sondern nur 1 Jahr. Dadurch wird der Lehrplan für Mädchenschulen noch mehr gekürzt und es wird den Schülerinnen noch leichter möglich sein, in der Zeit, die sie die Schule besuchen, alles zu lernen, was der Lehrplan vorschreibt.

Wir schlagen ferner vor, daß die Schülerinnen in Zukunft nicht mehr 1 Jahr die Schule besuchen, sondern gar nicht. Dadurch wird der Lehrplan für Mädchenschulen noch mehr gekürzt und es wird den Schülerinnen noch leichter möglich sein, in der Zeit, die sie die Schule besuchen, alles zu lernen, was der Lehrplan vorschreibt.

ordentlich viel für Schulen und Seminare that, ein katholiſcher Prieſter, der Philoſophie und Kritik beſſer ſchützte als ein proteſtantiſcher Miniſter, ſtand namentlich die Akademie zu Münſter ſehr hoch. Zur ſelben Zeit verſammelte die bekannte Fürſtin von Gallizin viele ausgezeichnete literariſche Kräfte um ſich; unter Katerkamp und Overberg erhob ſich der Katholicismus zur Intelligenz; damals wallfahrtete man nicht zum Trierer Rock und verehrte nicht die Clariſſinnen des Pater Goßler!

In der allerneueſten Zeit hat ſich der ariſtokratiſchen Oppoſition eine demokratiſche entgegengeſtellt, deren Sieg in dieſen Tagen durch die Zeitungen gemeldet wurde. In der Deputirten-, wie in der Stadtverordnetenwahl ſind die ariſtokratiſchen Candidaten unterlegen, wozu wir der Stadt, wie der ganzen Provinz herzlich Glück wünſchen. Auch früher hatte es dieſe Partei ſchon dahin gebracht, daß die Mahl- und Schlachtſteuer abgeſchafft wurde; künftigen größern und ſchöneren Siegen ſehen wir mit freudiger Spannung entgegen.

Auch vereinzelte ſociale Beſtrebungen gaben ſich in Münſter kund, die ſich im vorigen Jahre, und nicht ganz vergeblich, zu einem Ganzen zu vereinigen ſuchten. Die (durch die neueſten Zeitungen gemeldete) Entlaſſung des Lieutenants Annecke, der einer der Führer dieſer Partei, und, was ihm ſelbſt ſeine Vorgeſetzten zugeſtehen mußten, ein ebenſo kenntnißreicher, wie ehrenwerther Offizier war, iſt der erſte Schlag, den die Behörden gegen dieſe neu aufkeimende Richtung führen. Derartige Einſchüchterungsmittel dienen jedoch nur dazu, die Aufmerkſamkeit des Volkes auf die neuen Beſtrebungen zu lenken, und wirken eigentlich ganz anders, als es die Behörden beabſichtigen und erwarten.

Die wenigen literariſchen Kräfte concentriren ſich in dem Salon der Frau von Tabouillot, einer Dame, die durch traurige Erlebniſſe früher dem Pietismus nahe gebracht ſchien; ihr tiefes Gemüth und klarer Verſtand aber rettete ſie ſpäter aus dieſem Abgrunde. Sie iſt keine bedeutende, aber ſehr liebenswürdige Erſcheinung; mit frauenhafter Sinnigkeit und Innigkeit ſchließt ſie ſich den neueren Richtungen an, und pflegt und beſchützt die jungen Kräfte, welche denſelben dienen, wie es nur ein armes, verlaſſenes Weib vermag. Alle, welche ſie kennen, lieben ſie, und wünſchen ihr für die letzte Hälfte ihres Lebens ebenſo viel Glück, wie ſie in der erſten Kummer und Unglück zu ertragen hatte. Früher hatte ſie Gebetbücher geſchrieben, ſpäter

Digitized by Google

Novellen; jetzt beabsichtigt sie, jährlich ein Taschenbuch „Producte der rothen Erde" betitelt, herauszugeben, welches die — freilich sparsamen — Erzeugnisse der westphälischen Muße in sich bergen soll. Der erste Band ist schon im vorigen Jahre erschienen, mag aber freilich wohl in unserer an das Pikante und Ueberspannte gewöhnten Zeit keine weite Verbreitung gefunden haben.

Eine ihr verwandte Erscheinung auf westphälischem Boden ist Annette, Freiin von Droste-Hülshoff, eine Dichterin, deren Tiefe und Innigkeit seltsam mit der starren kalten Umgebung, mit der Prosa der Natur und der Verhältnisse, in welchen sie aufgewachsen ist, contrastirt. Ihre ruhigen, nachdenklichen, träumerischen Lieder ziehen auch den an, der sich an das Brausen und Klingen unserer modernen Poesie gewöhnt hat, haben aber auf den einen unbeschreiblichen Einfluß, der, in melancholischen Erinnerungen an die Vergangenheit versunken, für das laute, bewegte Treiben der Gegenwart kein Ohr hat. Ihre Lieder und Balladen tönen leise und ruhig, wie das Wasser, das ihre Burg umspült, wie der Wind, der im Epheu der Ruinen flüstert. Sie ist eine aristokratische Dichterin und dennoch liebenswürdig; dies ist gewiß eine große Schmeichelei, aber wir sind berechtigt, sie zu sagen. —

Ueberblicken wir alle geistigen Bestrebungen Münster's und seiner Umgebung zusammen, so können wir es uns nicht verhehlen, daß wir sie durchaus zu keinem Ganzen gruppiren können, daß wir zwar hier und da einzelne Talente antreffen, aber nirgends ein bedeutsames Zusammenwirken der Geister, daß wir zwar Cliquen und Factionen finden, aber keine auf Principien beruhenden Parteien. Das wird hoffentlich anders werden, wenn erst der gesteigerte Verkehr Personen und Gedanken näher mit einander in Berührung bringt. Für jetzt leistet die westphälische Zeitungspresse fast gar nichts, so daß wir sie hier recht gut mit Stillschweigen übergehen könnten. Der Münstersche Mercur mit seinem historischen Rechte und seiner Orthodoxie war vor einigen Jahren noch Abdruck des Volksbewußtseins, aber schon jetzt ist selbst der Münstersche Bierphilister über ihn hinausgeschritten und lacht über seine Schimpfreden und Wuthausbrüche. Da diese Zeitung die einzige in Westphalen concessionirte ist, so könnte sie eine glänzende Stellung einnehmen, wenn sie in den Händen eines einsichtsvolleren und minder befangenen Mannes wäre als Herr Coppenrath ist, der nicht einmal das Geld daran wagt, eigene Zeitungen zu halten, um daraus die Artikel zu holen, sondern der im Casino die

Digitized by Google

dort aufliegenden Blätter excerpirt. Weſtphäliſche Zuſtände beſpricht die Zeitung gar nicht, ausgenommen, daß ſie hier und da die Communiſten der Polizei denuncirt, oder Wundergeſchichten von den Vicaren und Pfarrern der Umgegend erzählt. Der Glanzpunkt der Zeitung war, als ſie die Feierlichkeiten beim Biſchofsjubiläum in Münſter und beim Tode des Cölner Erzbiſchofs erzählen konnte; hier hatte ſie ſich einen faſt ebenſo erhabenen Styl angeeignet, als die Voſſiſche und Allgemeine Preußiſche, wenn ſie über eine Parade oder einen Hofball berichtet. Ihre Hauptſtärke hat ſie aber gezeigt, als der Deuſchkatholicismus geboren wurde. Mit der Wuth Don Quixote's, als er gegen die Windmühlen kämpfte, fiel ſie über die neue Sekte her, und ihre Spalten wurden zu einem Lexikon aller möglichen Schimpfwörter. Die Elberfelder Zeitung, die nach dem Mercur den meiſten Abſatz in der Provinz hat, und alſo deshalb auch eine weſtphäliſche Zeitung zu nennen iſt, nahm bekanntlich Ronge's Partei, ſchämte ſich aber auch nicht, ſich derſelben Waffen zu bedienen, mit denen die münſterſchen Pfaffen ſtritten. Da gab es einen Kampf, im Verhältniß zu welchem der Streit zwiſchen Achill und Hektor ein Kinderſpiel genannt zu werden verdient. Beide Zeitungen riefen zuletzt öffentlich die Hilfe der Polizei an, die eine, um die Jeſuiten, die andere, um die Abtrünnigen, die Sektirer aus dem Lande zu jagen. Der Münſterſche Mercur wies nach, daß der Deutſchkatholicismus und die Proteſtationen der Lichtfreunde nothwendig zum politiſchen Liberalismus und durch dieſen zum Communismus führen müſſe. Erſt fällt man über die Prieſter her, rief ſie mit warnender Stimme der Polizei zu, dann mordet man die Könige, und zuletzt geht es an die Reichen, die Fabrikanten und die Banquiers. Die Elberfelderin behauptete dagegen, der kirchliche Fortſchritt habe nichts mit dem politiſchen zu thun; die Reformatoren hätten ſich zum Beiſpiel nur aus Höflichkeit und mit ſchweren Herzen mit den badiſchen Oppoſitionsmännern befreundet; der Deutſchkatholicismus ſei ſehr gut preußiſch geſinnt, und ſtelle ſeine ganze Zukunft der Gnade Sr. Majeſtät anheim. Welche von den beiden Zeitungen Recht habe, darüber iſt kein Urtheil mehr nöthig; unerklärlich und ſehr traurig iſt es, wie man in unſerer Provinz, wo ſeit 1840 das politiſche Bewußtſein ſehr zu reifen ſchien, ſich ſo ganz mehrere Jahre hindurch in die religiöſen Streitigkeiten vertiefen konnte, ſo daß man darüber den politiſchen Fortſchritt faſt ganz vergaß. Die Reaction, die ſich auch hier, wie überall, ſo trefflich des Wahlſpruchs

Digitized by Google

Stoßseufzer aus der Wiener Handels- und Börsenwelt.

Die consequente Aufmerksamkeit, welche die Grenzboten fast jeder höhern Lebensfrage in Oesterreich schenken und die freimüthige und umsichtige Weise, in welcher unsere Zustände ihre Beleuchtung finden, machen es uns zu einem dringenden Wunsche, einige für die Wiener Handelswelt wichtige Punkte in Ihrer geschätzten Zeitschrift besprochen zu sehen. Weitläuftigen Erörterungen nicht sehr zugethan und um den uns zugestandenen Raum nicht zu mißbrauchen, halten wir es für das zweckmäßigste, auf die wunden Flecke geradezu loszugehen, indem es ja ziemlich gleichgiltig ist, ob der Gegenstand bei diesem oder jenem Zipfel erfaßt wird. Bank, Creditwesen, Börse, Post- und Mauthwesen, Verdienst oder Verschulden des Handelsstandes, sie hängen alle so innig zusammen, daß man blindlings das erste beste dieser großen Stichworte ergreifen kann, um den Faden für alle übrigen zu finden. Versuchen wir es in einigen flüchtigen Umrissen die krankhaften Punkte anzudeuten.

I. Bank.

Gewiß, sie ist das Palladium des öffentlichen Credits und jener glorreiche Staatsmann, der seit einer Reihe von Jahren an der Spitze unserer Finanzverwaltung steht und im Jahre 1841 auf eine so merkwürdige Weise die Nationalbank zu kräftigen wußte, findet in uns die bereitwilligste Verehrung für seinen schöpferischen Genius um so mehr, als er bei größerer Oekonomie im Staatshaushalte doch das Vespasianische:

„lucri bonus odor ex re qualibet"

unwürdig des österreichischen Namens hält. Nichtsdestoweniger darf es nicht verschwiegen bleiben, daß die öffentliche Meinung mit mancher seiner Maßregeln nicht einverstanden ist. Wenn die energische That, die schöpferisch in die Zustände greift, Dank verdient, so ist das frei-

Digitized by Google

müthige Wort, das ſie beleuchtet und die einzelnen Verirrungen und Schattenſeiten derſelben nachweiſt, gewiß nicht minder verdienſtvoll, und wenn wir den Geiſt des Mannes, von dem hier die Rede iſt, richtig auffaſſen, ſo iſt eine ſolche Stimmung ihr eher willkommen als zuwider.

War jene That im Jahre 1841 gerecht und tief bedacht (obſchon ihr eherner Tritt manchen Geſunden ſchwer verletzte, Kranke und Verwundete ſogar tödtete), wurde die Beſeitigung krankhafter Zuſtände zur Rettung des bedrohten mercantiliſchen Körpers nothwendig befunden, ſo folgt doch daraus nicht, daß ein fortgeſetztes aſtheniſches Syſtem am heilkräftigſten und zuträglichſten ſei.

In der ſtürmiſch durchzuckten Periode des Jahres 1841 war der Stand des Silbervorraths der Bank 12 Millionen, derjenige des Bankportefeuilles 37 Millionen. Letzterer iſt heute ungefähr auf denſelben Betrag gekommen; allein der Silbervorrath iſt auf nahe an 100 Millionen angewachſen, und hat mithin ſich und ſein Verhältniß zum Bankportefeuille *verachtfacht*. Die Zeit iſt ſowohl in der politiſchen wie in der Handelswelt eine normale und ruhige geworden, viele Staatseffecten, die damals gewiſſermaßen noch „herrenlos" umherirrten, haben ſich placirt, bedeutende Eiſenbahnunternehmungen, die damals im Entſtehen waren, ſind vollendet oder ihrer Vollendung nahe gebracht worden, Handel und Induſtrie aber haben eben ſeit den letztverfloſſenen vier Jahren einen ganz beſondern Aufſchwung gewonnen, nehmen aber natürlich dadurch auch erweiterte Creditbedürfniſſe in Anſpruch.

Dieſer Zuſammenſtellung von Umſtänden gegenüber, zu welchen noch eine durchaus beruhigende Platzlage gerechnet werden muß, erſcheint die hyperängſtliche Controle, welche jeglicher Vermehrung des Bankportefeuilles unterliegt, um ſo weniger erklärlich, als die Beengung und Lähmung, welche dadurch für den unmittelbar betroffenen Kreis entſteht, ſich den weiteren mittheilt, mit welchen derſelbe in unmittelbarer Berührung eng verbunden iſt.

So wenig wie im phyſiſchen Leben das Heilmittel für den Kranken, und die Waſſerſuppen, auf welche ihn der weiſe Arzt reducirt, dem Geneſenen und Erſtarkten weiterhin frommen können, ſo wenig kann die glückliche Behandlung einer erkrankten Zeit ſich zur Norm für andere Perioden herausſtellen. Belege hierfür finden wir, wenn wir nicht bei 1841 ſtehen bleiben, ſondern zu den antediluvianiſchen Jahren aufſteigen, in welchen auf eine für die Staats-, wie Bank-,

Die Bestimmung des Gesetzes, daß jede Gemeinde einen Ortsvorsteher haben muß, ist nicht neu. Sie ist bereits in der Gemeindeordnung vom 1. April 1935 enthalten. Neu ist nur, daß jetzt auch die Gemeinden, die bisher keinen Ortsvorsteher hatten, einen solchen bekommen müssen. Es ist also nicht richtig, wenn behauptet wird, daß durch das Gesetz eine Neuerung eingeführt wird. Es ist auch nicht richtig, wenn behauptet wird, daß durch das Gesetz die Selbstverwaltung der Gemeinden beseitigt wird. Die Selbstverwaltung der Gemeinden wird durch das Gesetz nicht beseitigt, sondern nur eingeschränkt. Die Einschränkung der Selbstverwaltung der Gemeinden ist notwendig, weil die Gemeinden sonst ihre Aufgaben nicht erfüllen können. Die Gemeinden müssen ihre Aufgaben erfüllen, weil sie sonst ihre Existenz verlieren. Die Existenz der Gemeinden ist wichtiger als die Selbstverwaltung der Gemeinden. Deshalb ist die Einschränkung der Selbstverwaltung der Gemeinden notwendig. Es ist auch nicht richtig, wenn behauptet wird, daß durch das Gesetz die Rechte der Gemeinden beseitigt werden. Die Rechte der Gemeinden werden durch das Gesetz nicht beseitigt, sondern nur eingeschränkt. Die Einschränkung der Rechte der Gemeinden ist notwendig, weil die Gemeinden sonst ihre Aufgaben nicht erfüllen können. Die Gemeinden müssen ihre Aufgaben erfüllen, weil sie sonst ihre Existenz verlieren. Die Existenz der Gemeinden ist wichtiger als die Rechte der Gemeinden. Deshalb ist die Einschränkung der Rechte der Gemeinden notwendig. Es ist auch nicht richtig, wenn behauptet wird, daß durch das Gesetz die Pflichten der Gemeinden vermehrt werden. Die Pflichten der Gemeinden werden durch das Gesetz nicht vermehrt, sondern nur eingeschränkt. Die Einschränkung der Pflichten der Gemeinden ist notwendig, weil die Gemeinden sonst ihre Aufgaben nicht erfüllen können. Die Gemeinden müssen ihre Aufgaben erfüllen, weil sie sonst ihre Existenz verlieren. Die Existenz der Gemeinden ist wichtiger als die Pflichten der Gemeinden. Deshalb ist die Einschränkung der Pflichten der Gemeinden notwendig. Es ist auch nicht richtig, wenn behauptet wird, daß durch das Gesetz die Aufgaben der Gemeinden vermehrt werden. Die Aufgaben der Gemeinden werden durch das Gesetz nicht vermehrt, sondern nur eingeschränkt. Die Einschränkung der Aufgaben der Gemeinden ist notwendig, weil die Gemeinden sonst ihre Aufgaben nicht erfüllen können. Die Gemeinden müssen ihre Aufgaben erfüllen, weil sie sonst ihre Existenz verlieren. Die Existenz der Gemeinden ist wichtiger als die Aufgaben der Gemeinden. Deshalb ist die Einschränkung der Aufgaben der Gemeinden notwendig.

iſt, obgleich dieſelben ſchon als Conſumenten nicht ſo ganz über die Achſel anzuſehen wären.

Indem aber durch ſolchen Vorgang das Geld an der Börſe ſelten gemacht wird, eröffnet ſich ganz natürlich auch dem Geldwucher Thür und Thor, während ſich in demſelben Maße die Caſſen der Capitaliſten den ſolideſten Bedürfniſſen des Handels und der Induſtrie verſchließen. Der Rentier, der gegen ſichere Deckung in Eiſenbahnactien einen Zins von 6—8 pr. Ct. erreichen kann, wird ſich wohl kaum entſchließen, dem Kaufmann und Fabrikanten zweiten und dritten Ranges auf bloße Wechſel Geld zu borgen und am mindeſten zu leichten Bedingungen.

„Aber die Wiener Börſe iſt der tonangebende Geldmarkt für die ganze Monarchie, und es kann daher für die Geſammtintereſſen, derſelben, namentlich für die ſo gewichtigen commerciellen und induſtriellen nicht gleichgiltig ſein, ob der Preis des Geldes ſich dort theuer oder billig erhält?"

Allerdings! In dieſem Aufſatze ſollen ja aber nur zunächſt die Intereſſen der Wiener Handelswelt zur Sprache kommen, und der Einfluß des Syſtems auf die Handelszuſtände der öſterreichiſchen Hauptſtadt beleuchtet werden, und wir glauben, Wien iſt wichtig genug, um neben anderen Berückſichtigungen auch für ſich eine Berückſichtigung in Anſpruch zu nehmen.

Eine Vermehrung des Bankportefeuille auf 50 Millionen gegen einen Baarvorrath von 100 könnte kaum von irgend einem Standpunkt aus Mißbilligung erfahren und den geſammten Platzintereſſen nur höchſt förderlich ſein, während das gegenwärtige ſtattfindende Verfahren nur den Geldwucherern und denjenigen, die auf Depreciation aller Valuten ein unerhört freches Spiel treiben, unter dem Namen Contremineurs oder Baiſſiers ſattſam bekannt, zu Statten kommt. Das Geſpenſt der Agiotage wird nie und nirgends ſo bald zu bannen ſein, und es wird ſich daher nur fragen, welche vorzugsweiſe niederzuſchlagen komme: diejenige, welche ein Zurückhalten ſelbſt der vorhandenen Circulationsmittel mit ſich führt und dem ſchändlichen Wucher Vorſchub leiſtet, diejenige, welche auf Beängſtigung aller Gemüther gerichtet iſt, und es auch nicht verſchmäht, die lügenhafteſten Gerüchte auszuſtreuen, um ihre Zwecke auszubeuten, oder diejenige, welche ſich an Erhaltung und Befeſtigung des Friedens und der Ruhe knüpft, und in deren Vortheil es liegt, einen mäßigen Zinsfuß aufrecht zu erhalten. Gehen wir von den Zuſtänden auf die Perſonen über, ſo wird

Digitized by Google

in die Hände fallen, wenn der Verfasser sich verpflichtet, seinen Namen nicht zu nennen. Ich habe mich dazu verstanden, weil ich glaube, daß es für die Sache gleichgültig ist, ob ich oder ein anderer sie vertrete, und weil ich mich nicht gern in Streitigkeiten einlasse, die mich persönlich angehen. Ich werde daher nicht antworten, wenn mich jemand angreift, und ich werde auch nicht sagen, wer ich bin, wenn mich jemand verteidigt. Ich werde mich auch nicht darum kümmern, ob jemand meine Ansichten teilt oder nicht. Ich werde nur meine Ansichten aussprechen, und jeder kann sie annehmen oder verwerfen, wie er will.

Ich habe die Absicht, diese Broschüre in mehreren Teilen zu veröffentlichen, und ich werde mich bemühen, sie so kurz wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so einfach wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so klar wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so wahr wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so nützlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so angenehm wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so lehrreich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so unterhaltend wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so belehrend wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so erbaulich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so erhebend wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so ermutigend wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so tröstlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so beruhigend wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so versöhnlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so friedlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so harmonisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so schön wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so gut wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so vollkommen wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so heilig wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so göttlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so ewig wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so unendlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so absolut wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so relativ wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so paradox wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so widersprüchlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so unlogisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so irrational wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so absurd wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so lächerlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so dumm wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so blöd wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so idiotisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so verrückt wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so wahnsinnig wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so irrsinnig wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so geisteskrank wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so psychotisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so neurotisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so hysterisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so epileptisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so schizophren wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so manisch-depressiv wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so paranoid wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so zwanghaft wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so phobisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so hypochondrisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so depressiv wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so suizidal wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so mordlustig wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so sadistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so masochistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so perversen wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so pervers wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so unzüchtig wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so obszön wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so pornographisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so erotisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so sexuell wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so geschlechtlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so fortpflanzungsfähig wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so fruchtbar wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so unfruchtbar wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so steril wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so impotent wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so potent wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so kastriert wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so verschnitten wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so entmannt wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so verweiblicht wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so vermännlicht wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so androgyn wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so hermaphroditisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so zwitterhaft wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so geschlechtslos wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so asexuell wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so neutral wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so objektiv wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so wissenschaftlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so exakt wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so präzise wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so genau wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so sorgfältig wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so gewissenhaft wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so pedantisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so kleinlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so spießig wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so philiströs wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so bürgerlich wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so proletarisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so kommunistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so sozialistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so anarchistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so nihilistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so atheistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so agnostisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so pantheistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so panentheistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so deistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so theistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so monotheistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so polytheistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so henotheistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so kathenotheistisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so monolatrisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so polylatrisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so henolatrisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so kathenolatrisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so monolatrisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so polylatrisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so henolatrisch wie möglich zu halten. Ich werde mich auch bemühen, sie so kathenolatrisch wie möglich zu halten.

Abteilungen angehörten, verfügte er über eine ganze Anzahl von Kompagnien, die er in Kriegszeiten ins Feld stellen konnte. Diese Kompagnien waren in Bataillone eingeteilt, die Bataillone in Regimenter. Die Regimenter wurden von Obersten befehligt, die Bataillone von Majoren, die Kompagnien von Hauptleuten. Die Hauptleute hatten Leutnants und Fähnriche unter sich, die Majore Adjutanten, die Obersten Stabsoffiziere. Über alle diese Offiziere hatte der Kriegsherr den Oberbefehl. Er ernannte sie, er konnte sie absetzen, er konnte sie befördern. Er war der Kriegsherr, sie waren seine Diener. Sie hatten ihm Gehorsam zu leisten, sie hatten ihm Treue zu halten. Sie hatten ihm Treue zu halten, auch wenn sie ihm nicht gehorchten.

Die Kompagnien, die Bataillone, die Regimenter, die Offiziere, die Kriegsherr ins Feld stellte, bildeten sein Heer. Sie waren Soldaten, sie waren Krieger. Sie waren Soldaten, sie waren Krieger, weil sie Waffen trugen. Sie trugen Waffen, weil sie Soldaten waren, weil sie Krieger waren. Sie trugen Waffen, weil sie Waffen trugen. Sie trugen Waffen, weil sie Waffen trugen, weil sie Waffen trugen, weil sie Waffen trug

Lehrerinnen, Lehrer und Lehrerinnen, Schüler und Schülerinnen, Schulen und Schulinnen, Schulhäuser und Schulhäuserinnen, Schulzimmer und Schulzimmerinnen, Schulbänke und Schulbänkerinnen, Schulbücher und Schulbücherinnen, Schulhefte und Schulheftinnen, Schulfedern und Schulfederinnen, Schultinte und Schultintinnen, Schulstunden und Schulstundinnen, Schulferien und Schulferinnen, Schulaufgaben und Schulaufgabinnen, Schulzeugnisse und Schulzeugnisinnen, Schulprüfungen und Schulprüfungsinnen, Schulreisen und Schulreisinnen, Schulfeste und Schulfestinnen, Schulgesetze und Schulgesetzinnen, Schulräte und Schulrätinnen, Schulinspektoren und Schulinspektorinnen, Schulvorsteher und Schulvorsteherinnen, Schulkommissionen und Schulkommissionsinnen, Schulgemeinden und Schulgemeindinnen, Schulsteuern und Schulsteuerinnen, Schulfonds und Schulfondsinnen, Schulgüter und Schulgüterinnen, Schulwälder und Schulwälderinnen, Schulwiesen und Schulwiesinnen, Schulgärten und Schulgärtinnen, Schulbäume und Schulbäumerinnen, Schulsträucher und Schulsträucherinnen, Schulblumen und Schulblumerinnen, Schulbeete und Schulbeetinnen, Schulgemüse und Schulgemüsinnen, Schulkartoffeln und Schulkartoffelinnen, Schulbohnen und Schulbohnerinnen, Schulerbsen und Schulerbsinnen, Schulkabis und Schulkabisinnen, Schulrüben und Schulrübinnen, Schulkohlrabi und Schulkohlrabinnen, Schulsalat und Schulsalatinnen, Schulzwiebeln und Schulzwiebelinnen, Schulknoblauch und Schulknoblauchinnen, Schulgewürze und Schulgewürzinnen, Schulkräuter und Schulkräuterinnen, Schulsamen und Schulsamerinnen, Schulsetzlinge und Schulsetzlingerinnen, Schulpflanzen und Schulpflanzerinnen, Schulbeerensträucher und Schulbeerensträucherinnen, Schulobstbäume und Schulobstbäumerinnen, Schulobst und Schulobstinnen, Schulbeeren und Schulbeerinnen, Schulnüsse und Schulnüsinnen, Schulkastanien und Schulkastanierinnen, Schulpilze und Schulpilzerinnen, Schulschwämme und Schulschwämmerinnen, Schulmorcheln und Schulmorchelinnen, Schulhonig und Schulhonigerinnen, Schulbienen und Schulbienerinnen, Schulbienenstöcke und Schulbienenstöckerinnen, Schulbienenhäuser und Schulbienenhäuserinnen, Schulbienenkörbe und Schulbienenkörberinnen, Schulbienenschwärme und Schulbienenschwärmerinnen, Schulbienenzüchter und Schulbienenzüchterinnen, Schulbienenzüchterverein und Schulbienenzüchtervereinsinnen, Schulbienenzüchterversammlungen und Schulbienenzüchterversammlungsinnen, Schulbienenzüchterkurse und Schulbienenzüchterkursinnen, Schulbienenzüchterkursleiter und Schulbienenzüchterkursleiterinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisse und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungen und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexperten und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionen und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitglieder und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungen und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechsel und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokolle und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollinnen, Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführerwechselprotokollführer und Schulbienenzüchterkursteilnehmerzeugnisprüfungsexpertenkommissionsmitgliederversammlungsprotokollführerwechsel

bunden iſt. Bedenkt man übrigens, daß Letztere es keineswegs unſtatthaft erachtete, in Zeiten der Kriegsnoth eigene Anlehen in Toscana zu eröffnen, ſo dürfte der Rückfluß einiger Capitalien nach dieſem Lande in einer ungleich friedlicheren Zeit nach allgemeinen Begriffen von gegenſeitiger Billigkeit kaum zu behindern kommen, ſelbſt wenn nach dem Vorausgeſchickten der diesfällige Verſuch etwas Anderes als bloße Moleſtation der Betheiligten zur Folge haben könnte.

III. Börſe.

Von ſchweren Schlägen wenden wir uns zu Mückenſtichen, und wer weiß nicht, daß dieſe in ihrer Vervielfältigung es mit jenen aufnehmen! Dahin gehört nun außer der Beſchränkung in den Gegenſtänden des Börſenverkehrs diejenige im zugeſtandenen Raume.

Zwar iſt der für die eigentliche Börſendauer angewieſene Saal — bis auf den durch die niedrige Decke entſtehenden Dunſt — erträglich, obſchon in keinem Falle der Hauptſtadt der Monarchie und der größten Stadt Deutſchlands würdig; auch die Bureaus der Herren Sensalen und die Wohnungen der Herren Beamten, die des K. K. Portiers und K. K. Hausknechtes mit eingeſchloſſen, ſind ganz paſſabel, wenn gleich das Ganze einem Miethzinſe von 10,000 Fl., ſage Zehntauſend Gulden Conv. Münze gegenüber höchſt mesquin erſcheint; allein nun kommt das eigentliche Zerrbild. Seit Olim's Zeiten war die Börſezeit von 11—1 Uhr feſtgeſetzt geweſen, und es blieb dabei — nämlich auf dem Papiere — da der Handelsſtand, welcher erſt um ½ 12 Uhr ſeine Briefe empfängt, ſich nicht hierein fügen wollte und konnte, ſo daß der Fremde, welcher darin dem gedruckten Guide folgte, ſich nicht wenig myſtificirt fand, um 12 Uhr noch Niemand in dem Börſenraume zu treffen. Seit Olim's Zeiten waren aber auch die Geſchäfte nicht um 1 Uhr zu beendigen geweſen, am wenigſten die ſogenannten Arrangements derſelben, die ſich durch den Platzgebrauch einer täglichen Scontrirung vielmehr bis nach 3 Uhr hinzogen. Da nun aber ein Börſenreglement ſich nicht nach der Convenienz des Publicums, ſondern nach der Bequemlichlichkeit der Herren Beamten, den k. k. Portier und k. k. Hausknecht mit eingeſchloſſen, zu richten hat, ſo wurde jenes, nämlich das Publicum, — darunter oft tonangebende Banquiers, wenn ſie Luſt trugen, es abzuwarten — mit dem Stundenſchlag, gleich einer Viehheerde hinweggetrieben, die Räumlichkeiten ihnen vor der Naſe zugeſchmiſſen, und ihm nur die Befugniß einge-

Digitized by Google

räumt, im anstoßenden großen Hofraum den Rest seiner Geschäfte abzuthun, wodurch das Publicum allerdings allen Unbilden der heißen und kalten Jahreszeit preisgegeben ward, dafür aber den Herren Börsebeamten, den k. k. Herrn Portier und k. k. Herrn Hausknecht mit eingeschlossen, die lang gewohnte Stunde zur Abhaltung ihres Mittagsmahles und ihrer Mittagssieste unverändert beließ.

Und dennoch war dies Alles noch recht schön im Vergleiche mit dem Zustande, welcher gegenwärtig obwaltet. Der vorgedachte Hofraum ist nämlich zu einer Art von Gassenladen eingeschrumpft, so eng, daß der Antithierquälerei-Verein gewiß gegen die Einquartierung einer Hundemeute in diesem stallähnlichen, von kloakischen Ausdünstungen erfüllten Locale Protest erheben würde. Aber die Unglücklichen, die nun einmal einen Hauptnerv der österreichischen Handelswelt bilden, sind gezwungen, hier durch einige Stunden zu verweilen, und können nicht einmal in die benachbarten Straßen flüchten, da daselbst Alles minder verunreigend als der geringste Geschäftsverkehr betrachtet wird; dennoch gehören diese Straßen zu den minder frequenten, und abgesehen von dem verschiedenartigen Vorgange an andern Handelsplätzen, wird dem Kornhändler der Geschäftsverkehr auf freiem Markte ohne allen Anstand verstattet.

IV. Post- und Mauthwesen. Verdienste des Handelsstandes.

Die Unterordnung, welche die Wiener Handelsinteressen durch das bureaukratische Verfahren im Post- und Mauthwesen erleiden, bietet einen allzu ergiebigen Beitrag zu unserm Thema dar, als daß er hier ganz stillschweigend übergangen werden könnte. Um halb 5 Uhr Nachmittags müssen die abgehenden Briefe auf der Post aufgegeben sein, und hiermit würde sich die Thunlichkeit, die ankommenden am selben Tage noch zu beantworten, ziemlich gut vertragen, wenn die Briefe, welche mit dem frühesten Morgen anlangen, nicht erst gegen halb 12 Uhr, diejenigen, welche um 1 Uhr ankommen (preußisch-sächsisch-böhmische Post) nicht erst um 4 Uhr ausgegeben würden: wohl aber läßt sich annehmen, daß das Zeiterforderniß zur Sortirung von 3—4 Stunden auf eine halbe bis höchstens Eine Stunde durch vertheiltere und flinkere Manipulation herabgebracht werden könnte. Das ist noch nicht Alles. Wenn die Posten sich verspäten, was im Winter und im Frühjahre bei austretenden Gewässern häufig genug geschieht, so werden die Briefe,

wenn ſie gleich noch bei hellem Tage anlangen, nicht mehr an demſelben, ſondern erſt am darauf folgenden ausgegeben, ſo daß eine Poſtverſpätung von etwa 4 Stunden ſich für den Empfänger auf 24 Stunden erſtreckt; ja bei der nordiſchen Poſt, die mittelſt der Eiſenbahn anlangt, iſt ſchon die Verſpätung von einigen Stunden hinreichend, um die Ankunft eines Briefes um einen Tag hinauszuſchieben.

Beinahe an das Komiſche aber ſtreift das Verfahren hinſichtlich der Packete mit Actien oder Obligationen, die der Handelsſtand mittelſt Poſtwagen (Fahrpoſt) erhält. „Eine jede ſolche Sendung unterliegt einer umſtändlichen mauthämtlichen Procedur, die von dem Empfänger oder ſeinem Delegaten kaum weniger als zwei Stunden Zeit erheiſcht, indem ſie ihm den traurigen Erſatz gewährt, an den ſogenannten A. B. C. Tiſchen abwechſelnd queue zu machen, und am Ende noch gar die, außer ihres Schuldinhaltes ſehr unſchuldigen Actien oder Obligationen der Cenſurbehörde zur Einſicht vorzulegen.“ Auch mit ſimplem Paſſagiergut kann man die Bekanntſchaft jenes mauthämtlichen A. B. C's machen, und einem phlegmatiſchen Engländer ſoll es unlängſt begegnet ſein, einen halben Tag in ſeinem Wagen der Expedition ſeiner Reiſeeffecten entgegen zu harren, bis endlich ein Anderer ſie für ihn erwirkte. Darauf habe aber der Britte ſich bei ſeinem Geſandten beſchwert, und dieſer die Sache dem Fürſten M. vorgebracht, wodurch dann auch Abhilfe in dieſem Unweſen zu erhoffen ſei. Bei dem bisherigen Verfahren geräth es dem Kaufmann wohl noch überdies, nicht nur Stunden, ſondern ſelbſt Tage auf ſein bereits angelangtes Gut vergeblich warten zu können; denn wenn eine derartige Ankunft grade mit einigen auf einander folgenden Feſttagen zuſammentrifft, ſo wird ihm nicht nur das Erwartete an keinem der Feſttage zugeſtellt, ſondern ſelbſt die Zuſtellung des Aviſo's, ohne welches er ſich zu einer Erhebung gar nicht melden kann, verſpätet ſich der Art, daß er ſelbſt an dem darauf folgenden Werktage nicht mehr im Stande iſt, den beabſichtigten Gebrauch von ſeinen Effecten zu machen.

Wohin werden nun endlich die mauthämtlichen Ueberfälle zu zählen ſein, welche nicht nur bei eingetretenem Verdacht von Defraudation ſtattfinden, ſondern auch den unbeſcholtenſten Handelsmann treffen? Dabei wäre aber noch hervorzuheben, wie man ſich keineswegs mit Controllirung desjenigen begnügt, welches ſich auf den zu clarificirenden Gegenſtand bezieht, ſondern ſich die Befugniß zuſteht, in gar nicht dahin gehörende Verhältniſſe, ja in Herzensangelegenhei-

Digitized by Google

ten einzugehen, und vertrauliche Correſpondenzen zu profaniſiren, von denen man beim erſten Anblick vorausſetzen kann, daß ſie mit dem angegebenen Zweck nichts gemein haben. Wahrlich! der Stempel des Unerlaubten dürfte ſich hier wohl eher beim Inquirenten als beim Inquirirten finden laſſen.

Obwohl nun das Wiener Handelspublicum die aus ſolchen mannichfachen Umſtänden hervorgehende depreſſive Stellung ſeiner Intereſſen irgendwie verſchuldet haben mag?! —

Wir wüßten durchaus keinen Anhaltpunkt zu einer ſolchen Hypotheſe. Vielmehr iſt uns zur Gnüge bekannt, wie das Gremium der Wiener Großhändler und die ſich anſchließenden bürgerlichen und unbürgerlichen inmitten der ſchwierigſten Zeitläufte ſich durch großherzigen Patriotismus ausgezeichnet haben.

In der directen Beſteuerung mindeſtens nicht leichter belaſtet als irgendwo, ſteht das Handelspublicum Wiens dennoch obenan, überall wo es gilt, aus freiem Antrieb eine gemeinnützige Einrichtung in's Leben zu rufen oder zu erhalten, oder einer öffentlichen Calamität zu ſteuern, ja in dieſer Hinſicht ſcheuen ſich die Koryphäen derſelben nicht, durch reiche und großartige Spenden ſelbſt mit den Mitgliedern des Hofes in edlen Wetteifer zu treten.

Wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daß an ſolchen großartigen Wohlthätigkeitsſinn des Wiener Handelspublicums ſich auch die Luſt an einem eigenen behaglichen und ſelbſt glänzenden Leben knüpft; allein eine nähere Beleuchtung dieſes ſogenannten Luxus läßt denſelben vielleicht minder ungünſtig beurtheilen.

Man frage einmal bei den verſchiedenen Gewerbsleuten an, wo ſie ihre beſten Kunden bis zu dieſen Tagen zählten, und gewiß werden die meiſten antworten: unter dem handelnden Publicum. Man frage aber auch einmal, wo Künſtler ihre Mäcene vorzugsweiſe ſuchen, und man wird erfahren, daß ein einziger Induſtrieller hierin Größeres leiſtet, als z. B. der geſammte pommerſche und hannöverſche Adel. Und Oeſterreich hat auch ſein Pommern! Und endlich die Gelehrten und Poeten — ſo sauvage ſie im Allgemeinen in Oeſterreich ſich geberden, — kehren doch noch eher unter den gaſtfreien Porticus des Kaufmannes, als in irgend andere Hallen ein. Es erhellt wohl daraus, daß der Wohlſtand unter dem handelnden Publicum Wien's das Erworbene auf eine Weiſe unter die Leute zu bringen wußte, die ebenſo ſeiner Geſinnung wie ſeiner Bildung zur Ehre gereicht. Von welcher Seite man daher auch den Handelsſtand Wien's betrach-

Digitized by Google

tet, immer wird ſich der Regierung eine Berückſichtigung und Förderung ſeiner Intereſſen ganz beſonders empfehlen. Zwar iſt die Induſtrie in den letzten Jahren ein großes Paradewort für das officielle Oeſterreich geworden. Aber wir glauben nicht, daß dieſe bereits ſo groß und ergiebig iſt, um über dieſes jüngſte Kind öſterreichiſcher Civiliſation einer der Hauptadern derſelben: den Handel und ſeine Repräſentanten vernachläſſigen zu dürfen. Ja, je mehr die Induſtrie ſich hebt, um ſo dringender wird die Aufgabe für die Canäle und die Triebräder derſelben, für die commerzielle und capitaliſtiſche Welt Raum, Erleichterung und neue Hebel zu ſchaffen. Mit Freuden erkennen wir an, daß die öſterreichiſche Induſtrie Fortſchritte gemacht hat, obſchon man ſo manches, was über die letzte Ausſtattung, über den Gewerbverein und andere Dinge geſagt wird, nicht als baare Münze, ſondern in Wiener Währung, d. i. mit einem Rabatt von 60 Procent zu nehmen hat. So z. B. trugen Kunſttiſchler und Kunſtſchloſſer, Buchbinder, Papiertapeten- und Silberplattirarbeiter u. m. dgl. recht viel zu einer ſinnigen Ausſchmückung einer Induſtrie-Ausſtellung bei, und was ſie bringen, iſt ſchön und erfreulich anzuſehen, allein wo es gilt, den Paſſivhandel mit dem Activhandel in's Gleiche zu bringen, wird des letzteren Wagſchale von daher wohl nicht ſonderlich beſchwert werden.

Die Ausſchlag gebenden Fabricationszweige laſſen ſich wohl in die Rubriken: Wollen-, Baumwollen-, Seiden-, Linnen-Manufacte eintheilen. — Die Ausfuhr der rohen Wolle hat ſehr abgenommen, ohne daß die Verarbeitung im Inlande in gleichem Verhältniſſe ſich vergrößert hätte. Die Concurrenz der Auſtraliſchen Wolle iſt aber bereits ſo weit gediehen, daß öſterreichiſche Kammgarnfabriken ſich derſelben zur Verarbeitung bedienen. Was aber von roher Wolle nach Weſten geht, paſſirt meiſt verarbeitet wieder retour, um nach dem Oſten oder Süden per Tranſit zu gehen: kein Compliment für die öſterreichiſche Induſtrie im Großen!

Die Baumwollſpinnereien, Webereien, Druckereien befinden ſich zur Zeit in einem nichts weniger als blühenden Zuſtande; der Abſatz iſt zumeiſt auf Ungarn beſchränkt, und hängt mit demjenigen der Naturproducte dieſes Landes eng zuſammen. In den nahen Emporien des Manufacturhandels, namentlich in Trieſt und den ſüdlichen Häfen vermögen die Producte der öſterreichiſchen Baumwollinduſtrie gegen die engliſche nicht aufzukommen, indem die fertige gedruckte Waare unter dem Preiſe geboten wird, für welchen

Digitized

aus der Gesellschaft, wie er glaubte, ganz. Da ist Gustav Adam Bürkli-Meyer, der Sohn des Obersten, der Sohn des Mannes, der in der Geschichte der Stadt Zürich eine so große Rolle spielte, der in den Jahren 1830 und 1831 mit Escher, Hirzel, Usteri und Wyß zusammen die Regierung bildete, der Mann, der 1839 mit Escher und Hirzel nach Frankfurt a. M. reiste, um dort mit Metternich zu unterhandeln, der Mann, der 1840 mit Escher und Hirzel nach Baden reiste, um dort mit Bruno Bauer zu unterhandeln, der Mann, der 1841 mit Escher und Hirzel nach Aarau reiste, um dort mit Augustin Keller zu unterhandeln, der Mann, der 1847 mit Escher und Hirzel nach Bern reiste, um dort mit Ochsenbein zu unterhandeln, der Mann, der 1848 mit Escher und Hirzel nach Bern reiste, um dort mit Ochsenbein zu unterhandeln, der Mann, der 1849 mit Escher und Hirzel nach Bern reiste, um dort mit Ochsenbein zu unterhandeln, der Mann, der

Tagebuch.

I.

Aus Schwaben.

Berliner und Schwaben. — Enttäuschung. — Adelige Kreise. — Theater. — Gesellschaft in Wildbad. — Minister Wangenheim. — Tübingen und die Universität. — Mohl, Vischer, Uhland.

Dem Norddeutschen ergeht es sonderbar mit Schwaben. Einmal umgibt er es in seiner Phantasie mit einem gewissen poetischen Nimbus; das andere Mal sieht er irgendwo eine Dummheit begehen, und unwillkürlich entfährt demselben Munde: „'s ist ein Schwabenstreich." Nun geschieht es leider, daß der Schwabe das erste günstige Vorurtheil selten hört und nie glaubt, das zweite aber ziemlich häufig lesen und vernehmen muß und — vielleicht weil es in mancher Beziehung nicht unwahr ist — nie vergessen und vergeben kann. Daher kommt ein großer Theil der Bitterkeit, der Zurückhaltung, die er für jeden Norddeutschen, insbesondere Preußen hat, dessen gelenkere Zunge ihm ohnedies höchst widerwärtig und unbequem ist, und von dem er im Stillen doch immer befürchtet *übersehen* zu werden. (?) Er läßt sich daher selten, und dann nur höchst ungern mit ihm auf irgend eine Streitfrage ein, sondern sitzt lieber stundenlang still und verschlossen gegenüber, oder sagt auch hier und da, wird er arg gedrängt, sein „Ja", aber sieht er sich wiederum einem Schwaben gegenüber, so thaut er urplötzlich wieder auf und läßt seinem Aerger über die „Seichtigkeit" des norddeutschen Schwätzers mit unverkennbarer Wollust freien Lauf. Und das ist wahr, er weiß dann mit größter Genauigkeit fast jedes einzelne Wort wiederzugeben, als hätte er alle Aussagen vor Gericht zu bringen. Höchst amüsant ist es auch, wenn er dieser glücklichen Redegabe seine Gründlichkeit entgegensetzt, an die er ebenso fest als an die Unsterblichkeit seiner Seele zu glauben scheint. Ja würde Schwaben einmal an einer fixen Idee verrückt, so wär's gewiß über den Glauben an dieses Gut der Gründlichkeit, welches sie für so manches Andere entschädigen soll. — Man gibt dem Schwaben aus alter Gewohnheit auch so gern die Vorzüge der Offenheit und Gemüthlichkeit, aber er mag Alles eher haben, als dies. Im Gegentheil, ich finde unser Leben im Norden um Vieles gemüthlicher, und das hat mir sogar mancher Schwabe zugegeben, der sich mit unbefangnem Sinn

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

eine der hervorragendsten liebenswürdigen Persönlichkeiten. Ich brachte mit ihm unter andrem einen sehr vergnügten Nachmittag in der Mitte dieses Sommers in Wildbad, in Gesellschaft von Julius Mosen und dem alten würtemb. Minister von Wangenheim, zu. Eine pikante Zusammensetzung! Die muntersten Scherze und Erlebnisse aus den verschiedensten Kreisen des Lebens kamen da in wechselseitiger Anregung zu Tage. Julius Mosen hat leider eine traurige Veranlassung in Wildbad zu verweilen, er ist auf der einen Seite gelähmt, geistig aber dennoch heiter und lebhaft. Seine Wirksamkeit an der Oldenburger Bühne scheint sehr erfreulich und für ihn befriedigend zu sein. Der Minister v. Wangenheim, dieser geniale, liebenswürdige Greis, dessen Wirken hier zu Lande noch in dem glücklichsten Andenken steht, ist eine von den originellen Gestalten früherer Zeit, wie sie in der unsrigen immer seltner werden, in der unsrigen, wo Alles darauf hinausgeht, das Individuum so alltäglich wie möglich zu machen. Das Geschlecht unserer materiellen Zeit ist selber ein großartiges Fabrikproduct. Wangenheim war dem jetzigen König v. W. in frühern Jahren der Einführung freisinniger Reformen ein treuer Gehülfe. Als wir die preuß. Constitutionsfrage berührten, sagte mir der alte Staatsmann: „der König von Preußen hat den redlichsten Willen, das weiß ich genau und zwar wunderlicher Weise aus England, darauf leg' ich meine Hand in's Feuer, aber auf sein Geschick, das Erfaßte in's Werk zu setzen, geb' ich keinen Kreuzer. Es ist schade, der König ist wirklich Genius, aber sein Wirken wird durch eine große Clique gelähmt. Ich kenne selbst mehrere von den zahlreichen Entwürfen, die immer wieder zurückgeschoben wurden, nun endlich wird das Ding doch kommen, und mag die Form auch noch so schlecht, noch so erbärmlich sein, der Geist wird sich schon hinein setzen und sie ausweiten.

Hier von Tübingen, der Universitätsstadt Würtembergs, von wo aus ich diese Zeilen schreibe, sollte eigentlich das Beste zu sagen sein, aber so ist es nicht. Ich weiß keine deutsche Universität, wo der Studirende so schulmäßig und so unmündig angesehen würde, als wie hier. Dazu tragen zwei Anstalten, das Convict für das katholische und das Stift für protestantische Theologen, ihr Möglichstes bei. Das sind Krebsschäden, die mit der Wurzel ausgerottet werden müßten, ehe an irgend eine glückliche Aenderung in den hiesigen Verhältnissen zu denken wäre. Noch jüngst fielen mir da die Worte Okens in die Augen, die er an einen Collegen nach Freiburg schrieb: „Ich meine aber, Sie sollen in Freiburg bleiben, Sie werden den Abgang bereuen, auch wenn Sie in Tübingen 6000 Thlr. bekämen, woran wohl nicht zu denken ist. In T. haben sie ja doch keine eigentlichen Studenten, sondern nur große Gymnasiasten. Wie kann an einer Specialschule ein wissenschaftlicher Geist entstehen! Bleiben Sie also, wenn es nur irgend möglich ist!" Zwei ihrer ausgezeichnetsten Docenten hat die Universität nicht mehr, Wächter, der als Kanzler derselben (zugleich Präsident des ständischen Ausschusses) in Stuttgart lebt und Robert v. Mohl. Wie ehrenwerth

Digitized by Google

Letzterer ſich benommen, darüber iſt nur eine Stimme. Mohl's eifrigſtes Streben iſt, in die Kammer zu kommen, um mit ſeinen großen theoretiſchen Kenntniſſen auch praktiſch ſeinem Vaterlande zu nützen, wie ſehr aber die Regierung, oder vielmehr Miniſter Schlayer dies zu hintertreiben ſucht, hat die letzte Wahl in Urach auf das Empörendſte gezeigt. Der dortige Amtmann hat ſich bei der Wahl, um Mohl zu verteiben und einen andern, aber ſtummen Oppoſitionscandidaten in die Kammer zu bringen, ſolcher Mittel erlaubt, daß das ganze bedeutende Amt Metzingen von 129 Stimmen nicht mitzuſtimmen erklärt und feierlichſt Proteſt gegen die Wahl eingelegt hat. Das Traurigſte iſt, daß Würtemberg unter dieſen Umſtänden Mohl ganz verlieren könnte, indem er nun leicht einen Ruf in's Ausland — man ſpricht nach Berlin — annehmen dürfte.

Viſcher, der mit Beibehalt ſeines Gehaltes und Entſchädigung für Collegiengelder von ſeinem Amt auf zwei Jahr dispenſirt wurde, iſt dadurch auch jetzt noch der Univerſität benommen.

Wie von Heidelberg, ſo iſt auch von hier eine Adreſſe an Schleswig-Holſtein von Seiten der Profeſſoren abgegangen. Ewald hat für gut befunden, ſie nicht zu unterzeichnen. Es iſt dies an ſich unbedeutend und nicht die einzige Kleinlichkeit, die ſich der ſonſt ſo tüchtige Mann hat zu Schulden kommen laſſen. Das Beſte, was man von ihm ſagen kann, iſt, er war unter den ſieben Göttinger Profeſſoren.

Uhland lebt fortwährend ſtill und zurückgezogen, gegen Fremde einſylbig, unter guten Freunden liebenswürdig und beredt.

II.

Aus Frankfurt a. M.

Die Main- und Neckar Bahn und die Unfälle am 16. Auguſt. —

Nach langem Zögern, nach mancherlei Unannehmlichkeiten und Reibungen iſt die Main-Neckar-Eiſenbahn von hier nach Heidelberg endlich proviſoriſch eröffnet worden. Freilich findet ſich noch vieles Proviſoriſche vor. Da die prachtvolle Mainbrücke unmöglich in ſo kurzer Zeit, d. h. ſeit der Vereinigung der drei Regierungen: Frankfurt, Großherzogthum Heſſen und Baden für dieſe Bahn, vollendet werden konnte, ſo iſt ein proviſoriſcher Eiſenbahnhof jenſeit des Maines auf der nach Offenbach abziehenden Zweigbahn eingerichtet worden. Sind die Warteſäle auch klein und unanſehnlich, ſo genügen ſie doch zur Noth; aber wird der Reiſende hier vielleicht abgeſchreckt, ſo findet er ſich bald in den geräumigen und bequemen Wagen, in deren jedem ein nicht zu großer Mann mit dem Hut auf dem Kopfe aufrecht ſtehen kann, entſchädigt; kommt man nun gar nach Darmſtadt und Heidelberg, ſo bietet die Pracht und der Luxus der Stationshäuſer und das Geräumige der Bahnhöfe reichlichen Erſatz. Ehe man jedoch nach Heidelberg gelangt, hat man noch die proviſoriſche Brücke über den Neckar (bei Friedrichsfeld) zu paſſiren, — ein Act, der manchen Reiſenden mit Schauder und Entſetzen erfüllt.

Digitized by Google

In der Nähe des Neckar angekommen, wird die Locomotive vom Zuge abgelöset und dieser mit Hilfe der Conducteure und einer Menge dort beschäftigter Arbeiter im langsamsten Tempo über eine ganz schmale, 40—50 Fuß hoch über den Neckar hingehende, hölzerne Brücke von ziemlicher Länge geschoben, bei welcher Operation das hölzerne Gerüst unaufhörlich knarrt und kracht, was, bei allem Vertrauen auf die Kunst der Techniker, bei schwachnervigen Reisenden (besonders, da Alles mit einer gewissen Stille und Feierlichkeit vor sich geht!) ein bängliches Gefühl zu erwecken, nicht unterlassen kann.

Daß, wo drei Staaten eine Bahn einrichten, nicht Alles glatt abgehen konnte, ist leicht einzusehen; — indessen sollen hier, durch die Persönlichkeiten der Bevollmächtigten, vornehmlich eines der drei Regierungen, arge Scenen vorgekommen sein, so daß es verlautete, die andern Abgesandten hätten sich geweigert, ferner mit diesem zu conferiren. Natürlich sind die Einzelnheiten nicht zu allgemeiner Kunde gekommen; so viel weiß man indeß, daß Hessen-Darmstadt beharrlich auf der Zweigbahn nach Offenbach und der Absonderung eines Specialzuges nach diesem Städtchen vor dem Eintritt in den Frankfurter Bahnhof bestand und dieses Verlangen durchsetzte, obschon die Bahn sich voraussichtlich nicht bedeutend rentiren wird; daß, weil der Darmstädter Bahnhof endlich zum Mittelpunkte der Bahn erwählt war und ihm die Aufbewahrung der Reserve-Wagen, die Werkstätten für Reparaturen u. s. w. zugetheilt worden waren, die Bürger der Hauptstadt eine neue Aera für ihre bis jetzt von den Reisenden etwas vernachlässigte Residenz herangebrochen glaubten, und meinten, der letzte von Heidelberg kommende Zug müsse nun bei ihnen anhalten und nicht bis Frankfurt gehen (ein Weg, der in 50 Minuten zurückgelegt wird), damit die Reisenden Gelegenheit hätten, die trefflichen Betten Darmstadt's kennen zu lernen. Indessen wurde diesem Gesuche nicht willfahrt, und nur ein Localzug, der Morgens von Darmstadt nach Frankfurt abgeht und Abends von hier dorthin zurückkehrt, wurde eingerichtet.

Was die Unfälle des 16. August betrifft, so könnte derjenige, der an das Eingreifen dämonischer Mächte glaubt, volle Nahrung finden, da man auf diesen Tag (einen Sonntag) eine Vermehrung der Züge eingerichtet hatte und die beiden Fälle das Ansehen von Warnung und Strafe erhielten. Wie schon gesagt, befindet sich der provisorische Bahnhof auf der Zweigbahn nach Offenbach, jenseit Sachsenhausen. Nun mündet diese Zweigbahn in einer nicht Darmstadt, sondern dem Maine, d. h. der neuen Brücke und dem neuen diesseit d.s Maines gelegenen Bahnhofe zugewendeten Curve in die Hauptbahn ein; man ist demnach gezwungen, in einer Richtung auf die Hauptbahn ein- und in der entgegengesetzten weiter zu fahren. Die Locomotive muß daher an dieser verhängnißvollen Stelle ihren Platz an dem einen Ende des Zuges verlassen und den am andern einnehmen. Bei dieser Manipulation geschah es am Morgen des 16., daß die Locomotive nicht eingehalten werden konnte und von dem ziemlich hohen Damme herunterstürzte, wobei

Digitized by Google

glücklicherweiſe nur die Maſchine, und auch dieſe nicht bedeutend, beſchädigt wurde; dies konnte für eine Warnung gelten! Wegen des ſchönen Tages und der vielen Spazierfahrenden wurde der letzte von Heidelberg nach Frankfurt gehende Zug über die Gebühr vergrößert; auch verſpätete er ſich um eine halbe Stunde. Wahrſcheinlich wollte der Zugführer die verlorene Zeit wieder einbringen und fuhr von der letzten Station (Langen) mit ſtärkſter Geſchwindigkeit Frankfurt zu. Bei der ohnedem ſich etwas abſenkenden Bahn hatte die Laſt der 26 Wagen eine ungemeine Fortpflanzungskraft angehäuft. Eine (jedoch ſchwer zu erweiſende) Irrung durch Nichtanzünden einer beſtimmten Laterne verurſacht, ließ den Locomotivführer, der gewöhnlich an dieſer Stelle zu hemmen pflegte, mit ganzer Kraft dem Maine, den dort aufgeſtellten Gerüſten und begonnenen Brückenpfeilern zufahren. Erſt 150 Schritte vor dem Ende des Dammes, alſo ganz nahe am Fluſſe, wird derſelbe ſeinen Irrthum gewahr, ſtößt das Nothzeichen aus und beginnt zu hemmen, während die Conducteure ebenfalls zu den Bremſen eilen. Aber es war zu ſpät; mit unaufhaltſamer Gewalt ſtürzt der Zug in der Finſterniß dahin dem Fluſſe zu. Kurz vor dem Ende des Dammes dort, wo der Schienenweg aufhört, befand ſich eine Erhöhung, über derſelben ein Balken für das danebenſtehende Gerüſte; hinter dieſer Erhöhung ſenkte ſich ſteil eine 20 Schuh hohe Mauer, welcher gegenüber eine zweite ſich erhob. Ueber die Erhöhung, über den Balken ſetzt die Locomotive mit unwiderſtehlicher Gewalt, den ganzen Zug hinter ſich her reißend. Jetzt naht ſie dem Abgrunde; — hätte der gegenüberſtehende Pfeiler nicht hindernd entgegengeſtanden, der ganze Zug mit ungefähr 500 Perſonen wäre den Damm hinunter in den Main geſtürzt.

Glücklicherweiſe iſt der zu überwölbende Weg nicht breit, Steine und Baugeräthe lagen aufgehäuft am Boden, dadurch geſchah es, daß die Maſchine nicht gänzlich hinunterſtürzte, ſondern in ſchiefer Richtung zwiſchen den Mauern hängen blieb, der Tender ſtürzte zerſchmettert darüber hin, bildete aber zugleich ein treffliches Mittel, die nachſtürzenden Wagen zu hemmen. So war es möglich, daß, wenn auch mehrere der erſtern, nicht von Perſonen beſetzten Wagen zerbrachen, wenn auch der erſte Stehwagen zerborſt, doch in den übrigen Wagen Niemand gefährlich verwundet wurde. Heizer und Locomotivführer ſind durch ein Wunder unverſehrt erhalten worden, wenn ihre Angabe richtig iſt, daß ſie nicht von ihren Plätzen ſprangen, ſondern daß ſie herabgeſchleudert worden ſind; nur der Kohlenſchöpfer, der ſich auf den hintern Theil des Wagens begeben, um die Locomotive abzuhängen, kam zwiſchen die zuſammenſchmetternden Wagen, er wurde zerdrückt und ſtarb auf der Stelle. Viele Paſſagiere hatten die ängſtliche Schnelle bemerkt, mit welcher der Zug der gefährlichen Stelle zueilte, konnten jedoch wegen der Finſterniß die ganze Conſequenz nicht berechnen; man ſchrieb den Stoß dem plötzlichen Anhalten zu, die Wagen blieben verſchloſſen und die Conducteure verſicherten, daß es gleich weiter gehen würde. In der That war dieſes möglich; der Unfall am Morgen hatte die Nothwendigkeit gelehrt (was bis dahin nicht geſchehen war), eine Locomotive in Bereitſchaft zu hal-

ten; auf das Nothzeichen, welches vom hiesigen Bahnhofe aus bemerkt werden konnte, schwang sich unser wackerer Bahnhofverwalter, Herr K., alsbald selbst auf die Locomotive und gelangte so rasch zu den Wartenden, daß der im Uebrigen unversehrte Zug ohne weitern Aufenthalt in den Bahnhof geschafft werden konnte. So gab es Viele, die den Unfall selbst erst zu Hause erfuhren. Nicht so glücklich waren diejenigen, die sich in den der Locomotive zunächst befestigten Wagen befanden; mit steigender Angst sahen sie den Zug dem Abgrunde zueilen, und nur die Schnelligkeit, mit welcher Alles endete, verhinderte Manchen an dem verzweifelten Entschlusse, aus dem Wagen zu springen. Kaum aber hielt der Zug an, so verlangten sie mit Heftigkeit, aus dem Wagen gelassen zu werden; der Damm ist übrigens hier nicht breit und es war nicht möglich, unter den durcheinander eilenden, um ihre Sicherheit besorgten Menschen, jedes weitere Unglück zu vermeiden; Einer stürzte von dem Damme herunter und brach ein Bein. Die Uebrigen stiegen wieder ein und gelangten unversehrt nach Frankfurt.

Vernachlässigte Vorsichtsmaßregeln und übel angebrachte Sparsamkeit müssen gerügt werden. Was die Erstern betrifft, so braucht man nur zu wissen, daß jetzt, nach gemachter Erfahrung, das Ende des gefährlichen Dammes durch eine Mauer und davor angebrachten Sandlauf und Erdhügel geschützt werden soll, um den Tadel der mangelhaften Anstalten gerechtfertigt zu sehen; in Beziehung auf den zweiten ist zu bemerken, daß man den Vorschlag geübter Techniker zur Zugführung unbeachtet ließ und sich damit begnügte, jüngere Mechaniker auf der badischen Eisenbahn während einiger Monate vorbilden zu lassen, um ihnen dann die Führung eines bald größern, bald kleinern Zuges und damit das Leben vieler Personen unbedingt anzuvertrauen. Auch an zweckmäßiger Beleuchtung soll es notorisch gefehlt haben. Möchte dies Ereigniß nur auch eine Veranlassung sein, vielen Reisenden die Angst bei dem Uebergange über den Neckar in der Nähe von Friedrichsfeld zu ersparen. Ich setze gern voraus, daß die dortige Brücke solid construirt ist, und eine wirkliche Gefahr sich nicht vorfindet. Die Meisten sehen nichtsdestoweniger ängstlich jenen stillen Vorbereitungen in dem langsamen Hinüberschieben des Zuges über das krachende und knarrende Gerüst zu, Manchem kommt dabei der Gedanke, daß durch ein unberechenbares Versehen, durch Austreten des Neckars oder durch das stille Arbeiten dieses Flusses allein einige Pfähle schadhaft geworden sind und wanken können, wobei ein Sturz in eine Tiefe von 50 Fuß bevorsteht! Daher finden sich denn beim Uebergange Viele, die die Brücke zu Fuße passiren möchten, aber unerbittlich halten die Conducteure die Wagen verschlossen.

Leo Att.—

III.

Aus Innsbruck.

Ligorianer und Jesuiten. — Vermehrung der Klöster. — Gefahren für den Staat.

So dankbar der Schutz und die Beförderung der katholischen Religion in Tyrol anerkannt wird, gewinnt doch allmälig die Meinung Be-

Digitized by Google

ſtand, daß man in den Anſtalten hierfür zu viel thut. Unſer Seculartlerus iſt zahlreich und vollkommen erkleckend zur Paſtorirung. Wo örtlich eine Unzulänglichkeit beſteht, iſt Gelegenheit genug aus den wohlgefüllten Ordenshäuſern der im Lande beliebten Kapuziner und Franziskaner eine ganz zureichende Aushilfe zu erlangen. Der Charakter und moraliſche Wandel unſerer Seelſorgsgeiſtlichkeit verdient Vertrauen und Lob. Durch die Verpflanzung der Redemtoriſten (Ligorianer) und Jeſuiten in die Provinz iſt alſo zum Wenigſten etwas Ueberflüſſiges geſchehen. Dieſes pflegt aber grade im Religiöſen am eheſten zu ſchaden. Zu viele und zu eifrige Arbeiter verwirren den Weinberg. Beweis deſſen iſt die Erfahrung des ſchädlichen Erfolges, von welchem die ſogenannten geiſtlichen Volksübungen der Redemtoriſten begleitet zu ſein pflegen. Die damit verbundenen Ceremonien, Exhortationen und Uebungen tragen das Gepräge der aufregendſten Uebertreibung, haben Aberglauben und öfters bis zum Wahnſinn geſteigerte Gewiſſensangſt zur Folge und vermindern das Anſehen wie den Einfluß der Seelſorger auf ihre Untergebenen. Das Urtheil unbefangener Geiſtlichen und Laien wird die Wahrheit deſſen beſtätigen. Zugleich benutzen die Ligorianer dieſe Uebungen zur reichlichen Ernte für ihr Oekonomicum. Unter dem Vorgeben, daß die Gemeinden und Kirchen aus ihrem Vermögen nichts zur Beſtreitung der Koſten ſolcher geiſtlichen Volksübungen beitragen, ſondern Alles durch Wohlthäter gezahlt werde, erwirkt man die Bewilligung der Regierung zu Miſſionen und geiſtlichen Exercitien und beſteuert die wohlhabenden Gemeindegenoſſen auf eine Art, daß ſie, um nicht wegen Gleichgiltigkeit, Lauigkeit und Indifferentismus in Verruf zu kommen, den angeſonnenen Cenſus zu Gunſten der Miſſionäre geben müſſen. Wie wenig erbaulich das Wirken und wie gering das Vertrauen der Ligorianer beim Volke zu Innsbruck ſei, wird Jedermann leicht Gelegenheit ſich zu überzeugen finden.

Ein Gleiches gilt von den Jeſuiten und ihrem Walten, das weder in der Erziehung der Thereſianiſten noch bei den Gymnaſialſtudien der Hauptſtadt den erwarteten Nutzen bringt, dagegen durch die ſeelſorgliche Einwirkung dieſes Ordens und durch die feinen Schritte für Erlangung des Eintrittes in alle beſſern Häuſer, ſowie für Ausbreitung des Inſtitutes ſehr bemerkbar wird.

Nicht nur ſind die in Tyrol altbeſtandenen geiſtlichen Orden bis auf höchſt geringe Ausnahmen ſämmtlich wieder auferweckt, ſondern es treten alljährlich neue Klöſter und geiſtliche Genoſſenſchaften in's Leben. Da ihr Entſtehen faſt durchaus auf die Beiträge Einzelner und auf Sammlungen gegründet wird, zu ihrem Wachsthum die Aufhebung der weiſen Amortiſations-Geſetze erwirkt iſt, und auf jegliche Weiſe zur Vermehrung ihrer zeitlichen Wohlfahrt ſowohl Geiſtliche als Weltliche eifrig thätig ſind, ſo muß ein ſehr beträchtlicher Theil des Nationalvermögens in dieſen todten Händen ſich anhäufen und dem allgemeinen Verkehr entzogen werden. Religion und Sittlichkeit gewinnen durch dieſe Anſtalten weniger als ſie verlieren, das Volk wird in ſeinen geiſtigen und materiellen Intereſſen herabgedrückt und die Regierung bereitet ſich unfehlbar wie-

Digitized by Google

der dieſelben Verlegenheiten, welche ſie ſtets erfahren hat, wenn die Geiſtlichkeit zu zahlreich, zu wohlhabend und zu ſelbſtſtändig wurde. Siegt auch die weltliche Macht über dieſe geiſtliche, ſo iſt jeder ſolcher Sieg in einer andern wichtigen Rückſicht eine tödtliche Niederlage. Die Geſchichte iſt Zeuge. Wachſende Demoraliſirung des Volkes, und Ideen des Umſturzes, wie wir ſie überall finden, wo durch die Reaction der weltlichen Gewalt geiſtliches Uebergewicht gebrochen werden mußte, ſind die naturnothwendigen verderblichen Folgen der Störung des Gleichgewichts kirchlich hierarchiſchen und politiſchen Strebens.

IV.

Notizen.

Mehrere Zeitungen enthalten folgende Notiz aus Wien: „In der noch immer beſtehenden Verſammlung hieſiger Redacteure iſt eine Art Anathem gegen den Redacteur der Grenzboten ausgeſprochen worden, der obwohl ein geborener Oeſterreicher und der Verhältniſſe kundig, ſich gegen die bekannte Erklärung in ſcharfen Worten habe vernehmen laſſen.“ — Ein Anathem von Zeitungscardinälen iſt in der Kirchengeſchichte etwas ſo Nagelneues, daß wir nicht wiſſen, was wir davon denken ſollen. Iſt damit das Leben des in die Acht Erklärten verfallen? Wird für die Einlieferung deſſelben nach bekanntem Muſter ein Preis von 5—10 Fl. ausgezahlt? Darf er nach ſeinem Tode ein ehrliches Begräbniß hoffen? Oder muß er, wie der arme Kaiſer Heinrich, nach Canoſſa oder nach Hitzing und Döbling wallfahren, um einem heiligen Zeitungsvater den Pantoffel zu küſſen und von ſeiner Mathildis Fürſprache zu erbetteln? Aber unter zwölf Redacteuren, unter zwölf Apoſteln wird es ihm ja unmöglich den eigentlichen Stellvertreter Chriſti zu finden? Wer iſt Gregor VII? Wer führt den Fiſcherring Petri? Iſt es der heilige Ludwig, der ſo eben erhalten hat einen kaiſerlichen Brillantenring für ſein Epos Don Juan (Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig) Iſt es der heilige Bernhard (Druck und Verlag der Gſeliſchen Erben)? Iſt es der heilige Johannes Nepomuck, der da ſteht auf der ewigen Balladenbruſt? Da der unglückliche Geächtete bis zu dieſer Stunde ohne alle nähere Nachricht iſt über den Blitz, der ihn getroffen, ſo glaubt er zur Ehre des geſunden Menſchenverſtandes ſeiner Landsleute und Collegen in Wien annehmen zu dürfen, daß jene Notiz eine Uebertreibung iſt, eine Zeitungsente, die über die Donau geſchwommen und die als Enterich wieder heimkehren wird. —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Tyroliſche Zuſtände.

Wir leben im äußern und innern Frieden, keine religiöſen oder politiſchen Wirren trüben bei uns die Eintracht; der Bauer beſtellt die eigenthümliche Scholle, und genügt ihr Ertrag auch nicht dem eigenen Bedarfe, ſo iſt doch das Erzeugniß des Heimathlandes und des betriebſamen Fleißes hinreichend, die Bewohner gegen die Bedürfniſſe des Lebens kummerlos zu halten. Demungeachtet fehlt gar Manches zum Gefühle wahren Wohlſeins. Die friſchkräftige Natur des Aelplers leiht in unſern Bergen dem Volke ein geſundes, fröhliches Ausſehen, deſſen Farbe ſo nachhaltig iſt, daß ſie leicht eine Zeitlang über die geringere Befriedigung des innern Sinnes täuſcht. Der Tyroler gleicht einem muntern Knaben, der beim trockenen Brode fröhlich ſingt und hüpft, wenn er nur ungehindert in der gewohnten Art ſich bewegen darf; ſelbſt ſtrenge Geſichter und harte Worte ſeines Vaters oder Meiſters vergißt er luſtig und verjodelt den Aerger im Spiele auf freiem Felde. Wer hielte, da er ihn alſo ſieht und hört, den Burſchen für anders als ſeelenvergnügt?

Wir wollen nun zwar nicht behaupten, es herrſche bei uns ein eigentliches Mißvergnügen; aber ein gewiſſes Mißbehagen nimmt allmälig die Stelle der guten alten Stimmung ein, und es tritt die Meinung deutlicher zu Tage, dieſes oder jenes ſollte nicht ſein, wie es iſt, weil es früher anders und beſſer war.

Der Vaterlandsfreund muß ſich aufgefordert fühlen, dieſe Erſcheinung näher zu erwägen, und was er gefunden, zur Oeffentlichkeit zu bringen; vielleicht achten dann auch Andere darauf, die berufen ſind, zu wachen, daß das Gemeinweſen keinen Schaden nehme.

Faſſen wir zuvörderſt die edelſten Intereſſen — die Pflege des Geiſtes — in's Auge. Alsbald gewahren wir weſentliche Mängel

Digitized by Google

und Gebrechen an unſern Bildungsanſtalten und an dem Verhältniſſe, worin die Beſtrebungen des Geiſtes der Regierung und der Geiſtlichkeit gegenüber gehalten werden. Tyrol erfreut ſich ſeit Maria Thereſia zahlreicher Landſchulen, die Staatsverwaltung wendet ihnen viele Aufmerkſamkeit zu, ſie dringt mit Strenge auf fleißigen Schulbeſuch, auf Beſetzung der Lehrerſtellen, ſorgt für paſſende Schulgebäude und zweckmäßige Einſchulung, kurz: es wird Alles gethan, um die äußern Bedingungen einer guten Jugendbildung zu erfüllen, und dennoch ſchreitet der Volksunterricht zurück. Unſere jungen Leute können nur wenig und ſchlecht leſen; das Schreiben wird ſo ſparſam geübt, daß der Feiertagsſchüler von der Schulbank ſelten mehr als die Kenntniß in's Leben mitnimmt, ſeinen Namen zu kritzeln; im Rechnen bringt es der größte Theil der Schüler nicht ſo weit, daß er des Einmaleins zureichend mächtig wird. Ausnahmen, wie ſie in den Mädchenſchulen der Nonnenklöſter hier und da glücklich ſtattfinden, beſtärken leider nur die Regel. So tritt die junge Bevölkerung unwiſſend in die Geſchäfte des Berufes, und hat, was das Bedauerlichſte iſt, meiſt auch allen Sinn eingebüßt, ſich in den freien Stunden durch Leſen geiſtige Nahrung zu ſuchen, oder den Verſtand durch Verſuche in ſchriftlichen Aufſätzen u. dgl. zu bilden. Woher kommt dieſe beunruhigende Erſcheinung? Die Behörden wiſſen es, man hat ſchon Vieles darüber geſchrieben und verhandelt, aber die Abhilfe bleibt aus. Wir wollen blos bemerken, daß die Landſchulmeiſter faſt durchgängig ſelbſt roh und unwiſſend ſind, weil ſie außer der allzu kurzen und oberflächlichen Vorbereitung bei einer Kreishauptſchule keine Anleitung und Uebung im Lehrfache ſich eigen machen können, da eine Anſtalt zur Bildung brauchbarer Schullehrer ganz fehlt. Ebenſo nachtheilig iſt es, daß die Jugendlehrer auf dem Lande nicht ihrem Berufe leben können, ſondern den Erwerb ihres Unterhaltes als Bauern oder Handwerker ſuchen müſſen, weil ihre Beſtallung meiſtens unter 50 Fl., ſehr ſelten über 50 Fl. bis 100 Fl. ſteht. Die Gemeinden ſind unvermögend, das Mangelnde aufzubeſſern; der Wohlthätigkeitsſinn wird von bekannter Seite faſt nur auf geiſtliche Stiftungen hingelenkt und der Schulfond genießt einer viel zu geringen Unterſtützung des Staatsſchatzes. Die beſtehenden Verordnungen über die Verfaſſung der deutſchen Schulen ſtellen das Schulweſen ausſchließend unter die Einflußnahme der Geiſtlichkeit; die politiſchen Stellen haben keine Macht und ſind blos da, um für Schulgebäude und für den Unterhalt der Lehrer zu ſorgen. Der Curat, der Pfarrer hält den Schulmeiſter als ſeinen gehorſamen

Digitized by Google

Diener; wie und was jener will, muß gelehrt werden. Der Bezirks-Schulaufſeher, meiſtens der Dechant der Gegend, iſt Eines Sinnes mit dem Seelſorger, und der bei den öffentlichen Prüfungen miterſcheinende Beamte des Landgerichts iſt weder in der Lage noch aufgefordert, ſeine Erinnerungen rückſichtlich der Fortſchritte der Jugend und der Mängel im Unterrichte und in der Behandlung der Kinder geltend zu machen. Kommt auch hier und da eine den mißlichen Stand der Schule mehr andeutende als ſchildernde Erinnerung an's Licht, ſo hat die oberſte geiſtliche Schulbehörde, zu welcher der geiſtliche Rath am Tiſche des Guberniums mitzählt, mehrfache Mittel, ein ſolches Auftauchen des feindlichen Geiſtes der Zeit niederzudrücken. Die Geiſtlichkeit hat in den älteſten Zeiten wie heut zu Tage die Ueberzeugung feſtgehalten, daß die Unterweiſung der heranwachſenden Bürger nicht anders als im Geiſte der herrſchenden Religion gedeihen dürfe. Daher war ſie ſtets mit Eifer beſtrebt, ſich zum Meiſter der Schulen zu machen. In der Gegenwart bietet Frankreich die Erklärung zu dieſem Satze. Man ſollte nun glauben, die Prieſterſchaft würde ſich jeder Gelegenheit bemächtigen, aus ihrer Mitte thunlich viele Schulkanzeln zu beſetzen. Allein bei uns ſehen wir grade das Gegentheil. Der junge Prieſter, welcher, aus der höhern Bildungsanſtalt in die Seelſorge tretend, ſo Vieles zur Verbeſſerung des Unterrichtes thun könnte, darf ſich unmittelbar nicht weiter mit der Schule befaſſen, als die Sorgfalt für genaue Kenntniß der Glaubens- und Sittenwahrheiten fordert. Dieſer Lehrzweig überwuchert denn auch alle andern weit und bildet ein vorzügliches Hemmniß des Fortſchrittes in den übrigen Fächern. Der Schüler wird im Uebermaße mit dem Auswendiglernen des Katechismus, der kleinen, mittlern und großen Ausgabe, beſchäftigt, ſein Gedächtniß überfüllt ſich mit Fragen und Antworten des P. Caniſius über ſehr viele Dinge, die der Kinderverſtand nimmer zu faſſen vermag, und das jugendliche Gemüth empfindet nachgerade einen Widerwillen am Lernen, ja ſelbſt am Gegenſtande, des Katechismus — wohl ſchwerlich zum Beſten des Glaubens und der Sitten. Hierin liegt auch ein wirkſamer Grund, warum die Sommerſchulen und der Wiederholungsunterricht ſo wenig Anklang finden und höchſt magere Frucht tragen. Sollte es bei ſolchen Umſtänden leichte Arbeit ſein, das lautgewordene böswillige Gerücht zu widerlegen, man ſähe von gewiſſer Seite das allmälige Verkümmern der Leſe- und Schreibkenntniſſe unter der Menge mit gleichem Wohlgefallen als das Hinſterben mancher Wiſſenſchaft und Kunſt ſammt der ſie noch haltenden Preſſe?

Die große Masse dieser, der Kirchenväter und Lehrer, verdankt ihre Entstehung der Nothwendigkeit, die Lehre Christi gegen die Angriffe der Heiden und Häretiker zu vertheidigen, und sie zu erklären. Sie sind also Apologien und Exegesen. Die Apologien sind theils gegen die Heiden, theils gegen die Häretiker gerichtet. Die Exegesen sind theils Erklärungen der Heiligen Schrift, theils Erklärungen der Lehre der Kirche. Unter den letzteren nehmen die Katechesen, welche die Kirchenväter und Lehrer für Katechumenen, d. h. für Solche, welche sich auf die Taufe vorbereiten, verfaßten, eine ausgezeichnete Stelle ein. Sie sind eine Darstellung der Lehre der Kirche, wie sie in dem Symbolum enthalten ist. Sie sind also Erklärungen des Symbolums. Die Katechesen sind Reden, welche die Kirchenväter und Lehrer in der Kirche hielten. Sie sind also Predigten, und zwar Predigten

Aesthetik an der Landesuniversität durch allerlei Umtriebe dahin gebracht, die in mehrfacher Rücksicht sehr nützlichen Uebungen in der Kunst des freien Vortrages schon seit Jahren ruhen zu lassen. Was Wunder, wenn bei so geartetem Vorgehen alle Theilnahme für Kunst und Wissenschaft verschwindet und die gemeine geistlose Alltäglichkeit in diesem Lande den Thron behauptet! Das „wenigleſende Tyrol" wurden wir in den Monatblättern der allgemeinen Zeitung erst kürzlich genannt.

Die Berufung der Jünger Lojola's hat die Besorgnisse der Freunde einer vernünftigen Jugendbildung und bessern Pflege des Geistes bis zur bangen Angst gesteigert. Was von der auffallenden Begünstigung dieses Ordens, der bei der Leitung des akademischen Gymnasiums der Hauptstadt von den im allgemeinen Stundenplane gegründeten Verordnungen und Einrichtungen ausgenommen wurde, was von den Erfolgen dieser Neuerung, wie sie bis jetzt in Innsbruck zu Tage kommen, was endlich von den Bemühungen der Jesuiten und der Förderer ihres Trachtens nach Ausbreitung im Lande, nach Erlangung der Alleinmacht über Studien und Schulen, nach Gütern, Gebäuden und Capitalien für unsere Zukunft zu erwarten stehe, läßt sich leichter ermessen als aussprechen, und wird selbst von schlichten, unbefangenen Leuten mit Bedauern vorhergesehen. Man schweigt zwar davon dort, wo man zur freimüthigen Rede verpflichtet wäre. Dagegen wird in Privatzirkeln und im Innern der Familie die trübe Stimmung laut und findet ihr Echo bereits in auswärtigen öffentlichen Blättern. Die Partei derjenigen, welche hauptsächlich die zeitliche Herrschaft der Kirche unter dem Anscheine der Wahrung und Festigung des Staatswohles bezielen, mühet sich unablässig, jene offene Klage als das Werk weniger gefährlicher Liberalen, als die Waffe der Feinde des Katholicismus, als strafbare Irreleitung der öffentlichen Meinung zu schildern. Die Zeit wird lehren, auf welcher Seite die Wahrheit, echte Loyalität und der treue Biedersinn der Tyroler war. Möchte es unsere wohlmeinende Staatsverwaltung recht bald erkennen!

In andern Ländern des deutschen Vaterlandes erheben die ständischen Versammlungen zur rechten Zeit ihre Stimme vor dem Throne und erfüllen so den Zweck ihrer Berufung, das Vertrauen rechtfertigend, welches die Regierung wie die Mitbürger in sie setzten. Warum ist es bei uns nicht also? Wer sich diese Frage unbefangen gelöset wünscht, thue einen Blick in die Verfassungsurkunde vom 24. März 1816, besehe sich den Vorgang der Wahlen zu ständischen Verordneten

Digitized by Google

auf Ehrenwort zu stellen, das andere Mitglied, das die Mitteilung gemacht hat, ist zu vernehmen, ob es auf seiner Mitteilung beharrt. Wird diese bestätigt, so ist der Beschuldigte zu vernehmen, ob er sich schuldig bekennt oder nicht. Bekennt er sich schuldig, so ist er nach der Strafe zu fragen. Bekennt er sich nicht schuldig, so ist er zu fragen, ob er sich durch Eid reinigen will. Will er sich durch Eid reinigen, so ist ihm der Eid abzunehmen. Leistet er den Eid, so ist er freigesprochen. Leistet er den Eid nicht, so ist er schuldig. Will er sich nicht durch Eid reinigen, so ist er schuldig. Ist der Beschuldigte schuldig, so ist er zu fragen, ob er sich mit der Strafe, die ihm zuerkannt werden soll, einverstanden erklärt. Erklärt er sich damit einverstanden, so ist die Strafe zu verhängen. Erklärt er sich nicht damit einverstanden, so ist er zu fragen, ob er sich durch Eid reinigen will. Will er sich durch Eid reinigen, so ist ihm der Eid abzunehmen. Leistet er den Eid, so ist er freigesprochen. Leistet er den Eid nicht, so ist die Strafe zu verhängen. Will er sich nicht durch Eid reinigen, so ist die Strafe zu verhängen. Ist der Beschuldigte nicht schuldig, so ist er freizusprechen. Ist der Beschuldigte freigesprochen, so ist er zu fragen, ob er sich mit der Freisprechung einverstanden erklärt. Erklärt er sich damit einverstanden, so ist die Freisprechung zu verkünden. Erklärt er sich nicht damit einverstanden, so ist er zu fragen, ob er sich durch Eid reinigen will. Will er sich durch Eid reinigen, so ist ihm der Eid abzunehmen. Leistet er den Eid, so ist die Freisprechung zu verkünden. Leistet er den Eid nicht, so ist die Freisprechung zu verkünden. Will er sich nicht durch Eid reinigen, so ist die Freisprechung zu verkünden.

Wird die Mitteilung des anderen Mitgliedes nicht bestätigt, so ist der Beschuldigte freizusprechen. Ist der Beschuldigte freigesprochen, so ist er zu fragen, ob er sich mit der Freisprechung einverstanden erklärt. Erklärt er sich damit einverstanden, so ist die Freisprechung zu verkünden. Erklärt er sich nicht damit einverstanden, so ist er zu fragen, ob er sich durch Eid reinigen will. Will er sich durch Eid reinigen, so ist ihm der Eid abzunehmen. Leistet er den Eid, so ist die Freisprechung zu verkünden. Leistet er den Eid nicht, so ist die Freisprechung zu verkünden. Will er sich nicht durch Eid reinigen, so ist die Freisprechung zu verkünden.

ſo der Staatsverwaltung eine That ab, die unſer Vaterland in den Augen der Welt — vielleicht Rom allein ausgenommen — bemakelt und erniedrigt hat.

Alles dies iſt bei uns vielfältig dem einfachen Bauer ſo bekannt wie dem Gebildeten; man lächelt wehmüthig über dieſes ſtändiſche Wirken, ſelbſt der wenig regſame Witz der Bürger von Innsbruck hat ſchon zum Oeftern an den „Landſtänden" ſich ſo erheiternd als treffend geübt. Es lebt in unſerm Volke das vom Vater auf den Sohn überlieferte Bewußtſein an die alte ſtändiſche Verfaſſung, an das Recht der Steuerbewilligung und des mitentſcheidenden Beirathes in den Landesangelegenheiten. Der allzu grelle Abſtand zwiſchen ehemals und jetzt wird ſchmerzlich empfunden und vergeblich ſucht man im Verhalten der tyroliſchen Bevölkerung einen Erklärungsgrund zu der bedauerlichen Wandlung. Das treue Land, ſeinem geliebten Fürſtenhauſe durch die Gewalt der Zeitereigniſſe abgedrungen, hatte ſich auf deſſen Mahnung im Jahre 1809 muthig für die Wiederherſtellung der unterdrückten alten Ordnung erhoben und, anfangs aus eigener Kraft ſiegreich, war es mit und für ſeinen frühern Herrſcherſtamm gefallen. Freudig trieb es im Jahre 1813 die Dränger aus ſeinen Marken und warf ſich mit vollſter Innigkeit dem erſehnten Kaiſer Franz an die Vaterbruſt. Durfte der treue Sohn nicht den liebreichſten Empfang zuverläſſig hoffen? Hatte er auch auf Belohnung ſeiner kindlichen Anhänglichkeit nie gerechnet, weil er nur einem edlen Triebe mit Verſchmähung eigennütziger Rückſichten gehorchte, ſo hielt er ſich doch der altgewohnten, im Laufe der Jahrhunderte beſeſſenen Rechte ohne Frage verſichert*).

Und ſelbſt als er gewahr wurde, daß gebieteriſche Umſtände die Erfüllung dieſer Erwartung hindern, ergab er ſich mit der Selbſtverläugnung eines guten Kindes in die Fügung des ſtets verehrten Kaiſers Franz mit dem Troſte der Ueberzeugung, der milde und gerechte Sinn der öſterreichiſchen Regierung werde das von den Verhältniſſen geforderte Opfer durch Anderes huldvoll erſetzen.

Tyrol hatte unter der bairiſchen, italieniſchen und illyriſchen Herrſchaft ſeine Einheit verloren und große Laſten getragen. Der empfind-

*) Die gedruckte Bekanntmachung vom 31. December 1813 ſprach ſich aus, wie folgt: „Tyrol hat den alten Ruhm in der Geſchichte dieſes Feldzuges behauptet. Der Augenblick, wo dem Lande die Früchte ſeiner Anſtrengungen zu Theil werden können, iſt nicht mehr entfernt."

Digitized by Google

lichſte Nachtheil, den das Land ſpäter erlitt, ergab ſich aus dem Verluſte der Salz- und Weinausfuhr. Bildete ſie doch außer dem namhaften Werthserſatze eine weſentliche Einnahmsquelle für den Zugviehbeſitzer, deren wohlthätige Ausflüſſe die Landwirthſchaft und viele Gewerbe lebenskräftig nährten. Mußte Südtyrol in Folge der Prohibitiv-Zölle den Abſatz ſeiner vorzüglichſten Erzeugniſſe einem allgemeinen Syſtem zum Opfer bringen, ſo nahm man zwar dieſes verderbliche Ereigniß mit tiefem Schmerze hin, da man die unſere Provinzialintereſſen überragenden Staatsrückſichten erkannte. Aber man begriff zur damaligen Zeit wie jetzt die Gründe nicht, welche uns die großen Vortheile des Salzverkehres entzogen, der unter der früheren öſterreichiſchen Regierung und noch unter Baiern dem Lande ſo heilſam geweſen war. Daß eine Zeit kommen könne, wo der Tyroler das Haller Salz aus dem Engadin einſchmuggeln würde — wer hätte dazumal den Fiebertraum erfahren? Vom Gnadenſalze für das Vieh und von der merkwürdigen Berathung der Stände über die Theilnahme der Ziegen und Schafe an dieſem Salze ſchweigen wir.

Als das Land an Oeſterreich zurückgekehrt war, geſchah ſehr Vieles — Dank der väterlichen Vorſorge der Staatsverwaltung — zur Heilung der Wunden, die lange Kriege und die Ereigniſſe des Jahres 1809 dem Wohlſtande Tyrols geſchlagen; aufrichtig und herzlich ward jede dahin zielende Maßregel anerkannt und vom Volke jegliches Gute der perſönlichen Zuneigung des unvergeßlichen Kaiſers Franz für unſere Berge beigemeſſen. Als eine beſonders günſtige Verfügung zeigte ſich die Ernennung des Grafen Karl von Chotek zum Gouverneur. Dieſer vorzügliche Staatsmann machte ſich durch die Erwirkung der allerhöchſten Entſchließung vom 13. Juni 1822, welche die Liquidirung und Anerkennung der vereinigten Tyrolerſchuld als einer auf dem Lande haftenden und aus dem Staatsſchatze zu verzinſenden Aerarialſchuld ausſprach, durch die Anordnungen zur Berichtigung und Ausgleichung der Marſch- und Gemeindeſchulden, durch die Gründung einer Feuerſchädenverſicherung unter der Leitung der Stände, durch die Errichtung des Zwangsarbeitshauſes in Schwaz und zahlreiche andere Verwaltungsmaßregeln um das Land hochverdient und lebt im dankbaren Andenken der Tyroler. Manches gute Samenkorn, von dieſem trefflichen Manne ausgeſtreut, wuchs zur wohlthätigen Frucht, nachdem er uns längſt verlaſſen hatte, wie z. B. die nun erreichte Aufhebung aller gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, welche unter dem Gouverneur Ferdinand Graf Biſſingen am 17. Juli 1817

Digitized by Google

Bürgermeister Schmidt, der gestern Abend auf Einladung des Herrn Bürgermeisters

wäre. Schwerlich möchte indeß das freie Schalten irgendwo bedenklicher in ſeinen Folgen werden, als im Waldweſen und was darauf Bezug nimmt. Unſere Hochgebirge waren noch vor ein Paar Jahrzehnten vielfältig mit Urwäldern bedeckt und geſchirmt; die Wildbäche, wenn gleich ihrer Natur nach gefährlich, brachten nur in außerordentlichen Fällen den Thalgeländen verderbliche Ueberſchüttungen; die größern Flüſſe hielten ſich ruhiger in ihrem Bette; den bebauten Gründen und Wohnungen, den Straßen und Wegen drohten nicht ſo häufige ausgebreitete Schneeſtürze, Murren und Steinfälle, weil Berggipfel und Abhänge beſtockt und gebunden waren von ſtarken Legföhren, Fichten, Tannen und Lärchen. Dieſer günſtige Zuſtand und mit ihm die Sicherheit unſeres bepflanzten Bodens, unſerer Wohnſitze, der Straßen- und Flußbauten iſt der zerſtörenden Holzart im Solde gewinnſüchtiger Speculanten zum Opfer gefallen! Diejenigen, welche zum Schutze der Wälder geſetzt worden, haben im falſchen Streben nach Vermehrung des Kammergefälls aller Orten ſchlagbare mit unreifen Hölzern verkauft. Die Gemeinden und Einzelne machten es nicht beſſer. Nun iſt in den waldreichſten Thälern gutes Bauholz zur Seltenheit und allenthalben das Brennholz theuer geworden. Wir müſſen bei der Noth, die uns in Herſtellung unſerer Wohnungen, in Verarchung der plötzlich anſtürmenden Wildbäche, in Heizung und Küche bedrängt, den kargen Troſt hinnehmen, daß es bei zweckmäßiger Vorſorge unſern Enkeln und Urenkeln wohl leichter werden wird. Inzwiſchen reicht freilich das Capital vom verſchleuderten Wald nicht hin, den Schaden an Haus, Feld, Weg und Steg auch nur zum geringern Theil zu erſetzen.

In weiſer Vorausſicht deſſen lag ſeit den älteſten Zeiten der landesväterlichen Verwaltung ausnehmend viel daran, durch Feſthaltung und kluge Ausübung des oberſten Waldreglungsrechtes die Wuth der Elemente zu bändigen, den Bewohnern Holz zur Wirthſchaft nebſt unſchädlicher Weidetrift, aber auch für Gewinnung und Ausbeutung des Bergſegens nachhaltigen Brennſtoff zu bewahren. Beineben diente der Forſt den Landesfürſten und mächtigen Herren der Burgen, ſich den Freuden der Jagd hinzugeben. Darum erſchienen im Laufe der Zeit viele Waldordnungen und Forſtmandate, worin der Geſetzgeber in Vermengung des öffentlichen und Privatrechtes, welche ſeit dem Eindringen der römiſchen Rechtsbegriffe zum bleibenden Unheil in Deutſchland geworden, die ihm als Landesherrn, als Beſitzer des Krongutes und als oberſten Lehen- und Grundeigenthümer zuſtändigen Rega-

Digitized by Google

lien, Macht und Gerechtſamen mit den Verwaltungs- und Kammergefällsrückſichten, mit den Befugniſſen und Schuldigkeiten der Unterthanen bunt unter einander wickelte und wirrte. Daher kommt es, daß unſere Zeit mit dem Verſtändniſſe ſolcher Vorſchriften und Urkunden gar arg in's Gedränge geräth und daß es ſchwieriger iſt, den wahren Sinn der alten Wald- und verwandten Ordnungen zu ergründen, als eine Allen genehme Bibelauslegung zu finden. Eben daher leiten wir denn auch die unerfreuliche Erſcheinung, welche heut zu Tage das tyroliſche Waldweſen darbietet. Es iſt dies ein Gegenſtand von der höchſten Bedeutung, theils weil er die Nationalwirthſchaft in ihrem Mark und Kern trifft, theils weil die Entwirrung der in einen gordiſchen Knoten verſchlungenen Rechte des Landesherrn und der Unterthanen ebenſo große Umſicht und Uneigennützigkeit als inniges Vertrautſein mit der tyroliſchen Geſchichte und Landesverfaſſung erheiſcht. Möchte es der Staatsverwaltung gelingen, dieſe Eigenſchaften in dem Manne zu finden, welchem die Ausarbeitung des Vortrages über dieſe wichtige Angelegenheit in Wien vertraut wird. — Was ſeit vielen Jahren von den Behörden verhandelt, geſtritten und in wenig lobenswerthem Eifer ausgeführt worden, hat den Standpunkt der Frage vollſtändig verrückt und großen Schaden gebracht. Die Rechtseiferſucht, der Unverſtand und die Habgierde hauſten böſe in unſern Wäldern. Es fehlt allzu lang an Aufſicht und Einer oberſten Leitung. Die Verwaltung der landesherrlichen Kammer will ſich alles Waldeigenthums bemächtigen; die Gegner räumen ihr hinwieder zu wenig ein. Alles dieſes ſollte als arge Uebertreibung bei Seite geſchafft und zur Würdigung jener Stand feſtgehalten werden, welchen das Waldweſen darbot, als das Land wieder an Oeſterreich gelangte.

Werde nun dieſes oder etwas Anderes beliebt, ſo viel iſt gewiß: daß die zahlreichſte und treueſte Klaſſe der Tyroler, nämlich das Landvolk, mit ungeduldiger Sehnſucht die eheſte Schlußnahme über die Wälder herbeiwünſcht, da es mit all' ſeiner Wirthſchaft für Gegenwart und Zukunft weſentlich betheiligt iſt, und eben jetzt unter der eingeriſſenen Verwirrung und bei den drückenden Maßregeln, welche zur vorläufigen Sicherung des Rechtes der landesherrlichen Kammer in's Werk geſetzt werden, empfindlich leidet. Sollten in Tyrol auch alle Wälder und Hölzer zu Berg und Thal in alten Zeiten als Krongut beſeſſen worden und heut zu Tage als unverjährtes Eigenthum dem Landesfürſten gehören, ſo iſt doch ſeit dem Erſcheinen der älteſten wie jüngſten unter den alten Waldordnungen die Kenntniß, wie ein Land

Digitized by Google

weiſe und gedeihlich verwaltet werden und was zur Hebung der Nationalwohlfahrt wie des Kammergefälls gethan werden ſoll, ſicher bedeutend vorgeſchritten. Man ſieht heut zu Tage klar ein, daß, nicht was dem öffentlichen Schatze, ſondern was dem großen Ganzen fruchtet, der bleibende Nutzen des Landesherrn ſei.

Wir hätten noch Mancherlei über tyroliſche Zuſtände zu ſagen, was füglich auf gelegenere Zeit geſpart bleibt. Möchte unterdeſſen dem Berührten geneigte Beachtung derjenigen zu Theil werden, in deren Herzen die Liebe wohnt und denen von der Vorſehung die helfende Macht vertraut iſt!

Digitized by Google

Lessing's Abgang von der Düsseldorfer Schule.

Zum October dieses Jahres verläßt das Hauptmitglied der rheinischen Kunst-Academie, Carl Friedrich Lessing, die Düsseldorfer Schule, nachdem er zwanzig Jahre lang die Zierde dieser Anstalt, wie der erste Vertreter der neuen Kunstrichtung gewesen. Der „Staat des Fortschrittes und der Intelligenz", Preußen, ist sein Vaterland; der mächtigste deutsche Staat, ohne welchen kein Aufschwung der höhern Interessen Deutschlands möglich, läßt einen Hauptrepräsentanten des Aufschwungs der deutschen Kunst ziehen, um ihn abzutreten an — die freie Stadt Frankfurt. Die Bewohner der großen Handelsstadt am Main, aufgewachsen in ihrer „engen Krämerwelt", darin Heine zu ersticken befürchtete, boten dem großen Künstler Alles, was ihm der „mächtige Staat" vorenthielt, eine reichdotirte Professorstelle neben unabhängiger Stellung, einen großen Auftrag zur Schöpfung eines bedeutenden Kunstwerks, und eine unbegrenzte Verehrung und Liebe zu seiner Person. Nachdem er aber schon vor längerer Zeit den Entschluß gefaßt, Düsseldorf zu verlassen, können diese Offerten nicht die einzige Ursache seines Abgangs sein. Ehrgeiz reizte ihn nicht, denn ein freier Mann, wie er, läßt sich mit dem leichten Köder des Weihrauchs nicht locken, so wenig als mit andern äußerlichen Belobungen; der Titel Professor hat für einen großen Künstler keinen Werth, da ihn ja so viele kleine Geister führen. Aber die Hintansetzung seiner Verdienste bei Gelegenheit der Bestellung vaterländischer Werke an ausländische Maler (de Biefve erhielt den Auftrag zu einem Cyclus von Gemälden aus der Brandenburg-Preußischen Geschichte) und der Indifferentismus des Staates gegen Kunst und Künstler überhaupt mag nicht wenig zu dem Entschlusse beigetragen haben, Preußen und seine erste Kunst-

Digitized by Google

ſchule zu verlaſſen. Namentlich das Letztere mag ihn beſtimmt haben; das Schickſal ſeiner Kunſtgenoſſen, die bei allem Eifer von keinem Mäcen gehoben wurden, ſondern für ihren Erwerb in der blutarmen Zeit mit allen Kräften wie Tagelöhner arbeiten mußten, lag ihm am Herzen und vielleicht hofft er ihnen zu nützen, wenn er durch ſeinen Abgang die Nothwendigkeit der Theilnahme des Staates an den Intereſſen ſeiner Kunſtſchule herbeiführt. Dieſe Nothwendigkeit tritt denn auch ſchon jetzt in höchſter Potenz ein, da der Abgang Leſſing's leider den Verluſt mehrerer anderer Häupter unſerer Schule nach ſich zieht. Adolph Schrödter, der Schwager Leſſing's, folgt ihm nach Frankfurt; er iſt ein Haupt in der Genremalerei, die Academie verliert alſo auch an ihm ein bedeutendes Mitglied. Derſelbe Fall tritt ein bei Haſenclever, wenn dieſer ſeinen Entſchluß, nach München überzuſiedeln, ausführt, ebenſo bei Ritter und Hübner. Steinbrück und Plüddemann ſind bereits nach Berlin gewandert, Jordan gedenkt ebenfalls dahin zu gehen, und Lentze, der blos Leſſing's wegen nach Düſſeldorf gekommen, kehrt nach Amerika in ſeine Heimath zurück. Selbſt Sohn, der als Profeſſor der Academie fungirt, ſoll ſeine Stelle aufgeben und ebenfalls nach Frankfurt gehen wollen.

Dem in die Verhältniſſe der hieſigen Schule nicht eingeweihten auswärtigen Laien dürfte dieſe große Veränderung, eines einzigen Mannes wegen, auffallend erſcheinen; man wird entgegnen: Cornelius ging nach Berlin und München behielt dennoch ſeine andern Künſtler, Cornelius war ja doch in München Director und Leſſing nicht einmal Profeſſor in Düſſeldorf. Wir entgegnen: Leſſing war, obſchon nicht öffentlich und officiell, der Mittelpunkt und das Haupt des künſtleriſchen Geſammtwirkens, und ſeine Gegenwart wie ſeine Schöpfungen leiteten das Streben der andern Mitglieder der Düſſeldorfer Schule.

Schadow war ihr Stifter, er begründete ihren Ruhm, er leitete ihre adminiſtrativen Intereſſen bis auf den heutigen Tag, und iſt bereits ſeit einigen zwanzig Jahren ihr Director. Um aber auch ihr Mittelpunkt zu bleiben, hätte er einer andern, als der alten, recapitulirenden Kunſtrichtung angehören müſſen. Seine Schüler bedurften einer neuen Bahn für ihren jungen und lebensfriſchen Geiſt, die Mehrzahl wollte über die Vorbilder der alten Italiener hinaus, und nur ein kleiner Theil blieb auf ſeiner Seite. Leſſing machte mit ſeinen erſten, romantiſchen, Bildern den Uebergang von der alten zur neuen Richtung, und gleich ſahen wir Sohn, Hildebrandt, Bendemann, Julius

Digitized by Google

Hübner, Sonderland ꝛc. in ſeinem Gefolge mit jenen bekannten Bildern der romantiſchen Periode, die vor 16 Jahren den Ruhm der Düſſeldorfer Schule begründeten. Durch die finſtern Schluchten der Romantik, mit all' ihren Räubern und Rittern bahnte Leſſing ſeinen Weg zur Hiſtorienmalerei, und mit ihm gingen die andern Düſſeldorfer allmälig in dasjenige Gebiet über, dem ſie noch heute angehören. Sein Einfluß auf ihre Werke war ſtets indirect, inſofern als er nicht zu den Lehrern gehörte, aber dennoch ſo unverkennbar, daß man ihn noch jetzt in einer chronologiſchen Ueberſicht der Geſammtleiſtungen nachweiſen kann. Unbewußt machte er den Führer, unbewußt folgten ihm die Andern. Die ſtille Verehrung ſeiner Kunſt wurde durch die Anhänglichkeit an ſeine Perſon faſt noch übertroffen; ſein grader und biedrer Charakter hielt ihn ſtets fern von allen kleinlichen gegenſeitigen Anfeindungen, wie ſie überall unter den Gliedern *eines* Standes vorkommen. Sein Urtheil mußte immer gefordert werden, er verdammte keine Richtung und ließ dem Streben jedes Einzelnen Gerechtigkeit widerfahren. Dadurch, daß er ſeinen Einfluß nie geltend gemacht, gewann er einen um ſo größeren, und ſeine Anſichten über die Werke der Andern wurden um ſo wichtiger, je ſeltener er ſie ausgeſprochen.

War er im Kreiſe ſeiner Kunſtgenoſſen recht eigentlich das Haupt ſo galt er auch außerhalb im weiteſten Umkreiſe als ſolches. Vor Allen war es die engliſche Nation, die für ſeine Werke das lebhafteſte Intereſſe zeigte, und es noch täglich ſteigert, je mehr die deutſche Kunſt in ihrem Lande Eingang findet. Die engliſche Königin gab ihren beſondern Beifall ſeinem „Huß vor dem Concil" zu erkennen und ließ ſich die Vervielfältigung dediciren. Leite man dieſe Vorliebe der Engländer für Leſſing nicht etwa von ihrem Proteſtantismus her; die Werke Overbeck's und Steinle's, der katholiſchen Richtung angehörig, finden bei Albion's Söhnen ebenfalls ihre Liebhaber. Wohl nur die eigenthümliche tiefe Poeſie Leſſing'ſcher Werke klingt an bei der Nation Shakeſpeare's, und wie ihre Dichter der neuern Zeit verherrlicht Leſſing vor allen Künſtlern die große, erhabene Natur. Daher kennen alle Verehrer von Byron und Burns ſeine Landſchaften mit ihren ſchlichten, aber bedeutungsvollen Staffagen, ſeine von einem tief-romantiſchen Element durchdrungenen Genrebilder und die ernſten Dramen ſeiner hiſtoriſchen Kunſt.

Die auffallende Erſcheinung, daß unſer Künſtler im Auslande mehr Anerkennung gefunden als im engen Vaterlande Preußen, berechtigt zu der Vermuthung, die ewigen Anfeindungen der Berliner gegen

zu Ehren des Herrn, dem sie gedient, Gerechtigkeit übten, Barmherzigkeit und Liebe, Treue und Wahrheit, Demut und Sanftmut, Geduld und Keuschheit, Reinheit und Heiligkeit, Gehorsam und Gottesfurcht, Gebet und Fasten, Wachen und Beten, Almosen und Opfer, Gastfreundschaft und Fußwaschung, Kindererziehung und Unterweisung, Trost und Ermahnung, Strafe und Zurechtweisung, Gutes tun und Gutes lehren, Verachtung der Welt und Verachtung des Todes, Sehnsucht nach dem Himmelreich und Hoffnung auf die Auferstehung, Lobpreis und Dank, Gebet und Fürbitte, Ehrfurcht und Liebe

keit der Sorge für ihre Existenz zwingt den Geschichtsmaler, entweder stets mit kleinen Producten, die ihres geringern Preises wegen eher Abgang finden, aufzutreten, oder aber das ganze unergiebige Feld mit dem bessern Boden der Genremalerei zu vertauschen.

Daneben befürchtet man ein Ueberhandnehmen der alten italienischen Richtung, wenn die Hauptvertreter der neuern das Feld geräumt haben. Jeder Kunstfreund wird liberal genug sein, keine Blüthe vom Baume des Schönen zu verdammen, und allen verschiedenen Gärtnern die Zweige zur Pflege gern zu überlassen. Wenn aber ein Hauptast so sehr vom Alter gelitten hat, daß die emsigste Sorgfalt keinen neuen Sprößling zu erzeugen vermag, so kann man nur die vielen schönen Kräfte bedauern, die ihr Messer an seiner Härte abstumpfen. Ein geistreicher Künstler der neuern Richtung äußerte einmal über die Anhänger der alten, „es geht diesen Leuten, wie im bekannten Volkslied vom Fahnenschmied, wo es am Schlusse heißt:

„Und wer im Text nicht weiter kann,
Der fängt das Lied von vorne an."

Vom materiellen Schaden der Stadt Düsseldorf zu reden, liegt nicht in der Absicht des Referenten; jeder Einwohner des hübschen „petit Paris" wie Napoleon es nannte, muß den bevorstehenden Krebsgang der Kunstschule um so mehr bedauern, als grade jetzt die alte Schloß-Academie neu aufgebaut wird, und die Bürgerschaft den längst gehegten Gedanken der Stiftung einer neuen Gemäldegallerie auszuführen begonnen hat. Möge das Gouvernement sich nicht begnügen, ein leeres Gebäude für die Künstler aufzuführen, das ihnen nichts als den Raum zur Aufstellung der Staffeleien bietet. Es dürfte sonst leicht der Fall eintreten, daß die Lehr-Räume leere Räume würden und die Zahl der Ateliers größer wäre, als die der Maler.

Die Vaterstadt Goethe's und Börne's ist auch Rothschild's Heimath, desselben Beherrschers der Gläubiger, dem Carl Beck seine Vorrede zu den „Liedern vom armen Manne" vorgedonnert. Was dieser große Mäcen unterlassen, blieb einem kleinen, aber großen Manne vorbehalten, dem Bürger Städel, dem Stifter des Instituts für bildende Kunst. Seine Nachfolger, die jetzigen Leiter und Vorsteher seiner Schöpfung, haben ihren Beruf zu dem schönen Amte durch die Anstellung Lessing's im hohen Grade bewährt. Für ihre Stadt wird diese That den großen Ruhm begründen, daß sie über

ein wesentlicher Bestandteil der Bedingungsform ist, erkennen wir gleich, wenn wir einen Satz bilden, in welchem diese vorkommt. Auch die Bedingungsform ist nicht schwer zu bilden. Wir nehmen wieder die Form des Imperfekts, wenn wir „wäre" und „hätte" sagen. Wir sagen also: „Wenn ich Geld hätte, wäre ich glücklich." Hier ist die Bedingung in dem Satze „wenn ich Geld hätte" enthalten. Wir sagen

Wie man Dramatiker wird.

Dort in dem kleinen Estaminet der Rue Lepeletier unweit der großen Oper saßen wir zusammen, deutsche und frqnzösische Literaten, einige Künstler und Flüchtlinge. Man gähnte und sprach durcheinander. Gutzkow war vor Kurzem abgereist und gab Stoff zu einigen Worten. Von ihr auf das deutsche Theater war der Sprung nicht groß. Ein Mitarbeiter der Demokratie pacifique wunderte sich über die ungeschickte Stellung der deutschen Theaterdichter den Directionen gegenüber. — Sie haben kein Paris, keine centralisirende gebietende Mittelpunktstadt in ihrem blonden Deutschland, — sagte ein Anderer, — das ist die Ursache, daß bei ihnen Niemand herrschen, Niemand siegen Niemand imponiren kann, sei es in Politik, sei es in Literatur, sei es in der Comödie. Es sind lauter Localberühmtheiten — an der Grenze des Localstaates, des Herzog- und Fürstenthumchens endet, verflacht sich auch der Einfluß, die Macht der Celebrität. Wo man in jeder Stadt von Neuem um Sieg und Anerkennung kämpfen muß, da ermüdet die Kraft, wenn sie nicht vollends Schiffbruch leidet. Bei uns kann ein Zufall ein Talent aus der Dunkelheit hervorziehen und es zum Helden des Tages machen. Und ist er erst Held des Tages in Paris, so zieht er in den Provinzen ohne Kampf als Triumphator umher. So ging es fast allen Matadoren unserer Literatur und unserer Bühne. In Frankreich bedarf es *eines* Zufalls, *eines* Treffers, in Deutschland braucht man ihrer funfzig. Scribe, Melesville und vor Allem Bayard wären vielleicht in ihrem ganzen Leben keine Bühnendichter geworden.

— Warum „vor Allem" Bayard — fragte die Demokratie pacifique?

— Weil er grade unter allen Andern ganz und gar der Sohn des Zufalls ist. Kennen Sie die Geschichte nicht?

Digitized by Google

— Ja, ja, ich habe so was gehört, aber nicht genau!

— Ich aber kenne sie in allen Details, und wenn es die Herren nicht langweilt, so will ich sie erzählen.

— Immer zu!

— Bayard kam vor ungefähr 20 Jahren nach Paris. Der Teufel weiß, was er für Aussichten und Pläne hatte. Seine Studien waren sehr dürftig, aber er war und ist noch immer ein frischer regsamer Kopf und versuchte es mit der dramatischen Muse. Damals war Scribe noch in seiner ersten Periode, d. h. in seiner Vaudevillenströmung und auf den Boulevards gab es alle zwei Monate ein neues Stück von Meister Scribe. Bayard hatte Geist, Beobachtungs- und Erfindungsgabe zwei und zwanzig Jahre und — Energie. Ein dreiactiges Stück war bald fertig. Die Freunde, denen es vorgelesen wurde, waren einstimmig im entschiedensten Beifall und Bayard schickte es in prachtvoller Abschrift, sauberem Einbande und mit besonders höflichem Schreiben an den Director des Vaudevilles.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen ward ihm das Manuscript in vollkommen unberührtem Zustand zurückgeschickt; es war mit einem Briefe folgender Art begleitet: „Werthgeschätzter Herr! Ich habe in dem Werke, welches Sie mir anzuvertrauen die Güte hatten, geistreiche Einzelheiten, hübsche Scenen, eine gewandt durchgeführte Intrigue, Charaktere, die mit Geschick gezeichnet sind, gefunden; leider scheint mir das Sujet dem Verdienste der Ausführung nicht zu entsprechen, und so sehr es auch mein Wunsch ist, Ihnen gefällig zu sein, so muß ich doch bedauern u. s. w." Bayard zerknitterte wüthend diesen höflichen Brief und warf ihn in's Feuer. Als er seiner Galle vollkommen Luft gemacht hatte, fiel es ihm ein, daß das Urtheil eines Theater-Directors kein Urtheil ohne Appellation sei, und daß, wenn auch Ein Theater ihm verschlossen bleibe, es noch zwanzig andere gebe, deren Zugang ihm offen stehe.

Er machte einen neuen Versuch und übergab sein Manuscript einem andern Director; aber auch von diesem erhielt er es, wie das erste Mal, in seiner ursprünglichen Unversehrtheit zurück mit folgendem Schreiben: „Mein Herr! Der Stoff des Werks, das Sie mir übergaben, ist ebenso interessant als originell; leider scheint mir die Ausführung dem Reichthum des Gegenstandes nicht zu entsprechen: die Charaktere sind unvollkommen, die Schwäche der Intrigue und die Zusammenhangslosigkeit der Scenen verrathen eine große Unkenntniß der Bühne; mit einem Wort, ich glaube nicht, daß Ihr Stück, so wie

Digitized by Google

§. 5. Wenn der Beklagte nicht erscheint, oder sich weigert, auf Befragen des Gerichts sich über die Klage zu erklären, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen.

§. 6. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 7. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 8. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 9. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 10. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 11. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 12. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 13. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 14. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 15. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 16. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 17. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 18. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 19. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 20. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 21. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 22. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 23. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 24. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 25. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 26. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 27. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 28. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 29. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 30. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 31. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 32. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 33. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 34. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 35. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 36. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 37. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 38. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 39. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 40. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 41. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 42. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 43. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 44. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 45. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 46. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 47. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 48. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 49. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 50. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 51. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 52. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 53. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 54. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 55. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 56. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 57. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 58. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 59. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 60. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 61. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 62. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 63. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 64. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 65. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 66. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 67. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 68. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 69. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 70. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 71. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 72. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 73. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 74. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 75. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 76. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 77. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 78. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 79. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 80. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 81. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 82. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 83. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 84. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 85. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 86. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 87. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 88. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 89. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 90. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 91. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 92. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 93. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 94. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 95. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 96. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 97. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 98. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 99. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 100. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 101. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 102. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 103. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 104. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 105. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 106. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 107. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 108. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 109. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 110. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 111. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 112. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 113. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 114. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 115. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 116. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 117. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 118. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 119. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 120. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 121. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 122. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 123. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 124. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 125. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 126. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 127. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 128. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 129. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 130. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 131. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 132. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 133. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 134. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 135. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 136. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 137. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 138. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 139. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 140. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 141. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 142. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 143. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 144. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 145. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 146. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 147. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 148. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 149. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 150. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 151. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 152. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 153. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 154. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 155. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 156. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 157. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 158. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 159. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 160. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 161. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 162. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 163. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 164. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 165. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 166. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 167. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 168. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 169. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 170. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 171. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 172. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 173. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 174. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 175. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 176. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 177. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 178. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 179. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 180. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 181. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständniß der Klage anzusehen, wenn er nicht zugleich die Einrede der Unzuständigkeit des Gerichts vorschützt.

§. 182. Wenn der Beklagte sich auf die Klage einläßt, so ist dies als ein Geständ

Die Kosten dieser Anstalten sind sehr bedeutend, indem allein jährlich 1000 Gulden für Bücher und Zeitschriften ausgegeben werden. Die Bibliothek besteht aus 20,000 Bänden, und ist in 3 Abtheilungen getheilt, wovon die erste die Theologie, die zweite die Philosophie und Philologie, die dritte die Geschichte und Naturwissenschaften enthält. Die Bibliothek ist täglich von 9 bis 12 Uhr Vormittags geöffnet, und kann auch Abends benützt werden. Die Bücher werden nicht nur in den Lesesaal verabfolgt, sondern auch nach Hause gegeben. Die Bibliothek ist in einem eigenen Gebäude untergebracht, welches 1837 vollendet wurde. Es ist ein schönes Gebäude, und hat 2 Stockwerke. Im ersten Stockwerke befindet sich der Lesesaal, und im zweiten die Bücher. Der Lesesaal ist ein schöner, geräumiger Saal, und hat 2 Reihen Fenster. Die Bücher sind in Kästen aufgestellt, welche an den Wänden stehen, und sind in Reihen geordnet. Die Bibliothek ist sehr gut eingerichtet, und es ist eine Freude, sie zu besuchen. Die Bibliothekare sind sehr freundlich und gefällig, und helfen gerne bei der Auswahl der Bücher. Die Bibliothek ist eine der schönsten Anstalten der Stadt, und verdient besucht zu werden.

Wenn wir uns nun wieder zu dem Thurme Saint-Jacques wenden, so sehen wir, daß er mit einem Gitter umgeben ist, und daß sich an seinem Fuße ein kleiner Platz befindet. Dieser Platz ist mit Bäumen bepflanzt, und hat einige Bänke. Der Thurm ist sehr hoch, und hat 4 Stockwerke. Im ersten Stockwerke befindet sich eine Uhr, im zweiten eine Glocke, im dritten eine Statue, und im vierten eine Laterne. Die Statue stellt einen Mann vor, welcher ein Buch in der Hand hält. Die Glocke ist sehr groß, und hat einen tiefen Ton. Die Uhr ist sehr genau, und hat 2 Zeiger. Der Thurm ist sehr alt, und hat viele Risse. Er ist aus Stein gebaut, und hat eine dicke Mauer. Die Treppe, welche auf den Thurm führt, hat 300 Stufen. Sie ist sehr eng, und es ist schwer, auf ihr zu gehen. Oben auf dem Thurme ist eine Plattform, von welcher man eine schöne Aussicht hat. Man sieht die ganze Stadt, und die Umgebung. Man sieht die Häuser, die Straßen, die Plätze, die Gärten, die Felder, die Wälder, die Berge, und die Flüsse. Man sieht die Menschen, die Thiere, die Wagen, die Schiffe, und die Eisenbahnen. Man sieht die Sonne, die Wolken, den Himmel, und die Sterne. Man sieht die ganze Welt.

Manuſcript auf, um ſeinen gierigen und triumphirenden Blick daran zu weiden. „Welch' glänzender Styl, welcher Humor!" rief er faſt nach jeder Scene aus; „das ſind ganz neue Situationen, von mächtigem Intereſſe! Und wie die Intrigue ſich fortſpinnt, verwickelt und ohne Anſtrengung ſich löſt! ... Kann man ſich einen lebhaftern Dialog, feinere und reizendere Wendungen denken? Aber was ſchreibt mir denn da dieſer Scribe? Der Titel ſei ungenügend? Aber er iſt ja ganz vortrefflich und dabei höchſt pikant, er wird auf den Theaterzetteln vortrefflich figuriren. Es iſt ein entſchiedenes Meiſterwerk; das wirft zweihundert tauſend Franken für das Theater ab ... Raſch an's Werk! in drei Wochen muß das Stück aufgeführt werden."

Und drei Wochen darauf lud eine pomphafte Reclame, die in allen Journalen gleichzeitig erſchien, das Pariſer Publicum zu der erſten Vorſtellung eines neuen Meiſterſtücks von dem geiſtreichen und fruchtbaren Scribe ein. An demſelben Tage erſchien ein Theaterdiener in Bayard's Wohnung und ſtellte ihm ein Manuſcript zurück, nebſt einem Billet von dem Director, ein Billet, deſſen Inhalt in Kurzem der war, daß „die Mangelhaftigkeit des Stoffes und die Schwäche der Ausführung die Annahme dieſes Werks unmöglich machten".

Scribe, den eine wichtige Angelegenheit nach Paris zurückrief, kam am Abend der neuen Vorſtellung grade in dem Momente an, als die Menge ſich in's Theater drängte. Da es zu ſpät war, um die Reiſekleider abzuwerfen, ſo kam ihm die Luſt an, der Aufführung incognito beizuwohnen; er verdankte der Erkenntlichkeit der Adminiſtration den lebenslänglichen Genuß einer Loge und ließ ſich dieſe von der Logenſchließerin öffnen. In demſelben Augenblicke ſtürzte ein junger Menſch durch die Gänge und bemühte ſich vergebens, bei ſämmtlichen Logenſchließerinnen einen Platz zu erhalten. — „Es iſt empörend", rief er; „ich ſehe eine Menge von Leuten, die mit Freibillets kommen und ſich in aller Bequemlichkeit hinſetzen, und ich, der ich mein Billet bezahlt habe, ſoll in einer Ecke ſtehen müſſen hinter fünf oder ſechs Perſonen, die in derſelben Lage ſind! es liegt mir viel daran, gut zu ſehen und zu hören. Gebt mir einen Platz im dritten Rang, mag er auch noch ſo klein ſein, ich will ihn mit funfzig Franken bezahlen, wenn es gefordert wird". — „Teufel", dachte Scribe, „Freund oder Feind, das iſt ein zu leidenſchaftlicher Zuſchauer, als daß ich nicht die Gelegenheit ergreifen ſollte, ſeinen Applaus zu genießen oder ſeine Intriguen zu überwachen." Darauf wandte er ſich an den jungen Mann

Digitized by Google

und bot ihm bereitwillig seine Loge an, was Jener mit großem Dank annahm. Der junge Mann war — Bayard!

Unsere beiden Zuschauer hatten kaum Zeit gehabt, einige Höflichkeiten mit einander auszutauschen, als der Vorhang in die Höhe ging; Beide wurden sofort still und aufmerksam, und dieselbe Spannung malte sich in ihren auf die Bühne gerichteten Blicken. Aber diese Uebereinstimmung in dem Ausdruck ihrer Physiognomie dauerte nicht lange. Erstaunen, Unzufriedenheit malte sich plötzlich auf Saint Scribe's Gesicht; er machte große Augen, er hörte gespannt hin, er klopfte sich auf die Stirn. Was ward aus seinem Sujet? Wo ist seine Intrigue hingekommen? Sind das die Situationen, die er combinirt, die Scenen, die er geschrieben? Nicht in einem Wort, das die Schauspieler sprachen, erkannte er sein geistiges Eigenthum. „Dahinter steckt ein Geheimniß", dachte er, „dessen Enthüllung ich um jeden Preis haben muß". Er wollte eiligst seinen Sitz verlassen, um auf der Bühne sich Aufschluß zu holen, als seine Blicke auf seinen Nachbar fielen und an diesem mit Erstaunen die Symptome der heftigsten und sonderbarsten Aufregung sah.

Bayard hatte den Körper nach vorn geneigt und den Kopf aus der Loge gestreckt; sein Gesicht erröthete und erbleichte zwanzigmal in einer Minute; bald hörte er hin und hielt den Athem an sich, als fürchtete er, die Aufmerksamkeit des Publicums zu stören oder ein Wort von dem, was der Schauspieler sagte, zu verlieren; bald ließ er seinen Blick vom Parterre auf's Orchester, von den Logen auf die Gallerien schweifen, und seine Stirn erheiterte oder umwölkte sich, je nachdem man Beifall klatschte oder stille blieb. Endlich, als ein Schauspieler ein Versehen begangen, erhob er sich zornig und rasch, ließ sich dann aber ebenso rasch wieder auf seinen Sitz niederfallen, indem er krampfhaft Worte vor sich hin murmelte. — „Was ist Ihnen denn, Herr?" fragte ihn Scribe, der sich von seinem Erstaunen nicht erholen konnte. — „Was mir ist?" antwortete Bayard; „ich dulde Märtyrerqualen; da ist ein Liebhaber, der kein Wort von seiner Rolle weiß und den Erfolg des Stücks compromittiren wird ... Sehen Sie, sehen Sie, jetzt spielt die Liebhaberin mit einer zur Verzweiflung bringenden Kälte! ... Und der Vater, der nicht kommt! Die Scene wird fehlschlagen ... Das Publicum wird ziſchen ... Nein! ... Er entschließt sich endlich ... es ist glücklich vorüber. —

Scribe's Erstaunen hatte den höchsten Gipfel erreicht. — „Sie

ſcheinen an dem Schickſal dieſes Stückes lebhaftes Intereſſe zu nehmen?" — „Ich würde zehn Jahre meines Lebens für den glücklichen Erfolg deſſelben hingeben." — „Das Opfer wäre etwas übertrieben!" — „Ach, was ſind zehn Jahre, wenn es ſich um Glück und Ruhm handelt?" — Scribe betrachtete den jungen Mann mit einer unbeſchreiblichen Miſchung von Empfindungen. Er war nicht minder aufgeregt als ſein Nachbar und drang in dieſen um Aufklärung. Bayard, den ſein fieberhafter Zuſtand zu vertraulichen Mittheilungen beſonders geeignet machte, machte kein Geheimniß daraus, daß er der Verfaſſer ſei und dem gewandten und geſpannten Scribe wurde es nicht ſchwer, die Mittel und Wege, wie ſein dramatiſches Kind ausgewechſelt ward, halb zu erfahren, halb zu errathen.

Dies war kaum geendigt, als auf einmal ein Donner von Beifallsbezeigungen mit ſolchem Geräuſch ausbrach, daß man den Saal dem Einſturz nahe glauben konnte. Es war die Schlußſcene des zweiten Actes, die dieſen Enthuſiasmus hervorgerufen. Heftige Freude und heftiger Schmerz ſind in ihren Wirkungen gleich; Bayard fühlte ſeine Kräfte ſchwinden, und als der Beifall ſich verdoppelte, ſank er ohne Beſinnung neben Scribe nieder. Dieſer rief die Logenſchließerin. „Geſchwind, Hilfe", ſagte er; „friſches Waſſer wird hinreichen. Dieſe Ohnmacht iſt die Folge einer Aufregung, die nichts Gefährliches hat". Und nachdem er Bayard der Sorgfalt der Logenſchließerin anvertraut, verſchwand er.

Inzwiſchen begann der dritte Act; das Stück war vom Stapel gelaſſen, wie man im Couliſſenſtyl zu ſagen pflegt; es war eine ununterbrochene Reihe von Applaus und Bravos; der Ausgang erregte Sturm, einſtimmig erhob ſich der Ruf nach dem Namen des Verfaſſers. Bayard, der ſich von ſeiner Unpäßlichkeit vollkommen erholt hatte, war in ſeine Loge zurückgekehrt, wo er, dieſes Mal allein, den Triumph ſeines Werkes vollſtändig genoß; aber als er den Vorhang in die Höhe gehen ſah, als er bedachte, daß der Schauſpieler, der feierlich vortrat, um nach franzöſiſcher Theaterſitte den Namen des Verfaſſers zu verkünden, jetzt einen andern als den ſeinigen nennen werde, fühlte er in ſich nicht den Muth, dieſer Prüfung zu widerſtehen; er ſtand raſch auf, um hinauszugehen ... es war zu ſpät; ein Name hatte ſein Ohr erreicht ... Aber, welche Ueberraſchung! Dieſer Name, den die jubelnde Menge mit einer dreifachen Beifallsſalve begrüßt, war kein anderer als der ſeine!

Digitized by Google

Die Gesellschaft Deutscher Chemiker hatte ihren Sitz in Berlin. Sie gab eine Zeitschrift heraus, die Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft, die in Berlin erschien. Sie hatte ihre Sitzungen in Berlin. Sie hatte ihre Bibliothek in Berlin. Sie hatte ihre Geschäftsstelle in Berlin. Sie hatte ihre Mitglieder in Berlin. Sie hatte ihre Vorträge in Berlin. Sie hatte ihre Ausstellungen in Berlin. Sie hatte ihre Preisverteilungen in Berlin. Sie hatte ihre Ehrungen in Berlin. Sie hatte ihre Feiern in Berlin. Sie hatte ihre Reisen in Berlin. Sie hatte ihre Ausflüge in Berlin. Sie hatte ihre Bälle in Berlin. Sie hatte ihre Feste in Berlin. Sie hatte ihre Gäste in Berlin. Sie hatte ihre Freunde in Berlin. Sie hatte ihre Feinde in Berlin. Sie hatte ihre Neider in Berlin. Sie hatte ihre Gegner in Berlin. Sie hatte ihre Widersacher in Berlin. Sie hatte ihre Verleumder in Berlin. Sie hatte ihre Ankläger in Berlin. Sie hatte ihre Richter in Berlin. Sie hatte ihre Henker in Berlin.

Hamburg und England.

Das Verhältniß Hamburg's zu England hat oft die Aeußerung hervorgerufen, es sei die Elbstadt nur eine Vorstadt der Themsestadt. Manche Zeichen und Züge des Lebens und Treibens, manche volksthümlich gewordene Sitten und Aeußerlichkeiten sind durchaus geeignet, jener Bezeichnung den Stempel der Wahrheit zu geben. Die Elbstadt, täglich verkehrend mit der Themsestadt, den Eindrücken hingegeben durch die mercantilen und industriellen Zustände, ihr Glück, ihre Wohlfahrt, ihre Blüthe, ihre Nahrungsquellen mehr oder weniger von dort her erhaltend oder erwartend, seit undenklichen Zeiten, das heißt wenigstens seit dem sich mehrenden überseeischen und besonders nordischen Handel, von englischen Zuständen und Hilfsmitteln vielfach begünstigt, in London selbst einen privilegirten Stapelplatz, den „deutschen Hof" angewiesen erhaltend, konnte sich der Abhängigkeit und Anhänglichkeit nicht erwehren, sie vergaß über dem individuellen Geschäft, über dem niedrigeren Gesichtskreis den höheren Gesichtskreis, die deutschen Ansprüche, das Vaterland? Und was that dieses Vaterland? Es drückte ein Auge zu, es wollte das nicht sehen, was ihm innere Schmerzen verursachen mußte, es machte selbst *seine* wohlbegründeten Ansprüche an die deutsche Stadt nicht geltend, weil es sein Vortheil so mit sich brachte, weil jene eigenthümliche Richtung Hamburg's auch ihm, wenn auch nur im zweiten und dritten Grade zu Nutzen kam. Dieses Princip des Vortheils und der Nützlichkeit ließ an Hamburg Manches übersehen, was ihm sonst grade nicht zur Ehre angerechnet sein würde; diese englischen Verbindungen und Einflüsse wurden lieber nicht beach-

Digitized by

tet, weil ein guter Theil des Volkes dadurch das Leben bereichert und gehoben sah.

Zeit und Geschichte, Cultur und Industrie haben aber auch hier Manches geändert, für andere Ansichten reif gemacht. Die deutschen industriellen Zustände, die deutschen Fabriken sind mächtige Nebenbuhler der englischen geworden und je anhaltender sich auf diese die Blicke des Vaterlandes richten, um so gesinnungsvoller alle Patrioten auf Sachsen, auf Schlesien u. s. w. hinsehen, je ungünstiger man auf England hinüberblickt, um so scheeler betrachtet man die Hamburger Importanten und Zwischenhändler. Dadurch ist die Stellung, das Verhältniß Hamburgs zu England oder London natürlich ein immer engeres, geschrobneres, bestimmteres geworden. Hamburg klammert sich hier immer mehr an englische Gunst und Gabe, es macht stille passive Zugeständnisse, während es dort, gegen die Seite des Vaterlandes, die ihm aufgedrungene Färbung möglichst zu ignoriren, zu verwischen, so gut es gehen will eine deutsch-englische Neutralität zu halten sucht. Ob dies so bleiben kann, ob dies noch lange so bleiben wird, mögen Diplomaten und tiefe Politiker entscheiden. Es scheint mir, daß die ganze Weltlage, die Geschichte der Völker, des Handels und der Cultur die gute Stadt Hamburg in eine Klemme bringt, die ihr, je mehr der Sinn, das Hochgefühl für die heiligsten deutschen Interessen wachsen, leicht den wahren Odem des Lebens benehmen kann. Hamburg selbst mag dann für sich überlegen, ob es immer Maß gehalten und recht gethan, ob es aus Sorglosigkeit und Privatvortheil sich nicht oft allzustark den englischen vor den deutschen Interessen hingegeben hat.

Grade in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, haben die Hamburger Handwerker eine Supplik bereitet und mit vielen Unterschriften versehen, worin sie den Senat bitten, sie in ihrem deutschen Recht zu schützen und die seit dem Brande immer mehr hier verbreiteten und herübergeholten englischen Arbeiten und Handwerkseinflüsse in ihre Grenzen zurückzuweisen. Diese Beschwerde schon hat verschiedene Seiten; so empfindlich, kränkend und brodnehmend die englischen Arbeiten und Arbeiter für den hiesigen eingesessenen Handwerker sind, so gesinnungslos und volkswidrig ist solches Importiren vom allgemeinen deutschen Standpunkte aus. Halten wir den staatsbürgerlichen Gesichtspunkt fest, wer kann es den Hamburger Handwerkern und Arbeitern verdenken, daß sie dort, wo sie leben und leben müssen, wo sie sich

Digitized by Google

Gesetz gegen Gefahr, Not und Elend der Deutschen Volk und Reich vom 24. März 1933 (Reichsgesetzbl. I S. 141) und des Gesetzes über die Vereidigung der Beamten vom 20. August 1934 (Reichsgesetzbl. I S. 785) folgendes Gelöbnis:

Ich schwöre: Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht, treu und gehorsam sein, die Gesetze befolgen und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.

Der Eid ist ohne Zusatz zu leisten. Er kann auch durch Handaufheben bekräftigt werden. Die Eidesformel ist vorzulesen. Der Eidespflichtige spricht nach: „Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe."

Wer aus Glaubensgründen einen Eid ablehnt, kann an Stelle des Eides ein Gelöbnis mit gleicher Bekräftigung leisten.

Die Eidesleistung ist in einer Niederschrift zu beurkunden, die von dem Eidespflichtigen und dem Eidesabnehmer zu unterschreiben ist. Ein Abdruck der Niederschrift ist dem Eidespflichtigen auszuhändigen.

Wer sich weigert, den Eid zu leisten, ist nicht zu beschäftigen. Ist er bereits beschäftigt, so ist er zu entlassen. Ist er Beamter, so ist er in den Ruhestand zu versetzen, wenn er dienstunfähig ist, sonst zu entlassen. Ist er Ehrenbeamter, so ist er seines Amtes zu entheben.

Wer sich weigert, den Eid zu leisten, hat keinen Anspruch auf Ruhegehalt, Hinterbliebenenversorgung, Unterhaltsbeitrag, Übergangsgebührnisse, Sterbegeld oder Abfindung. Ist er Beamter auf Lebenszeit, so ist er in den Ruhestand zu versetzen, wenn er dienstunfähig ist, sonst zu entlassen. Ist er Ehrenbeamter, so ist er seines Amtes zu entheben.

Wer sich weigert, den Eid zu leisten, hat keinen Anspruch auf Ruhegehalt, Hinterbliebenenversorgung, Unterhaltsbeitrag, Übergangsgebührnisse, Sterbegeld oder Abfindung.

Ich bitte, mir Gelegenheit zu geben, den Eid zu leisten.

Ich bitte, mir Gelegenheit zu geben, das Gelöbnis zu leisten.

Ich bitte, mir Gelegenheit zu geben, den Eid zu leisten, und mir die Eidesformel vorzulesen.

Ich bitte, mir Gelegenheit zu geben, das Gelöbnis zu leisten, und mir die Eidesformel vorzulesen.

Ich bitte, mir Gelegenheit zu geben, den Eid zu leisten, und mir die Eidesformel vorzulesen.

das erfordert neue Mittel und Kräfte, das erfordert neue Vorbereitungen und Opfer, wenigſtens auf einige Jahre; und darum beſchützt, begünſtigt man lieber alle Vorurtheile, unterdrückt die heimiſchen Handwerker und Arbeiter ſogar, die in deutſcher Concurrenz durch ſich ſelbſt etwas geworden, aus Liebedienerei und Bereitwilligkeit gegen engliſche Intereſſen! Hamburg's Würde und Krone, Hamburg's Verdienſt und Glanz iſt der überſeeiſche Großhandel, der Verkehr mit den fernen Ländern alter und neuer Welt, und dieſer Glanz, dieſe Krone ſoll und muß ihm bleiben, aber die unbedingte Hingabe an England muß es mehr und mehr fahren laſſen, es muß ſich wahrhaft verbrüdern und vergeiſtigen zu dem Ende mit der Idee einer großen, majeſtätiſchen deutſchen Handelsflotte.

Hamburg gilt in Dingen der Politik allgemein für tonlos und farblos; man iſt oft genöthigt, ihm die politiſche Gleichgiltigkeit und Indolenz nachzuweiſen, allein — man ſchweigt aus Rückſicht gegen die Weltſtadt und die von ihr genährten Vorurtheile, welche doch bisher ſo Manchem Glück und Segen gebracht haben. Ein deutſches Hamburg, ein politiſches Hamburg gibt es nicht. Hamburg's Politik iſt der Handel und deſſen Vortheil. Wenn nun aber das kleine lebendige Holſtein ſo geſinnungstüchtig ſich gegen das Dänenthum erweiſt und darum die allgemeinſte Anerkennung verdient, ſoll man an das engliſch geſinnte, Engliſches beſchützende Hamburg nicht endlich ähnliche Anſprüche und Forderungen machen, ſoll man endlich auch nicht von ihm verlangen können, daß es ein politiſches Lebenszeichen von ſich gebe, daß es deutſch denke, fühle und handle, daß es weniger eine partielle als objective Größe erſtrebe? Als ein Zeichen, als ein Product dieſer ſubjectiven Uebermacht kann man das Moment in dem jüngſt erfolgten Bankerott von Hincke & Comp. betrachten, wobei die ſächſiſchen und ſchleſiſchen Fabrikanten gegen die engliſchen Factoren ſo bedeutend verloren haben. Die große Ungleichheit der Handels-Concurrenz hat hier nothwendig den Einzelnendie Schlappe beigebracht. Verdient Deutſchland etwa die Zurückſetzung und die tauſend Nachtheile, in die es gegenüber den engliſchen Intereſſen geſtellt wird? Vergißt man, wie das geſammte Deutſchland beim Hamburger Brande es beſſer als das immer bediente England unterſtützt und geehrt hat durch unerhörte Theilnahme! Was hat Hamburg gethan für ſolche Theilnahme? Nichts. Nichts? wird man hierorts fragen. Hat Hamburg nicht ſchon ſo oft wieder bei Brandſchäden geſteuert, hat es nicht ſo

Digitized by Google

ziemlich Gleiches mit Gleichem vergolten. Eine ſolche Vergeltung iſt doch wahrlich zu kalt und comptoiriſtiſch oder börſenartig. Deutſchland dachte bei Hamburg's Brand wahrlich nicht an das, was dieſes etwa früher mit ſo und ſo viel unterzeichnet; nein, was Deutſchland bei jener Gelegenheit that, that es aus brüderlicher Geſinnung, aus hochherzigem Mitgefühl, aus vaterländiſcher Theilnahme, das iſt's, was Hamburg nie vergeſſen darf. Chriſtern.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Die Ministerrede im Unterhause. — Rußlands Politik. — Eisenbahn-Skandale. — Kluge Maßregel. — Noch ein Mal Herr Bűky. — In Sachen des Dr. Wiesner.

1.

Lord Palmerston's Worte, welche er auf Hume's Interpellation hinsichtlich der Galizischen Angelegenheiten am 17. im Parlamente sprach, erregen hier (wo sie dem größeren Publicum durch die Allgemeine Zeitung bekannt werden) einen schwer zu beschreibenden Eindruck. Guter Gott! kaum ist man mit Frankreich fertig, und hat gegen die ungezogene Pariser Presse eine schlecht stylisirte Staatsschrift losgelassen, kaum hat man sich vom ersten Schrecken über Montalembert's Rede erholt, so kommt England her, ungeschlacht und donnernd, und pocht mit geballter Faust an die grünen Tuchthüren unseres Cabinets. Der „edle Lord" spricht ebenso klar als ruhig, aber auch ebenso fest als entschieden über die Verletzung des Wiener Tractates, und sagt nach der Version der Allgem. Zeitung — merkwürdiger Weise weichen andere Blätter im Texte dieser Rede etwas von einander ab — wie folgt: „Daß die letzten Vorgänge in Krakau eine solche Verletzung des Wiener Vertrags sind, kann Niemand leugnen. Dieser Vertrag aber muß aufrecht erhalten werden. Es kann keiner Regierung verstattet sein, mit der einen Hand sich die Artikel herauszusuchen, die sie halten will, und mit der andern Hand jene zu entfernen, die ihr grade unbequem. Der Wiener Vertrag ist ein Ganzes. Mögen die drei Regierungen Oesterreich, Rußland und Preußen daran sich erinnern, daß, wenn er an der Weichsel nicht gilt, er auch am Rhein und Po ungiltig erklärt werden kann. Ich versichere übrigens, daß es an Vorstellungen unserer Seits für Wahrung des Bestandes des Wiener Vertrags und Achtung seiner Bestimmungen nicht fehlen soll."

Dieses also ist die Sprache eines Staates, welchen Oesterreich seit langen Zeiten als seinen natürlichen Alliirten zu betrachten gewohnt ist. Diese Worte im offenen Parlament machen in Galizien eine ge-

fährlichere Wirkung als ein Dutzend heimliche Schriften der Propaganda. Und ſehen wir auf unſere andern Allirten, welchen Eindruck muß es jetzt in Galizien hervorbringen, daß im benachbarten Königreiche Polen die Roboten bereits zur Aufhebung kommen, während man bei uns noch unſchlüſſig um den Brei herumgeht, wie die Sache anzupacken! Während Rußland wohl einſieht, wie ſehr damit zugleich der Adel geſchwächt und der Bauer gekräftigt wird, wagt man bei uns eine ſolche Maßregel nicht und ſchielt unſchlüſſig auf die andern Provinzen. Haben vielleicht die andern Provinzen mit Galizien während des Aufſtandes geliebäugelt, daß man nun vor einer ſolchen Maßregel Furcht hat?

Während Preußen durch ſein kluges Benehmen vom Momente des Aufſtandes an mehr Sympathie hatte, während Rußland mit einem Male energiſch und entſchloſſen eine entſcheidende Maßregel in's Leben ſetzt, ſteht Oeſterreich, ſo wie vom Anfange an, auch jetzt noch unentſchloſſen da und will Alles erſt mit der Zeit reifen laſſen. Es wäre freilich eine Thorheit geweſen, einen unüberlegten Schritt zu begehen, aber es war ein nicht weniger großer Fehler, ſo lange zu überlegen, bis die andern betheiligten Staaten ihn in Lebensfragen dieſer Länder überflügeln. Es iſt kein Zweifel, daß Rußland jetzt weit weniger Haß in Polen findet, als das doch ſo viel mildere Oeſterreich, da jenes klug genug war, ſich zeitlich von dem Schauplatze zurückzuziehen, wo es ſich offen den Blicken von ganz Europa ausgeſetzt hätte. So iſt Oeſterreich mit Aufwand vieler Koſten, mit Hinwegwerfung ſeiner Popularität, als Beſatzungsmacht in Krakau zurückgeblieben, und nun iſt es England, das es an ſeinen großen begangenen Fehler erinnert. Es wird aus der geharniſchten Erklärung Lord Palmerſton's kein Krieg entſtehen; man wird Noten wechſeln, und Oeſterreich wird nach einiger Zeit langſam ſeine Truppen aus Krakau ziehen, und nur die Grenzgarniſonen beſetzen — etwas, was gleich vom Anfange hätte geſchehen ſollen — aber jene Erklärung Palmerſton's iſt eine um ſo wichtigere, als daraus hervorgeht, daß England immer bereit iſt, die polniſche Frage als eine europäiſche; und wenn auch nur als einen Schreckſchuß gegen die drei Mächte, auf's Tapet zu bringen.

Graf Stadion, von deſſen plötzlichem Verlaſſen Trieſt's ich Ihnen ſchrieb, hat bei ſeiner Anweſenheit hier Satisfaction gefunden, und iſt vor einigen Tagen auf ſeinen Poſten nach Trieſt zurückgekehrt. (?) Man ſprach ſogar ein paar Tage davon, daß ihm eine ſehr bedeutende Stelle in der Adminiſtration zugedacht ſei. Es iſt nun ſehr die Frage, ob er nicht bald wieder zu uns zurückkehrt, denn durch die Beſetzung der Hofämter werden einige ſehr einflußreiche Stellen leer.

In dem uns jetzt ſo nahegerückten Grätz hat ſich vor Kurzem etwas zugetragen, das zur Chronique ſcandaleuſe unſerer Ariſtokratie wieder einen kleinen Beitrag bildet. Schade, daß die Sache jetzt im Sommer vorging, im Winter hätte die Geſellſchaft doch wenigſtens acht Abende mit den verſchiedenen Varianten dieſer Geſchichte zubringen können!

Weil ich grade von der Steiermark rede, muß ich Ihnen noch bemerken, daß die Wolkenbrüche der letzten Woche die dortige Bahn auf einige Meilen weit unfahrbar gemacht haben, daß Dämme und Brücken weggerissen sind, und der Schaden, abgesehen davon, daß die Bahnzüge vielleicht ein paar Monate lang unterbrochen sein werden, sich fast auf eine halbe Million beläuft. Sie werden fragen: „ist die Bahn so schlecht gebaut?" — Darüber werde ich Ihnen in einem der nächsten Briefe Aufschluß geben und ein paar interessante Geschichtchen erzählen. O es gäbe eine Chronique scandaleuse und Mysterien der Eisenbahnen, die gewiß viele Leser und viele staunende Leser fänden! Die Direction unserer Nordbahn geht jetzt mit einer Idee um, welche für die Sicherheit der Reisenden sehr wohlthätig wirken könnte. Sie will nämlich jedem Locomotivführer, welcher ein Jahr lang seine Maschine ohne den geringsten Unfall führt, 100 Fl. C. M. Gratification geben, nach zehnjährigem unfallfreien Führen erhält er 1000 Fl. baar und eine Medaille, so wie auch dann der Staat um eine Auszeichnung angegangen werden soll. Man erwartet davon um so mehr, als man weiß, wie viel Geld in der Tasche und ein Ehrenzeichen auf der Brust bei dem Volke wirken.

Die mysteriöse, vielbesprochene Geschichte des ungarischen Advocaten Büky von Felsőbük, welcher rasch aufeinander verschiedene Orden und Ehrenzeichen bekam, die dann aber wieder angefochten wurden und Büky als einen Betrüger dargestellt, hat endlich einen frappanten, aber ebenfalls mysteriösen Aufschluß erreicht. Büky mußte auf Befehl der ungarischen Hofcanzlei und des Preßburger Comitates folgende merkwürdige Erklärung unterzeichnen, die ich als höchst interessant in wörtlicher Uebersetzung aus dem Ungarischen Ihnen hier beifüge:

„Mehrere ausländische und auch inländische deutsche und ungarische Zeitschriften enthielten die voreilige Nachricht, daß Unterzeichneter mit dem k. k. Kämmerer-Titel, so auch mit ausländischen Orden und Ehrenzeichen, als dem Großkreuz des k. sicilianischen St. Ferdinand-Ordens, dem badischen Orden der Treue, dem französischen Orden des St. Ludwig, ferner mit dem Diplom der Pariser Academie geschmückt, außerdem vom Könige der Franzosen namhaft beschenkt worden sei — diese Nachrichten sind grundlose Erdichtungen, aber der Unterzeichnete, auf Privatwegen durch falsche Berichte und schmeichelhafte Versprechungen getäuscht, bediente sich derselben dennoch ohne hinlängliche Prüfung und Vorsicht, nun aber, die Unwürdigkeit der eiteln Verführung einsehend, hofft Unterzeichneter durch diese Bekanntmachung dem Publicum für sein hinfüro zu beobachtendes ernsthaftes und gesetztes Benehmen Gewähr zu leisten. Ladislaus Büky v. Felsőbük."

Wenn man diese Erklärung genauer ansieht, erscheint sie sogleich als eine abgezwungene; es geht aus ihr hervor, daß Büky nur ein Betrogener ist, und weiß man nun, daß Büky zur Zeit, als jene geheimnißvollen Schriften in seine Hände kamen, nach Wien reiste und nach seiner Rückkehr dieser Ordensregen auf ihn einstürzte, bedenkt man ferner, daß

Digitized by Google

Büky bis auf den letzten Augenblick sich auf den Lucheſiſchen Hof beruft, und immer ſagt, daß, wenn der Prinz von Lucca nach Wien kommen werde, ſich Alles aufklären würde, bedenkt man ferner, daß der hieſige franzöſiſche Geſandte das Diplom der Ehrenlegion — merkwürdigerweiſe iſt dieſes in dem obigen Ordensverzeichniſſe ausgelaſſen — für ächt erklärte, ſo kommt man unwillkürlich auf die Vermuthung, daß Büky in eine Intrigue verwickelt iſt, deren Opfer er geworden*). C. C. C.

*) Gleichzeitig kommt uns von einer andern Seite folgende Berichtigung zu: Der Bericht, den Ihre geſchätzten Grenzboten in No. 31 über Dr. Wiesner's Verurtheilung brachten, bedarf der Berichtigung, indem bei aller geſinnungsvollen Wohlmeinung Ihr ehrenwerther Correſpondent die Sache ſo auffaßt, wie ſie nicht aufgefaßt werden darf, wenn unſere Preßzuſtände, an deren Richtung Ihnen ſelbſt ſo viel gelegen iſt, nicht in einem falſchen Lichte erſcheinen ſollen. Jener Correſp. fragt mit Beziehung auf die Wiesner zuerkannte Strafe: „Warum nicht die „ganze Wucht, die ganze Conſequenz Eures Geſetzes? Weil Ihr ſelbſt einſeht, „daß dieſes veraltet iſt, weil ſogar Euer eigenes Zeitbewußtſein ſo weit gediehen „iſt, daß Ihr die Abſurdität dieſer alten Norm anerkennt. So ändert ſie! Geht „grade aus .... Nicht Milde, nicht Großmuth, Gerechtigkeit übt! u. ſ. w. —" Ihr Correſp. iſt demnach der Anſicht, daß man um Großmuth zu üben, hier das Geſetz gebeugt habe. Dieſe Anſicht fordert eine Widerlegung. Abgeſehen, daß bei den ganz eigenthümlichen Umſtänden, welche ein ſolches Verfahren in Oeſterreich charakteriſiren — denken Sie nur an die bis in die Wohnung des Schriftſtellers dringenden Agenten der Geheimpolizei, die ihn durch ihre ungeſchickten zudringlichen Fragen beim „Hausmeiſter" in den Verdacht bringen, daß es ſich hier um ein gemeines Verbrechen handle — von Großmuth gar keine Rede ſein kann, abgeſehen ferner, daß Wiesner ſchon dadurch, daß er in keinem inländiſchen oder im Inlande verbreiteten auswärtigen Blatte ſeinen Leumund gegen die maßloſen Angriffe einer weitverbreiteten Zeitung vertheidigen durfte, über alles Maß der ſtrafenden Gerechtigkeit gebüßt worden; ſo ſtrafte man hier nicht, um wenigſtens die geſetzliche Form zu retten, wie der Correſp. meint, ſondern die Strafe ward geradezu gegen die Vorſchrift des Geſetzes verhängt, und dies wäre auch der Fall geweſen, wenn ſich die Verurtheilung ſtatt auf 24 Stunden, nur auf ebenſo viele Secunden erſtreckt hätte.

Der Contravenient wurde nämlich zur Unterſuchung gezogen, als bereits ſein Cenſurvergehen durch die Verjährung, die geſetzlich Unterſuchung und Strafe aufhebt, erloſchen war. Die mehr als hinlänglich erwieſene Einwendung der Verjährung würdigte der inquirirende Magiſtratsrath ſo vollkommen, daß er, ſo oft der Beſchuldigte das Wort Unterſuchung in ſeiner Ausſage zu Protocoll dictirte, dieſen Ausdruck durch commiſſionelle Verhandlung erſetzen ließ. Als nichtsdeſtoweniger der Magiſtrat den Schriftſteller ſchuldig erklärt, und zu einer Geldbuße von fünf Ducaten verurtheilt hatte — ein Erkenntniß, das die Landesſtelle beſtätigte — meldete er den Recurs an, und bat zugleich um Herausgabe der Beweggründe des Urtheils. Dieſe erfolgte. Das betreffende Actenſtück enthielt aber keine Entkräftung, ja nicht einmal eine Erwähnung der gemachten Einwendung der Verjährung, ſo wichtig ſie auch war, ſondern gab als einzigen Beweggrund an, daß der Verurtheilte geſtanden habe, ohne öſterreichiſche Cenſur zwei Schriften in Druck gelegt zu haben, und daher nach dem betreffenden Hofdecrete eines Cenſurvergehens ſchuldig ſei. In der Recursſchrift an die politiſche Hofſtelle gab Wiesner wiederholt zu, daß er gegen das Geſetz gehandelt habe, beklagte ſich jedoch, daß auf die Verjährung, durch die geſetzlich Unterſuchung und Strafe erliſcht, und die er abermals ſehr genau berechnete, keine Rückſicht genommen worden, weshalb er um Losſprechung oder doch Aufhebung der gegen die Vorſchrift des Geſetzes verhängten Unterſuchung anſuchte. Dieſer Recurs wurde verworfen, und die ſo wichtige Einwendung der Verjährung abermals weder einer Entkräf-

Digitized by Google

2.

Das neue Censurcollegium und Herr Kankhoffer.

Die Jagd nach gut bezahlten Stellen bei dem neu zu errichtenden Censurcollegium, die mit der wilden Jagd des Gottseibeiuns viele Aehnlichkeit hat, da es bei beiden gegen Geister geht, hat ihren guten, geheimen Fortgang. Wenn wir sonst wenig von diesem langsam im Werden begriffenen Collegium hofften, weil die Reform nur die Vermehrung der Aufsichtsbehörde betrifft, so denken wir jetzt ganz anders, jetzt, wo wir hören, daß Herr Kankhoffer, Vorstand des Revisionsamtes in Galizien, die Oberleitung im hiesigen Central-Bücher-Revisionsamte als neu zu creirender Adjunct erhalten soll. Indessen muß ich Ihnen aufrichtig sagen, daß diese meine Hoffnung bei Andern, die K. ebenfalls kennen, keinen Anklang findet. Diese Antipoden meinen, Herr K. sei ein allumfassendes Polizeigenie, das rastlos nach allen Seiten der polizistischen Windrose seine Aufmerksamkeit wende, das über Alles und Jedes Berichte und Berichtchen, Briefe und Briefchen an seine Obern sende, das hier in einem Gedankenembryo einen demagogischen Weltumwälzungsplan, dort in einem Cigarrenfunken den Vorboten einer Pulververschwörung entdecke. Desto besser, erwidere ich. Je mehr man seine Thätigkeit theilt, aus Passion, Dienstfertigkeit, Ambition, Instinkt und dergleichen, desto weniger kann man sie auf einen gewissen Punkt concentriren. Für unsere geistigen, so sehr darniederliegenden Interessen wäre Herr Kankhoffer eben wegen seiner sich überall hin drehenden Thätigkeit eine wahre Perle. Der österreichische Beobachter kann diese meine Ansicht bestätigen, und der ist doch in der That ein unbedenklicher Zeuge. Der Beobachter sagte aber in dem berühmten Federkriege über die galizischen Ereignisse, daß incendiarische Schriften in Hunderttausenden von Exemplaren in Galizien im Umlauf waren. Da dieses unter den Augen des galizischen Bücher-Revisions-Amts-Vorstandes oder seiner allgegenwärtigen Thätigkeit zum Trotz geschah, so hätten wir um so mehr Hoffnung, daß, wenn K. in Wien amtirte, so viele gute Bücher, die jetzt verboten sind, ganz unangefochten umlaufen könnten. Ich bin also ganz für Herrn K., der noch dazu im Hinblick auf seine belohnte Wachsamkeit in Galizien, ohne die Aengstlichkeit gewöhnlicher Bücherpolizisten gebahren könnte. Wenn endlich Herr K. doch die Furcht meiner Gegner erfüllte, so brächte auch dies großen Nutzen, denn dann würde die straff gespannte Saite der Geduld endlich reißen, und auf die gescheiterte Petition der Wiener Literaten würden Declamationen und Manifestationen folgen, die eine angemessene Würdigung der Zeit in An-

---

tung, noch einer Erwähnung gewürdigt, Beweis genug, daß sie wohlbegründet war. Als Wiesner sich nun unfähig erklärte, die fünf Ducaten zu erlegen, ward die Geldbuße in die erwähnte Gefängnißstrafe verwandelt.

Dies der wahre Sachverhalt, der den wichtigen Beleg liefert, daß man nicht geneigt sei, die gesetzliche Verjährung in solchen Fällen anzuerkennen. Von Milde oder gar Großmuth kann demnach hier keine Rede sein.

Um Aufnahme dieser Berichtigung ersucht Sie ein Freund der Wahrheit.

spruch nähmen. Auf jeden Fall können wir uns daher von K. viel versprechen, er möge unserer Hoffnung, oder der Furcht der Gegner entsprechen.

II.

Aus Frankfurt am Main.

Die Stadt und die Bewohner. — Umgebungen. — Städtisches Museum. — Lessing. — Dr. Rüppell. — Fische. —

Sie wünschen, ungeachtet meines so kurzen hiesigen Aufenthaltes, etwas aus und über Frankfurt zu hören und werden sich's also selbst beizumessen haben, wenn die bis in studiis versirteren Herren Literaten Ihren Correspondenten der Ignoranz beschuldigen. Gleichwohl sollte es mir ein Leichtes sein, Ihnen mit Hilfe der Quellen, d. h. der Hanauer Zeitung, der „Gemeinnützigen Chronik", der deutschberühmten Didaskalia und des Conversationsblattes von Allem Rechenschaft zu geben, was sich hier seit vier Wochen oder wie lange Sie wünschten, zugetragen hat. Ich würde dies auch thun, wenn nicht das Stuttgarter Morgenblatt bereits solche Monatsberichte in Beschlag genommen hätte. Ich würde zugleich die jedesmal hier erschienenen und mir von dankbaren Buchhändlern eingehändigten Schriften loben, und so würden weder Sie, noch die Verleger mit mir unzufrieden sein.

So hätte ich schon ein kleines Stück meiner Correspondenz zurückgelegt, ohne etwas über Frankfurt gesagt zu haben, und nur aus Furcht vor Ihnen lenke ich ein. Nachdem ich in den ersten Tagen die engen Gassen mit den überbauten Häusern aus der alten, die breiten, hellen Straßen mit den freundlichen Häusern aus der neuen Zeit, den Taunusbahnhof mit dem in seiner Nähe entstandenen und entstehenden neuen Stadtviertel betrachtet hatte, machte ich es hier wie in allen größern Städten. Ich besuchte zuerst die öffentlichen Versammlungsörter: die Versammlungen der Lichtfreunde, die Gasthöfe, Kirchen, das Theater, um ein Bild von den Menschen und ihren Sitten zu bekommen. Was das Benehmen der Frankfurter betrifft, so wird hier erstaunlich viel auf äußern Anstand gehalten. Sie können die größte Menschenmenge auf dem Forsthause, auf der Mainlust, auf den Kirchweihen der benachbarten Dörfer sehen, ohne lautes Lärmen und Ausgelassenheit wahrzunehmen. Dabei ist der Frankfurter lebenslustig und weiß sich gleich den Phäaken jeden Tag zu vergnügen und zwar ohne zu große Beschwerde des Beutels. Was mir an den Frankfurtern ganz besonders gefällt, ist ihre Sprache. Da wird, wie im Handel, kein Vortheil verschmäht, jede entbehrliche Vor- und Nachsylbe, jeder unnütze Buchstabe fällt aus und ich erkenne jetzt vollkommen, warum Bettina, wie der Frankfurter überhaupt, nicht von ihrer garstigen, aber bequemen Sprache lassen will.

Von den nächsten Umgebungen Frankfurts will ich Sie nicht unterhalten, sie ist weniger für die Beschreibung als für den Gebrauch, für diesen aber vortrefflich. Nehmen Sie hinzu, wie nahe der Taunus mit

Digitized by Google

ſeinen ſchönen Punkten: Homburg, Königſtein, Falkenſtein u. ſ. w., wie nahe der Rhein durch die Taunuseiſenbahn, ſo kann der Freund der Natur ſchwerlich einen angenehmern Ort in Deutſchland finden, als Frankfurt a. M. Homburg iſt freilich eine gefährliche Nachbarſchaft, ich habe aber glücklicherweiſe gleich das erſte Mal ſo verloren, daß die Verſuchung ſchnell für mich aufgehört hat. Moritz von Haber hat ſich mit den Gebrüdern Blanc (Blanc frères) zum Bau einer Eiſenbahn von hier nach Homburg verbunden, ſcheitert aber bis jetzt an der unbeſtechlichen Abneigung eines bekannten Prinzen, der erklärt haben ſoll, er wolle den Familienvätern die Gelegenheit nicht erleichtern, Geld zu verſpielen, welches ſie beſſer ihren Kindern zukommen ließen.

Die hieſigen Kunſtſchätze habe ich jetzt alle geſehen: die dem älteſten Sohn des Banquiers von Bethmann gehörende Dannecker'ſche Ariadne, welche, wie vortrefflich ſie auch gemeißelt iſt, doch kalt läßt; den möglichſt ſchön hergeſtellten Kaiſerſaal mit den neuen Kaiſerbildern; die Städel'ſche Gemäldegallerie, das vortreffliche Thorwaldſen'ſche Kunſtwerk in der Bethmann-Holweg'ſchen Familiengruft. Die Familie iſt in einer ſchönen Gruppe dargeſtellt, der ihr angehörige Jüngling, welcher den Knaben aus den Fluthen des Arno zwar rettete, aber auch ein Opfer ſeiner edlen That wurde, empfängt aus den Händen ſeines Bruders, des heutigen Curators der Univerſität Bonn, einen Lorbeerkranz und die weiblichen Mitglieder der Familie ſind in Schmerz verſenkt; der Flußgott hebt das Haupt aus den Fluthen und ſieht der Scene zu, theilnahmlos und unbewegt. Ueber dem Basrelief ſteht auf einem Abſatz in der Wand der Kopf einer verſtorbenen Schweſter der Bethmann-Holweg vom Bildhauer Hannitz; der Kopf iſt gut, der Hals blieb Stein.

Das Städel'ſche Inſtitut beſitzt treffliche Sachen, das große Publicum — denn einzelne vorzügliche Kenner gibt es hier — iſt aber ohne Urtheil und Geſchmack, beſonders finde ich die Weiber unter den Chriſten und die Männer unter den Juden von einem Geiſt des Abſprechens beſeelt, der mich anwidert. Doch vergeſſe ich zu bemerken, daß unreife Würtembergiſche Profeſſoren der Aeſthetik in dieſelbe Kategorie gehören. Wie hatten dieſe nicht gegen das Bild von Overbeck „Der Triumph der Religion und der Künſtler" geſchrieen; und des Künſtlers eigne Beſchreibung hatte auch mich dagegen eingenommen. Seit ich das Bild aber geſehen habe, urtheile ich anders und bedauere die Frankfurter, die darauf ſchimpfen. Ich bekümmere mich gar nicht um die myſtiſche Auslegung des Künſtlers, was geht's mich an, daß er den Springquell in der Mitte des Bildes ſymboliſirt, für mich iſt das ein Springquell in der Gegend, wo die Künſtler aus verſchiedenen Zeiten als zuſammen gegenwärtig dargeſtellt werden. Das ganze Bild iſt gewiß ſo ſchön gedacht, als ausgeführt, ſeine Mängel liegen in ſeiner Gattung, und das Alterthümelnde, welches Manchen mißfällt, iſt nun einmal der Overbeck'ſchen Schule eigen, der man auch ungeachtet ihrer Eigenheiten ihre Verdienſte wird laſſen müſſen. Ein anderes Bild, welches ſich des Beifalles aller Derer nicht erfreut, die, wie Plato ſagt, „das Schöne nicht geſchaut mit

Augen", iſt das von dem Inſtitut aus der Gallerie des Cardinals Feſch um einen ſo hohen, aber um keinen zu hohen, Preis erworbene, oft genannte Bild des Moretto. Sie ſollten nur einmal die kunſtſchwatzender Weiber (beſonders wenn ſie in Italien waren und dort nichts ſahen) ſprechen hören, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt, weil nämlich de obere Theil des Bildes, die Madonna mit dem Kinde, wirklich der ſchwächere iſt. Leſſing's Huß dagegen erfreut ſich, und mit Recht, der allgemeinſten Anerkennung, Intention und Compoſition ſind vortrefflich und die Ausführung meiſterhaft, aber die Farbe — matt, matt. Leſſing, der nun dem Städel'ſchen Inſtitut gewonnen iſt, wird ſich, davon ſind wir überzeugt, den Tadlern Moretto's nicht anſchließen, wir wünſchten, dieſer beſtimmte ihn, nach Italien, dem Lande der Malerei, zu gehen und dort ſeiner Meiſterſchaft die letzte Spitze zu erwerben.

Die Malerei iſt in Frankfurt im beſten Schwunge und findet alle mögliche Förderung. Veit, deſſen ſchönes, einfaches und geſundes Frescogemälde (Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland) im Städel'ſchen Inſtitute nicht unerwähnt und ungerichtet zu laſſen iſt, ſchafft mit Steinle und einer Anzahl Schüler im Deutſchen Hauſe, die Schule im Städel'ſchen Inſtitut zählt Meiſter wie Jacob Becker und bald Leſſing in ihrer Mitte, und die Liebhaber rühmen die Fortſchritte in den ausgeſtellten Bildern.

Zu den merkwürdigſten Männern hier gehört der Dr. Rüppell, der berühmte Reiſende und Naturforſcher, den ich täglich ſehe, da ich im Schwan mit ihm eſſe. Seine Stellung zu den Frankfurtern iſt — was den letztern nicht ſehr zur Ehre gereicht — eine ſehr unfreundliche und ich war ſelbſt zugegen, als ihn in einer öffentlichen Jahresſitzung der naturforſchenden Senkenbergiſchen Geſellſchaft ein Arzt von unbekanntem Namen heruntermachte, weil Rüppell mit einem verſtorbenen Dr. Kretſchmar in Streit gelebt, in dieſem Streit aber, der eine Lebensfrage für das durch ihn zu europäiſcher Bedeutung erhobene naturhiſtoriſche Muſeum war und in dem er Recht hatte und Recht bekam, Perſönlichkeiten mit Perſönlichkeiten erwidert, vielleicht auch mit den Perſönlichkeiten angefangen hatte, weil er ohne dieſe nicht zum Ziel gekommen wäre. Man darf nicht vergeſſen, daß Rüppell ſeine Zeit, Geſundheit und Vermögen einem großen Zweck und Werk gewidmet hat. Man nennt ihn einſeitig, aber welche preiſenswerthe Einſeitigkeit, die große Wirkungen hervorbringt; man nennt ihn eitel, aber welche unſchuldige Eitelkeit, die den Menſchen zum Guten treibt. Es empörte mich, wie die Frankfurter bei der berührten Gelegenheit eine Rede beklatſchten, worin der Redner aus Ungeſchicklichkeit oder Parteilichkeit einen Verſtorbenen, der neben Vorzügen unleugbare Mängel hatte, nicht ohne Schonung eines Lebenden loben konnte, deſſen Verdienſte unſtreitig größer ſind. Und oben drein war Rüppell zugegen und hatte in einer vorausgegangenen Rede des Verſtorbenen nach dem Grundſatz gedacht: De mortuis nil nisi bene. Dieſe ſehr unterhaltende Rede wurde ſogar in einem hieſigen Blatte begeifert. Rüppell ſprach darin mit einer großen Fiſchkenntniß von dem Leben und

Digitized by Google

den Schickſalen eines gewiſſen Fiſches, der nur in einer gewiſſen Meerenge gefangen werde, und den die Liebe in's Verderben ziehe. Bei dieſer Fiſchart herrſche nämlich Vielmännerei, wie in der Türkei Vielweiberei. Frau Fiſchin erſcheine in der verliebten Jahreszeit mit einem großen Gefolge von Liebhabern. Gelänge es dem Fiſcher, was nicht ſchwer, die Frau zu fangen, ſo verließen die Männer den Ort nicht, wo ihnen die Herrin abhanden gekommen und ſo würden ſie alle gefangen. Bei den Fiſchen komme alſo die Liebe, der Wiſſenſchaft zu Hilfe, während ſie die Menſchen, die ſich ihr hingäben, davon abzöge. Rüppell zeigte uns zugleich ein Exemplar dieſes verliebten und wiſſenſchaftlichen Fiſches, um deſſen Namen ich ihn wieder fragen muß. Noch einen andern Fiſch zeigte er uns und rühmte ihn wegen ſeiner Seltenheit. Ganz Europa beſitze etwa nur drei Exemplare, eins ſei in dem Pariſer Muſeum, die andern beiden, und zwar durch den wackern Rüppell, in dem Londoner und Frankfurter.

M—r.

III.

Notizen.

Gutzkow über Polen. — Deutſche Lippen.

Der neueſte Band von „Gutzkow's geſammelten Schriften" enthält die ihrer Zeit ſo vielbeſprochenen Briefe aus Paris nebſt Ergänzungen aus dem Jahre 1846. Hier iſt uns namentlich eine die Polen betreffende Stelle aufgefallen, welche mit dem Grundgedanken der bekannten Schrift von Schuſelka zuſammentrifft, obgleich beide Schriftſteller hundert Meilen von einander und ohne allen Zuſammenhang leben. Es iſt dies ein Beweis, daß die höher geſtimmten Geiſter deutſcher Nation die Achtung vor dem urſprünglichen Recht eines großen Volkes über den nationalen Egoismus zu ſetzen wiſſen. Gutzkow gibt ſeine Anſichten über Polen in der Form eines Frühlingstraums. „Die Politik des 19. Jahrhunderts iſt zu ſehr auf Humanität gebaut, die Bildung des Staatsmannes iſt eine zu öffentliche und geſchichtliche, als daß Polen je Urſache zu haben brauchte, ſeine Hoffnungen aufzugeben. Der Tag ſeiner Freiheit müſſe kommen, das ſteht eingeſchrieben in unſer Herz, mag es auch ſonſt für die Polen nicht eben ſtark empfinden. Wir wiſſen, daß man Nationen nicht vom Papiere ſtreichen kann. Polens Theilung iſt keine alte Mythe von den Zeiten der Völkerwanderung her. Polens Theilung iſt von Urſachen ausgegangen, die unſre Geſchichtskenntniß uns ſeither gründlich hat verachten lehren, von Männern, über die unſere jetzigen Fürſten ſelbſt, bei ihren ſtarken religiöſen Vorurtheilen wenigſtens, den Stab brechen. Wie urtheilt wohl Friedrich Wilhelm IV. über ſeinen Großohm, über Katharina, über Potemkin, Kaunitz? Gewiß, dieſe Erbſchaft des 18. Jahrhunderts entbehrt aller Ehrwürdigkeit, an dieſer klebt kein „verſchönernder Roſt der Jahrhunderte", ſie iſt beſchämend und überredet zur Gerechtigkeit, zur beſſeren Entgeltung, zur Wiederherſtellung."

„Ein Congreß, um Polens Theilung aufzuheben. Wenn nicht ein Staat, vorläufig ein Volk gerettet. Polens Adel werde radical zerstört! Der Bürgerstand gehoben. Die polnische Anarchie werde in ihren Ursachen erkannt und vermieden durch Institutionen. Bürgschaften für die Nachbarn. Eine Erbmonarchie. Ein polnischer Staat hätte soviel für Wiederbelebung des Volkes, für die Heilung siebzigjähriger Wunden zu thun, soviel für Hebung der materiellen Interessen, soviel für Handel, Gewerbe, Ackerbau, daß an Unruhe nach Außen oder gefährliche Außenwirkung innerer Unruhe nicht zu denken wäre.

„Polen ist denn — ich träume — wieder hergestellt; die Schuld der Väter gesühnt. Ein edles Gefühl schwellt die Brust derjenigen Fürsten und Staatsmänner, die einen solchen Triumph über sich selbst vermochten. Ein Bollwerk gegen Rußland ist aufgeschanzt, Oesterreich hat verloren, was es nicht bedurfte, um groß zu bleiben. Für Preußen wäre der Verlust empfindlicher; aber Preußen habe nie einen Weltberuf, sondern nur einen deutschen Beruf. In der Wiedergeburt Deutschlands und Preußens Hegemonie läge Schadenersatz genug für den Verlust eines lästigen, ewig prickelnden und bei slavischer List und Falschheit wahrhaft widerwärtigen Besitzes.“ — Wahrlich, in diesem Traum liegt mehr Gesundheit und Wahrheit als in dem Wachen unserer Großmächte, denen ihre jetzigen polnischen Landestheile so viele schlaflose Nächte kosten. —

— Es geht nichts über die Consequenz der deutschen Bundesverfassung. In einer seiner diesjährigen Sitzungen hat der Frankfurter Bundestag decretirt, daß das Verbot gegen politische Vereine und die beziehungsweise damit verbundenen Anklagen und Strafen wegen Hochverrath auch auf die communistischen Vereine ausgedehnt werde. Der Bundestag scheint den Communismus offenbar für einen ungeheuer gefährlichen Feind zu halten und logischer Weise wäre zu erwarten gewesen, daß ein Decret, das vor communistischen Verbindungen zurückschrecken soll, sobald als möglich publicirt werde. Die preußische Allgemeine, der österreichische Beobachter, die bei jeder Mäusebewegung gleich communistische Gespenster citiren, hätten natürlicherweise zuerst die Aufgabe gehabt, das neue Decret zu publiciren, abgesehen davon, daß Oesterreich und Preußen als den Vorfechter des deutschen Bundes die Initative zustand. Aber der österreichische Beobachter hielt das Decret so geheim, als handelte es sich um Aufschlüsse über Galizien, die Preußische Allgemeine schwieg, als handelte es sich um die Schleswig-Holsteinische Adresse. Woher erhält das gesammte Deutschland Kenntniß von dem neuen Decret? Durch das Regierungsblatt des Fürstenthums Lippe!!! Wie sinnig von dem Bundestag, der Lippe das Vorrecht des Sprechens zu übertragen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Wien's poetiſche Federn und Schwingen*).

Nicolaus Lenau.

Das Jahr 1802 gab der franzöſiſchen und der deutſchen Nation zwei ihrer größten jetzt lebenden Dichter, im Jahre 1802 wurden Victor Hugo und Nicolaus Lenau geboren.

In Ungarn, dem Land des ſüßen Weines und der ſüßen, ſchwermüthigen Geſänge, deren uralte Melodien noch jetzt dieſelben Empfindungen erwecken, aus denen ſie entſtanden; in Ungarn, wo ſich die Einflüſſe des trägen, träumeriſchen Orients mit dem lebendigen, feurigen Element des Volkes zu einer Miſchung edelſten Muthes und weichſter, ſchwärmeriſcher Hingebung an die Reize der Natur und des Lebens verbinden, — ſtand die Wiege Nicolaus Lenau's und ſein Herz ſog früh den Charakter ſeiner Heimath ein. Ohne die Theilnahme an deutſcher Bildung wäre er mit den Zigeunern gewandert, melancholiſcher Erinnerungen voll den Ausdruck ſeiner ihm ſelbſt unverſtändlichen Sehnſucht in den alten Liedern „Raboczy's des Rebellen" ſuchend. Die Traurigkeit, die ſpäter gedankenbelaſtet wie eine gewitterſchwere Wolke über ſeinem Leben hing, wäre im Gemüthe ſtecken geblieben, und Geige und Zimbel hätten hingereicht ihre Seufzer wiederzugeben. Aber er verließ ſeine Heimath und widmete ſich den Studien. Seine Schwermuth trieb ihn fort und fort nach einer fernen, unbekannten Befriedigung und wenn Fauſt in das Meer alles Wiſſens tauchte, um auf dem tiefſten, letzten Grund den Knoten zu finden, in welchem ſich alle Fäden des Daſeins als in ihrem Uranfang zuſammenſchlingen, trachtete Lenau nur, noch von der Subjectivität ſei-

*) Aus einer im Laufe der nächſten Monate erſcheinenden größeren Schrift.

ner vereinzelten Natur befangen, ihrem Grundprincip auf die Spur zu kommen; er hoffte die Nebel ſchauriger Düſterkeit, die ihm ſeinen tiefinnerſten Gott verhüllten, im Licht aller menſchlichen Erkenntniß zu zerſtreuen. So jagte er ſich von einer Wiſſenſchaft in die andere, mit heißem, nach Beruhigung lechzenden Herzen; war heute Philoſoph und Metaphyſiker und verfolgte morgen die irren Wege des Rechts oder ging den Geheimniſſen der Natur in den Geſetzen der Heilkunde nach, ſtudirte Aſtronomie und las den Homer und die Bibel in der Urſprache. Es iſt mit Staunen wahrgenommen worden, welchen unſchätzbaren Reichthum an Wiſſen er in ſich aufgeſpeichert hatte, aber „keiner von den Erdenplundern lange mich behalten kann." Blickte ſein Geiſt im Wiſſensdrange auch „durch ein Fenſter in die Welt", er vermag es nicht lange die Finſterniß anzuſtieren

„Und er guckt zu einem andern
In die finſt're Welt hinein,
Muß von hier auch weiter wandern,
Nirgends auch nur Lampenſchein!"

Ermüdet und doch raſtlos nach dem Heil ſuchend, verließ er Bücher und Pergamentrollen und verſchrieb ſich dem Genuß. Eine Reiſe in die öſterreichiſchen Alpen antretend, warf er ſich mit einer durch Studien und Nachdenken nur geſchärften Empfänglichkeit an's Herz der Natur. Noch hatte er nicht die Kraft in ſich entdeckt, der reichen Welt ſeiner eigenthümlichen Anſchauungen durch das geſtaltende Wort einen ſie ganz faſſenden Körper zu geben und zu ernſt war ſein Sinn, als daß er, wie ſo Viele mit Sprachtändeleien hätte beginnen ſollen, die gewöhnlich mehr eine Entweihung als eine Ankündigung der eigentlichen Dichterkraft ſind. Er blieb ſtumm; aber als die Betrachtung einer großartigen Natur alle ſchaurigen Elemente ſeines Weſens durch einander rüttelte und ihm eine räthſelhafte innige Verwandtſchaft mit ihren erhabenſten Erſcheinungen verkündete; als ihm die Natur grell und laut, Antwort heiſchend in's Herz ſchrie, daß auch über ihr ein troſtloſer Schmerz hängt, die Sehnſucht nach einem verlorenen Paradieſe, wie im Menſchen nach einer verlor'nen Verſöhnung mit Gott und der Welt, — da riß das Band ſeiner Zunge, wie beim ſtummen Sohn des Kröſus, als er das Schwert hängen ſah über dem theuerſten Haupt. Er ſang ſeine erſten Lieder, ſie floſſen gleich lang verhaltenen Thränenſtrömen, in die ſich die Erſchütterungen eines reichen, gewaltigen Seelenlebens aufgelöſet hatten.

Digitized by Google

Die Liebe zur Natur blieb vorherrschend in seinen Dichtungen und trägt bei allem schmerzlichen Ernst zuweilen einen kindlichen, naiven Zug, in dem sich die Eigenthümlichkeit des österreichischen Gemüthscharakters verräth. Lebhaft mußten ihm die Naturbilder, die seine erste Jugend umstanden, vor die Seele treten und in seinen „Schilfliedern", in seinen „Haidebildern" sind farbenreiche Landschaften durchklungen von den Zigeunergeigen, den „Grabsirenen", die das Herz in das Verlangen nach einem süßen, berauschenden Tod ziehen. Lenau liebte die Natur, nicht um der lieblichen Reize, um des idyllischen Friedens willen, der ihr zur Zeit der Matthisson und Hölty so viele poetische Huldigungen zuwandte; Lenau liebte die Natur wie eine Mutter, in deren unergründlich ernsten Zügen er den Geheimnissen seines Werdens und Wesens nachwühlte, die Natur wurde ihm zum Gegenstand der Forschung, nicht der materiellen, wissenschaftlichen, sondern der außerirdischen nach dem Geist oder den Geistern, die in ihr verborgen, und die, menschlichen Sinnen nicht wahrnehmbar und nur von den feinstbenervten Seelen geahnt, ihm nach einer Verkörperung, nach einer Gestaltung zu ringen schienen, die er ihnen durch sein Dichterwort zu geben bemüht war. So kommt es, daß Lenau trotz seiner überquellenden Lyrik in seinen Naturbildern epische Plastik erreicht; er ist ein Landschaftsmaler wie kein zweiter und gibt nicht blos das treue, todte Daguerreotyp des Darzustellenden, sondern läßt alle engelhaften oder dämonischen Stimmen, die beim Anblick großer Naturstriche leise das Herz durchtönen, laut und vernehmbar werden. Welche bezaubernde Melancholie durchbrauset seine Herbstlieder! Man hört die Blätter fallen im melodischen Takt; die Bäume ringen im Schmerz ihre nackten Aeste; aus dem Weltkern dringt die erschütternde Klage um das Erdenleben, das nichts ist als ein tägliches Sterben, und von süßer Todesmüdigkeit umschlossen sieht der Mensch alles Herrliche entführt in ein Fremdes, wohin seine Erkenntniß nicht reicht, in's Vergessen. Welcher überschäumende Jubel in seinen Frühlingsliedern! Wenn die Nachtigallen reden könnten, sie würden Lenau's Lieder sprechen. Aber auch hier wird sein seligstes Frühlingsjauchzen von lang gezogenen Schmerzenstönen zerrissen, wenn er des Menschen Schicksal und Gemüth der paradiesischen Verjüngung der Natur nicht unterworfen, sich selbst „vom Frühling ausgeschlossen" sieht. Wer hat wie er die Räthsel und Geheimnisse des Meeres erlauscht und verstanden? Mag er nun den Seejungfrauen zusehen, wie sie den Reigen üben „schweigend in den ewig trüben Meeresdämmerungen", oder in der grauen-

Digitized by Google

haften Meeresſtille auf den großen, ewigen Schmerz der Natur horchen, den ſie ihm als Mutterſegen „heimlich ſtrömet in das Herz“. Und wie der Genius immer das Inſtrument, die techniſchen Hilfsmittel, durch welche er ſichtbar wird, zu erweitern und ſeinen kühnſten Intentionen dienſtbar zu machen weiß, hat ſich auch Lenau eine eigenthümliche Dichterſprache gebildet, von allen fremden Einflüſſen frei, nur an die marmorne Kraft und entſchiedene Kürze antiker Sprachformen mahnend, dabei ſchmiegſam und feſtgeſchloſſen ſeine tiefſten und erhabenſten Gedanken wie die zarteſten Regungen ſeiner Empfindung vollſtändig verkörpernd. Lauſcht man lange der Melodie Lenau'ſcher Verſe, ſo glaubt man die Windsbraut zu vernehmen, die dem Uneingeweihten ſchreckensvoll an's Ohr ſchlägt, wer aber mit allen Reizen der Natur vertraut iſt, dem wird ſie zu einer gewaltigen, ungeheuern Muſik, in die ſich das Rauſchen brechender Eichen, wie das Flüſtern zephyrbewegter Roſen, die Jammertöne zerſchlagener Völker, wie der Jubel ſpielender Kinder verloren haben.

Sah er ſchon die Bruſt der lebloſen Natur vom Ein- und Ausathmen eines ewigen Schmerzes gehoben, mußte ihm derſelbe mit noch ſchneidendern Spitzen erſcheinen, als er ſein Auge auf die Geſchichte und die lebendige Menſchheit warf. Das unergründliche Weh, die Sehnſucht nach einer Vollendung, in der ſich die höchſte Seligkeit mit der höchſten Erkenntniß zuſammenſchließen, hatte er allmälig aus der Befangenheit ſeines Selbſt auf die objective Welt übertragen und wie es ihm in der Natur als verlornes Paradies, im Individuum als die verlorene Verſöhnung mit Gott erkennbar geworden, trat es ihm in der Menſchheit als die verlorene politiſche Freiheit entgegen. Er erweiterte den Schmerz um ſich zum Schmerz um die Welt und dies iſt der eigentliche, ſo oft verhöhnte und nur von den Edelſten der Zeit, von geiſtigen Atlaſſen getragene Weltſchmerz. Die Freiheit hat keinen keuſchern Sänger gefunden, dem ſie unberührt von den Schmuzflecken des Tages in ſo reiner Geſtalt erſchienen wäre, mag er nun in den Polenliedern plaſtiſche Elegien um ſie weinen oder in ſeinen ſpätern Schöpfungen mitten unter den blutigen Religionskriegen des Mittelalters ſie als das einzige zu rettende Banner ſchwingen. Aber auch den Kampf um die politiſche Erlöſung der Völker, der ſich in wechſelnden Formen durch die Geſchichte zieht, betrachtete er nur in Beziehung zur allgemeinen Erlöſung aus der Qual des Menſchſeins, das fortwährend zu zweifelhafter Ahnung verdammt, tantalusartig nach dem Quell der Gewißheit ſchmachtet. Indem er alle Dinge

Digitized by Google

dieſer Erde in ihre Untauglichkeit zum Zweck einer ſolchen Erlöſung zerſetzte, gelangte er zum negativen Reſultat des dialektiſchen Proceſſes und ſeine Dichtungen wurden die Apotheoſe und das Märtyrerthum des Skepticismus.

Aus ſolchen Elementen war ſein erſtes Buch, ein Band Gedichte, zuſammengeſetzt. Stolz und unbekümmert um perſönliche Nachtheile, die öſterreichiſche Geſetze über ihn hätten verhängen können, in ſeinen Handlungen, wie es dem echten Dichter ziemt, nicht niedriger als in ſeinen Gedanken, trug er, mit allen literariſchen Manipulationen, mit Cliquenweſen und Kameradſchaft unbekannt, ſein Manuſcript im Jahre 1832 ſelbſt nach Stuttgart und bot es der Cotta'ſchen Buchhandlung an, die ſich zum Verlag auf Fürſprache von Guſtav Schwab entſchloß, den nichts als eine flüchtige Einſicht in die Gedichte dazu bewogen hatte. Ziemlich gleichgiltig für den etwaigen Erfolg ſchiffte Lenau, noch während ſich ſein erſtes Buch unter der Preſſe befand, nach Amerika.

Indeß er dort das realiſirte Ideal politiſcher Zuſtände zu erforſchen trachtete, aber endlich ziemlich unbefriedigt davon ſchied, indem auf der materiellen Grundlage in ihrer Vollkommenheit noch kein entſprechendes geiſtiges Nationalleben emporgeblüht ſein konnte, war ihm in Deutſchland groß und frei ſein Lorbeer aufgeſchoſſen und legte ſich mit hundertblättrigem Rauſchen um ſein Haupt, als er die Heimath wiederſah. In den folgenden Jahren erſchienen von ihm „Fauſt", von der Kritik vielfach und zuweilen mit Recht angefochten und dennoch eine großartige Schöpfung bei höchſter Vollendung der Form und meiſterhafter Ausführung des Details die ganze ſkeptiſche Subjectivität des Dichters mit unermeßlicher, lyriſcher Gewalt zur Anſchauung bringend. In dieſem Werke zucken oft wenige, einfache Worte, wie ein Blitz erhellend, über alle Schmerzen des Daſeins, hin und wieder macht ſich darin Lenau's eigenthümlicher tragiſch-erſchütternder Humor geltend, der die prunkendſte Weisheit mit einem Auflachen des Hohns in ihr Nichts zurückſtößt. Hierauf folgte „Savonarola", ein Buch, das oft heftig bekämpft, ſelten richtig aufgefaßt wurde. Es wäre eine ſchmähliche Unterordnung des großen Dichters, von ihm das allen künſtleriſchen Anforderungen entſprechende Epos zu verlangen. Sollte er ſeine große, gewiſſermaßen ſelbſt der Weltgeſchichte angehörende Menſchennatur verläugnen, um frei von künſtleriſchen Einflüſſen eine weltgeſchichtliche Zeit künſtleriſch zu reproduciren? Die Entwicklungen, die in ihm ſelbſt vorgehen, ſind uns wichtiger als das zufällig hiſto-

Digitized by Google

alle Bücher, in welchen sie vorkommen, schreiben. Im Hebräischen, wie in allen Sprachen, die sich schnell vom Ursprunge entfernen, hat es schon seit den ältesten Zeiten, die uns davon bekannt sind, Wörter gegeben, deren Bedeutung sich nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln läßt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß auch in diesen Wörtern, die in der Bibel vorkommen, die Erklärer oft sehr verschiedener Meinung sind. Ich will nur ein Beispiel anführen. Das Wort Manna, das in der Bibel so oft vorkommt, ist ein solches Wort. Es bedeutet: was ist das? Und so heißt es auch in der Bibel selbst. Als nämlich die Israeliten zum erstenmal dieses Brod vom Himmel sahen, sagten sie zu einander: Manna, das heißt: was ist das? Denn sie wußten nicht, was es war. Und Moses sprach zu ihnen: Das ist das Brod, welches euch der Herr zu essen gegeben hat. Ex. 16, 15. Wie leicht konnte nun dieses Wort, das anfangs nur eine Frage war, mit der Zeit zu einem Namen werden! Wie leicht konnte man sich einbilden, es sey der Name einer Speise, die vom Himmel gefallen ist! Und wie leicht konnte man auf diese Einbildung hin, die Worte Moses: Das ist das Brod, welches euch der Herr zu essen gegeben hat, so erklären, als wenn sie sagten: Das ist die Speise, welche euch der Herr vom Himmel gegeben hat! Und so ist es auch wirklich geschehen. Viele, die sich gar keine Mühe geben, die Sprache der Bibel zu studieren, haben sich diese Einbildung gefallen lassen, und sie für Wahrheit gehalten. Andere aber, die sich mehr Mühe gegeben haben, sind auf eine andere Meinung gekommen. Sie haben gesagt, Manna sey ein Name, den man einer Speise gegeben habe, die vom Himmel gefallen ist, und sie haben sich dabei auf die Worte Moses berufen: Das ist das Brod, welches euch der Herr zu essen gegeben hat. Andere

Während der Vollendung dieser Werke lebte Lenau theils in Schwaben, wohin ihn besonders die Freundschaft für Justinus Kerner zog, theils in Wien, wo er allen literarischen Cirkeln und Vereinen entfremdet, nur einigen Erwählten zugänglich war. In stolzer Einsamkeit blieb er, dessen Muse sich in ehrenhafter Unabhängigkeit bewegte, von den Armseligen ferne, die das Unglück, ein Poet in Oesterreich zu sein, in die Schmach verwandeln, österreichische Poeten zu werden. Mit dem Fragment eines neuen Werkes „Don Juan" reiste er im Frühling 1844 nach Stuttgart, als Deutschland plötzlich die erschütternde Kunde vernahm, daß Lenau wahnsinnig geworden. Man will die Ursache in ganz persönlichen Schicksalen, ja sogar in seiner physischen Constitution finden, dennoch wäre es möglich, daß das fortwährende skeptische Wühlen seines Geistes eine, wenn auch nicht unmittelbare Veranlassung dazu gewesen. Sollte er in seiner Entwicklung auf den Punkt gekommen sein, wo man ein Gott werden muß oder wahnsinnig? Sollte er glücklicher als Faust, den Urgrund alles Seins und Wesens entdeckt haben und weil man „die Wahrheit nicht ungestraft erblickt" von den rächenden Göttern mit dem Wahnsinn, der nichts verrathen kann, geschlagen worden sein? Hat er sich die politischen Zustände Deutschlands tiefer zu Herzen genommen, als unsere liberalen Poeten und Helden mit dem Munde? Dann wäre dieser Wahnsinn eine Wahrheit, vor der die politischen Gedichte erbleichen und die politischen Dichter erröthen müßten. —

Anastasius Grün.

Neben dem düstern, nachtumhüllten Lenau, dessen unversöhnlicher Geist die Abgründe der Schöpfung noch tiefer geübt, die Klüfte zwischen Wunsch und Glück noch weiter auseinander reißt, wird als gleichzeitiger Strebensgenosse Anastasius Grün genannt, die sonnenfrohe, blüthenberauschte Lerche, deren Lieder über alle Risse in der Natur und im Leben die Regenbogenbrücke der Versöhnung spannen. Nie wurde zwischen zwei Dichtern ein schärferer Contrast sichtbar, als in diesen Dioskuren am lyrischen Himmel Oesterreichs, die nur durch die gleiche Gesinnung verschwistert sind, durch den Muth, mit dem sie sich nicht feig in Maulwurfshöhlen verkrochen, sondern ihre schwellende Sängerbrust in Gottes ganze freie Welt hinaustrugen. Besteht Lenau's Poesie aus einsamen Monologen, so hält Grün heitre Zwiesprache mit Lenz und Freiheit, mit allen Verklärungen des Daseins; nehmen

Digitized by Google

als Begründer, ist ihr in Europa noch niemals begegnet. Ich habe diese Erfahrung auch in meinem Kreise in Deutschland gemacht. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich [illegible] Jahre lang [illegible] Kreis [illegible] Deutschland [illegible] Ich habe [illegible] Ich habe [illegible] Ich habe

milian als Repräsentant einer untergehenden Epoche für epische Behandlung geeigneter, als sonst deutsche Geschichte; einerseits blickt sein Janusgesicht in die volle Herrlichkeit des langsam abzusterben beginnenden Mittelalters, andererseits in die sich vom Todten unter mannichfachen Kämpfen losringende neue Zeit, wodurch wir mit den finstern Schrecken und entwürdigenden Volkszuständen jener Jahrhunderte gewissermaßen versöhnt werden. So war denn dieser Stoff ein vorzügliches Feld für Grün's Muse, die sich gern dem Edlen und Ritterlichen, dem Romantischen anschmiegt, zugleich aber nicht das Leichenhafte in seine Urelemente zersetzen, sondern mit neuem, lebendigen Leben erfüllen will. Der Geist dieses lebendigen Lebens geht nun auch durch das ganze Werk, zuweilen fast wie ein Anachronismus, wie eine zu frühzeitig schmetternde Lerche des künftigen Frühlings. Nach den treuherzig naiven Tönen seines echt österreichischen Gemüths gaukeln die Reize in Maximilians Zeit und Leben vorüber, Turnier und Gottesgericht, Krieg und minniglicheS Lieben, deutsche Frömmigkeit und schalkhafter Humor. Ueber die Zerklüftungen und Schmerzen der Geschichte fliegt er leicht hinweg, ist doch Vieles seitdem ausgeglichen und wäre es doch Grausamkeit, den Boden der Vergangenheit aufzuwühlen, nur um schreckendes Todtengebein daraus hervorzuziehen, er gräbt lieber nach ewig funkelnden Schätzen. Der glückliche Gedanke, dem Nibelungenvers wieder neue epische Geltung zu verschaffen, belohnt sich, indem er mit seinem weichen, melodischen Schritt zwanglos alle Tonarten der Darstellung erreicht. Deutschland begrüßte das Werk mit überraschter Aufmerksamkeit und wird es für immer in liebevollster Erinnerung hegen.

Aber seine Muse sollte den Kämpfen und Bestrebungen der Gegenwart einen noch reichern Tribut zollen, als es im „letzten Ritter" nur beziehungsweise geschehen konnte. Die Julirevolution trug das Wort „Freiheit" wieder mit Donnerstimme durch Europa, daß sich ihm sogar das dafür so harte Ohr Deutschlands nicht ganz verschließen konnte, und selbst nach Oesterreich drang es, wo es freilich kein lauschendes Volk, weil überhaupt kein Volk fand, aber doch die stille, versteckte Theilnahme der Edlen und den begeisterten Schmerz des Poeten. Anastasius Grün hatte den Muth, diesen Schmerz auszusprechen und die für die darauf folgende politische Poesie so folgenreichen „Spaziergänge eines Wiener Poeten" erschienen. Der mißbrauchte Name Tyrtäus wird Keinem mit größerm Rechte beigelegt als Grün, wenn er auch durch seine Gesänge keine Nation zu Thaten, nur ein

Ausgaben für Kriegsbedürfnisse, Lieferungen, Arbeiten, Leistungen, Verpflegungen, Einquartierungen, Vorspann, Fuhren, Reisen, Transporte, Kriegsgefangene, Kriegsgefangenen-Lager, Kriegsgefangenen-Arbeiten, Kriegsgefangenen-Verpflegung, Kriegsgefangenen-Transporte, Kriegsgefangenen-Bewachung, Kriegsgefangenen-Begräbnisse, Kriegsgefangenen-Krankheiten, Kriegsgefangenen-Lazarethe, Kriegsgefangenen-Aerzte, Kriegsgefangenen-Wärter, Kriegsgefangenen-Medicamente, Kriegsgefangenen-Bekleidung, Kriegsgefangenen-Wäsche, Kriegsgefangenen-Betten, Kriegsgefangenen-Decken, Kriegsgefangenen-Strohsäcke, Kriegsgefangenen-Heizung, Kriegsgefangenen-Beleuchtung, Kriegsgefangenen-Brennmaterial, Kriegsgefangenen-Kochgeschirr, Kriegsgefangenen-Essgeschirr, Kriegsgefangenen-Trinkgeschirr, Kriegsgefangenen-Waffen, Kriegsgefangenen-Munition, Kriegsgefangenen-Pferde, Kriegsgefangenen-Wagen, Kriegsgefangenen-Geschütze, Kriegsgefangenen-Fahnen, Kriegsgefangenen-Standarten, Kriegsgefangenen-Trompeten, Kriegsgefangenen-Pauken, Kriegsgefangenen-Musikinstrumente, Kriegsgefangenen-Uniformen, Kriegsgefangenen-Mützen, Kriegsgefangenen-Helme, Kriegsgefangenen-Stiefel, Kriegsgefangenen-Schuhe, Kriegsgefangenen-Strümpfe, Kriegsgefangenen-Handschuhe, Kriegsgefangenen-Mäntel, Kriegsgefangenen-Hosen, Kriegsgefangenen-Röcke, Kriegsgefangenen-Westen, Kriegsgefangenen-Hemden, Kriegsgefangenen-Unterhosen, Kriegsgefangenen-Unterjacken, Kriegsgefangenen-Halstücher, Kriegsgefangenen-Taschentücher, Kriegsgefangenen-Gürtel, Kriegsgefangenen-Koppel, Kriegsgefangenen-Tornister, Kriegsgefangenen-Ranzen, Kriegsgefangenen-Patronentaschen, Kriegsgefangenen-Säbel, Kriegsgefangenen-Degen, Kriegsgefangenen-Bajonette, Kriegsgefangenen-Gewehre, Kriegsgefangenen-Pistolen, Kriegsgefangenen-Kanonen, Kriegsgefangenen-Haubitzen, Kriegsgefangenen-Mörser, Kriegsgefangenen-Lafetten, Kriegsgefangenen-Protzen, Kriegsgefangenen-Munitionswagen, Kriegsgefangenen-Feldschmieden, Kriegsgefangenen-Feldküchen, Kriegsgefangenen-Feldbäckereien, Kriegsgefangenen-Feldlazarethe, Kriegsgefangenen-Feldapotheken, Kriegsgefangenen-Feldbetten, Kriegsgefangenen-Feldstühle, Kriegsgefangenen-Feldtische, Kriegsgefangenen-Feldlampen, Kriegsgefangenen-Feldleuchter, Kriegsgefangenen-Feldkerzen, Kriegsgefangenen-Feldöfen, Kriegsgefangenen-Feldzelte

Jahre 1911 im Februar, 1912 im Januar, Februar und März und 1913 im Januar und Februar. Die Zahl der Fälle betrug 1911 = 1, 1912 = 3, 1913 = 2. Die Fälle betrafen 1 Mann und 5 Frauen. Die Erkrankungen traten auf in Hamburg-Eppendorf 1, Hamburg-Hoheluft 1, Hamburg-Barmbeck 1, Hamburg-Hohenfelde 1, Hamburg-Hammerbrook 1, Hamburg-Hamm 1. Die Erkrankten standen im Alter von 20, 21, 22, 23, 24 und 25 Jahren. Sie waren Dienstmädchen 4, Kontoristin 1, Verkäuferin 1. Die Erkrankungen traten auf in Häusern mit Wasserleitung 5, mit Brunnenwasser 1. Die Erkrankten hatten Wasser getrunken 5, Milch getrunken 1, Milch gegessen 1, Eis gegessen 1, Austern gegessen 1, Salat gegessen 1, Obst gegessen 1. Die Erkrankten hatten Typhus gehabt 1, hatten Typhus in der Familie 1, hatten Typhus in der Nachbarschaft 1, hatten Typhus in der Wohnung 1, hatten Typhus im Hause 1, hatten Typhus in der Straße 1, hatten Typhus in der Stadt 1, hatten Typhus in der Umgebung 1, hatten Typhus in der Gegend 1, hatten Typhus in der Heimat 1, hatten Typhus in der Fremde 1, hatten Typhus in der Schule 1, hatten Typhus in der Kirche 1, hatten Typhus in der Kaserne 1, hatten Typhus in der Fabrik 1, hatten Typhus in der Werkstatt 1, hatten Typhus in der Küche 1, hatten Typhus in der Speisekammer 1, hatten Typhus in der Waschküche 1, hatten Typhus in der Vorratskammer 1, hatten Typhus in der Kellerwohnung 1, hatten Typhus in der Dachwohnung 1, hatten Typhus in der Parterrewohnung 1, hatten Typhus in der Hinterwohnung 1, hatten Typhus in der Vorderwohnung 1, hatten Typhus in der Seitenwohnung 1, hatten Typhus in der Mittelwohnung 1, hatten Typhus in der Eckwohnung 1, hatten Typhus in der Durchgangswohnung 1, hatten Typhus in der Sackgassenwohnung 1, hatten Typhus in der Gartenwohnung 1, hatten Typhus in der Hofwohnung 1, hatten Typhus in der Straßenwohnung 1, hatten Typhus in der Platzwohnung 1, hatten Typhus in der Brückenwohnung 1, hatten Typhus in der Uferwohnung 1, hatten Typhus in der Inselwohnung 1, hatten Typhus in der Halbinselwohnung 1, hatten Typhus in der Landzungenwohnung 1, hatten Typhus in der Bergwohnung 1, hatten Typhus in der Talwohnung 1, hatten Typhus in der Hügelwohnung 1, hatten Typhus in der Ebenenwohnung 1, hatten Typhus in der Waldwohnung 1, hatten Typhus in der Wiesenwohnung 1, hatten Typhus in der Feldwohnung 1, hatten Typhus in der Gartenwohnung 1, hatten Typhus in der Obstgartenwohnung 1, hatten Typhus in der Weinbergwohnung 1, hatten Typhus in der Hopfengartenwohnung 1, hatten Typhus in der Tabakfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Zuckerrübenfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Kartoffelfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Getreidefeldwohnung 1, hatten Typhus in der Kleefeldwohnung 1, hatten Typhus in der Luzernefeldwohnung 1, hatten Typhus in der Esparsettefeldwohnung 1, hatten Typhus in der Wickenfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Erbsenfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Bohnenfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Linsenfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Kichererbsenfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Lupinenfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Sojabohnenfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Reisfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Maisfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Hirsefeldwohnung 1, hatten Typhus in der Buchweizenfeldwohnung 1, hatten Typhus in der Hafermehlwohnung 1, hatten Typhus in der Gerstenmehlwohnung 1, hatten Typhus in der Roggenmehlwohnung 1, hatten Typhus in der Weizenmehlwohnung 1, hatten Typhus in der Dinkelmehlwohnung 1, hatten Typhus in der Emmermehlwohnung 1, hatten Typhus in der Einkornmehlwohnung 1, hatten Typhus in der Spelzmehlwohnung 1, hatten Typhus in der Kleiewohnung 1, hatten Typhus in der Schrotwohnung 1, hatten Typhus in der Grießwohnung 1, hatten Typhus in der Stärkewohnung 1, hatten Typhus in der Kleberwohnung 1, hatten Typhus in der Eiweißwohnung 1, hatten Typhus in der Fettwohnung 1, hatten Typhus in der Zuckerwohnung 1, hatten Typhus in der Salzwohnung 1, hatten Typhus in der Gewürzwohnung 1, hatten Typhus in der Essigwohnung 1, hatten Typhus in der Senfwohnung 1, hatten Typhus in der Pfefferwohnung 1, hatten Typhus in der Paprikawohnung 1, hatten Typhus in der Ingwerwohnung 1, hatten Typhus in der Muskatnusswohnung 1, hatten Typhus in der Zimtwohnung 1, hatten Typhus in der Nelkenwohnung 1, hatten Typhus in der Vanillewohnung 1, hatten Typhus in der Kardamomwohnung 1, hatten Typhus in der Aniswohnung 1, hatten Typhus in der Fenchelwohnung 1, hatten Typhus in der Kümmelwohnung 1, hatten Typhus in der Koriandrwohnung 1, hatten Typhus in der Majoranwohnung 1, hatten Typhus in der Thymianwohnung 1, hatten Typhus in der Rosmarinwohnung 1, hatten Typhus in der Salbeiwohnung 1, hatten Typhus in der Basilikumwohnung 1, hatten Typhus in der Estragonwohnung 1, hatten Typhus in der Dillwohnung 1, hatten Typhus in der Petersilienwohnung 1, hatten Typhus in der Schnittlauchwohnung 1, hatten Typhus in der Zwiebelwohnung 1, hatten Typhus in der Knoblauchwohnung 1, hatten Typhus in der Meerrettichwohnung 1, hatten Typhus in der Kapernwohnung 1, hatten Typhus in der Oliven-

ſtellung des Aeußerlichen, ſinnreiche, bis zum Humor ausgebildete Beſchaulichkeit und flammende Begeiſterung für alle edlen Triebe unſerer Tage. Seine Verſe entfalten den üppigſten und originellſten Bilderreichthum, ohne ihn durch Zwang herbeizuziehen, nur wird in den kleinern Dichtungen zuweilen ein unmelodiſch rauhes Ringen mit der Sprache hörbar, wie er denn überhaupt nicht das feine Ohr eines Lenau oder Platen für den Numerus des Verſes beſitzt.

Grün ſchwieg nun conſequent ſechs Jahre und nur ſtets erneuerte, zahlreiche Auflagen ſeiner Werke bezeugten den fortgeſetzten innigſten Verkehr ſeiner Muſe mit der deutſchen Nation. Im Jahre 1843 endlich erſchienen die lang erwarteten „Nibelungen im Frack", eine ſtark gewürzte, an vortrefflichen Einzelheiten reiche politiſche Satyre, die aber nicht den verdienten Erfolg fand, vielleicht weil Deutſchland in ſeinem Mangel an politiſchem Volksbewußtſein für das Verſtändniß derartiger Dichtungen nicht reif, nicht glücklich genug iſt. In England wäre mit einem ſolchen Werke unſterblicher Ruhm zu gewinnen, in Deutſchland muß es befremden als Reſultat einer Zeit, die noch gar nicht vorhanden iſt, einer Zeit, in der man auf elende Zuſtände mit dem heitern, lachenden Gefühl zurückblicken wird, ſie überſtanden zu haben. Einige Stellen in den „Nibelungen" richten ſich durchbohrend gegen Herwegh, der die hohlen Verdächtigungen, die Grün's langes Verſtummen rege machte, in einem giftigen Pfeil concentrirte. Herwegh hat damit die Wahrheit ſeiner noch nicht dichteriſch bethätigten, nur mit rhetoriſchem Pathos zur Schau getragenen Geſinnung ſelbſt in Zweifel geſtellt. Denn wie ein übermüthiger Ritter, der gegen den Meiſter ſeines Ordens eine ungerechte Waffe ſchwingt, dadurch den Geiſt des Ordens ſelbſt verläugnet, hat Herwegh am Geiſt der Partei gefrevelt, auf deren Zinne er ſich ſtellte, indem er einen ihrer edelſten Vorkämpfer, Grün, den Meiſter vom Orden der politiſchen Dichter, auf unbeglaubigten Verdacht hin mit brutalem Hohn überfiel. Der Dichter wird nur vom Dichter verſtanden und ſollte darum vom Dichter am wenigſten verkannt werden. Und es iſt nicht nur unpoetiſch, es iſt gemeine Fraubaſerei und Klatſchſucht, die Motive ſeines Urtheils über einen öffentlichen Charakter nicht aus ſeinen öffentlichen Leiſtungen, ſondern aus immer mehr oder minder unklar bleibenden Privatverhältniſſen herzuleiten. Ein Mann, der wie Grün nicht nur als großer Poet, auch als großer Charakter in die Literatur eintrat, bleibe von jenem goldenen Wolkenimbus umgeben, aus deſſen Verhüllung die Weisheit der Alten unſichtbar ihre erhabenen Orakel ertönen ließ. Noch liegt

Digitized by Google

Westphälische Zustände.

Zweite Abtheilung.

In unserem ersten Artikel hatten wir das Münsterland geschildert und uns am Schlusse desselben verleiten lassen, der Elberfelder Zeitung zu gedenken. Die Erwähnung dieser Zeitung veranlaßt uns, einige Worte über Elberfeld selbst hinzuzufügen. Diese Stadt gehört nicht mehr zu Westphalen, sondern erfreut sich rheinischer Privilegien; aber hart an der Grenze gelegen, steht sie mit den Fabrikgegenden unserer Provinz in lebhafter Wechselwirkung, daß die Schilderung ihrer Zustände bei einer Besprechung Westphalens nicht vermißt werden darf. Das Großherzogthum Berg schließt sich, was die Natur, wie die Bevölkerung anbetrifft, inniger an die Grafschaft Mark, wie an das cölnische Land an; schon die Religion reißt es von der katholischen Rheinprovinz ab; die Industrie Elberfeld's setzt sich auf der Enneper Straße fort und weist also nach Westphalen und nicht nach dem Westen hin. Dieses ungeheure Fabrikthal, voll rauchender Essen und kasernenartiger Gebäude, durch das die Wupper wegen der vielen Färbereien in allen Farben des Regenbogens einherfließt, besteht aus fünf Städten, die unmittelbar an einander liegen, so daß nur die Tradition und die Verwaltung sie als verschiedene Ortschaften betrachten. Großer Reichthum nebst namenloser Armuth, viel Frömmigkeit und noch mehr Betrügerei, Pietismus und Truckſystem leben friedlich in dieser Stadt zusammen, wo der „Gesellschaftsspiegel" erscheint und Herr Krummacher predigt. Zwischen diesen beiden Extremen sucht man vergebens die Mitte, einen liberalen Constitutionalismus, zu dem doch Elberfeld wegen seiner rhei-

Digitized by

eine Abschrift der Urkunde vom Jahre 1600, welche Hans Wilhelm Kirchmayer, Freiherr von Nothafft, Wernberg und Neuhaus, Herr zu Hohenschwangau, Pürgen und Pittenhart, Erbkämmerer des Fürstenthums Bayern, Pfleger zu Schwabeck, Landrichter zu Mitterfels und Pfleger zu Rain, Rat und Kämmerer Herzog Maximilians in Bayern, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogs in Ober- und Niederbayern, Grafen zu Veldenz, Sponheim, Mark und Ravensberg, Herrn zu Ravenstein, Ritter des Goldenen Vließes, Landgrafen in Leuchtenberg, Markgrafen des Heiligen Römischen Reichs, Herrn zu Frankreich, Obersten Erbtruchsessen und Kurfürsten, Landesfürsten und Regenten der Oberpfalz, Statthalter und Regenten zu Amberg, Landrichter, Hofmarschall, Kämmerer und Rat, Pfleger zu Cham, Vizedom zu Straubing, Pfleger zu Vohburg, Rain und Gerichtsherr zu Pittenhart, Hohenschwangau, Pürgen

ſeiner Arbeit nicht verkennt. Das Bewußtſein, Eigenthum zu haben, und wäre es auch ein kleines Stück Land, daß man ſich kaum mit Anſtand darauf begraben laſſen könnte, hat für den gemeinen Mann etwas ungemein Erhebendes; wenn der Arbeiter auch 14 Stunden täglich in der Fabrik ſich abzumühen hat, er wird doch noch Zeit finden, ſeinen Garten zu bebauen und Reparaturen an ſeinem Hauſe vorzunehmen. Es iſt für Jeden, der immer gewohnt iſt, für Andere zu arbeiten, ein wollüſtiges Gefühl, auch einmal in eigenem Intereſſe zu wirken und zu ſchaffen; dieſe Thatſache ſteht feſt, ob ſie auch gleich gewiſſen ſocialen Theorien zu widerſprechen ſcheint. So hört man auch nicht, daß auf der Enneper Straße communiſtiſche Beſtrebungen ähnlichen Beifall gefunden hätten, wie in Elberfeld oder im Ravensbergiſchen; das rührt nur aus der innigen Verſchmelzung der Induſtrie mit dem Ackerbau oder wenigſtens Garten- und Wieſenbau her. Da auf den Ackerbau vorzugsweiſe unſere Provinz angewieſen iſt, ſo hat auch der Grundbeſitz mehr Geltung und Einfluß, als Handel, Induſtrie und Intelligenz; letztere drei Mächte kömmen bei uns eigentlich nur dann zur Geltung, wenn Rittergüter, Wälder und Wieſen ihnen zur Seite ſtehen. Der Aufenthalt in Weſtphalen verleitete ja einen Stein zu dem Ausſpruch: „Wer keinen Grundbeſitz hat, iſt ein Lump"; — wie ſollten denn die Fabrikarbeiter ſich nicht darnach ſehnen, einen eigenen Garten, ein eigenes Feld zu beſitzen? warum ſollte man es den Fabrikherren verargen, wenn ſie die Früchte ihrer Maſchine auf den Ankauf von Rittergütern und Bauerhöfen verwenden? In der Nähe der Enneper Straße, Iſerlohn's und Altena's ſieht man herrliche Villen, in neueſtem Geſchmack aufgeführt, oder alte, ſchwerfällige Schlöſſer, die man mit vieler Mühe wieder zuſammengeflickt und wohnbar gemacht hat, im Beſitze von Fabrikherren, ſo daß der Adel täglich ärmer an Grundbeſitz und unwilliger und gereizter gegen ſeine bürgerlichen Collegen wird. Der Reichthum der Fabrikbeſitzer in den genannten Städten iſt auch in der That ungewöhnlich groß; man findet dort und in der Umgegend Eigenthümer von ganz gewöhnlichen Eiſenhämmern, welche über eine halbe Million beſitzen, der größern Fabrikanten gar nicht zu gedenken. Jetzt wird hier freilich nicht mehr ſo viel verdient als früher, als z. B. in der franzöſiſchen Zeit, wo ein einziger Schleifkotten ſeinen Beſitzer reich machen konnte, wo es unter den Schleifern ein Sprüchwort gab: „der iſt kein ordentlicher Schleifer, der Sonntags ſein halb Pfund Gold nicht in der Taſche hat".

Digitized by Google

— Jetzt ist das anders geworden; die großen Unternehmungen eines Piepenstock, Ebbinghaus und Anderer lassen die kleinen Etablissements nicht mehr aufkommen; die Concurrenz des Auslandes drückt zu sehr, so daß nur noch große Capitalien etwas ausrichten können. War ja sogar vor einigen Jahren das allgemein geachtete Piepenstock'sche Haus in Iserlohn, welches Tausende von Arbeitern beschäftigte und mit allen Welttheilen in Handelsverbindung stand, fast im Begriff, seine Zahlungen einstellen und seine großartigen Unternehmungen unterbrechen zu müssen.

Der Herr des Hauses, ein Muster westphälischer Redlichkeit und Solidität, starb und seine Erben mußten sich der Gelder des Banquiers Schaffhausen in Cöln bedienen, um das grandiose Geschäft nicht in Stocken gerathen zu lassen. Es wäre ein Ruin für das ganze Land gewesen, wenn hier ein Fallissement zu Stande gekommen wäre.

Wenn man früher die gebirgigen Gegenden der Grafschaft Mark bereiste, so traf man in jedem Thale einen Hammer, eine Papierfabrik oder sonst ein industrielles Etablissement an. Wo man Wasser rauschen hörte, vernahm man auch das Geklapper der Mühlen und das Schlagen der Hämmer, welches mithin durch die Stille des Waldes tönte. Jetzt herrscht eine traurige Stille in diesen Waldthälern; das Wasser sprudelt unbenutzt über die morschen, verrotteten Räder hinweg; die Funken sprühen nicht mehr aus der Esse hervor und auf den Dächern zeigen sich die Spuren des Sturmes und Schnees. Das sind die Folgen des Dampfes, welcher die geringern Wasserkräfte werthlos und die kleinern Fabrikanten zu Tagelöhnern gemacht hat, die aber unsere Gegenden nicht allein, sondern alle industriellen Landstriche betroffen haben.

Den Uebergang von der industriellen Grafschaft Mark zu dem ackerbauenden Theile derselben bildet die Gegend von Dortmund, Hörde, Essen, wo Berg- und Ackerbau sich vereinigen, die Bewohner reich zu machen. Das Gebirge flacht sich hier zur Ebene ab, die Wälder werden seltener; weite Wiesen umringen die Flüsse und fruchtbare Felder schließen freundliche, wohlhabende Dörfer ein. Zwischen den wogenden Saaten, die einen guten Boden und treffliche Bebauung verrathen, erheben sich hier und da Feueressen, welche den Ort anzeigen, wo die Dampfmaschine sich abmüht, die Schätze der Unterwelt an's Tageslicht zu bringen. Nicht Gold und Edelsteine fördert man hier, sondern schwarze, unscheinbare Kohlen, welche aber kostbarer und

Abhängigkeit von der Lage des Mittelpunktes. Bildet man nun die Differenz der Trägheitsmomente für zwei parallele Achsen, so fällt das Glied mit h^2 heraus, und es bleibt nur $2h(\mathfrak{S}_1 - \mathfrak{S}_2)$ übrig. Da nun $\mathfrak{S}_1$ und $\mathfrak{S}_2$ die Momente der Massen in Bezug auf die beiden Achsen sind, so ist $\mathfrak{S}_1 - \mathfrak{S}_2$ das Moment der Masse des Ringes in Bezug auf eine Achse, welche durch den Mittelpunkt geht und parallel zu den beiden Achsen ist. Dieses Moment ist aber gleich Null, weil die Masse des Ringes symmetrisch um diese Achse verteilt ist. Also ist $\mathfrak{T}_1 - \mathfrak{T}_2 = 0$, oder $\mathfrak{T}_1 = \mathfrak{T}_2$.

Das Trägheitsmoment eines Ringes in Bezug auf eine Achse, welche durch den Mittelpunkt geht und senkrecht zu seiner Ebene ist, ist gleich dem Trägheitsmoment in Bezug auf einen Durchmesser, multipliziert mit 2.

Das Trägheitsmoment eines Ringes in Bezug auf einen Durchmesser ist gleich dem Produkt aus der Masse des Ringes und dem Quadrat des halben Durchmessers.

Das Trägheitsmoment eines Ringes in Bezug auf eine Achse, welche durch den Mittelpunkt geht und senkrecht zu seiner Ebene ist, ist gleich dem Produkt aus der Masse des Ringes und dem Quadrat des halben Durchmessers, multipliziert mit 2.

Beispiel. Ein Ring hat eine Masse von 2 kg und einen Durchmesser von 0,5 m. Wie groß ist sein Trägheitsmoment in Bezug auf einen Durchmesser? Wie groß ist sein Trägheitsmoment in Bezug auf eine Achse, welche durch den Mittelpunkt geht und senkrecht zu seiner Ebene ist?

Lösung. Das Trägheitsmoment in Bezug auf einen Durchmesser ist $2 \cdot 0{,}25^2 = 0{,}125$ kgm^2. Das Trägheitsmoment in Bezug auf eine Achse, welche durch den Mittelpunkt geht und senkrecht zu seiner Ebene ist, ist $0{,}25$ kgm^2.

Das Trägheitsmoment einer Kreisscheibe in Bezug auf eine Achse, welche durch den Mittelpunkt geht und senkrecht zu ihrer Ebene ist, ist gleich dem Produkt aus der Masse der Kreisscheibe und dem Quadrat des halben Durchmessers, multipliziert mit $\frac{1}{2}$.

Beispiel. Eine Kreisscheibe hat eine Masse von 2 kg und einen Durchmesser von 0,5 m. Wie groß ist ihr Trägheitsmoment in Bezug auf eine Achse, welche durch den Mittelpunkt geht und senkrecht zu ihrer Ebene ist?

Lösung. Das Trägheitsmoment ist $\frac{1}{2} \cdot 2 \cdot 0{,}25^2 = 0{,}0625$ kgm^2.

Rechnet man nun noch die großen Salinen zu Unna und Werl zu dieſem Reichthum der Natur, mit welchem die Grafſchaft Mark beſchenkt iſt, hinzu, ſo muß man ſich geſtehen, daß man in Deutſchland, zumal in Norddeutſchland, nicht leicht eine üppigere, geſegnetere Provinz findet. Und auch an Naturſchönheiten iſt dieſe Gegend durchaus nicht arm; die Ruhr- und Lennethäler können ſich faſt mit den geprieſenen Gegenden des Rheines meſſen, ſowohl was die herrliche Abwechſelung zwiſchen Berg und Thal, Wald und Wieſe, als auch die trümmerhaften Monumente aus den Mittelalter, Burgruinen, Kloſtermauern und ähnliche Träger romantiſcher Träumereien betrifft. Die Umgegend Altena's, die lieblichen Thäler bei Elſey und Limburg, das unvergleichliche Panorama von der Feſte Hohenſieburg, das anmuthige Blankenſtein, — wem, und ſollte er dieſe Reize der Natur nur einmal gekoſtet haben, könnten ſolche Bilder je aus dem Gedächtniſſe entſchwinden? —

Die Bildung, die politiſchen Geſinnungen der Einwohner ſind durch den Reichthum und die Wohlhabenheit des Landes bedingt. Die Leute können zu behaglich und ſorgenlos in den Tag hineinleben, als daß ſie ſich um das Miſere unſerer öffentlichen Zuſtände zu kümmern brauchten, als daß ſie ein Ohr haben könnten, den ſchweren Angſtruf der Zeit zu vernehmen. Ein eigentliches Proletariat exiſtirt in dieſen Gegenden nicht, welches dieſe Leute zur Kritik unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände hinführen könnte; die politiſchen Fragen und Zweifel weichen dem Vertrauen, welches man zu den Beamten hat, welche die Laſt des Regierens auf ihre Schultern nehmen und dem Bürger und Bauer die Mühe des Denkens und die Sorge um öffentliche Angelegenheiten erſparen. Die Steuern werden nicht drückend, die Polizei nicht unangenehm, und deshalb ſind die Leute mit den gegenwärtigen politiſchen Zuſtänden zufrieden, da die höheren Rückſichten auf Recht und Sittlichkeit bei Beurtheilung der ſtaatlichen Verhältniſſe in dieſem Lande nicht in Anwendung kommen. Die vis inertiae tritt wohl in keinem Theile unſers deutſchen Vaterlandes aller politiſchen Aufklärung ſo entſchieden und erfolgreich in den Weg, als hier, wo man nur an das eigene Behagen und an die eigene Bequemlichkeit denkt, und über einer guten Kartoffel- und Roggenernte alle politiſchen Fragen vergißt.

Ein zweiter Grund der politiſchen Indifferenz iſt die Religion. Die evangeliſche Orthodoxie, die man durch das ganze Land ſo ziemlich regelmäßig, hier und da auch wohl mit Pietismus verſetzt, findet

[illegible] [illegible] [illegible] [

weſen iſt. In derſelben Stadt lebt ein Beamter, der bei allen Feſteſſen als officieller Redner auftritt und als ſolcher auch von der Stadt zum 15. October 1840 als Deputirter zur Huldigung nach Berlin geſchickt wurde. Der König, welcher mit dem hohen Adel im Schloſſe ſpeiſte, während man den bürgerlichen und bäuerlichen Deputirten draußen hatte ein Zelt bauen laſſen, zeigte ſich auch beim Eſſen der Letzteren und leerte das ihm dargebotene Champagnerglas auf das Wohl der anweſenden Deputirten. Se. Majeſtät, begeiſtert durch die Begeiſterung ſeiner treuen Unterthanen, ſtieß das geleerte Glas etwas raſch auf den Tiſch, ſo daß es in Stücke ſprang. Kaum ſieht dies der Deputirte aus der Grafſchaft Mark, ſo ſpringt er eilig herbei, und erhaſcht den Fuß des Glaſes, an dem noch ein Stückchen des Kelches feſtſaß. Dieſes Monument königlicher Begeiſterung entführt unſer Deputirter nach ſeiner Heimath, ein geſchickter Goldarbeiter erweitert den Kelch durch einen ſilbernen Anſatz zu ſeiner urſprünglichen Größe, und gravirt in das Silber die Worte: „Mein König trank daraus.“ Der Pokal wird im geſchmückteſten Saale des ganzen Hauſes aufgeſtellt, und jedem Beſucher als die Hauptmerkwürdigkeit deſſelben gezeigt. Bei ſämmtlichen patriotiſchen Feſteſſen, und deren hat Preußen faſt ſo viele als der katholiſche Kalender Heilige, führt jener Herr das Glas in einem Futterale mit ſich. Wenn nun nach der Suppe der erſte feierliche Toaſt auf das Wohl Sr. Majeſtät ertönt, fällt die neidiſche Hülle, welche das Kleinod verhüllte; es wird mit dem beſten Weine gefüllt, und jeder Patriot hat die Ehre, aus den Trümmern des Glaſes zu trinken, welches die Hand des Königs berührte, als es noch ganz war. —

Dieſe allbekannte Loyalität der Grafſchaft Mark hat vielleicht Se. Majeſtät veranlaßt, der Tochter Tſchech's den Aufenthalt daſelbſt und zwar in dem kleinen Städtchen Camen anzuweiſen. Die Honoratioren des Städtchens haben dem unglücklichen Mädchen die Schwelle ihrer Häuſer verboten, und ihren Töchtern jeglichen Umgang mit derſelben unterſagt.

Die Oſtenſiblität der Markaner war in ſolchen Beziehungen zu ſehr auf die Spitze getrieben worden, als daß man ſie nicht, ſogar in der Mark ſelbſt, belächelt hätte. Vorzüglich der täglich mehr um ſich greifende und von der Regierung zu eclatant beſchützte Pietismus öffnete den Leuten die Augen; ihr natürlicher Verſtand vertrug ſich nicht mit dem Unſinn, der ſich auf den Kanzeln heimiſch machte; der

Digitized by Google

Bürger, der ſonſt alle allgemeinen Anſichten und Streitfragen mit ſeiner beliebteſten Redensart: „Ich mag nicht davon hören," zurückwies, fängt jetzt an, Zeitungen zu leſen, und Journalzirkel zu ſtiften. Die Verfaſſungsfragen fangen an, einen Theil der intelligenteren Bürgerſchaft zu intereſſiren; ja ſogar communiſtiſche Theorien dringen aus dem benachbarten Ravensbergiſchen in die Mark ein, und ſtören die Leute aus ihrer bisherigen gemüthlichen Behaglichkeit. In Dortmund hat ſich ein lichtfreundlicher Verein gebildet; der Deutſchkatholicismus machte einige Zeit, beſonders in Iſerlohn und Unna, viel Aufſehen, hielt ſich aber fern von allem politiſchen Intereſſe. Hamm, die Hauptſtadt der Mark, in deſſen Nähe das Stammſchloß der früheren Grafen geſtanden hat, iſt, was die politiſche Regung anbetrifft, wohl am weiteſten vorangeſchritten. Der Erlaß des daſigen Landrathes von Vincke, welcher den Gaſtwirthen gebot, alle Gäſte, welche politiſche Reden führten, entweder aus dem Hauſe zu werfen oder zu denunciren, iſt durch die Preſſe hinreichend gewürdigt worden. Die Entlaſſung der beiden Referendarien in Hamm, auch genugſam in den Zeitungen beſprochen, läßt auf einen Trieb der dortigen Beamten und der Bürger, ſich über religiöſe Gegenſtände aufzuklären, und auf die Exiſtenz geheimer Beobachter ſchließen.

Uebrigens iſt die Perſönlichkeit des Markaners im Allgemeinen wohl geeignet, Intereſſe zu erwecken. Es iſt allerdings eine gewiſſe Philiſtröſität in ihm nicht zu verkennen, eine Paſſivität, eine Behaglichkeit und Bequemlichkeit, die nach Holland hinweiſt, und auf den erſten Anblick ihn theilnahmlos, indifferent, ja ſogar dumm erſcheinen läßt. Aber nach näherer Unterſuchung findet man, daß dieſe Ruhe nicht aus Faulheit, ſondern aus dem Bewußtſein einer ſicheren Ueberzeugung entſprungen iſt; nicht kindiſcher Eigenſinn, ſondern männlicher Ernſt und Geſinnungsfeſtigkeit ſpricht ſich in dieſem Beharren bei dem Althergebrachten aus. Ein tüchtiger, kritiſcher Verſtand und treues Feſthalten an dem einmal Erprobten zeichnet den Markaner aus; er vergeudet ſeine Zeit und Kraft nicht in zweifelhaften Verſuchen; er haſcht nicht nach Neuem, ſondern bemüht ſich, das Alte nach allen Seiten hin recht gründlich zu durchdenken und zu durcharbeiten. Hat ſich aber einmal eine neue Anſicht ſeiner bemächtigt, ſo weiß er ſie auch im Leben zu bethätigen, denn ſeine Anſichten und Handlungen gehen Hand in Hand. Deshalb iſt es von Bedeutung, daß ſich auch in der Mark Wünſche nach ſtaatlichen Reformen geltend machen; denn der

Digitized by Google

Markaner bleibt, ſo lang wie er nur eben kann, beim Beſtehenden, und öffnet ſein Ohr nicht leicht Neuerern und Unruhſtiftern. Wenn er unzufrieden wird, dann muß die Unzufriedenheit einen tiefen allgemeinen Hintergrund haben. Denn Weſtphalen und ſpeciell die Mark bilden in den geiſtigen Kämpfen der Gegenwart und in den politiſchen Kriſen der Zukunft nicht die Avantgarde, ſondern die Reſerve.

Tagebuch.

I.

Aus Hamburg.

Budgetverhandlungen. — Senat und Bürgerschaft. — Censur. — Theater.

In der letzten Bürgerversammlung ist über den Budgetbestand Rechenschaft abgelegt worden. Auch wird, wie jüngst, von Zeit zu Zeit auf Gehalterhöhung dieses oder jenes Beamten angetragen, und in der Regel ertheilt die Bürgerschaft Anträgen der Art, aus natürlicher Gutmüthigkeit vermuthlich, ihre Zustimmung. Das ist nun auch Alles recht gut, aber es haben dieses Mal doch einige Bürger gemeint, geäußert, versteht sich mit aller Bescheidenheit, daß mancher „höhere Beamte" wohl zu hoch besoldet werde. Wann wird man dahin kommen, das Budget nicht mehr summarisch, sondern etwas genauer und umständlicher zu verhandeln, wann wird man überhaupt unsere Staatsökonomie, die Besoldung des ganzen Beamtenpersonals von oben bis unten sorgfältig prüfen und sehen, ob Alles nach Verhältniß der Thätigkeit und Dienstleistung im Einklang ist! Wann wird man zu diesem Zweck eine Prüfungs-Commission erwählen, wann werden die sehr betheiligten, und mit Steuern in dieser schweren Zeit sehr bedrängten Bürger einsehen, daß solches Vornehmen durchaus nothwendig ist? — Man hat so viel gesprochen und geschrieben über den Aufwand und die Unterhaltung der Cardinäle, über unsere vierundzwanzig Senatoren hat in ganz Deutschland noch keine Seele sich ausgelassen. — Die Anträge des Senats an die Bürgerschaft werden seit dem Brande drei ganze Tage von der Versammlung, gut und verständlich auseinandergesetzt, vertheilt; was hat ihrerseits dagegen die Bürgerschaft, was haben die Sprecher oder sogenannten Collegial-Vertreter gethan? Nichts. Man hört nur oder

Digitized by Google

lieſt nur die ſehr magere Anzeige in der Resolutio civium, daß ſie „Ja" oder „Nein" geſagt, „zugeſtimmt" oder „nicht zugeſtimmt" haben; das Uebrige bleibt Tradition. Haben die Collegialen denn aber nichts weiter geſprochen als „Ja" oder „Nein", haben ſie dafür ihre Gründe nicht und wie? motivirt, gibt es unter ihnen keine Männer, die ſich beſonders erheben, die ſich als wahre Kammerrepräſentanten hinſtellen, laſſen ſich hier keine „Ständeverhandlungen" publiciren, oder ſcheuen dieſe der Form nach das Licht, haben ſie nicht die gehörige Faſſung, um mit Anſtand nachgeſchrieben und veröffentlicht werden zu können? Du lieber Himmel, wie geheimnißvoll, wie altmodiſch geht es in unſerer Republik her! Die Anträge, das heißt die gedruckten, das heißt der Kopf, nehmen ſich doch gar ſo ſonderbar und vereinſamt aus gegen den fehlenden Rumpf der Debatte und Discuſſion und Motivirung. Mich wundert, daß der Senat die Bürgerſchaft nicht ſchon aufgefordert hat, B zu ſagen, da er A geſagt. So iſt ja Alles halb und nicht heil.

Beſſer fortgeſchritten, das heißt factiſch fortgeſchritten, ſind wir in der letzten Zeit mit der — Cenſur. Wir haben doch nun ſchon drei Cenſoren, und zwei Cenſoren haben Jeder nur vier Blätter zu cenſiren, der Eine die vier politiſchen Zeitungen, der Andere die vier geſtempelten Blätter, welche Vaterſtädtiſches beſprechen dürfen und daneben dürfen wir, wie ein Geſetz von 1833 behauptet, alle eigenen Angelegenheiten frei und offen beſprechen. Wie viel Cenſoren hat Leipzig wohl? Leipzig mit ſeinem Literatur-Blättermarkt? Ob das Geſetz wohl etwas von dem Herrn Dr. Gläſer, dem Cenſor der vier geſtempelten Blätter weiß, die, wohl zu beachten, dennoch keine bezahlten Inſerate aufnehmen dürfen, weil dies die allzudickbäuchigen Privilegien — Monopole beeintrachtigen würde. Bei Leibe keine Concurrenz, keine Wege und Mittel, daß den Reichern gegenüber, Andere auch etwas erwerben. Hauptcenſor übrigens iſt der Dr. Hoffmann, ein großer Bücherkenner und Bibliotheks-wiſſenſchaftler und wenn dieſer gute Mann einmal etwas zu cenſiren bekommt, was über die Stadtklatſche und Journaliſtenſtänkerei hinausgeht, ſo erklärt er ganz offenherzig auf dem Cenſurbogen, „er halte ſich nicht befugt, das Imprimatur zu ertheilen". Ein Cenſor und nicht befugt? Aber warum iſt der Mann denn eigentlich Cenſor? Gibt es für ihn denn kein Reglement, keine Norm, wonach er befugt iſt? Ach nein! Ach ja! Aber der Mann hat von allen Seiten ſo viele Vorwürfe zu erleiden, man ſchämt ſich nicht, ihn zu citiren, zur Rede zu ſtellen, warum er dies und das, verſteht ſich nach allem Recht, durchgelaſſen! Dieſe Cabinets-Cenſur-Juſtiz heißt hier „freie Preſſe über ſtädtiſche Angelegenheiten."

Mit den Lobhudeleien des Thalia-Theaters, unter Direction des künftigen Stadt-Theater-Directors Hrn. Maurice, geht es hier ſchauderhaft her. Da gibt es nichts wie „Größen", nichts wie glänzende Vorſtellungen! Welche Ausſichten hat das arme Stadt-Theater, in welche Hände geht es über, welcher blaue Dunſt wird dann dem Hamburger erſt vorgemacht werden. Uebrigens erzählt man ſich, daß nicht Hr. Bai-

Der Verein versendet an Mitglieder, die Bücher aus der Bibliothek entleihen, diese Bücher auf Verlangen gegen Ersatz der Portokosten. Die Bücher müssen in einer Kiste oder einem Koffer verpackt sein, der mit Namen und Adresse des Absenders versehen ist. Die Kiste oder der Koffer wird mit Bindfaden verschnürt. Die Bücher müssen in Papier eingeschlagen sein

vola (Primadonna assoluta) zeigte durch alle vier Acte eine bewundernswerthe Ausdauer und Conſequenz im — Detoniren; Signora Gerli (Comprimaria) ſang richtig, aber mit faden-dünner Stimme und kalt wie Eis; Signora Profondo (seconda Donna) übertraf die Primadonna assoluta ſowohl im Detoniren, als im Schreien ganz bedeutend, und ſiegte in allen Enſembles. Der primo Tenore assoluto, Signor Rainieri Dei hat für einen öffentlichen Ausrufer eine ſehr respectable Stimme, auch detonirte er nächſt der großen Trommel am wenigſten. Signor Pons, Basso profondo, ſchreit in den höhern Chorden trotz der Signora Profondo, auch nimmt er es im Detoniren mit ihr auf; in tiefern Tönen hat ſeine Stimme einen ſchwachen, aber ſehr romantiſchen Rohrdommelklang, ſo etwa, als ob man auf einer leeren Flaſche pfeift. Signor Pignoli, primo Baritone assoluto, iſt ein ſehr hübſcher Italiener, mit recht angenehmer Stimme, wenn er nicht ſchreit, detonirt menſchlich und iſt im Ganzen ein talentvoller Anfänger. Die Claque war bei dieſer erſten Vorſtellung zu Anfang recht brav, nach einigen derben, ziſchenden Zurechtweiſungen aber verlor ſie gegen das Ende der Oper allen Muth, wurde immer kleinlauter und verſtummte endlich ganz, ſo daß der Vorhang am Schluß unter tiefem, ernſten Schweigen fiel, und man ſagen konnte, die Oper habe ein anſtändiges, ſehr discretes Fiasco gemacht. Schlimmer waltete das Schickſal in der Lucia di Lammermoor, in welcher Oper die andre Primadonna assoluta Signora Groſſoni auftrat. Wenn dieſe würdige, angejahrte Dame mit ihrer kleinen, total ſtruppirten Stimme, aber großartigen Distonation etwas Anderes von den guten Berlinern erwartet hat, als ausgeziſcht zu werden, ſo hat ſie die Langmuth unſeres ſchüchternen Publicums überſchätzt. Die Oper Lucia machte entſchiedenes brillantes Fiasco, mit allem was dazu gehört; ſogar die Claqueure ſollen zuletzt aus Angſt mitgepocht haben. Die Direction hat vom Hrn. Grafen Gritti eine andere Truppe verlangt. Nous verrons!

In unſern muſikaliſchen Kreiſen erregt jetzt eine Broſchüre: „Aphorismen über Rellſtab's Kunſtkritik von L. Ernſt Koſſak", viel Intereſſe. Herr Rellſtab war vor etwa einem Vierteljahrhundert Preuß. Artillerie-Lieutenant, wurde aber wegen Kurzſichtigkeit verabſchiedet, und warf ſich dann auf die Literatur. Seine Befähigung war mäßig, aber ſein Selbſtvertrauen bedeutend, und wie die meiſten mittelmäßigen Köpfe hatte Hr. Rellſtab viel Glück: er wurde Mitarbeiter und Feuilletoniſt bei der Voß'ſchen Zeitung. Hier begann er ſich im Ueberſetzen aus dem Franzöſiſchen zu üben, und mit dilettantiſchem Wiſſen über Muſik zu urtheilen. Da es nun aber Herrn R. an akademiſcher und philoſophiſch-äſthetiſcher Bildung fehlt, er auch nie ernſter muſikaliſcher Studien ſich befliſſen hat, ſo urtheilt er nach den Eindrücken ſeines ſubjectiven Gefühls. Außerdem aber ſchwört er wie alle gedankenſcheue Recenſenten auf jede Autorität, und lehnt ſich mit der ganzen Wucht coloſſaler Anmaßung gegen alles Neue auf, das er nicht verſteht. Außerdem hat der kluge Stratege außer Dienſt immer ein Paar ſoufflirende Muſiker zur Hand, deren Werke und Thaten er auch, für gefälliges Einflüſtern, tüchtig lobt.

Doch nicht ſelten verſteht er ſeinen Souffleur falſch, und dann kommt die ſonderbarſte Unwiſſenheit im Gewande der Lächerlichkeit zum Vorſchein.

Hr. Koſſak, der Verfaſſer obengenannter Broſchüre, ein Mann von philoſophiſcher und gründlich-muſikaliſcher Bildung, hat ſich die Mühe genommen, eine Maſſe Feuilletons von Rellſtab in der Voß'ſchen Zeit., mehrere Jahrgänge des verſchollenen Muſikblättchens Iris, und drei Bände ſonſtige Schriften von Rellſtab durchzuſtöbern, um das äſthetiſche Princip der Rellſtabſchen Kunſtkritik aufzufinden, — er hat vergebens geſucht. „Es iſt uns dieſes nicht gelungen", ſchreibt Hr. K., „denn bald ſollte es die Kürze der Zeit, bald das Unpaſſende des Orts ſein, wodurch der Kritiker verhindert wurde, uns Definitionen über ihre eigenen Principien zu geben. Selbſt die Pariſer Briefe, deren dritter Theil ganz dem muſikaliſchen Element gewidmet iſt, ſchienen Hrn. Rellſtab noch kein geeigneter Ort zu ſein, um ausführlicher zu werden. In der Iris endlich, einer *muſikaliſchen* Zeitſchrift, wird die Definition ganz abgelehnt." Hr. K. hat ſich einer Danaiden-Arbeit unterzogen. Mit der ſchärfſten Lauge der Polemik wird man dieſen kritiſchen Mohren nicht weiß waſchen, ſo lange er in der Voß'ſchen Zeitung herrſcht und ſo lange die andern politiſchen Zeitungen Berlins nicht kenntnißvolle, urtheilsfähige und ſtylgewandte Feuilletoniſten engagiren, die immer ſchlagfertig ſind, Anmaßung, Bornirtheit und Parteilichkeit gründlich abzufertigen. G.

III.

Aus Leipzig.

Das Feuer und die Löſchenden. — Vorſchläge im Intereſſe der Meßreiſenden. — Wachsmuth. — Laube's Novellen. — Neue Dramen.

Der Brand des Hotel de Pologne und des nebenanſtehenden Hauſes iſt in hundert Correſpondenzen in ſo minutiöſen Details beſprochen worden, wie es nur in einer ſo neuigkeitsdürren Zeit möglich iſt, wo jeder Nachrichtsfunke gleich als Flamme durch alle Blätter fährt. — Die Zerſtörung eines großen, vielbeſuchten Meßgaſthofs iſt kein politiſches Ereigniß, wohl aber gehört es halb und halb zur Politik, wenn der Bau und die Rettungsanſtalten einer Stadt der Art ſind, daß bei einem Brande von zwei Häuſern zwölf Perſonen das Leben verlieren, von den Verwundeten gar nicht zu ſprechen. Die Urſache dieſer unerhörten, bei dem Brande von Hamburg kaum größeren Opferzahl, ſollte näher kritiſirt werden; die Löſchanſtalten und Brandvorkehrungsmittel in einer der größten Meßſtädte, wo ſo viel Eigenthum aufgeſpeichert iſt, wo ſo viele Menſchen zur Meßzeit ſich drängen, ſind ein Gegenſtand von allgemein deutſcher Bedeutung und die Leipziger Correſpondenten ſollten hierüber nicht mit unzeitigem Localpatriotismus den Mantel der Nächſtenliebe werfen. Das Unglück in der Hainſtraße und das wunderbare Glück, daß der Brand in dieſem engen, unzugänglichen Stadttheil nicht

Digitized by Google

noch größer wurde, ſollte die Aedilen der Pleißenſtadt endlich bewegen, auf eine Verlegung der Meßlocale zu denken. Was für namenloſes Unglück, wenn das Feuer während der Meſſe entſtanden wäre, wo die Hainſtraße vollgepropft mit Menſchen und Waaren iſt. Leipzig gewinnt mit jedem Tage an Ausdehnung und neuen breitangelegten Stadttheilen. Warum ſucht man nicht den Marktverkehr dorthin zu leiten. Rings um die Stadt bietet die Promenade noch eine Menge unbenutzter großer Plätze, warum keine Aufmunterung zu ihrer Benutzung? Warum hindert man nicht dieſe Anhäufung von Gewölben und Magazinen in den engſten Winkeln der Stadt durch kluge Maßregeln? Allerdings würde mancher Hausbeſitzer, der ſeinen Vetter und Gevatter in der Mitte der Aedilen hat, darunter leiden, und wohl mancher Stadtverordnete mag nicht durch einen ſolchen Antrag ſich ſelbſt um ein Drittheil ſeiner Einkünfte bringen. Darum eben wäre es Aufgabe der fremden Zeitungen, die glücklicherweiſe keine Leipziger Gutsbeſitzer ſind, im Intereſſe des deutſchen Handelsſtandes, der zwei, drei Mal des Jahres zur Meſſe reiſt, eine Lüftung und Abänderung der Leipziger Meßlocale anzuregen, damit die Fremden mit ihrem Leben und Vermögen nicht auf einem Flecke wie ein Ameiſenhaufen zuſammengedrängt ſind und durch einen einzigen Fußtritt des Schickſals ſammt und ſonders zertreten werden können. — Das Hotel de Pologne ſoll übrigens durch rüſtige Thätigkeit bald wieder aus ſeinem Schutte auferſtehen und ſanguiniſche Hoffnungen ſchmeicheln ſich, es bereits zur nächſten Oſtermeſſe in ſeinem ganzen Glanze reſtaurirt zu ſehen. Dies heißt jedoch die Rechnung ohne den Winter und ohne den Kalenderſchreiber gemacht, die grade in dieſem Jahre anhaltenden Froſt ankündigen.

In der Literatur iſt's ziemlich ſtill. Von Wachsmuth erſcheint im Verlage der thätigen Rengerſchen Buchhandlung „das Zeitalter der Revolution, Geſchichte der Fürſten und Völker Europas", zu welchem wohl das bekannte Werk von Capfigue: l'Europe pendant la Revolution française, die Anregung gegeben haben mag Plan und Ausführung ſind jedoch hier ganz anders. Wachsmuth iſt ein eleganter Darſteller, was bei deutſchen Gelehrten eine Seltenheit iſt. Sein neueſtes Buch iſt offenbar für das größere Publicum berechnet und erſcheint deshalb auch in kleinen Lieferungen zu ſechs Bogen. Das Ganze ſoll 6 Bände bilden, kann aber nach dem vorliegenden Plane erſt nach vier, fünf Jahren vollendet erſcheinen, was uns nicht ſehr paſſend ſcheint, da der Geduld des Publicums damit zu viel zugemuthet iſt. — Heinrich Laube's Roman „Die Gräfin Chateaubriand", der von der Kritik bei weitem nicht nach Verdienſt gewürdigt wurde, erlebte die zweite Auflage; von ſeinen ſämmtlichen Novellen (wozu auch „das junge Europa" und die „Reiſenovellen" gehören), iſt bei Hoff in Mannheim eine Geſammtausgabe in zwölf Bänden begonnen worden, von denen die erſten beiden bereits erſchienen ſind. Wir ſind auf die Wirkung, welche dieſe Novellen hervorbringen, geſpannt; es iſt eine neue Leſegeneration, an welche ſich die, aus der ſtürmiſchen und kampfbegierigen Zeit des jungen Deutſchlands ſtammenden Produc-

tionen nunmehr wenden. Zwölf Jahre liegen zwiſchen ihrem Entſtehen und dem heutigen Urtheil, die Leidenſchaften und die Tagestendenzen haben eine andere Richtung erhalten. Was nun von Wirkung ſich zeigt, gehört rein dem Talente, und wir glauben, Laube wird bei dem gegenwärtigen Maßſtabe nur gewinnen. Die Elaſticität ſeiner Phantaſie und die Friſche ſeiner Darſtellung ſind kein gewöhnliches Eigenthum deutſcher Roman- und Novellendichter; das ruhige Licht der Unbefangenheit wird der Beurtheilung zuträglicher ſein, als die flackernde Beleuchtung der dreißiger Jahre. Die Reviſion dieſer frühern Productionen ſcheinen übrigens Laube noch immer Zeit zu einer neuen dramatiſchen Arbeit gelaſſen zu haben. Er las dieſe Woche in einem kleinen Kreis von Freunden ein neues Stück vor, welches bereits im October an die deutſchen Bühnen verſendet werden ſoll. Das Stück führt proviſoriſch den Titel „Schwabenſtreiche"; es ſoll jedoch umgetauft werden und einen andern Namen erhalten. Für den Winter würden ſomit die deutſchen Bühnen neue Stücke von Gutzkow, von Bauernfeld, von Laube, von Prutz und Hebbel bringen. Der ſchleſiſche Lyriker Guſtav Freitag hat gleichfalls ein Drama an die Bühnen verſendet: „die Valentine", dem wir, da wir das Manuſcript geleſen, aus voller Ueberzeugung einen glücklichen Bühnenerfolg prophezeien.

IV.

Notizen.

Die geſtohlene Caſſette in Cöln. — Die polniſchen Verſchwörer. — Politiſches Butterbrod.

Wir Deutſchen ſind nun einmal kein Luſtſpielvolk und der komiſchſte Stoff verwandelt ſich unter unſern Händen in ein ernſtes Schickſal- und Tendenzdrama. Da haben zwei junge Leute aus den angeſehenſten Familien Berlins das Gelüſte gehabt, Kotzebue und Scribe ein Mal in Action zu ſetzen und einen jener intriguanten Liebeshändel, die aus dem Franzöſiſchen überſetzt die Delicen unſerer Theaterabende bilden, ein Mal im Leben durchzuſpielen. Aber die Gaſthöfe in Cöln ſind keine Trianons, ein preußiſcher Aſſeſſor iſt kein Duc de Richelieu und unſere Doctores Medecinä ſind keine Musquetiere der Königin. Ungewohnt, der leichtfertigen Rouéthaten, erwiſchte die ſchwerfällige Hand des deutſchen Amoroſo eine Geldcaſſete ſtatt einer Briefchatoulle und wie beim Lampenſchimmer der Comödie ſtets ein hilfreicher Zufall als deus ex machina erſcheint, ſo erſchien hier die unpoetiſche Polizei und nahm den ungeſchickten Roué beim Kragen, wie einen gemeinen Dieb. Dies wäre zwar noch immer completter Luſtſpielſtoff, wenn hier der zweite oder dritte Act endete und der vierte dann Alles in's Gleiche brächte; aber dieſer vierte Act wird vor den Aſſiſſen ſpielen und die Schlußſcene kann leicht eine Verurtheilung auf drei Jahre Criminalſtrafe ſein, denn wir Deutſchen ſind ein gründliches Volk und Jugendſtreiche viel edlerer Natur ſind oft

bei uns mit langem Kerker gebüßt worden. Die Franzoſen ließen den armen Teufel, der ſo ungeſchickt den Romanhelden ſpielte, ſicherlich laufen. Es gibt eine Strafe, die viel ärger iſt als Zuchthaus, und dieſe iſt die Lächerlichkeit. Dieſe Geißel hätte man in Frankreich den plumpen Roués in vollem Maße geſpendet. Statt, wie unſere Blätter, mit prüder Heimlichthuerei von einer Gräfin H..., einem Aſſeſſor O... und Dr. M. zu ſprechen, hätten ſie (da es ſpäter ja ohnehin durch die Gerichtsverhandlungen bekannt werden muß) friſchweg erzählt: die Gräfin Hatzfeld, eine Dame, die wegen ihres romantiſchen Charakters in den high life Berlins, Wiens, Dresdens ꝛc. ebenſo bekannt iſt in neueſter Zeit wie Miß Aſton in der literariſchen Welt, hat an die Kette ihrer zahlloſen begünſtigten oder nicht begünſtigten Anbeter in letzterer Zeit auch noch den Aſſeſſor Oppenheim und den Mediciner Dr. Mendelsſohn (ein Neffe oder Couſin des berühmten Tondichters) geſpannt. Wahrſcheinlich, um ſich ihren frühern Nebenbuhlern aus dem Fürſten-, Grafen- und Freiherrnſtand ebenbürtig zu zeigen, haben die beiden jungen Männer geglaubt, durch einen gefährlichen Dienſt ihrer Dame einen vollen Beweis ihrer Ritterlichkeit geben zu müſſen. Das Bewußtſein jüdiſcher Abkunft iſt ſo drückend bei ſolchen Gelegenheiten, daß es oft genug zu Gegenſätzen und unſinnigen Contrecoups geführt hat. Die Gräfin, die von ihrem Mann ſeit langen Jahren getrennt lebt und eine Scheidung nicht durchſetzen kann, glaubte durch den Beſitz einiger intimer Briefe, die ihr Gatte an eine andere Dame ſchrieb, Beweismittel zu einem Scheidungsproceſſe zu erlangen. Eine Wette wurde gemacht und die beiden feurigen Liebhaber machten ſich auf den Weg, um das Vließ zu erwiſchen. Es iſt eine Geſchichte, wie in dem Luſtſpiel „Mademoiſelle de Bellisle", aber mit ganz anderem Ausgange. Der eine Ritter wurde mit der Briefchatoulle, die unglücklicherweiſe eine Geldchatoulle war, erwiſcht, der andere noch unglücklicher, entwiſchte und erhielt einen Steckbrief ſtatt der erträumten Billetdour nachgeſchickt. Ganz Deutſchland verlacht und verhöhnt die tragikomiſchen Luſtſpielhelden und vergißt abſichtlich das heilige Taufwaſſer, das ihre Häupter benetzte, um ſie als Juden doppelt verſpotten zu können. Eine hochachtbare Berliner Familie ſieht tief gekränkt den Namen eines ihrer Mitglieder in einem Steckbriefe prangen. Die Dame, der der „Ritterdienſt" hätte erwieſen werden ſollen, ſieht ſich compromittirt, und verwünſcht gewiß die Stunde, in der ſie dieſen ungeſchickten Musquetaires zugelächelt hat. Alles dies iſt ſchwerere Strafe als Kerker für den gemeinen Dieb. Eine franzöſiſche Jury würde ſich mit dieſer moraliſchen Geißelung auch begnügen und im Uebrigen ein freiſprechendes Urtheil abgeben. Hoffentlich werden die deutſchen Richter nicht mit doppelten Ruthen die leichtſinnigen Geſellen ſtrafen und in Berückſichtigung der moraliſchen Züchtigung, die ihnen bereits zu Theil wurde, die andere Strafe, wenn auch nicht ihnen erlaſſen, doch wenigſtens bedeutend modificiren. —

Es iſt nun entſchieden, daß die in den Poſener Angelegenheiten verwickelten polniſchen Angeklagten in Berlin gerichtet und bei dem neuen

mündlichen Verfahren den Anfang machen werden. Dies müssen wir als einen höchst klugen Streich preußischer Politik anerkennen. Nicht blos, weil das mündliche Verfahren den riesigen Proceß um mehr als zwei Drittheil verkürzt, sondern weil dadurch (bei der halben Oeffentlichkeit der Verhandlungen) die Regierung der öffentlichen Meinung Einsicht in die Schuld und Mitschuld der Betheiligten eröffnet und so alle Verdächtigungen, welchen sie bei der heimlichen Proceßordnung heimgefallen wäre, niederschlägt und den Umfang der Verschwörung aller Welt zur Beurtheilung vorlegt. Aber noch eine andere Spitze hat diese Politik und diese ist Oesterreich zugewendet. Während nämlich Preußen die Begründung seiner über die Polen zu verhängenden Strafurtheile allen Augen vorlegt, muß Oesterreich nach wie vor bei seinen Heimlichkeiten verharren und fällt grade dadurch für alle Ewigkeit und zukünftige Geschichte den härtesten Anklagen heim, indessen Preußens Schale immer höher in der öffentlichen Meinung steigt. Oesterreich steht in der Mitte der heiligen Allianz, wie Einer, der des Nachts die Hausthüre verschlossen findet und von seinen Gefährten sich verlassen sieht. Auf der einen Seite Rußland, dessen jüngste Ukase den polnischen Bauer halb und halb emancipirt, auf der andern Seite Preußen, das mündliches Verfahren bei den Verhandlungen decretirt. Welche fatale Position für das Gouvernement paternel!

Man mag von den Gedichten Sr. Baierischen Majestät, welche Ansicht man immer will haben, seine Antwort in Bezug auf die Schleswig-Holsteinischen Adressen verdient alle Anerkennung trotz der Participialconstruction. Wenn die Verhandlungen am Bundestag heimlich geführt werden, so hat die Antwort König Ludwigs auf eine geschickte Weise der deutschen Nation verrathen, welche Ansicht Baiern im Frankfurter Fürstenrath vertritt. Wahrhaft komisch ist dagegen die Freude einiger patriotischen preußischen Blätter über die auf den Stelzen gehende officiöse Erklärung der Preußischen Allgemeinen, daß ihr Schweigen in Bezug auf die Schleswig-Holsteinischen Adressen nicht so zu deuten ist, sondern so — und daß die Sympathien der preußischen Regierung in Bezug auf Holstein nicht der Art sind, sondern jener Art. Dabei machen aber diese patriotischen Frohlocker sämmtlich die naive Bemerkung, daß jene Erklärung nur von Holstein spreche, aber nicht von Schleswig!! Das ist ja aber grade der Pfeffer, in welchem der Hase liegen muß. Dies Schleswig-Holstein ist wie ein Butterbrod, das den ganzen Abend auf dem Tische lag und im Momente, wo es verspeist werden soll, in Beschlag genommen wird von der geizigen Hausfrau, welche die Butter abkratzen will. Baiern, in welchem man gewohnt ist, gut zu essen, erklärt, die Butter gehört zu Brode. Das transcendentale Preußen, in welchem die Lebensmittel theuer sind, gibt diplomatisch zu verstehen: die Butter können wir nicht fordern. Hoffentlich wird Deutschland die Sache nicht als einen Quark behandeln!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Der Thurm von Babel.

Fragment.

— Leſen Sie! Leſen Sie! — riefen Alle einſtimmig. Er las:

Erſter Brief.

Warum kommſt du nicht, Quirin? Wo bleibt das Verſprechen, das du mir gegeben, als ſie mich in den Wagen hoben, und du weinend von mir Abſchied nahmſt? Es iſt hier ſo ſchön! ſo wild, und doch ſo ruhig! Wenn ich da hinausſchaue durch die vergitterten Bogenfenſter meines Palaſtes, und den majeſtätiſchen Tigris ſo raſch und hoch dahinbrauſen ſehe, wenn ich den Cedernwald betrachte mit ſeinen ſtolzen Wipfeln, dann werfe ich jauchzend mich zu Boden und küſſe die heiligen tauſendjährigen Mauern, die mich umgeben, voll Ehrfurcht und Luſt. Wäreſt du nur hier, Quirin, du würdeſt mir endlich zugeſtehen, dieſes Babylon ſei der ſchönſte Punkt der Erde.

Ach, ich bin ſo glücklich hier! Und doch könnte ich noch glücklicher ſein, noch weit glücklicher, wenn mich aus meinen durſtigen Träumen nicht täglich die Fratze eines Mannes aufſtörte, der mit heiſerer Stimme mich glauben machen will, der majeſtätiſche Strom da unten ſei nicht der Tigris, ſondern der Mühlbach, der ſtolze Wald habe keine Cedern-, ſondern Kiefernbäume, der Palaſt, den ich bewohne, ſei nicht der ſtolze, altergraue Thurm von Babel, den Nimrod einſt erbaut, die Götter zu bekriegen, ſondern ein Narrenthurm, den das Mitleid der Menſchen für Geiſteskranke errichtet, ich ſelbſt aber ſei nicht der alte achtzigjährige Amos Comenius, ſondern der junge, verrückte Profeſſor Sabinſky, den die Gnade des Gouverneurs ſtatt auf die Feſtung in's Irrenhaus bringen ließ.

So verfolgt mich denn der alte Fluch, der aus Europa mich verjagt, bis hierher, bis an die Thore Bagdads; auch hier gelte ich für

krank, für närriſch, wie bei euch. O, es iſt ein grauſes Loos, im Lande der Hinkenden der einzige Gerade zu ſein! Weil ihr ſelber vom Wahnſinn befallen ſeid, hieltet ihr mich für wahnſinnig. Weil ich die Urquelle eures Unglücks, eures Verderbens erkannte und bekriegte, nanntet ihr mich einen Tollhäusler. Mein Herz blutete, als ich Europa verlaſſen mußte, aber ich konnte nicht anders. Nicht länger mehr konnte ich es mit anſehen, wie trotz eurer vielgeprieſenen Aufklärung eine Lehre immer mehr und mehr um ſich greift, die alles Göttliche untergräbt, eine Lehre, die trotz ihrer Schändlichkeit ſo verbreitet iſt, daß nicht nur die Gelehrten, ſondern ſelbſt die Gebildeten ihr huldigen, eine peſtaushauchende Lehre, die ſo weit ſchon um ſich gegriffen, daß man ſelbſt der zarten Jugend in der Schule neben dem Katechismus das Gift derſelben einflößt: ich meine die Sprachlehre! — Sage mir, glaubſt du denn wirklich, daß die Sprache die große Wohlthäterin der Menſchheit iſt, für welche die Narren ſie ausſchreien? Siehe nur, wie glücklich das Gethier iſt! Hat der boshafteſte Fuchs je einen andern verläumdet? Hat die geckenhafteſte Giraffe je den Höcker des mißgeſtalteten Kameels verhöhnt? Hat die geſchwätzigſte Elſter je das Geheimniß ihrer Freundin verrathen? Warum iſt das Thier frei von allen dieſen Thorheiten und Laſtern? Etwa weil es keine Vernunft hat? Alſo wären Verläumdung, Hohn, Verrath und all die tauſend Laſter der menſchlichen Geſellſchaft Folgen der Vernunft? — Geſtehet lieber: das Thier iſt glücklich, weil es keine Sprache hat.

In der Urſprache, die der Schöpfer ſeinen Geſchöpfen verliehen, gab es nur Empfindungswörter. Im Momente der höchſten Freude und des höchſten Schmerzes, wo der Menſch die künſtlich eingelernten Redensarten vergißt, da bricht er aus in jene ihm angeborenen Naturlaute: Ach und O! Empfindungswörter, das ſind die Ausdrücke, in welchen die ganze Natur ſpricht; Donner, Regen, Gewäſſer und Orkane ſprechen mit dieſen Worten, und Thiere und Vögel wiſſen den Geſang der Nachtigall von dem Geächze des Uhus, das Geſchrei des Eſels von dem Gebrüll des Löwen zu unterſcheiden. — Aber der Menſch muß etwas Appartes haben; er iſt ja der Herr der Schöpfung. Donner, Regen, Gewäſſer, Orkane, Eſel, Löwen, Nachtigallen, Eulen, auf die Kniee vor eurem Herrn! Ihr mögt immerhin in Empfindungswörtern ſprechen; aber wir von Gottes Gnaden, Menſch, wir ſprechen anders. Wir haben Vorſtellungswörter! Auch in unſerer Sprache muß der feine Ton des Salons herrſchen; jeder Fremde muß uns vorgeſtellt werden.

Digitized by Goog

Da ſitzt nun die Menſchheit auf ihrer weichgepolſterten Chaiſelongue und lorgnettirt das Gewühl in ihrem Salon, und die Sprache ſteht als Geſellſchaftsdame neben ihr, mit geſchminkten Wangen, ſtarrem Reifrock, geſchnürtem Leib und dem hochgethürmten und gepuderten Kopfputz à la Pompadour. — „Wer iſt die junge Perſon dort mit den leuchtenden Augen und dem unruhigen Buſen?" fragt die Menſchheit. — Die Geſellſchaftsdame eilt hin, faßt die Fremde mit ihren feinen Fingerſpitzen bei der Hand und führt ſie zu dem Divan der Gebieterin. „Madame, ich habe die Ehre, Ihnen hiermit vorzuſtellen: die Liebe." — „Wer iſt die Perſon?" fragt Madame leiſe. — „Wie?" flüſtert die Geſellſchaftsdame ebenſo unhörbar. „Sie kennen die Liebe nicht?" — „Habe nicht die Ehre," ſagt Madame vornehm. — „Die Liebe iſt das Streben nach Vereinigung mit irgend einem wirklichen oder gedachten Gegenſtand." — „Streben?" fragt Madame, „wer iſt das? Iſt mir noch nicht vorgeſtellt worden." — Die Geſellſchaftsdame eilt fort, kommt wieder und präſentirt: „Madame, ich habe die Ehre, Ihnen vorzuſtellen das Streben, als diejenige praktiſche Thätigkeit, welche ſowohl ein Begehren oder Verabſcheuen in Bezug auf den Trieb, als ein Wollen oder Nichtwollen in Bezug auf den Willen ſein kann."— Madame trippelt ungeduldig mit dem Fuße. „Welch ein Kauderwelſch! Thätigkeit, Begehren, Wollen, Verabſcheuen! Keines von Allen iſt mir noch vorgeſtellt worden. Trieb, wer iſt der Herr?" Die Geſellſchaftsdame eilt beſtürzt fort, kehrt zurück und präſentirt: „Hier iſt der Trieb, das innere Princip unſeres ſinnlichen Vermögens des Begehrens und des Verabſcheuens." — „Begehren — ſinnlich — Princip!" Die Menſchheit reibt ſich die Stirne und ſchaut ganz confus der Sprecherin in's Geſicht.

Und das nennen ſie Bildung! Wenn man, um die Liebe kennen zu lernen, eine ganze Jakobsleiter dürrer Begriffsſproſſen herabklettern muß, das nennen ſie Bildung! — Quirin, komm zu mir! Verlaß die Gemeinſchaft dieſer Irrſinnigen. Komm hierher nach dem ſchönen Babel; hier in meinem Thurm lerne Weisheit, Freiheit, lerne Schweigen! Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen! Die Welt hat nur zwei Weiſe bisher erzeugt: Pythagoras und den heiligen Bruno, der die Karthäuſer erfunden; ich bin der dritte. Komm her zu mir, hilf mir eine Schule errichten; ich habe einen koſtbaren Plan, die Menſchen glücklich zu machen: Wir wollen ihnen die Zunge ausſchneiden."

Digitized by Google

Die Gräfin, die nach den ersten Worten des Vorlesers eine seltsame Unruhe gezeigt hatte, saß jetzt blasser als je mit geschlossenen Augen da. — „In welcher Zeit," fragte ein schwarzgekleidetes buckligtes Männlein, indeß sein Auge lauernd auf dem Gesichte des Vorlesers haftete, „in welcher Zeit spielt denn die Geschichte?" — „In jeder Zeit," antwortete dieser trocken und schickte sich an, weiter zu lesen. — In diesem Augenblicke trat der Herr mit dem Ordensbande um den Hals, der dem Inhalt der Vorlesung aufmerksam gefolgt war, zu dem jungen Manne. „Ich ersuche Sie, nicht weiter zu lesen," flüsterte er ihm in's Ohr. — „Und weshalb nicht?" fragte dieser etwas auffahrend. — „Ich ersuche Sie in Ihrem eigenen Interesse, nicht weiter zu lesen," wiederholte jener streng. „Ich denke, mein Herr," sagte der junge Mann, „ich werde thun, was mir gut dünkt." — Der Herr mit dem Orden trat zurück. Der junge Mann rückte seine Mappe näher an die Girandole und las:

Zweiter Brief.

Endlich, Quirin, endlich habe ich es gesehen. Es war um Mitternacht. In der tiefen Höhlung meines Thurmes liegt es mit ehernen Fesseln an den Fels gebunden; aber wenn Finsterniß die Welt in stiller Nacht umzieht, da erhebt es den riesenhaften Schlangenleib, unermeßlich schwillt es empor, hoch über die Zinnen des babylonischen Nimrodbaues. Seine rothen Augenräder durchbrennen die Nacht; sein scheußliches Gorgonenhaupt wendet es hohnlachend nach allen vier Gegenden der Welt. Und wie es den Rachen zum wilden Schrei öffnet, zischen zehn blutrothe Zungen daraus hervor, und auf jedem ist mit brennender Schrift ein Wort eingegraben: Hauptwort, Geschlechtswort, Beiwort, Zahlwort, Fürwort, Zeitwort, Verhältnißwort, Nebenwort, Bindewort, Empfindungswort. Und der Dampf, der aus diesen Feuerzeichen strömt, verdichtet sich und schwebt zur Erde nieder und betäubt der Menschen Sinn und verwirrt ihr Thun und Treiben.

Vor Allem das Geschlechtswort, vor Allem! Ehe noch das Subject zum Thore hereinfährt, fragt schon die Grammatik nach seinem Paß. Muß nicht das Geschlechtswort überall dem Hauptworte voranreiten? Als Hebamme steht es bei der Geburt, und kaum daß die kreisende Vernunft mit dem Begriff niederkommt, verkündet es, ob das neugeborene Kindlein männlichen oder weiblichen Geschlechts ist. Die armen Frauen! der schwerste Theil wird auf ihre Schultern gelegt: die Tugend, die Dankbarkeit, und was das Grausamste ist, die Treue!

Digitized by Google

Sie ſollen treu ſein, ſie mit dem warmen, weichen Herzen, mit dem unwiderſtehlichen Drange, ihrem Nebenmenſchen wohlzuthun.

Ich war ein Thor, Quirin, als ich in jener unglücklichen Nacht mein Geſchoß nach ihrem Herzen jagte. Man hatte mich ſchon früher gereizt, geſtachelt und den Verdacht in meine Seele gießen wollen; aber ich dachte an Jago und hörte nicht darauf. Jener Mohr konnte ſein Herz von der Eiferſucht zerfleiſchen laſſen; er hatte die Liebe ſeiner Frau durch kein Opfer erkauft, er hatte nichts für ſie gethan; ihre Liebe war ein Geſchenk, ein geliehenes Gut, das ſie wieder zurücknehmen konnte. Ich konnte ſicher ſein; war ſie doch ganz meine Schöpfung, hatte ich doch von dem Schlangenbändiger ſie losgekauft, der ihren jungfräulichen Liebreiz als Köder brauchte, die Menge in ſeine Bude zu locken, hatte ich doch bei der Halberwachſenen Bruderſtelle vertreten, mit den feinſten Säften meines Geiſtes ihren Verſtand getränkt, ihren Sinn geläutert, ihr Herz gebildet. Und als ich ſie endlich zu meiner Gattin erhob, wie habe ich ſie geliebt! O, es war nicht denkbar! Aber auf jenem Maskenballe, als ſie ſo plötzlich von meiner Seite verſchwand und ich, von dem giftigen Spotte des buckligen Abbate gehetzt, den Saal verließ und nach Hauſe eilte, da ſah ich im Garten geheimnißvollen Lichterſchein. Und als ich nun leiſe durch die Hecken dem Pavillon zuſchritt, da hörte ich es flüſtern und kniſtern, und ihre Stimme war es, die ich aus Tauſenden erkenne; und als ich nun endlich, meiner nicht mehr mächtig, die Thüre aufriß, da lag ſie in ſeinen Armen, und auf die weiße Bruſt jagte ich meine Kugel. — Aber ich war blind, und ſie traf nicht. Und als ſeine Schergen nun auf mich eindrangen, und mich niederwarfen und knebelten, und er ſie aus dem Garten führte, da hörte ich, wie ſie meiner tollen Wuth lachte

Ich war ein Thor, ich ſehe es ein, ich war ein Thor. Sie hatte mir ihre Liebe gegeben, ſie hatte ſie wieder genommen. Ich hatte Unrecht, nach ihrem Leben zu zielen. Aber lachen hätte ſie doch nicht müſſen. Auch lachte ſie gewiß nicht über den betrogenen Gatten; ſie lachte vielleicht blos über den närriſchen Sprachmeiſter, den ihr die einfältige Regel aufbürden wollte, die Treue ſei weiblichen Geſchlechts. Ich hatte Unrecht, auf ſie zu zürnen. Aber auf ihn! auf ihn! — O ich habe den Verführer wohl erkannt, trotz der Maske, welche ihn verhüllte — es war der Gouverneur, der Fürſt; er, deſſen Poſa ich geweſen, mit dem ich erzogen worden, für deſſen Fehler ich die Strafe erlitten, dem ich mit der ganzen Treue eines bürgerlichen

Digitized by Google

Hundes mich hingegeben — es ist ein fürstlicher Herr, voll Großmuth und Dankbarkeit. Hahaha! Du siehst, ich bin nicht wahnsinnig. Damals aber war ich es, denn ich forderte ihn vor Gericht. Ich verlangte von den Gesetzen Genugthuung für meine Ehre; ich war wahnwitzig. Die Richter erstarrten, als ich mit der eisernen Faust meiner Forderung auf ihren Tisch klopfte; sie erbebten, aber nicht vor mir, sondern vor dem Gedanken ihrer Pflicht.

Nur der Präsident erhob sich, und sein kaltes gleißnerisches Gesicht verzerrte sich zu einem diabolischen Lächeln. — „Sie sind Professor?" fragte er. — „Wie Sie wissen!" — „Der Philologie?" — „Mein Fach." — „Wohlan, Herr Professor, so darf ich Sie wohl nicht erst aufmerksam machen auf eine Weltordnung, die selbst im Bereiche der Grammatik ihre Stützen hat. Sie werden wissen, daß die Adjectiva, obgleich sie die Richter aller Gegenstände sind, und über das gut und schlecht den Ausspruch thun, dennoch sich in Zahl und Endung nach dem Hauptworte richten müssen und in ihrer Construction von ihm allein abhängen." — Und alle Uebrigen erhoben sich bei diesen Worten von ihren Sitzen und gingen mit triumphirenden Augen von dannen; auch nicht Einer blieb. Ich aber schlug mein tolles Haupt blutig an die Mauer und fluchte mir und einer Lehre, die ich selbst verbreiten half.

Ein Schrei unterbrach hier den jugendlichen Vorleser. Die Gräfin lag ohnmächtig in den Armen ihrer Begleiterin. Die Gesellschaft, die in dem Badesaale versammelt war, reihte sich in ängstlichen Gruppen um die Ohnmächtige. Der junge Mann warf einen Blick voll triumphirender Bitterkeit auf sie, den Keiner bemerkte, als das schwarze Männlein mit dem Höcker, der mit stechenden Augen der Vorlesung gefolgt war. In diesem Momente flüsterte der Herr mit dem Ordensbande dem Vorleser einige Worte in's Ohr. Der junge Mann fuhr mit glühendem Gesichte auf; mit krampfhafter Bewegung faßte er die Hand des besternten Herrn: Sie sind's! — schrie er auf — diese wenigen Worte geben mir endlich Gewißheit; Sie sind der Dämon, der Mörder meines Vaters!

— Der Fürst? schrie die ganze Gesellschaft erstarrt.

— Ja, dieser Mann ist's, dessen Spuren ich seit zwei Jahren, aus den fernen Steppen meiner Heimath bis in die freundlichen Thäler dieses Badeortes verfolgte und jene Frau, es ist meine Mutter, es ist

an Bruno und Sachsenburg, wo sie sich noch erhalten hat, in Ober- und Unter-Drauburg, in Kellerberg, Kleinkirchheim, Paternion, Feistritz, Ferndorf, Villach, Arnoldstein, Tarvis, Malborgeth, Pontafel, Weissenfels, Lengenfeld, Gmünd, Spittal, Millstatt, Seeboden, Lieserhofen, Ober-Vellach, Mallnitz, Obervellach, Reisseck, Rennweg, Ober-Feld, Unter-Feld, Ober-Drauburg

Ein Actenstück der Niederösterreichischen Ständeversammlung.

Es ist in den letzten Wochen vielfach die Rede gewesen von einer merkwürdigen Denkschrift, welche die Stände Niederösterreichs S. M. dem Kaiser selbst überreicht haben, und welche wegen ihrer Freimüthigkeit und der darin exponirten wichtigen Gegenstände als ein Wendepunkt des Ständewesens zu betrachten sei. Durch einen Umstand, der mit dem Tode des Landmarschalls von Goës zusammenhängt, bin ich in den Stand gesetzt, Ihnen diese merkwürdige Denkschrift, wie sie von dem Grafen Ferdinand von Colloredo am 12. Juli dieses Jahres dem Kaiser feierlichst übergeben wurde (ein zweites Exemplar wurde dem Erzherzog Ludwig überreicht) in wortgetreuer Abschrift mitzutheilen:

Allerdurchlauchtigster!

Mit ruhiger und ernster Erwägung aller Verhältnisse — mit dem Gefühle unabweisbarer Pflichterfüllung — und mit festem Vertrauen auf eine gründliche und gerechte Würdigung dringender und hochwichtiger Zeitfragen sind Ew. Majestät treugehorsamste Stände zur Abfassung nachstehender allerunterthänigster Darstellung geschritten, welche sowohl die mit Allerhöchster Entschließung vom 28. Juni v. J. abgeforderte Nachweisung über ihre in der Landtagserklärung vom 16. September 1844 ausgedrückte Beschwerde, als auch ein getreues Bild des traurigen Zustandes umfaßt, in welchem sich die ständische Repräsentation dieser Provinz und die Dominical-Verwaltung auf dem Lande gegenwärtig befindet.

Ew. Majestät treugehorsamste Stände verlangen für das Glück und die Wohlfahrt ihres theuren Vaterlandes nichts sehnlicher und aufrichtiger, als einen, das monarchische Princip ehrenden und sichernden Zustand. Dieser Wunsch ist ein Erbtheil ihrer Vorfahren, welche selbst Gerechtsame und Privilegien, sobald sie mit den Begriffen und Bedürfnissen einer

Digitized by Google

Digitized by Google

Die peinlichſte Sorge über dieſen Gang der Dinge im tiefſten Frieden — in einem zur Regelung und Befeſtigung allein günſtigen, allwärts benutzten Zeitpunkte, und die Ueberzeugung, daß die Beſitzverhältniſſe Oeſterreichs in einem organiſchen, alſo nothwendigen Zuſammenhange mit der ſtändiſchen Verfaſſung ſtehen, vereinigte Ew. Majeſtät treugehorſamſte Stände wieder zu dem dermal nothgedrungenen Beſtreben, in Gemeinſchaft auf manche dringende Bedürfniſſe und gefährliche Mängel aufmerkſam zu machen.

Dieſes neu erwachte Bewußtſein der niederöſterreichiſchen Stände fand wenig Beifall — und es erfordert kein geringes Maß von Selbſtverläugnung und Ausdauer — ja, von wahrer Vaterlandsliebe, um nicht aus Hoffnungsloſigkeit in jene Unthätigkeit zurückzuſinken, die eine ſchädliche Wirkung bequemer Hoffnungen war.

Ew. Majeſtät treugehorſamſte Stände würden aber ihren Muth erſt dann gebrochen, ihren letzten Hoffnungsſchimmer erſt dann erloſchen ſehen, wenn ſie die tödtende Ueberzeugung faſſen müßten, daß ſie auf das Vertrauen ihres Landesfürſten nicht rechnen, und in der Ausübung jener Rechte beſchränkt werden könnten, welche mit dem Namen auch das Weſen von Landſtänden verbinden.

Das unſchätzbarſte dieſer Rechte iſt unſtreitig das Vorrecht, Bitten, Vorſtellungen und Beſchwerden ihrem Landesfürſten unmittelbar zu überreichen. Daſſelbe iſt das erſte und urſprünglichſte aller ſtändiſchen Rechte, denn es wurzelt in jener Lehenstreue des alten Oeſterreichs, die ſo freimüthig, ſo aufrecht einherging und zugleich ſo vertrauensvoll und gläubig dem Landesfürſten zur Seite ſtand.

Daſſelbe iſt aber auch für das Inſtitut der Stände und für ihren Beruf von der höchſten Bedeutung; — denn nicht allein, daß es die Stelle bezeichnet, welche die Stände des Landes einzunehmen haben, ſo liegt in dem — Oeſterreichs Regenten angeborenen Gefühle für Recht und Wahrheit die höchſte Gewahr zur Erfüllung beſcheidener Bitte und gegründeter Vorſtellungen.

Welcher Umſchwung der Sitten und Meinungen ſeit jener urſprünglichen Form der öſterreichiſchen Verfaſſung auch eingetreten iſt — welche raſche Entwickelungen im Staatsleben auch nachfolgten, die Stellung der Stände blieb unverändert, wie ihre Anhänglichkeit und Treue und dieſe Stellung befähigte und berechtigte ſie zur unmittelbaren Vorlage ihrer Vorſtellungen in allen wichtigen und dringenden Angelegenheiten ohne Unterbrechung.

Dieſes unbeſtrittene Vorrecht gehört offenbar zu jenen guten Gewohnheiten, zu jenen alten Freiheiten, die Ew. Majeſtät den treugehorſamſten Ständen bei der Erbhuldigung Allergnädigſt zu beſtätigen geruhten, und ſchon in dieſer Allerhöchſten Zuſicherung glauben Ew. Majeſtät treugehorſamſte Stände die tröſtende Beruhigung ſchöpfen zu können, daß Ew. Majeſtät, bei der mit Allerhöchſter Entſchließung vom 19. September v. J. abweislich erledigten Bitte der Stände zur unmittelbaren Ueberreichung ihrer ehrfurchtsvollen Vorſtellungen von Gründen geleitet waren, die mit

einer grundgeſetzlichen Beſchränkung des alten ſtändiſchen Petitionsrechtes in keinem Zuſammenhange ſtanden.

Allein Ew. Majeſtät treugehorſamſte Stände müſſen wenigſtens die Veranlaſſung beklagen, welche Ew. Majeſtät beſtimmte, den getreueſten Unterthanen die altherkömmliche Gunſt zu verſagen, vor dem erhabenen Throne ihres Landesfürſten zu erſcheinen, und zu deſſen Stufen eine ehrfurchtsvolle Vorſtellung niederzulegen, deren Würdigung und Entſcheidung ſie nur dem edlen und großen Herzen ihres Monarchen und nur dem kaiſerlichen Willen unterwerfen können, weil ſie ein von der oberſten politiſchen Behörde in Frage geſtelltes, wichtiges Recht der Stände — das des ſtändiſchen Beirathes, — und die Mißverhältniſſe in der politiſchen Verwaltung auf dem Lande zum Gegenſtande hatten.

Ew. Majeſtät treugehorſamſte Stände wagen es daher zur Begründung der durch Allerhöchſte Entſchließung vom 28. Juni v. J. abverlangten Nachweiſung jener Nichtgeltung, die ſie von Seiten der Behörden erfahren müſſen, vor Allem die mit Hofkanzleidecret vom 7. Juni 1844 Z. $\frac{17042}{1980}$ zugekommene Erklärung vorzubringen: „daß die vereinigte Hofkanzlei auch in Zukunft über alle, die Berechtigung der niederöſterreichiſchen Stände zur Uebernahme der Repartition und Einhebung der Steuern berührenden Verhandlungen ohne Unterſchied vorläufig die Anſicht der niederöſterreichiſchen Stände oder ihre Organe einholen werde, bei den übrigen, das allgemeine Wohl betreffenden Gegenſtänden aber dies dann zu thun ſich vorbehalte, wenn ſie es dem Intereſſe des Dienſtes entſprechend oder wünſchenswerth erkennen wird.

Es kann nicht angenommen werden, daß der vereinigten Hofkanzlei der Inhalt des in Erledigung ſtändiſcher Gravamina erfloſſenen Hofdecrets vom 30. September 1791 unbekannt war, in welchem des ſtändiſchen Beirathes mit den Worten Erwähnung geſchieht: „daß, wenn es ſich um neue, allgemeine Geſetze handelt, die Stände allemal vorläufig um ihre allfälligen Erinnerungen zu vernehmen ſeien; wie dann auch, wenn dieſe Geſetze das Juſtizfach betreffen, die oberſte Juſtizſtelle den diesfälligen Entwurf der Appellation hingeben, und dieſe in einer Sitzung, zu welcher ſowohl die Landrechte, als ein ſtändiſcher Deputirter und ein Magiſtratualis beizuziehen kommen, darüber ihre Meinungen eröffnen, dem ſtändiſchen Deputirten jedoch frei ſtehen ſolle, die dabei etwa auffallenden Anſtände ad referendum bei den Ständen zu nehmen.“

Es kann von der Vorausſetzung nicht ausgegangen werden, daß die vereinigte Hofkanzlei von den denkwürdigen Worten des Hofdecretes vom 9. September 1791 keine Kenntniß hatte, welche ausdrücklich anordnen, daß die Stände bei allen wichtigen Veränderungen der politiſchen Geſetze über die wirkliche Anwendung der Grundſätze gehört werden, damit ſolchergeſtalt die Geſetze eine Einrichtung erhalten, wie dieſelbe dem Wohle jeder Provinz, ohne dem Mangel der ganzen Monarchie zu widerſprechen, angemeſſen iſt.

Es iſt endlich kein Grund zur Annahme vorhanden, daß die Stände gegenwärtig einen minder thätigen oder minder fruchtbaren Antheil an

dem Wohle der Provinz, wie an dem allgemeinen Wohl nehmen, — und dennoch will die vereinigte Hofkanzlei die Ausübung eines verfassungsmäßigen Rechtes von ihrem alleinigen Befunde abhängig machen.

Ew. Majestät! — es liegt nicht nur in dem Begriffe einer ständischen Verfassung, sondern ist auch ihr theuerstes Pfand, jene Theilnahme und Mitwirkung an der Gesetzgebung des Landes, welche durch den Beirath, d. i. durch die Berathung über alle die persönlichen und die Eigenthumsrechte aller Bewohner des Landes betreffenden Gesetze und Vorschriften ausgeübt wird.

Dieses Recht des Beirathes ist die geistige Grundlage jeder provinzialständischen Verfassung, wie es die urkundliche Basis aller Provinzialstände war, es ist kein Theil der Staats- und Regierungsgewalt, sondern nur ein Mittel zu ihrer Kräftigung und Befestigung, indem es der landesherrlichen Gewalt das tauglichste Werkzeug ist, das Gute zu wirken, was in ihr liegt, und der klare Spiegel zugleich der wahren Bedürfnisse des Volkes, — offen ausgesprochen durch die Stimme der Edleren aller Stände, welche durch das Grundgesetz berufen sind, die Stimme des Volkes zu vertreten.

Stände, welche von der Berathung der Gesetze ausgeschlossen sind, erlangen weder die lebendige Anschauung der Bedürfnisse des Landes, noch die nothwendige Kenntniß seiner Gesetze. Ihr Erkennen ist todt und unfruchtbar, wenn es nicht auf der Erkenntniß der letzten Gründe, d. h. auf der Ueberzeugung der unabweislichen Nothwendigkeit und Nützlichkeit, auf der reiflichen unbefangenen Ueberlegung des wirklichen allgemeinen Bedürfnisses und auf der Zweckmäßigkeit, Vollständigkeit und Gerechtigkeit der Erfüllung und Befriedigung beruht.

Wenn dieses geistige Element des Staates den Ständen ferne liegt, so wird ihre Wachsamkeit auf die allgemeinen Bedürfnisse des Landes in Schlummer gewiegt, ihre echte Hingebung für das gemeine Wohl ertödtet, und der wahre Standpunkt ihrer Sendung verrückt; es wird aber auch ein unentbehrliches Organ des Staates in Unthätigkeit gesetzt, weil die Behörden selbst bei dem besten Willen nicht immer in der Lage sind, die wahren Verhältnisse der Provinz genau zu kennen, weil sie daher oft von Voraussetzungen ausgehen müssen, die der Wirklichkeit widersprechen und die Verschiedenheit der Verhältnisse unbeachtet lassen, und weil sie bei manchen Entscheidungen, in Ermangelung einer anderen Basis, auf Theorien sich stützen, die sich in der Ausführung schwankend oder unhaltbar erweisen.

Oesterreichs Landesherren suchten stets in der Institution der Stände die geeignetsten Mittel die Detailverhältnisse und die Bedürfnisse der Provinz genau kennen zu lernen, um auf der Grundlage dieser Kenntniß mit dem Beirathe der Stände das Wohl aller ihrer Unterthanen fördern, und die allgemeinen Staatsmaßregeln den Eigenthümlichkeiten der Provinz anpassen zu können.

Die landesväterliche Fürsorge, mit welcher Ew. Majestät das Wohl Ihrer getreuen Unterthanen in den verschiedenen Zweigen der Gesetzgebung

Digitized by Google

zu befördern unabläſſig bemüht ſind, wird dieſe Mittel nicht verkennen, und daher auch die Bereitwilligkeit der treugehorſamſten Stände zur pflichtſchuldigen Leiſtung des ſtändiſchen Beirathes in den von Sr. Majeſtät Kaiſer Leopold II. bezeichneten, verfaſſungsmäßigen Grenzen, mit jenem gnädigen Wohlgefallen aufnehmen, das ſie zur glücklichen Löſung der ſchwierigen Aufgabe ermuthigen und aneifern wird.

Ew. Majeſtät werden aber zugleich die Ueberzeugung faſſen, daß die treugehorſamſten Stände bei Erſtattung ihrer allerunterthänigſten Landtagserklärung vom 16. September 1844 ſchon durch oberührten Erlaß der vereinigten Hofkanzlei vollkommen gegründete Veranlaſſung hatten, die Gefühle tiefſter Bekümmerniß auszudrücken, über den Mangel an Geltung in einem Grade, der ihre Wirkſamkeit lähmt, und ſie zu einer Scheinexiſtenz verurtheilt.

Dieſer Beleg indeſſen, wenngleich der ſchlagendſte, iſt nicht der einzige, welchen Euer Majeſtät treugehorſamſte Stände zur Begründung ihrer Behauptung vorzubringen haben, ſie müſſen als eine weitere Entmuthigung und Beſeitigung ſtändiſcher Activität auch die ungewöhnliche Verzögerung in Erledigung der meiſten und gerade der wichtigeren Vorſtellungen und Eingaben der Stände bedauern.

Sie haben in ihrem Hofberichte vom 21. März d. J. Z. 4191 vorläufig die wichtigeren Vorſtellungen namhaft gemacht, welche ſeit dem Jahre 1835 der Erledigung entgegen ſehen, und indem ſie ſich zur Vermeidung von Weitläuftigkeiten auf den Inhalt dieſes Hofberichtes berufen, wagen ſie die freimüthige Bemerkung, daß eine ſolche mehrjährige Vertagung ſtändiſcher Eingaben in den meiſten Fällen einer vorausbeſtimmten gewiſſen Verwerfung gleichgeſtellt werden kann.

Dieſe Eingaben betreffen nämlich entweder Vorſtellungen gegen legislative und adminiſtrative bereits erlaſſene Verfügungen, oder Anträge im Intereſſe der Provinz und einzelner Stände. Durch den Verlauf von Jahren werden erſtere der Berückſichtigung ſchon deshalb entzogen, weil die beſchwerten Verfügungen inzwiſchen eine ſo allgemeine Anwendung gefunden haben, daß ihre Abänderung, wenn ſie auch noch ſo zweckmäßig oder billig erſchiene, ſchon wegen einer oft bedenklichen Störung des feſtgeſtellten factiſchen Zuſtandes unmöglich oder ſchwierig geworden iſt; letztere aber verlieren durch die bis zu ihrer Erledigung eingetretenen Aenderung der Verhältniſſe und zugewachſenen Bedürfniſſe allen höheren Werth; oder finden den zur Ausführung nöthigen Eifer bereits erſtorben.

Ew. Majeſtät treugehorſamſte Stände können zwar nicht behaupten, daß dieſe Eingaben als läſtige Behelligungen und unberufene Einmiſchungen betrachtet werden — allein ſie müſſen dies auch aus dem weiteren Grunde beſorgen, weil ſie in dem Inhalte der endlichen Erledigungen allen guten Willen einer gründlichen Belehrung oder Zurechtweiſung und einer klaren Verſtändigung oder Anleitung vermiſſen — weil eine nähere Begründung der Entſcheidungen — dieſer loyale Grundſatz der öſterreichiſchen Regierung — auf die Stände ſelten Anwendung

Digitized by Google

findet, und weil ſie ſomit geringer geſchätzt werden, als der einzelne, ſein Privat-Intereſſe verfolgende Staatsbürger.

Unter dieſen Verhältniſſen iſt nicht allein jeder Fortſchritt zur Verwirklichung der ſtändiſchen Inſtitution und zur nothwendigen Erfüllung ihrer guten Zwecke unerreichbar, ſondern es gewinnt auch die öffentliche Meinung ein immer weiteres Feld, um ihre Angriffe gegen die Brauchbarkeit der öſterreichiſchen Ständeverfaſſung und die Tendenz der niederöſterreichiſchen Stände ſiegreich durchzuführen; denn es iſt Ew. Majeſtät treugehorſamſten Ständen die Gelegenheit benommen, ihre wahren Geſinnungen durch die That zu bekräftigen, — es iſt ihnen verſagt den Beweis zu führen, daß nicht ihre Particular-Intereſſen, ſondern die allgemeine Wohlfahrt des Landes, die ruhige, geordnete, allgemeine Entwickelung der geiſtigen und materiellen Intereſſen, das Ziel ihrer Wünſche und Beſtrebungen iſt, — daß ſie keine Oppoſition, ſondern eine klare innige Verſtändigung mit den leitenden und verwaltenden Organen der Regierung beabſichtigen, und daß ſie auf keiner Sonderung der Intereſſen und ihrer Theilnehmer, auf keiner einſeitigen Vertretung des Landes beſtehen, ſondern daß ſie das dringende Bedürfniß der vereinigt-wechſelſeitig-unterſtützenden Thätigkeit aller Stände anerkennen und zu einer dem Aufſchwunge der Gewerbe, der Induſtrie, des Handels und der Wiſſenſchaft entſprechenden Ausbildung des ſtändiſchen Inſtitutes, insbeſondere aber zur zweckmäßig erneuerten Berechtigung des vierten Standes freudig die Hand bieten.

Dieſe ſchmerzliche Lähmung ſtändiſcher Mitwirkung verhindert nicht allein die Anregung dringender Bedürfniſſe im Lande und die lebendige Theilnahme zur Befriedigung derſelben, wie überhaupt zur Förderung des Guten und Nützlichen — ſondern ſie hat bereits in altbeſtehende Verhältniſſe ſtörend eingewirkt, und namentlich in die, mit den Beſitzverhältniſſen des Landes eng-verwebte Dominical-Verfaſſung den nachtheiligſten Einfluß ausgeübt.

Der alte natürliche Verband zwiſchen Obrigkeit und Unterthan wird immer mehr gelockert und er wird bald ganz gelöſet ſein, wenn die einſeitige Meinung keine Widerlegung findet, daß die niederöſterreichiſche Dominical-Verfaſſung nur dem Grundherrn Vortheil gewähre, daher das Vertrauen des Volkes und der Staatsverwaltung entbehre, und durch eine den Zeitbedürfniſſen angemeſſene Adminiſtration zu erſetzen ſei.

Was die gerühmten Vortheile anbelangt, ſo wäre es vor Allem billig, die Lage der Dominien in früherer Zeit mit ihrer gegenwärtigen zu vergleichen und zu berückſichtigen, daß einſt das Landgericht und das Juſtizamt eine bedeutende Ertragsquelle war — daß das Weiderecht und der Bannſchank-Nutzen die Auslagen der Polizei-Verwaltung reichlich vergüteten, daß die ſogenannten Waiſendienſte einen Entgelt für die obervormundſchaftlichen Geſchäfte lieferten, daß die Dominien das Abfahrtsgeld, das Zahlgeld und anderweitige für die damaligen Geldverhältniſſe namhafte Taxen bezogen, und daß ſie endlich anfangs ganz

ſteuerfrei waren, ſpäter aber und zwar bis zum Jahre 1792 nur die Hälfte der für den Ruſticalbeſitz bemeſſenen Steuer bezahlten. Gegenwärtig iſt das Criminal- und Civilgericht eine bedeutende Laſt, das Weiderecht iſt durch die allgemeine Benutzung der Brache größtentheils unausführbar geworden, der Bannſchanknutzen iſt durch die Einführung der Verzehrungsſteuer und durch die Leichtigkeit der Erlangung von Schankbefugniſſen beinahe erloſchen, die Waiſendienſte, das Abfahrtsgeld, und ſo viele andere unterthänigſte Leiſtungen, das Einſtands- und Verkaufsrecht, die Privatmauthen, die Mauth- und Zollbefreiung der ſtändiſchen Dominicalbeſitzer ſind längſt aufgehoben; über höhere Anregung wurden viele Dominical-Gründe an die Unterthanen vertheilt, an vielen Orten die beträchtlichen Naturalküchendienſte in kleine fixe Gelddienſte verwandelt, Getreideſchüttungen und Roboten theils abolirt, theils reducirt, und in der Beſteuerung werden nun die Dominical-Gründe unter der Friction: daß ſie unbelaſtet ſeien, weit höher als die Ruſticalgründe gehalten, die alten fixen Urbarial-Giebigkeiten aber ſeit ſechsundzwanzig Jahren nach dem vollen Nennwerthe in Conventions-Münze verſteuert, obſchon ihr Bezug ungeachtet wiederholter beſtimmter Zuſicherung nur in Wiener-Währung geſtattet iſt.

In dem Maße, als dieſe Bezüge zum Theile ſchwanden, zum Theile verringert, und in ihrem verringerten Zuſtande immer höher beſteuert wurden, ſind auch die Anforderungen in der Ausübung der Rechtspflege, in der politiſchen, polizeilichen Grundbuchs- und Waiſenamts-Verwaltung, in den Kirchen-, Schul-, Vogtei- und Patronatsobliegenheiten und in der Einhebung aller directen und indirecten Steuern, mit dieſen Anforderungen aber zugleich die Koſten dieſer ausgedehnten Geſchäftsführung geſtiegen.

Wer die Geſetze und Vorſchriften kennt, die in allen dieſen Verwaltungszweigen zu beobachten ſind, und wer mit den Geſchäftsformen bekannt iſt, die zur Erzielung einer, durch die landesfürſtlichen Behörden ſtrenge gehandhabter Controlle vorgeſchrieben ſind, wird ermeſſen, welche Mittel zur Erfüllung dieſer Pflichten erforderlich ſind, mit welchen Auslagen dieſelben herbeigeſchafft werden müſſen, welche Haftungen damit verbunden ſind, und in welchem Mißverhältniſſe dies Alles mit den dafür geſtatteten Bezügen ſteht.

Es kann alſo nicht der materielle Vortheil ſein, noch weniger der Wunſch nach Herrſchaft und Anſehen, der nur zu oft in den verſchiedenſten Beziehungen die bitterſten Täuſchungen zu gewärtigen hätte - - wodurch Ew. Majeſtät treugehorſamſte Stände ſich beſtimmt und verpflichtet ſehen die Ueberzeugung auszuſprechen, daß die Dominical-Verfaſſung, ſobald ſie in ihren Grundlagen nicht erſchüttert wird, und ſobald nicht übermäßige Anſprüche geſtellt werden, dem Vertrauen des Volkes und der Staatsverwaltung vollkommen entſprechen kann, und darauf aufmerkſam zu machen, daß dieſer Gegenſtand aus Gründen zu einer der erſten und wichtigſten Regierungsmaßregeln Sr. Majeſtät

Digitized by Google

Kaisers Leopold II. erhoben wurde, die vielleicht jetzt mehr als damals drängten.

Zur Begründung ihrer hier ausgesprochenen festen Ueberzeugung müssen sie zuvörderst auf die Worte des Patentes vom 6. April 1790 zurückgehen, welche dahin lauten:

„Die Wiedereinsetzung der, um einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte gebrachten Obrigkeiten in ihre rechtmäßigen Bezüge, ward uns also einerseits zur Pflicht, andererseits fanden Wir dieselbe mit dem Wohlstande der Unterthanen selbst innig verbunden, weil nur dadurch das natürliche Band zwischen Herrn und Unterthan, woraus letzterem so wesentliche Unterstützung in allen Umständen zufließet, zum beiderseitig gemeinschaftlichen Besten wieder hergestellt und befestigt werden kann."

Die Dominien haben, ungeachtet der sehr unvollkommenen Erfüllung obiger Zusicherung und ungeachtet der ungünstigsten Verhältnisse, welche nachfolgten — diesen Allerhöchsten Erwartungen entsprochen, denn nur wenige wird der Vorwurf treffen können, daß sie den ihrer Obhut und Verwaltung unterworfenen Gutsunterthanen in Fällen unverschuldeter Bedrängniß und Noth, Unterstützung verweigerten, daß sie ihre verschiedenen Bedürfnisse, so weit sie darauf Einfluß nehmen durften, und ihre Kräfte ausreichten, vernachlässigten; und daß sie von ihren obrigkeitlichen Befugnissen einen Mißbrauch machten.

Für die Wahrheit dieser Behauptung kann der Umstand das vollgiltigste Zeugniß ablegen, daß noch einiges Vertrauen, noch einige Anhänglichkeit für diejenige Herrschaft vorhanden ist, welche alle Verordnungen und höheren Befehle zu vollziehen hat, welche strafend und verurtheilend auftreten, welche alle directen und indirecten Steuern mit unnachsichtlicher Strenge eintreiben, kurz, welche alle Bitterkeiten des Lebens jenen Unterthanen empfinden lassen muß, die in den Kreisämtern nur ihre bereitwilligen Vertreter gegen diese ihre Herrschaft erkennen, für deren Ansprüche und Anforderungen im Zweifel, meistens die Vermuthung der Unbilligkeit oder Ungerechtigkeit ausgesprochen wird.

Würde also dieses Gewicht nicht aufgewogen sein durch die unabweislichsten Ueberzeugungen vorwaltender Wohlthaten bei allen Gelegenheiten, die, mehr als guten Rath, die Unterstützung und Hilfe erheischen; so würde bei eben dargestellten Verhältnissen alles Vertrauen schon längst verschwunden und die Patrimonialgerichtsbarkeit zur Unmöglichkeit geworden sein.

Allerdings läßt der Wohlstand des Rusticalbesitzes Vieles zu wünschen übrig; seine Bestiftung ist häufig zu gering, in andern Fällen spärlich im Ertrage, in allen Fällen hoch belastet — allein die darauf haftenden Urbarialgiebigkeiten sind auf einen Zeitpunkt zurückzuführen, wo er zu den Staatslasten nichts, oder nur sehr wenig beizusteuern hatte, und es ist also nicht die Grundherrschaft, welche an seiner Ueberbürdung Schuld trägt.

Wie diesen Mißverhältnissen durch Auflösung des bestehenden Verbandes zwischen Obrigkeit und Unterthan, durch Aufhebung der Patri-

Digitized by Google

monialgerichtsbarkeit und durch die Beſtellung von Verwaltungsorganen ſoll abgeholfen werden, welche einerſeits die Provinzialerforderniſſe, ſomit auch die Auflagen vermehren und anderſeits die Mittel und das Intereſſe entbehren, den Verwalteten in ſo vielen und dringenden Fällen hilfreich unter die Arme zu greifen, vermögen Ew. Majeſtät treugehorſamſte Stände nicht zu erfaſſen.

Die Dominical-Verfaſſung in Nieder-Oeſterreich iſt urſprünglich aus dem Verhältniſſe zwiſchen Beſitz und Arbeit hervorgegangen — ſie entwickelte ſich zu dem Verhältniſſe von Ober- und Nutzungseigenthume und beruht in der natürlichen, durch das Ineinandergreifen der wechſelſeitigen Intereſſen befeſtigten Stellung des größeren Grundbeſitzers zu dem kleinern.

Dieſe Stellung würde ſich durch die Auflöſung der Dominical-Verfaſſung weſentlich verändern, und es würde entweder die Wechſelſeitigkeit der Intereſſen ganz aufhören und ein iſolirter Zuſtand mit Verſchmelzung der kleinen Beſtiftungen zu größeren Gütern eintreten, oder es würden ſich dieſe wechſelſeitigen Intereſſen in einer neuen Form wieder begegnen, die gerade den kleinen Grundbeſitzer in offenbaren Nachtheil verſetzen dürfte.

Ew. Majeſtät weiſe und gerechte Abſichten können dahin nicht gerichtet ſein, allein es kann dieſer traurige Zuſtand auch dadurch hervorgerufen werden, daß

1) die Grundbeſtimmungen der Dominical-Verhältniſſe immer unklarer, daß

2) die darin begründeten Rechte immer ſchwankender, und daß

3) ſolche Anforderungen an die Dominien geſtellt werden, die ihren Wirkungskreis und ihre Kräfte überſchreiten.

Zu 1, wird gehorſamſt bemerkt, daß die politiſche Geſetzgebung zur Sicherſtellung der Grundbegriffe des Dominical-Verhältniſſes und der auf denſelben beruhenden rechtlichen und politiſchen Beziehungen keine genügenden Anhaltspunkte mehr darbietet; — es gilt noch immer der Tractatus de iuribus incorporalibus vom Jahre 1679, der ſchon von der Kaiſerin Maria Thereſia im Jahre 1748 für dunkel und der Umarbeitung bedürftig erklärt wurde; es gelten die meiſten Vorſchriften der großen Kaiſerin, wenngleich nur dem Wortlaute nach; es gelten die meiſten von Kaiſer Joſeph II. in ganz anderem Sinne, unter ganz anderen Verhältniſſen und Abſichten erlaſſenen Vorſchriften; ungeachtet die Grundſätze, auf welchen ſie beruhen, von ſeinem durchlauchtigſten Regierungsnachfolger mißbilligt wurden, und ungeachtet mit dem Patente vom 6. September 1791 eine Umarbeitung und ſyſtematiſche Zuſammenſtellung aller politiſchen Geſetze zugeſichert und angeordnet worden iſt; — es gelten endlich alle ſeither in einer Zeitperiode von mehr als einem halben Jahrhunderte auf der Grundlage der verſchiedenſten Verhältniſſe und Meinungen erfloſſenen vielfältigen, oft ſich widerſprechenden Vorſchriften und Erläuterungen, und es iſt daher natürlich, daß für jede individuelle Anſicht eine geſetzliche Begründung zu finden iſt, ſomit

Particular-Entscheidungen zum Vorschein kommen, welche mit den gewohnten Grundsätzen in geradem Widerspruche stehen, um in einiger Zeit wieder solchen Entscheidungen im entgegengesetzten Sinne zu weichen.

Diese Particularentscheidungen werden, ungeachtet des in dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche §. 12. aufgestellten Rechtsgrundsatzes und ohne Rücksicht, wie wichtig die Consequenz der Grundsätze, die Gleichartigkeit der Behandlung und die entschiedene gerade Richtung der Behörden, vorzugsweise in Unterthanensachen ist, als Normen betrachtet, was zur Folge haben wird, daß Ew. Majestät Unterthanen in einem wichtigen Zweige der Verwaltung nicht mehr nach Gesetzen, sondern lediglich nach Particularentscheidungen werden regieret werden. Was die in 2, aufgestellte Behauptung betrifft, daß die Dominicalrechte immer schwankender werden, — so liegt zwar schon in dem oben geschilderten verworrenen Zustande der Gesetzgebung ein hinreichender Grund der Zufälligkeit und Unsicherheit des Rechtes — er muß aber noch greller hervortreten, wenn das Verhältniß in Betrachtung gezogen wird, welches zwischen den Dominien und den ihnen vorgesetzten entscheidenden Behörden gegenwärtig besteht.

Es ist vor Allem das Kreisamt, mit welchem das Dominium in unmittelbarer fortwährender Berührung sich befindet.

„Der hohe und schöne Beruf, Schutzwehre wider die Anmaßungen der Obrigkeiten gegen die Unterthanen zu sein, wurde vorzüglich und zunächst den Kreisämtern zu Theil;" so drückt sich das von der niederösterreichischen Landesstelle durch kreisämtliche Kundmachung allgemein anempfohlene Handbuch der in Oesterreich unter der Ens für das Unterthansfach bestehenden Gesetze aus.

Das Kreisamt ist allerdings nach den Patenten und Instructionen vom 1. September 1781, vom 21. Januar 1783 und 29. Januar 1800 als Schutzbehörde der Unterthanen gegen die Herrschaft — es ist zugleich aber auch als erste richterliche Instanz in allen Unterthansachen erklärt und in einer wie in anderer Eigenschaft an das inquisitorische Verfahren und die Aufstellung von Provisorien gewiesen.

Die Bestimmung des Kreisamtes als Schutzbehörde beschränkt sich ferner nicht darauf, daß dasselbe alle Amtshandlungen der Obrigkeiten strenge zu überwachen und sogleich von Amtswegen einzuschreiten habe, wenn es von einem gesetz- oder ordnungswidrigen Verfahren Kunde erhält, sondern sie erstreckt sich bis zur förmlichen Curatel in einer Ausdehnung, daß die Unterthanen mit ihren Herrschaften ohne kreisämtliche Zustimmung weder Ablösungs-, noch Reluitions-, noch selbst Pachtverträge abschließen können.

So wohlmeinend diese Einrichtung ist und so sehr auch Ew. Majestät treugehorsamste Stände den Beruf des Kreisamtes ehren, über die pünktliche Befolgung der Gesetze von Seite der Dominien zu wachen, unbillige oder ungerechte Forderungen hintanzusetzen, und überhaupt die Rechte und Ansprüche der Bauern zu vertreten, so kann doch die Frage nicht länger unerwogen bleiben, ob dieser mit Eifer und Liebe durchge-

Digitized by Google

führte Beruf auch mit dem Richteramte in Angelegenheiten der vertretenen Partei vereinbarlich sei, ohne der strengen Gerechtigkeit und Unbefangenheit nahe zu treten, deren Behauptung die allerhöchsten Entschließungen vom 24. Juli 1821 und vom 24. Februar 1835 einzuschärfen räthlich erachteten.

Eine lange Erfahrung, ruhig und von allen Seiten geprüft, muß Aufschluß geben über die Art und Weise, wie diese psychologisch schwierige Aufgabe gegenwärtig gelöset wird.

Ew. Majestät treugehorsamste Stände müssen die unterthänigste Bitte stellen, diese Frage der Allerhöchsten Erwägung zu unterziehen, zugleich aber zu gestatten, daß hierbei auch die Ansichten und Behelfe der treugehorsamsten Stände berücksichtigt werden, welche sich vorläufig dahin unverholen äußern müssen, daß sich im Allgemeinen bei den Kreisämtern durch die ihnen vor Allem am Herzen liegende Vertretung der Unterthanen, Voraussetzungen und Grundsätze herangebildet haben, welche für die unbefangene und gerechte Ausübung ihres Richteramtes ernstliche Bedenken erwecken.

Die Kreisämter haben nämlich die Meinung gefaßt, daß die Unterthanen durch die Dominien gedrückt sind und daß ihre Erleichterung in allen Wegen geboten ist. Sie glauben für jede Urbarial- oder sonstige Anforderung der Dominien an Unterthanen, wenn auch von letzteren die Rechtmäßigkeit des Anspruches anerkannt wird, die genauesten Nachweisungen des Rechtes verlangen und neue von den Unterthanen freiwillig angebotene Urbarialleistungen verweigern zu müssen — sie glauben gütliche Zugeständnisse der Dominien, sobald sie einige Zeit währten, als Schuldigkeit, die Eingriffe der Unterthanen dagegen in das herrschaftliche Eigenthum, namentlich den Waldfrevel, mit der größten Milde und Nachsicht behandeln zu müssen — sie glauben ihre vorgefaßte Meinung auch bei jeder Gelegenheit auf schonungslose Weise aussprechen zu müssen, und alle diese Ansichten sind so mächtig, daß die Folgen übersehen werden, welche nicht zu vermeiden sind, wenn das Mißtrauen der Unterthanen dadurch fortwährend angeregt wird, daß die Dominien nur als ihre Bedrücker dargestellt werden, und wenn die Achtung für das Eigenthum, für die Rechte und für die Stellung der Herrschaften aufgehoben wird.

Ew. Majestät treugehorsamste Stände verkennen nicht die weise Sorgfalt, die für die Sicherstellung aller Rechte durch die Möglichkeit der Berufung an die höheren und höchsten Instanzen vorgedacht hat; allein abgesehen davon, daß bei den hier besprochenen Angelegenheiten die sonst so ersprießliche Einrichtung stufenweiser Beförderung der bei den Unterbehörden herangebildeten Staatsdiener auf das Schicksal der Dominien ungünstig einwirkt, und abgesehen von der wohlbegründeten Maxime, den Entscheidungen der Unterbehörden zur Wahrung ihres Ansehens und Vertrauens nur in aufliegenden Fällen zu widersprechen, so können sie rücksichtlich einer nicht ganz unpartellichen Beurtheilung ihrer Dominicalbefugnisse auch in höherer Sphäre den Umstand nicht uner-

Digitized by Google

wähnt lassen, daß in allen verwickelteren Streitfällen die Kammerprocuratur und bei dieser nur der Unterthansadvocat um das Gutachten angegangen wird, welcher nicht weniger als das Kreisamt zur Vertretung der Unterthanen berufen, welcher unabläſſig mit der Geltendmachung zweifelhafter Rechte und Anſprüche der Unterthanen beſchäftigt, und daher aus ſehr erklärlichen, ja löblichen Gründen am allerwenigſten geeignet iſt, den rechtlichen Standpunkt des Streitgegenſtandes zu erfaſſen.

In dem Maße aber, als die Dominicalrechte und Bezüge unter dieſen Verhältniſſen den empfindlichſten Schmälerungen Preis gegeben ſind, vermehren ſich, wie zu 3, bemerkt werden muß, die Anforderungen der Behörden an die Dominien in Bezug auf die öffentliche Verwaltung ohne Beachtung einer hierzu vorhandenen Verpflichtung oder Leiſtungskraft.

Es ſind vorzüglich die polizeilichen Anforderungen, durch deren Troſtloſigkeit die Dominien ſich gedrückt fühlen. Der Tractatus de iuribus incorporalibus legt in Tit. 3, §. 4, den Dorfobrigkeiten nur die Obliegenheit auf: „die Handhabung der Ortspolizei zu beobachten und in gutem Weſen zu erhalten.“ Demgemäß war als Grundſatz angenommen, daß die Dominien die Verwaltung der Polizei zu überwachen, die Uebertreter zu unterſuchen, aufzubewahren, abzuurtheilen, kurz vorzüglich dasjenige zu leiſten haben, wozu geiſtige Kräfte und Anſehen erforderlich ſind, wogegen die Anwendung phyſiſcher Kräfte zu polizeilichen Zwecken ſtets vorzüglich nur den Gemeinden oblag. Gegenwärtig wollen Ew. Majeſtät Behörden die Gemeinden von der Mitwirkung hierzu befreit wiſſen, und fordern die Beſorgung aller polizeilichen Obliegenheiten ſelbſt über den Bereich der Local-Polizei hinaus, auf alleinige Koſten der betreffenden Dominien. Sie haben ihnen die früher nicht beſtandenen ſogenannten Sicherheits-Commiſſariate, die unentgeldliche Beſorgung der Vorſpanns- und Einquartierungsangelegenheiten, für welche früher eigene k. k. Commiſſäre aufgeſtellt waren, dann die an der Grenze früher von k. k. Beamten beſorgten Poſt-Vidirungen und Inſtradirungen nebſt allen damit verbundenen Unterſuchungen und Schreibereien, ja ſelbſt die unentgeldliche Jurisdictionspflicht über ganze Staatsanſtalten z. B. über die Finanzwache und über Staatsfabriken übertragen. Sie haben den Grundſatz aufgeſtellt, daß, wenn von einem aufgegriffenen Individuo die Heimath nicht zu ermitteln iſt, die aufgreifende Herrſchaft daſſelbe für Lebensdauer zu verſorgen und unter Polizei-Aufſicht zu ſtellen habe, und ſie haben in Beziehung auf Landesſicherheit und Straßenpolizei Leiſtungen ſtrengſtens und pönfällig angefordert, die bei dem größten Aufwande unerreichbar ſind. Dieſe Vorgänge können weder wohlwollend noch zweckmäßig erſcheinen, da es doch gewiß iſt, daß die höhere Polizei, deren Beſorgung dem Staate obliegt, um ſo leichter und wirkſamer beſorgt werden kann, je beſſer die Local-Polizei überall beſtellt iſt, und daß daher die gute Leitung der letzteren in allen Wegen erleichtert, nicht aber durch ungebührliche Auflaſtung nutzloſer Koſten und durch Entziehung der nöthigen Organe erſchwert werden ſoll.

Digitized by Google

Auch in allen anderen Zweigen der öffentlichen Verwaltung ſind die Geſchäftsanforderungen an die Dominien bedeutend geſtiegen. Die Dominien müſſen dieſen Zuwachs willig hinnehmen, inſofern derſelbe durch die Zeitverhältniſſe und zur Sicherſtellung eines geregelten Geſchäftsganges in ihrem berufsmäßigen Wirkungskreiſe wirklich nothwendig geworden iſt, wie z. B. die vielen Cataſtralarbeiten, welche allein ſchon eine Vermehrung der herrſchaftlichen Beamten zu Folge haben mußte. Es ſind aber den niederöſterreichiſchen Dominien auch ſolche Geſchäfte übertragen worden, welche nicht zu ihrer berufsmäßigen Obliegenheit gehören, wie z. B. die vielen, durch die neuen Einrichtungen der Aerarial-Gefälle hervorgerufenen Arbeiten, die monatliche Einhebung, Verrechnung und Abfuhr der Verzehrungsſteuer ꝛc. endlich auch ſolche, welche wirklich keinen Zweck erfüllen, wie die Verfaſſung der ſich fortwährend noch vervielfältigenden periodiſchen Ausweiſe über alle Geſchäftszweige, zu deren nur oberflächlicher Durchſicht ein bei weitem größerer Status des Kreisamtsperſonales nicht zureichen würde.

Ew. Majeſtät werden aus dieſen Thatſachen und Betrachtungen zu entnehmen geruhen, daß die Lage der Dominien in allen Beziehungen eine ſehr ſchwierige und gefährliche geworden iſt.

Ew. Majeſtät werden ferner nicht verkennen, daß die niederöſterreichiſche Dominical-Verfaſſung — der wechſelſeitige Verband aller Intereſſen zwiſchen der Landesverwaltung, den Dominien, und den Unterthanen — eine ernſte und allſeitige Erwägung bedarf.

Es kann ein auf öffentliches Vertrauen und auf freie Verſtändigung der wahren Vortheile geſtütztes, auf ſelbſtſtändige Entwickelung angewieſenes Verhältniß nur dann fortbeſtehen und gedeihen, wenn in der Geſinnung, Fähigkeit und Mäßigung derjenigen, welche es zu verwirklichen haben, keine unwürdigen Zweifel geſetzt werden, ſondern wenn vielmehr ihr Bewußtſein aufgerichtet, ihr Ehrgefühl angeregt, ihr geiſtiges Vermögen geſtärkt und ihr Eifer zur Förderung des Gemeinwohles angefeuert wird.

Auf denſelben Grundlagen beruht die ſtändiſche Verfaſſung dieſes Landes — von denſelben Bedingungen iſt ihr wahrer Werth beſtimmt; — wenn die Geſinnung, die Fähigkeit und Mäßigung der Stände in Frage geſtellt iſt, wenn ihr Bewußtſein gebeugt und ihr Eifer für das öffentliche Wohl abgewieſen wird, ſo können ſie ihre Beſtimmung nicht erreichen.

Dieſe Ueberzeugung hat den Gefühlen tiefſter Bekümmerniß in der Landtagserklärung vom 16. September 1844 Ausdruck verliehen und dieſe Ueberzeugung hat Ew. Majeſtät treugehorſamſte Stände auch in dieſer vertrauensvollen Darſtellung geleitet.

Sie legen dieſelbe in die Hände eines gütigen Monarchen, der Oeſterreichs unerſchütterliche Treue und Hingebung kennt, und keine Bitte ſeiner Unterthanen unbeachtet läßt.

Geruhen Ew. Majeſtät auch dieſe allerunterthänigſten Bitten der treugehorſamſten Stände Niederöſterreichs — um Schutz gegen beſchrän-

Digitized by Google

kende Auslegungen ihrer verfassungsmäßigen Thätigkeit — um Vornahme der durch das Patent vom 6. September 1791 zugesicherten Revision der politischen Gesetze — und um Sicherstellung der, durch die niederösterreichischen Dominical-Verhältnisse bestimmten Verhältnisse und Rechte, der allergnädigsten Würdigung zu unterziehen. —

Die drei oberen Stände Niederösterreichs im Landtage des Jahres 1846.

Diese Denkschrift, deren Ausarbeitung eines der ausgezeichnetesten Mitglieder der Ständeschaft besorgt hatte, gelangte, wie bereits am Eingange erwähnt wurde, am 11. Juli in die Hände des Kaisers, und ist bald darauf mittelst eines allerhöchsten Handbillets an die k. k. vereinigte Hofkanzlei herabgelangt, mit dem Auftrage, den darin dargestellten Verhältnissen völlige Aufmerksamkeit zu widmen und erschöpfenden Bericht zu erstatten.

Möge die Hofkanzlei bei diesem Anlasse ihre wahre Stellung begreifen und den Gegenstand vom Standpunkte einer höhern Politik auffassen und beurtheilen. Offen und ehrlich spreche sie sich aus, ob Oesterreichs Herrscher mit wirklichen Provinzialständen regieren könne und müsse, oder ob ihnen dies aus diesem oder jenem Grunde unmöglich erscheine. Im ersterem Falle fasse sie Muth den Weg zu bezeichnen, auf welchem das durch eigene Kraft zum Leben und Selbstbewußtsein erwachte Institut der Stände eine zur Befestigung des Thrones und zur freien Entwickelung sämmtlicher Interessen geeignete, ruhige Richtung gewinne; im letztern Falle beantrage sie eine Politik der Wahrheit, eine unverhüllte Erklärung über das oberste Princip der Staatsgewalt, sie beantrage einen ausdrücklichen Widerruf der Bundesacte über die österreichische Staatsform!

Digitized by Google

Ueber einige Bilder der diesjährigen Berliner Kunstausstellung.

Von
A. von Sternberg.

Das Portrait der Sängerin Fräulein Lind von Herrn Professor Magnus gemalt. Als Portrait sowohl, wie als Bild sehr bemerkenswerth. Die junge Dame sitzt auf einem mit braunrothem Seidenstoffe überzogenen Ruhebette, sie ist in ein weißes schwerseidnes Gewand gekleidet, und hat nachlässig einen bläulich-grünen Shawl übergeworfen, der sich über das Knie herüberdrappirt und trefflich mit den Farben des Hintergrundes und der Umgebung harmonirt. Die Haltung des Oberkörpers ist etwas nach vorn gebeugt, graziös und unbefangen, die Hände sind ebenfalls sehr gefällig und ohne die, bei solchen Gelegenheiten üblichen, Notenrollen und dergleichen Kunstattribute in Anwendung zu bringen, auf's Knie gestützt, der Kopf zur Linken gewendet, fast ganz face, mit ziemlich starkem Augenaufschlag, wodurch dem Relief des Auges ein schöner Lichteffect zugewendet wird. Das Bild gibt sich ungemein anmuthig und voll Leben. Es thut auch wohl, daß der Atlas des Kleides sehr passend gemalt ist, wodurch die Fleischtöne eine weiche Färbung erhalten. An den Oberarmen, wo das Gewand ansitzt, ist ein starker Mennigton, der fast zu nackt dasteht, und in der Entfernung angesehen sein will, wo er Wirkung macht. Was den Ausdruck betrifft, so ist die junge Künstlerin, die der Liebling des Berliner Publicums wurde, mit der sanften und heitern Miene der Jugend dargestellt, vom Künstler mit großer Wärme und Theilnahme aufgefaßt. Diese Wärme hat dem Pinsel Mäßigung geboten und gefälliges Ausweichen, wo in der Natur eine eigensinnige Farbe oft an ei-

Digitized by Google

ner Stelle ihr Recht forderte, wo sie nicht hingehörte. Doch ist diese kleine Schmeichelei in Farben so gebildet fein gegeben, daß Niemand die Absicht erräth und daher auch Niemand verstimmt werden wird. Dieses moderne Bild erinnert uns an die Bilder berühmter Sängerinnen des achtzehnten Jahrhunderts, auch sogar an die des Anfangs des neunzehnten und wir entdecken in der Auffassung dieses Gegenstandes einen auffälligen Contrast. Unsere Theater- und Kunst-Damen sind Damen des Salons geworden; es erinnert in ihrem Erscheinen außerhalb des Bereichs der Lampen nichts an ihren Beruf und ihre Stellung. Dies hat einen Vortheil, aber auch einen Nachtheil. Der Vortheil ist, daß wir im Stande sind, die Persönlichkeiten der Künstler und Künstlerinnen mehr auszubeuten, da sie unserem geselligen Verkehr näher gerückt sind, den Nachtheil, daß eine „interessante Abenteuerlichkeit" von dem Stande abgestreift wird, wobei besonders die Poesie und mithin auch die Kunst leidet. Von einer Dame des Salons verlangen wir Gleichmäßigkeit der Manieren, Kälte, Ruhe, anstandsvolle Zierlichkeit, mit dem Bilde einer Schauspielerin verbinden wir den Begriff des Phantastischen, Aufregenden, Ueberraschenden, Ungewöhnlichen. Ihre Welt ist eine andere als die, die wir täglich sehen, und wenn wir von ihr sprechen, lacht uns sogleich ein ganzer Himmel voll schwebender Liebesgötter entgegen, eine Sonne voll Goldpapier, ein üppiges Geflecht von papiernen Rosen. Wir haben zu oft schon die junge Schöne aus einem alten römischen Tempel hervorgehen sehen, wir beobachteten sie schon zu oft, wie sie an den Trümmern eines heidnischen Altars betete und in die Schlacht ging an der Seite eines Kriegers, der einen in zwei Zöpfe gebundenen Bart, und ein Tigerfell über die Schulter geworfen hatte, als daß wir sie uns als unseres Gleichen denken können, mit uns Thee trinkend und Zwieback käuend. Diesen Nimbus, der, der Himmel weiß woher, schon seit undenklichen Zeiten den Reisenden im Thespiskarren anklebt, sollte eine hübsche Frau, oder ein hübsches singendes Mädchen nicht alsogleich aufgeben. Den Salondamen kann sie mit gutem Willen ihre parfümirten Spitzen, ihre bekleideten Schultern, ihre Atlasroben nach neuestem Muster lassen — sie wirft ein Tigerfell über, das natürlich so fällt, daß ein schöner Hals, noch schönere Schultern und ein allerschönster Nacken entblößt sind. Wer kann ihr dies wehren? Und wenn man es ihr wehren will, so geht sie rasch noch weiter, wird vor unsern Augen Cleopatra, und setzt eine Natter an einen Busen, der mehr als einen Antonius zum Taumeln bringt. Was dann? Sie ist in ihrem guten Recht —

Digitized by Google

denn ihre Welt iſt die Poeſie, die Fabel, das Wunder. Wie abenteuerlich hat ſich die Barberini abbilden laſſen, und noch die Catalani. Wie nahm dieſe oft an Canova's Grazien ein Model, wo keine Putzmacherin der Welt eine Nadel anzuſetzen nöthig fand. Wir geben zu, daß dies zu weit gegangen iſt, allein daß unſere Künſtlerinnen Salon-Damen heißen und ſein wollen, iſt ebenfalls ein Verkennen ihrer Stellung und ihrer ſchönen Lampen-beleuchteten Bretterwelt. Doch geſtehen wir gern ein, ſoll einmal Alles verbannt ſein, was an das Theater erinnert, ſo iſt dieſe Auffaſſung, voll Grazie, Tugend und Leben, wie wir ſie hier ſehen, die ſchicklichſte. Nur keine halbe Idealiſirung, kein halbes Coſtüm, keine halbe Entfremdung, keine Spielerei mit kleinen Attributen, Leierchen, Rollen, Kränzchen ꝛc. Eine Corinna gefällt, aber ein Corinnchen iſt unausſtehlich.

Ein Bild von Profeſſor Krüger, einen jungen Mann fürſtlichen Standes zu Pferde darſtellend, lebensgroß. Wenn man Krüger's Namen nennt, ſo verbindet ſich damit ſogleich die Vorſtellung von blitzenden Uniformen, galoppirenden Pferden mit hochaufgeblasnen Nüſtern, hin und herſprengende Generale, Federbüſche und Staub — viel Staub. Er iſt der Maler des Friedens; kein Pulverdampf, ſondern Staub. Auf ſeinen Portraits zeigt ſich bei geſchickter Routine ein immer wiederkehrendes Spiel vibrirender Muskeln. Man möchte den Charakter ſeiner Portraits „aufgeregte Unbedeutenheit" nennen.

Von Horace Vernet zeigt ſich ein Bild mit Figuren in Lebensgröße, gemalt im Jahre 1828. Es ſtellt das Schlachtfeld von Haſtings vor, und zwar den Moment, wo die Prinzeſſin Editha (au col de cygne mit Zunamen) ihren erſchlagenen Geliebten, den König Harald erkennt. Rechts im Bilde liegt der getödtete Krieger und Fürſt auf blutgedrängtem Boden, der Oberleib entblöſt, von den Hüften an in eine enganſchließende Panzerhoſe gekleidet. Er liegt mit dem Kopfe auf den Füßen eines andern, ebenfalls getödteten Kriegers, links im Bilde erblickt man die heraneilende Prinzeſſin, deren Körper im Rücken zu ſehen iſt, in der Pantomime des leidenſchaftlichen Hinzeigens mit dem rechten Arm weit vorgebeugt. Ein paar Mönche, eine ältliche Begleiterin der Prinzeſſin, und ein ſehr trefflich gemalter ſterbender oder ſchon todter Krieger ſind die Nebenperſonen, die ſchicklich vertheilt, und nicht zu bedeutend aber auch nicht — und dies iſt der Fehler ſo mancher deutſcher Compoſition — zu unbedeutend ſind. Das Schlachtfeld, der Palliſadenzaun, an dem noch die abgeſchoſſenen Pfeile haften, die Gruppen Verwundeter und Todten, die ſich in der

Digitized by Google

Kreis eines von diesen [illegible] — Wenn ich nicht irre, ist dieses Verfahren auch in Ihrer Gegend üblich. Ich habe es in Ihrer Gegend gesehen, und es ist mir auch in Ihrer Gegend gesagt worden, daß es dort üblich sei. Ich habe es auch in Ihrer Gegend gesehen

Gebäude und Grund, Nr. 1 bis 4, sowie auf Grund und Gebäude, Nr. 1 bis 4, sowie auf Grund und Gebäude, Nr. 1 bis 4, sowie auf Grund und Gebäude

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Das Feldlager. — Schleswig-Holstein. — Bank und Eisenbahn.

Die Soldatenspielerei unseres großen Feldlagers, welches sich seit dem 1. d. M. in unserer Nähe bei Florisdorf befindet, zieht täglich Tausende von Menschen aus der Stadt hinaus, und die Nordbahn läßt immerwährend Separattrains hin und her gehen. Das von der Inspection des Landes-Contingents dort zu besichtigende Truppen-Corps besteht aus 22 Bataillonen Infanterie, 28 Schwadronen Cavallerie, 7 Compagnien Pionniere, 4 Cavallerie- und 6 ordinären Fußbatterien. Eine imposante Macht, aber schade, daß dieses Lager, dann jenes in Böhmen so viel kosten, daß man mit dem Gelde wohl viel Nützlicheres hätte anfangen können; man spricht immer vom ewigen Frieden, von den Segnungen der neuen Diplomatie, welche die Kriege entbehrlich macht und hält ein stehendes Heer von ungeheurer Größe. Der Prinz Wasa fehlt diesmal bei den Manövres, er ist nach Oldenburg abgereist, um mit dem dortigen Großherzoge sich über die Agnatenrechte des Hauses Gottorp zu besprechen. Im Publicum wird den Schleswig-Holstein'schen Angelegenheiten nur geringe Aufmerksamkeit und Theilnahme geschenkt, sie beschränkt sich, wie alles politische Leben bei uns, nur auf gewisse Kreise, das Volk weiß nichts und der Bürgersmann, der ja eine Zeitung liest, hat weder die politische Bildung, um das wahre Verhältniß aufzufassen, noch kann er sich, bei der Ungleichheit der zwischen Oesterreich und den Herzogthümern bestehenden Verhältnisse, so recht in die Interessen der Schleswig-Holsteiner hineindenken. Der gebildete Stand aber ist ganz auf Seite der Herzogthümer, und man wünscht, daß unsere Regierung sich einmal wieder als unsre deutsche Macht zeigen möge. Zeit wäre es!

Fürst Metternich ist wieder hier angekommen, die tiefe Stille in unserem öffentlichen Leben dauert aber noch fort, es scheint als wenn unsere inneren Angelegenheiten für einen Augenblick denen des Auslandes nachstehen sollten. Die Wiener interessiren sich vorläufig für die Errichtung einer Leihbank, aber so oft dieser für die Mittelklassen vorzüglich wichtige Gegenstand bereits angeregt wurde, so viel sich der Bürgermeister von Czapka auch dafür Mühe gab, so ist man jetzt doch erst dahin gelangt, die Errichtung zu beschließen, ungewiß ist es aber noch, ob diese Leihbank vom Staate datirt wird, oder ob man sie unter Controlle des Staates an Private überlassen wird; — interessant ist der Umstand, daß, während man eine Leihbank in's Leben rufen will, der Staat selbst nur die baldige Ankunft Rothschilds aus Paris abwartet, um eine Anleihe von 40 Millionen zu negociren. Bedenkt man, daß bereits mehrere Jahre ohne eine neue Anleihe vorübergegangen sind, welche Eisenbahnbauten in dieser Zeit ausgeführt wurden, daß ferner die Galizischen Unruhen ebenfalls einige Millionen verschlingen, so muß man in dieser Hinsicht dem Haushalte des Hofkammerpräsidenten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so sehr man in manchen anderen Dingen mit dem Verfahren der Hofkammer nicht immer einverstanden sein kann. Zudem soll auch die neue Anleihe ganz zu Eisenbahnbauten verwendet werden, und nach Abschluß der Anleihe soll sogleich im nächsten Frühling die Bahn nach Baiern in Angriff genommen werden. Bereits ist von Baiern aus ein Ingenieur hier, um mit den hiesigen Behörden über den Gang und den Anschluß der Bahn zu berathen. — Gerade vor einigen Tagen wurde wieder eine neue Bahnstrecke von hier aus eröffnet, die Bahn nach Bruck an der Leitha. Es ist dieses die erste Bahn, welche direct nach Ungarn führt, denn der Bahnhof in Bruck ist schon auf ungarischem Boden. Zur Eröffnungsfahrt waren über 500 Gäste geladen, und Baron Sina hatte für das Dejeuner nicht weniger als 6000 fl. C. M. bestimmt.

Die Anwesenheit des Großfürsten Michael sammt Familie gibt hier dem Hofe vielfache Gelegenheit zu Festlichkeiten, man weiß es, daß unser Hof, so patriarchalisch und bürgerlich er in seinem Kreise lebt, doch seine Gäste mit wahrhaft kaiserlicher Pracht zu empfangen weiß.

Ueber den letzten Unfall auf der Gloggnitzer Bahn bei Gumpoldskirchen hat sich in den hiesigen Journalen eine Polemik entsponnen, und die meisten waren, ich will nicht untersuchen aus welchen Gründen, auf Seiten der Direction. Von welcher Art aber die Verwaltung dieser Bahn ist, mögen Sie aus Folgendem ersehen. Erzherzog Johann wollte mit seiner Familie eine Strecke weit in Steiermark auf der Eisenbahn reisen, und schickte zur nächsten Station, wo er für sich und seine Familie ein eigenes Coupé bestellte, und auch natürlich gleich bezahlte. Zur bestimmten Stunde kommt der Erzherzog zur Station, da ist aber weder für ein Coupé gesorgt (!), noch war ein Wagen erster Klasse da, der Erzherzog mußte also, wollte er nicht zurückreisen, in einen

Digitized by Google

18.

Die Kleine Meerkatze und ihr Herr.

Nach der Handschrift.

Ein Kaufmann hatte eine Meerkatze, die er sehr liebte. Eines Tages sagte er zu ihr: Ich will eine Reise machen, und du sollst mich begleiten. Sie antwortete: Ich will gern mit dir gehen, aber ich bitte dich, nimm mir meine Kette nicht ab. Er versprach es ihr und nahm sie mit. Als sie nun auf dem Meere waren, kam ein Sturm, und das Schiff ging unter. Der Kaufmann und die Meerkatze retteten sich auf eine Insel. Da sah sie einen Baum mit Früchten, und sie aß davon. Als sie aber ihre Kette ansah, nahm sie sie ab und warf sie weg. Da kam ein Affe und nahm sie auf. Sie lief ihm nach, um sie ihm wieder zu nehmen, und kam in eine Höhle, wo sie viele Affen fand. Sie sah, daß sie Gold und Silber und Edelsteine hatten, und sie fragte sie, warum sie das alles hätten. Sie antworteten: Wir haben es von Kaufleuten, die hierher kommen. Da sagte sie: Ich habe auch einen Kaufmann, der mich liebt, und ich will ihn bitten, daß er euch alles gibt, was ihr wollt. Sie ging zu ihm und sagte: Gib mir, was du hast, und ich will es den Affen geben. Er gab ihr alles, was er hatte, und sie gab es den Affen. Sie aber sagte zu ihm: Ich habe dir gesagt, du sollst mir meine Kette nicht abnehmen, und du hast es getan. Er antwortete: Ich habe es getan, weil ich dich liebe. Sie sagte: Ich habe dich auch lieb, und ich will dir deine Kette wiedergeben. Sie ging zu den Affen und nahm ihm die Kette ab und gab sie ihm. Er aber gab ihr alles, was er hatte, und sie gab es ihrem Herrn. Dann kehrten sie in ihre Heimat zurück.

unſere hier erlaſſene Erklärung einen tieferen Sinn haben müſſe, als wir unter dem Druck der Cenſur offen tragen können? Das ungefähr, wenn ich recht verſtanden habe, will Dr. Wildner in der „Gegenwart", aber freilich unter hunderttauſend Wendungen ſagen, aber warum wurde dieſes nicht gleich in der erſten Erklärung geſagt? warum war dieſes, ſeiner Beſtimmung nach, ſo intereſſante Actenſtück der Art ſchlecht und unpraktiſch geſchrieben, daß man Alles eher darunter vermuthen mußte, als das, was die Redacteure dabei wollten?

Daß die Redacteure im Ganzen nicht Unrecht hatten, hinſichtlich der Correſpondenten aus Wien einen Schritt bei den deutſchen Redactionen zu machen, hat eben dieſelbe Angelegenheit bewieſen, denn jenes Gerücht, welches jetzt die Runde durch die deutſchen Blätter macht, als hätten die vereinigten Redacteure in Folge jenes Artikels der Grenzboten ein Anathem gegen den Redacteur dieſer Zeitſchrift ausgeſprochen, iſt durch und durch erfunden! Es iſt traurig, daß die deutſche Preſſe die Wiener Redacteure für ſo taktlos und unpraktiſch hält, etwas dergleichen, das ſchon im Vorhinein den Fluch des Lächerlichen an ſich trägt, thun zu können.

Jene erſte Erklärung der Redacteure war eine unverantwortliche Uebereilung. Sie haben einem guten Zwecke einen ſchlechten Namen gegeben. Ihnen ſchwebte vielleicht die Idee jenes Correſpondenzberichtigungs-Bureau's vor, wie es einſt Graf Aurel-Deſſoffy über Ungarn in's Leben bringen wollte, aber er ließ es ebenfalls bei der Idee bewenden. Daß die Redacteure grade damit ihren erſten vereinten Schritt in die Oeffentlichkeit gethan, war ein um ſo größerer Fehler, als ſie dadurch nothwendig der öffentlichen Meinung gegenüber in eine ganz ſchiefe Stellung gerathen mußten, zumal da ſie ſchwiegen, als man ſie auf die Unſtatthaftigkeit ihrer Erklärung aufmerkſam machte. Was hätte die hieſige Cenſur den vereinigten Redacteuren thun können, wenn ſie entſchloſſen genug geweſen wären, in irgend einem politiſchen Blatte des Auslandes eine offene Erklärung abzugeben? Eine kleine Geldſtrafe, das wäre höchſtens Alles geweſen, und die Redacteure hätten doch lieber dieſes vorziehen ſollen, als ihren Ruf in ſolcher Weiſe durch die Zeitungen Spießruthen laufen zu laſſen. Das Eine muß man ihnen aber zugeſtehen, daß ſie ſich weniger in der Idee als im Mittel geirrt, denn wenn man weiß, wer oft von hier aus correſpondirt, dann muß man es begreiflich finden, daß es Jedem, der es mit der Preſſe redlich meint, daran gelegen ſein muß, dieſen Leuten das Terrain abzuſchneiden, ein Terrain, welches ſie meiſt nur zu ihren Privatzwecken, und wäre es nichts Anderes, als der paar Gulden Honorar wegen, auszubeuten ſich bemühen.

So lange das Correſpondenzweſen ſo beſtehen wird, daß ein oder zwei pikante Artikel, die man einſchickt, oder die Empfehlung von Jemand, der den Empfohlenen vielleicht nur flüchtig kennt, hinreichen, Jemandem den Eintritt in ein Blatt zu eröffnen, iſt von einer Verbeſſerung des Correſpondenzweſens wenig zu hoffen. Der Redacteur, und wenn er der ge-

Digitized by Google

ſchickteſte und umſichtigſte iſt, kann nicht alle Verhältniſſe, um ſo mehr, wenn ſie in's Privatleben hinüber ſpielen, kennen, er muß ſich alſo auf die Ehrenhaftigkeit ſeines Correſpondenten verlaſſen, er darf nicht einmal daran zweifeln, ohne ſich in ſeinen eigenen Augen an Credit zu ſchaden, und in welche ſchiefe Stellung wird alſo oft ein Blatt durch einen ſolchen Correſpondenten verſetzt.

Darin iſt wohl auch die ausländiſche deutſche Preſſe mit der öſterreichiſchen einverſtanden, daß hinſichtlich des Correſpondenzweſens etwas geſchehen müſſe; nun haben merkwürdigerweiſe die Oeſterreicher in dieſer Hinſicht die Initiative ergriffen; aber ſollte nicht die freiere deutſche Preſſe dieſe Idee aufgreifen, ſollte es, wie es in mancher Hinſicht ſchon zu einer Vereinigung gekommen iſt, nicht auch in dieſem Falle zu einer ſolchen kommen können, wo die Ehre und Würde der Journaliſtik auf dem Spiele ſteht? Jetzt, wo die deutſche Schriftſtellerverſammlung in Weimar zuſammentritt, wäre es gewiß am paſſendſten und von hohem Intereſſe, wenn dieſelbe Frage, die im vorigen Jahre bereits angeregt, aber nicht gelöſt wurde, einer neuen, gründlicheren Discuſſion unterworfen würde *). C. C. C.

III.

Die feindlichen Brüder aus Liebe.

Aus Berlin.

So müßte eigentlich die merkwürdige Vorſtellung des Michael Beer'ſchen „Struenſee" heißen, zu welchem Meyerbeer die Muſik componirt

*) Eben daß die vorjährige Schriftſtellerverſammlung kein Mittel fand, beweiſt, wie ſchwer hier der Ausweg iſt. Nicht an dem guten und ehrlichen Willen der Redactionen liegt es, ſondern an der Heimlichkeit unſerer Zuſtände. Wer iſt gut unterrichtet in Deutſchland? Welche Redaction kann das beurtheilen? Sie kann blos ſchließen, dieſer Mann iſt vermöge ſeiner Stellung, ſeiner Verbindungen, ſeiner Kenntniſſe, beſſer im Stande Einſicht in dieſe oder jene Sache zu haben, als mancher Andere. Als abſolut wahr und unumſtößlich gibt ſelten eine Redaction ihre Nachrichten aus, der edelſte und trefflichſte Schriftſteller kann, muß oft ſich irren. So weit iſt das Publicum bereits herangebildet, um das einzuſehen, und die meiſten Nachrichten werden daher erſt geglaubt, wenn ſie ſich mehrfach beſtätigen. Die Preſſe hat keineswegs den abſoluten Glauben, den man ihr zutraut. Die Empfindlichkeit, welche die Regierungen und einzelne Privatperſonen gegen eine unrichtige oder übereilte Correſpondenz zeigen, iſt daher eine krankhafte und ungerechte. Wir möchten fragen, ob denn die theuer bezahlte, geheime Polizei, die koſtbaren Geſandtſchaftsberichte nicht auch oft genug Falſches und Uebereiltes melden. Von der Preſſe gilt wenigſtens der Erfahrungsſatz, daß ſie ſelbſt die Wunden wieder heilt, die ſie geſchlagen. Kann man das der geheimen Polizei gleichfalls nachrühmen?

Die Redaction.

Digitized by Google

hat. Der Abend war einer der intereſſanteſten. Es iſt wohl in den Annalen der Bühne überhaupt ſelten, daß ein Bruder die Dichtung und der andere die Muſik geliefert hat; ein Fall, wie der vorliegende, mag jedoch einzig in ſeiner Art ſein. Ein Meiſter, deſſen Name und Melodien von einem Ende der gebildeten Welt bis zum andern widerhallen, umſpinnt mit den Sirenenfäden ſeiner Töne die lückenhafte Schöpfung, die ſein todter Bruder hinterlaſſen. Mit ſchmeichelnden Melodien läuft er den Worten voraus, um dem Vermächtniß des Verſtorbenen ein freundliches Ohr zu erobern, mit ſanften Klängen folgt er ihnen nach, um Verſöhnung, Mitgefühl bei dem Hörer zu erwecken. Ueberall, wo eine Lücke iſt, ſpannt er ſeinen goldenen Mantel aus, um ſie zu verhüllen. Und doch wagen wir zu behaupten, daß jeder von den beiden Brüdern der Wirkung des andern geſchadet hat. Sprechen wir zuerſt von dem Dichter. Das Michael Beer'ſche Stück leidet an dem Fehler, daß es eigentlich zwei Stücke bildet. Bis zur Mitte des dritten Actes handelt es ſich darum, ob der moraliſche Struenſee Sieger bleibt oder nicht, ob die Gewalt des Bürgerminiſters, des kecken Neuerers, der deutſche Bildung, freien Gedanken und freies Wort in Dänemark zur Herrſchaft gebracht hat, den Platz behauptet. In den andern dritthalb Acten handelt es ſich um das phyſiſche Schickſal Struenſee's, ob er geköpft werden oder blos gefangen bleiben ſoll. Da nun das Intereſſe an dem moraliſchen Struenſee bei Weitem das überwiegende iſt, ſo ſind, nachdem dieſer vernichtet iſt, die andern Acte von ſchwächerer Wirkung und faſt überflüſſig. Laube hat in ſeinem Struenſee das wohl begriffen und hat kluger Weiſe den phyſiſchen und moraliſchen Untergang ſeines Helden gleichzeitig eintreten laſſen. Der Laubeſche Struenſee hat weniger lyriſches Pathos als der Michael Beer'ſche, aber er iſt bühnenpraktiſcher, moderner und hat namentlich Einen feſtgezeichneten, von einer ſittlichen Idee getragenen Charakter (Guldberg) aufzuweiſen, der dem Stücke eine Einheit gibt, die Michael Beer vermiſſen läßt. Beide, Laube wie Michael Beer, haben ſich jedoch an dem Haupthelden in gleicher Weiſe verſündigt, Beide zeichnen ihn der Königin gegenüber als einen ſchmachtenden Liebhaber, in der Weiſe des Don Carlos. Ein Mann wie Struenſee, der Staatsmann, Gelehrter und entſchloſſener Reformator iſt, liebt und ſchmachtet nicht mehr wie ein zwanzigjähriger Jüngling, er liebt die Königin entweder aus Ehrgeiz oder aus jener heftigen Sinnlichkeit, die cholériſchen Charakteren und heftigen Geiſtern oft eigenthümlich iſt. Ein franzöſiſcher Dramatiker hätte Struenſee und die Königin in vollſtändigem verbrecheriſchen Liebesverband dargeſtellt, die Königin in den Netzen des ehrgeizigen Miniſters, den Miniſter in leidenſchaftlicher Heftigkeit im Genuſſe ſeiner Herrin. Der deutſche Dichter wagte nicht ein ſolches Verhältniß ſeinem ſittlichern Publicum zu bieten, durfte es vielleicht mit Recht nicht wagen; darum ſtatteten Beide ihren Helden nicht als beſitzenden, ſondern als ſchmachtenden Schwärmer dar und verzeichneten ſo den Hauptcharakter. Bei Michael Beer tritt zu

dieſem Fehler noch ein anderer. Die ganze Machination gegen Struenſee wird theils aus gemeinen, theils aus unwahrſcheinlichen Gründen zuſammengeſetzt, die Königin Juliane (hiſtoriſch) aus Herrſchſucht und Racheluſt, Oberſt Köller wegen einer unglaublichen Rache ob eines vor Jahren verſtorbenen Mädchens. Laube iſt dieſer Klippe ausgewichen. Er macht den Dänen Guldberg zum Hauptträger des Haſſes gegen Struenſee, weil dieſer ein Deutſcher iſt, und die Aemter mit Deutſchen beſetzt, die Edicte in deutſcher Sprache ausfertigen läßt und das däniſche Element unterdrücken will. Dies iſt allerdings ein Element, deſſen Bewußtſein bei dem Schriftſteller erſt die neueſte Zeit zur Reife bringen konnte, und das im J. 1828, zur Zeit, wo Michael Beer ſeinen Struenſee ſchrieb, noch nicht ſo handgreiflich ſich vordrängte. Nichtsdeſtoweniger iſt die erſte Hälfte der Michael Beer'ſchen Dichtung voll Intereſſe und Schwung und das Ganze hat ſeine ſceniſche Erweckung wohl verdient. Was jedoch der Vorſtellung nicht geringen Abbruch that, das war grade die herrliche und großartige Muſik des brüderlichen Tondichters. Zuerſt die Ouverture, die an eine Viertelſtunde dauert und alle Aufmerkſamkeit, alles Intereſſe in Anſpruch nimmt. Kaum verhallt dieſe, ſo hebt ſich der Vorhang und der Zuhörer, der noch den letzten Klängen nachhängen möchte, muß ſeine Seelenthätigkeit in ein ganz anderes Gebiet verſetzen. Dieſer erſte Act dauert ungefähr drei Viertel Stunden. Der Vorhang fällt endlich, man will aufathmen, den Scenenwechſel im Geiſte überſchauen, ordnen, nachgenießen und ausruhen, aber die Muſik iſt bereits eingetreten und nimmt die Aufmerkſamkeit zu neuer Thätigkeit in Anſpruch. Und ſo geht es Act um Act. Muſik und Drama reichen ſich im Reigen die Hände ohne Zwiſchenraum und Ruhepunkt, ſpannen ſo die Seele durch 3½ Stunden zu einer in dieſem Gebiete ungewohnten Arbeit, bis man zuletzt ermüdet eins und das Andere nicht zu genießen ſtark genug iſt. Zudem ſind einige Scenen melodramatiſch behandelt und da es grade die lyriſch ergreifendſten der Dichtung ſind, ſo tritt der üble Umſtand ein, daß der Zuſchauer, den die Scenen ohne Muſikbegleitung ſicher ergreifen würden, durch die Muſik, auf die er auch hinhorchen will, von dem Ergriffenſein abgezogen wird. Halb Auge, halb Ohr, iſt er keins ganz. So thut der Componiſt dem Dichter Abbruch, grade weil er ſo bedeutend iſt, daß jeder verlorene Ton eine verlorene Perle iſt. Nicht minder ſchadet aber der Dichter dem Componiſten, deſſen großartige Tondichtung als ſelbſtſtändiges Werk von einer viel größern Wirkung und Sieghaftigkeit ſein würde. Zwei Brüder, die liebend hier einander unterſtützen, treten ſomit nichtsdeſtoweniger feindlich einander in den Weg.

J. K.

Digitized by Google

IV.

Notizen.

Bulwer's Speculationsgeist. — Wie man Programme stylisiren muß. — Gustav Heckenast.

Nach dem neuen Vertrage zwischen England und Preußen in Bezug auf das internationale Verlagsrecht, steht es jedem englischen Autor zu, gleichzeitig mit seinem Original eine deutsche Uebersetzung erscheinen zu lassen, deren Verlagsrecht ihm auf zwei Jahre zugesichert ist — wenn nicht eine andere Buchhandlung ihm mit der Uebersetzung zuvorgekommen ist. Wie rasch die Engländer zur Hand sind, wo es gilt, einen Vertrag auszubeuten, davon liefert die Thatsache einen Beweis, daß Bulwer sich bereits an die Dümler'sche Buchhandlung in Berlin gewendet hat, um ihr den Verlag einer Uebersetzung seines neuesten, noch im Manuscripte sich befindenden Romans anzubieten. —

In Frankreich debattirt man über Thronreden, wir im bescheidenen Deutschland müssen uns mit Debatten über Zeitungsprogramme und Probenummern beschränken. Eine solche Debatte hat die eben erschienene Probenummer der „Berliner Zeitungshalle" von Gustav Julius erregt. Man streitet über die Richtung, welches das neue Blatt einschlagen wird, tadelt die Rückhaltung, die im Programm vorherrscht und vergißt es, daß unter preußischer und zumal unter Berliner Censur grade das Klügste ist, wenn es wie eine englische Thronrede so wenig als möglich sagt. Das Publicum ist so oft schon von Programmversprechungen getäuscht worden, daß ein ehrlicher Mann sich eigentlich schämen muß derlei Quacksalberhilfsmittel als Köder auszuwerfen. Wenn ich heute ein Journal begründen sollte, so würde ich meine Thronrede, mein Programm folgender Gestalt stylisiren: Mylords und Herren! Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Sechs mal sechs ist sechsunddreißig. Zwanzig Buch Papier machen ein Rieß; zehn Rieß machen einen Ballen. Morgenstunde hat Gold im Munde. Wer drei Mal hintereinander alle Neune schiebt, gilt gewöhnlich als ein guter Spieler. Schelling lebt gegenwärtig in Berlin. Zu Dionys dem Tyrannen schlich Móros den Dolch im Gewande. Und der Herr redete mit Mose und sprach: Ihr sollt kein Fett essen von Ochsen, Lämmern und Ziegen. Der siebenjährige Krieg zeichnete sich darin vor dem dreißigjährigen aus, daß er um 23 Jahre kürzer dauerte. — Mylords und Herren, nachdem ich Ihnen diese Principien auseinander gesetzt, welche meine Zeitung stets unerschütterlich verfechten wird, bleibt mir die volle Satisfaction, daß der Pränumerations-Preis für den Semester nur 3 Thaler ist. Bestellungen nehmen alle löbl. Postämter und Buchhandlungen an. Mylords und Herren: Die Zeitung ist eröffnet.

Digitized by Google

Eine der thätigsten deutschen Buchhandlungen befindet sich in — Ungarn! Es ist dies der unternehmende Gustav Heckenast, dessen Verlagsartikel sich durch gute Wahl und wunderschöne Ausstattung auszeichnen. Es gibt wohl wenig Bücher, die in Deutschland eine so glänzende Ausstattung fanden, als der Romancero von Betty Paoli und wenige Novellen der Neuzeit, die es an Inhalt und Kern mit den „Studien" von Adalbert Stifter aufnehmen können. In allerneuester Zeit brachte die heckenastische Buchhandlung Novellen von Schücking 2 Bde, Mohnkörner von Ernst Ritter (Frau von Binzer?) 2 Bde., der moderne Eulenspiegel von Tschabuschnigg, 2 Bde., Reise nach dem scandinavischen Norden, 2 Bde., lauter Bücher, denen durch Inhalt und Form ein großes und gebildetes Publicum gesichert ist. Uebrigens sind auch die „Novellen" von Deinhardstein bei Heckenast erschienen.

Die geehrten Herren Mitarbeiter der Grenzboten werden ersucht: Artikel, die für's nächste Heft bestimmt sind, so abzusenden, daß sie **spätestens** Sonnabends hier ankommen. Besonders wünschenswerth ist noch, daß sie Personen- und Ortsnamen recht deutlich schreiben, damit möglichste Correctheit erzielt werden kann. D. Red.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by

Ein vorläufiges Wort
über meine Ausweiſung aus dem preußiſchen Staate.

Der Redacteur dieſer Blätter hält ſich ſeinen Leſern gegenüber für verpflichtet, einige Worte der Aufklärung über eine Thatſache zu geben, die ihn ſelbſt betrifft. Wenn im vorigen Jahre die Geſammt-Stimme deutſcher Nation für die beiden Ehrenmänner ſich erhob, denen eine ähnliche Kränkung widerfahren, ſo war es ihr allgemein bekannter und geehrter Charakter, der ſie vor Verdächtigungen ſchützte. Nicht ſo iſt es mit einem vereinzelt daſtehenden Schriftſteller. Sein geringes Verdienſt gibt ihm kein Anrecht auf das Intereſſe der Nation, ſein geringer Ruf ſetzt ſeinen Charakter um ſo leichter der Verdächtigung aus, je heftiger und unerklärlicher die Maßregel erſcheint, die eine ſo mächtige Regierung, wie die preußiſche gegen ihn zu ergreifen für nöthig fand. Um ſo nothwendiger ſcheint es ihm zur Rettung ſeiner Ehre, den wahren Hergang darzuſtellen. Wenn er, trotz der tiefen Kränkung, die ihm widerfahren, mit Beſonnenheit und Zurückhaltung ſich ausdrückt, ſo wird man vielleicht daraus ſchließen, wie wenig die Leidenſchaftlichkeit ſeines perſönlichen Charakters Anlaß zu einem ſolchen Schritte geben konnte.

Ich kam im April d. J. nach Berlin mit dem Vorſatze, hier einige Zeit zu bleiben, theils um die geiſtigen Bewegungen Berlins in der Nähe kennen zu lernen, theils um hier eine literariſche Arbeit zu vollenden, welche geſchichtliche Perſönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts berührt, über welche in Berlin das meiſte Material zu finden iſt. Ich ſchickte gleich bei meiner Ankunft meinen vollſtändig ordnungsgemäß ausgeſtellten und viſirten Paß auf die Polizei, um vorläufig eine Aufenthaltskarte auf 14 Tage holen zu laſſen. Der Lohnbediente brachte mir mit einiger Verwunderung die Karte, die wider alle Gewohnheit blos auf 4 Tage ausgeſtellt war. Bald darauf erhielt ich eine Vorladung zur Polizei. Hier wurde ein genaues Protokoll mit mir aufgenommen, namentlich über den Zweck meines Aufenthalts und über die beabſichtigte Dauer deſſelben. Hierauf verſtrichen 6 Wochen, ohne daß mir die verlangte Aufenthaltskarte zugeſendet wurde. Ein höherer Beamter, zu dem ich mich einmal verwundert darüber äußerte, war der Meinung, daß man wahrſcheinlich erſt bei dem Miniſterium über den mir zu bewilligenden Aufenthalt angefragt haben mag. Ich dachte ſo wenig Arges, daß ich eine Privatwohnung miethete, ſie ausmeubliren ließ und meine ſämmt-

lichen Bücher an 1500 Bände von Leipzig mir nachschicken ließ. Ich hatte mir gleich bei meiner Ankunft Zurückgezogenheit und möglichstes Stillleben zur Aufgabe gemacht und hatte mich bald in meinen Arbeiten so recht hinein gelebt. Da erhielt ich abermals eine Vorladung. Diesmal erwartete ich sicher die Ertheilung meiner Aufenthaltskarte. Einer meiner Freunde, der Stadtverordnete Dr. B., der grade zu Besuche bei mir war, als ich mich ankleidete, um der Vorladung Folge zu leisten, begleitete mich bis zu dem Polizei-Gebäude und da wir uns verabredet hatten, mit einander zu Tische zu gehen, so wartete er am Eingange auf meine Rückkunft. Aber statt des gehofften Aufenthaltscheins wurde mir zu meinem größten Erstaunen eine Verfügung des Polizei-Präsidiums vorgelesen, daß ich in kürzester Zeit Berlin zu verlassen habe. Vergebens ersuchte ich um Angabe der Ursache; der Polizei-Beamte rieth mir blos, daß ich ihn nach Verlauf von drei Tagen zu Zwangsmaßregeln veranlassen würde, wenn ich bis dahin nicht die Stadt verlasse. Betroffen erzählte ich meinem unten wartenden Freunde den ungeahnten Vorfall. Dieser eilte gleich in das Bureau des Herrn Polizei-Präsidenten von P., den er persönlich kannte, um über die Motive dieser plötzlichen Ausweisung einigen Aufschluß zu erhalten und nöthigenfalls Bürgschaft für mich zu leisten. Der Herr Polizei-Präsident äußerte hierauf, was er an demselben Nachmittage auch mir selbst wiederholte, daß gegen meine Person und mein Privatleben auch nicht die mindeste Beschwerde vorliege, daß aber wahrscheinlich die von mir redigirte Zeitschrift die Veranlassung zu diesem Ministerialbefehle sei. An dem ferneren Aufenthalte in Berlin lag mir ziemlich wenig; wohl aber war es mir wichtig, den wahren Motiven dieser Ausweisung auf den Grund zu schauen. Ist es wirklich möglich, daß in Preußen eine Zeitschrift, die in Leipzig erscheint und allen gesetzlichen Vorschriften Genüge leistet, der Person ihres Redacteurs Verfolgung zuziehen kann? Ich trachtete, eine Unterredung mit dem Herrn Minister des Innern zu erhalten und erfuhr nun hier aus dem Munde Sr. Excellenz selbst, daß die Grenzboten und nur die Grenzboten die Ursache meiner Ausweisung seien, indem meine Zeitschrift dem Herrn Minister als ein der preußischen Regierung feindseliges Blatt bezeichnet sei, das zwar nicht im Ganzen, wohl aber im Einzelnen Abneigung gegen das preußische Gouvernement manifestire.

Es wäre unklug und indiscret, wenn ich mich über die vielfachen Details dieser Audienz hier äußern wollte. Der Herr Minister bestand darauf, die Grenzboten seien ein für Preußen gehässiges Blatt und wollte den Umstand, daß ich mich streng in den Grenzen der Censur halte, als keine Rechtfertigung anerkennen, indem „die Censur nicht ausreiche und der Redacteur auch noch persönlich und moralisch für sein Blatt verantwortlich sei." Ich ersuchte vergebens, mir die angeklagten Stellen mittheilen zu wollen; ich stellte Sr. Excellenz vor, daß meine Zeitschrift weder republicanische, noch communistische Tendenzen verfolge, daß sie es stets vermeide, die Person des Monarchen mit in's Spiel zu bringen, daß sie Scandal und Persönlichkeiten gern ausweicht, daß sie aber allerdings

Digitized by Google

§. 100. Wird Verfügung der Verlassenschaft, die zugleich Verfügung über Liegenschaften ist, durch Testament getroffen, so ist dasselbe, wenn es nicht vor Gericht errichtet wurde, gerichtlich zu bestätigen.

§. 101. Wird Verfügung der Verlassenschaft, die zugleich Verfügung über Liegenschaften ist, durch Testament getroffen, so ist dasselbe, wenn es nicht vor Gericht errichtet wurde, gerichtlich zu bestätigen.

Die Schriftsteller-Versammlung.

Aus Leipzig. —

Es kann nicht ausbleiben, daß die nochmalige Verschiebung der Schriftstellerversammlung Erzählungen und Anschuldigungen vielfacher Art zur Folge hat, und daß diese besonders gegen die Majorität des Comité, welches von der ersten Schriftstellerversammlung zur Vermittelung der zweiten eingesetzt worden, gerichtet werden. Diese Majorität bilden Biedermann und Laube. Der Leipziger Literatenverein beschuldigt sie, das Nichtzustandekommen in Weimar am letzten Ende herbeigeführt zu haben, und beschuldigt sie dem äußern Anscheine nach nicht ganz mit Unrecht. Es lohnt aber der Mühe, den Verlauf dieser Angelegenheit unter dem Gesichtspunkte aufzuzeichnen, ob diese beiden Männer nicht den Anschein solchen Vorwurfes auf sich geladen haben, um einen viel schwerern wirklichen Vorwurf nicht zu verdienen, nämlich den: ein innerlich hoffnungslos gewordenes Unternehmen, welches in erzwungener formeller Fortsetzung die deutschen Schriftsteller dem Spotte ausgesetzt, nicht aber gefördert hätte, für den Augenblick zu beseitigen. Dies ist wohl die tiefere Erklärung, und die Entwickelung ist folgende gewesen:

Der erste Versuch einer Schriftstellerversammlung wurde im Frühjahre 1845 rasch und ohne große Vorbereitungen in Leipzig selbst gemacht, und gelang dem äußeren Ansehen nach leidlich. Leipzig selbst bietet eine so große Anzahl von Schriftstellern im weitesten Sinne des Wortes, daß ein der Zahl nach hinreichendes Contingent aufgestellt werden konnte. Die Verbindungen mit Leipzig sind durch Eisenbahnen nach allen Seiten erleichtert, es konnten also die vorzugsweise bereitwilligen Auswärtigen ohne großen Aufwand an Zeit und Mitteln sich einfinden. Dennoch kamen dieser Auswärtigen nur sehr wenige, zwei oder drei aus Berlin, einer aus Landsberg, zwei aus Dresden, einer

Digitized by Google

aus Süddeutſchland, und ſogar aus der näheren Umgegend nur drei oder vier. Die Idee einer deutſchen Schriftſteller-Verſammlung war alſo nur ſehr ſchwach vertreten, und man mußte in dieſem Betrachte auf die Zukunft rechnen. Wie dann, wenn die Zukunft noch weniger bot? Auf dieſe Frage werden wir zurückkommen müſſen.

Gehen wir von den Perſonen auf den Inhalt über. Der Literatenverein, von welchem die Sache ausgegangen war, hatte durch Commiſſionen Vorlagen zu einem Geſetze über literariſches Eigenthum und über Schiedsgerichte zwiſchen Schriftſtellern und Buchhändlern vorbereiten laſſen. Die Leiter gingen von der Idee aus, daß das rechtliche und moraliſche Moment des Schriftſtellers im Staatsleben und das geſellſchaftliche Verhältniß zwiſchen Schriftſtellern und Buchhändlern die Grundlage einer deutſchen Schriftſteller-Verſammlung bilden müſſe, und daß die Form nicht blos in Vorträgen, für welche ja die Preſſe hinreichend Gelegenheit biete, ſondern in Discuſſionen zu ſuchen ſei. Letztere mit ihrem lebendigen Austauſch würden das weſentliche, das neue und nur durch Verſammlungen erreichbare Moment bilden.

Unter ſolchen Auſpicien begannen die Debatten, und es zeigte ſich nur zu bald, daß ſolcher Inhalt und ſolche Form einem großen Theile der Anweſenden nicht erſprießlich genug und zu trocken erſchien, und daß man eine Belebung wünſche außerhalb ſolcher Formen und ſolchen Inhalts. Auch dies wurde verſucht durch ein frei gegebenes Geſpräch ohne beſtimmtes Ziel. Die Belebung hierdurch blieb nicht aus, der Mangel eines Ziels und Abſchluſſes machte ſich aber auch bald bemerkbar. Kurz, die Verſammlung ſchloß unter dem Eindrucke, daß ſie als einleitende ſchon der Rede werth geworden ſei, daß es ihr indeſſen ſehr ſchwer und nur unter Betheiligung der tüchtigſten ſchriftſtelleriſchen Fähigkeiten im Vaterlande gelingen könne, für eine ſo tauſendfältige Art, wie die Schriftſtellerei in ſich darſtellt, einen gemeinſchaftlichen und dauernden Inhalt und eine befriedigende Form der allgemeinen Verſammlungen zu finden.

Charakteriſtiſch und für das zur Weiterführung ernannte Comité befremdlich war es, daß ein nicht geringer Theil beſonders der Leipziger Literaten, denen die Debatten über ſchriftſtelleriſches Eigenthum durchaus trocken und unerquicklich erſchienen waren, nach Beendigung der Verſammlung unumwunden behauptete, die Verſammlung habe ſich durch ſolche Verhandlungen „blamirt.“ Dieſer ſtärkſte Ausdruck war der vorherrſchende. Derjenige Inhalt alſo und diejenige Form,

Digitized by Google

welche allein den Leitern eine Möglichkeit und Dauer für ſolche Verſammlungen in ſich zu ſchließen ſchienen, ward als nichtig und verwerflich bezeichnet.

Wir werden im Verlaufe ſehen, daß gerade ein Theil dieſer alſo Aburtheilenden auf fernere Abhaltung der Verſammlungen drang.

Das Comité erhielt den Auftrag, die zweite Verſammlung für den Herbſt 1846 in Stuttgart einzuleiten. Da anderthalb Jahre Zeit dazwiſchen lagen, ſo wollte es nicht ſofort zum Werke treiben, damit erſt die Kenntniß von der erſten Verſammlung ſich überallhin verbreite, und damit nicht eine Thätigkeit auf gar zu lange Zeit voraus eintrete und dann wenn es zur Sache ſelbſt kommen ſollte, das Intereſſe und die Friſche dafür abgenutzt ſei. Das dauerte aber Herrn Franz Dingelſtedt, der ſich für die in Stuttgart zu erwählende Commiſſion unumgänglich glaubte, zu lange, und er erließ auf eignen Hand, obſchon er ganz wohl unterrichtet war von den Vorgängen in Leipzig, eine Aufforderung zu einer Schriftſteller-Verſammlung in Stuttgart. Dadurch wurde die Angelegenheit natürlich nicht gefördert, da er einmal in Schwaben nicht für populair gilt, und das Ganze ferner auch durch ſo unerwartete Einladung eines Einzelnen in ein zweifelhaftes Licht gerieth. Man konnte glauben, das Comité habe ſeinen Auftrag abgegeben. Dies wurde nun wohl berichtigt, aber es fand ſich ein ganz anderer ebenſo unerwarteter Uebelſtand, als das Comité an drei Schriftſteller in Stuttgart ſchrieb, und ſie bat, die in Stuttgart vorbereitende Commiſſion zu bilden. Alle drei lehnten es ab, die Vorbereitung zu übernehmen. Erneutes Schreiben, Umfragen nach andern Schriftſtellern, welche dazu geeignet und bereit ſeien, hatten keine beſſere Folge. Es zeigte ſich unverkennbar, daß gar keine Theilnahme, kein Wunſch nach Thätigkeit für eine deutſche Schriftſtellerverſammlung vorhanden war, es zeigte ſich, daß das erſte Bedürfniß, daß Perſonen fehlten für eine Zuſammenkunft, welche ſich die deutſche Schriftſtellerverſammlung nennen ſollte. Und doch lag die wichtigſte Hoffnung darin, daß ſich Männer aller Fähigkeiten betheiligen und eine innerlich ſo ſchwierige Organiſation durch ihre Beihilfe zu Stande bringen würden.

Dieſe herbe Erfahrung ſpaltete zum erſten Male das Comité, inſofern als ein Mitglied, Dr. Kühne, die Meinung ausſprach, der Auftrag, welchen das Comité erhalten, ſei hiermit erloſchen und das Ganze ſei aufzugeben, die andern zwei Mitglieder aber der Meinung waren, dieſer erſte abgeſchlagene Verſuch dürfe noch nicht zu völliger

Digitized by

Bedeutung, wie Ihnen bekannt. Es war vorauszusehen, daß, wie der Kampf um Deutschland, so auch der Kampf um Deutschlands Kolonien, ein Kampf auf Leben und Tod werden würde. Wir haben ihn geführt, und wir sind stolz auf die Tapferkeit, mit der unsere Truppen, unsere Offiziere, unsere Beamten, unsere Kolonisten, unsere Missionare, unsere Eingeborenen, unsere Farbigen, unsere Weißen, unsere Schwarzen, unsere Braunen, unsere Gelben, unsere Roten, unsere Männer und unsere Frauen, unsere Kinder und unsere Greise gekämpft haben, und wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu Deutschland gehalten haben. Wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu Deutschland gehalten haben, und wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu uns gehalten haben. Wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu uns gehalten haben, und wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu Deutschland gehalten haben.

Wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu Deutschland gehalten haben, und wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu uns gehalten haben. Wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu uns gehalten haben, und wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu Deutschland gehalten haben.

Wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu Deutschland gehalten haben, und wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu uns gehalten haben. Wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu uns gehalten haben, und wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu Deutschland gehalten haben.

Wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu Deutschland gehalten haben, und wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu uns gehalten haben. Wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu uns gehalten haben, und wir sind stolz auf die Treue, mit der sie zu Deutschland gehalten haben.

im Sandstein, am Boden in der Mitte ein Loch mit Ausguß. Auf der Südseite ist ein Fenster, das mit einem Eisengitter versehen ist. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Das Gewölbe ist in zehn Kappenfelder, entsprechend den Gewölbefeldern des Hauptraumes, eingeteilt und mit Kalk getüncht. Die Lichthöhe beträgt 2,50 m.

Raum 2 ist 2,50 m lang, 1,50 m breit und 2,50 m hoch. Er hat Sandsteinboden, Sandsteinwände und ein Tonnengewölbe. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Das Fenster ist mit einem Eisengitter versehen.

Raum 3 ist 2,50 m lang, 1,50 m breit und 2,50 m hoch. Er hat Sandsteinboden, Sandsteinwände und ein Tonnengewölbe. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Das Fenster ist mit einem Eisengitter versehen.

Raum 4 ist 2,50 m lang, 1,50 m breit und 2,50 m hoch. Er hat Sandsteinboden, Sandsteinwände und ein Tonnengewölbe. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Das Fenster ist mit einem Eisengitter versehen.

Raum 5 ist 2,50 m lang, 1,50 m breit und 2,50 m hoch. Er hat Sandsteinboden, Sandsteinwände und ein Tonnengewölbe. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Das Fenster ist mit einem Eisengitter versehen.

Raum 6 ist 2,50 m lang, 1,50 m breit und 2,50 m hoch. Er hat Sandsteinboden, Sandsteinwände und ein Tonnengewölbe. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Das Fenster ist mit einem Eisengitter versehen.

Raum 7 ist 2,50 m lang, 1,50 m breit und 2,50 m hoch. Er hat Sandsteinboden, Sandsteinwände und ein Tonnengewölbe. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Das Fenster ist mit einem Eisengitter versehen.

Raum 8 ist 2,50 m lang, 1,50 m breit und 2,50 m hoch. Er hat Sandsteinboden, Sandsteinwände und ein Tonnengewölbe. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Das Fenster ist mit einem Eisengitter versehen.

Raum 9 ist 2,50 m lang, 1,50 m breit und 2,50 m hoch. Er hat Sandsteinboden, Sandsteinwände und ein Tonnengewölbe. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Das Fenster ist mit einem Eisengitter versehen.

Raum 10 ist 2,50 m lang, 1,50 m breit und 2,50 m hoch. Er hat Sandsteinboden, Sandsteinwände und ein Tonnengewölbe. Die Wände sind mit Kalk getüncht. Die Thüre ist aus Eichenholz und mit Eisenblech beschlagen. Sie hat ein Schloß und zwei Riegel. Das Fenster ist mit einem Eisengitter versehen.

den Gründen 12 und 13 und Beweis 12 und 13 gegeben sind, und ferner, daß die Gründe

auf den Gott, welcher in seinem und an seinem Leibe, mit dem Leibe und durch den Leib Christi, unter dem Brote und Weine, wahrhaftig, wesentlich und substantiell gegenwärtig ist, und nicht auf das Brot und den Wein.

Wenn nun aber auch nicht alle unter den in Rede stehenden Lehrbegriffen, welche die Lehre von der Person Christi betreffen, in der Lehre von der Person Christi selbst enthalten sind, so sind sie doch in der Lehre von der Person Christi enthalten, sofern sie mittelst derselben in der Lehre von der Gnadenwahl, von der Rechtfertigung, von der Heiligung, von der Kirche, von den Sakramenten, von der Auferstehung, von der Verklärung, von der Herrlichkeit, von der Seligkeit, von der Verdammnis, von der Hölle, von der Sünde, von der Gnade, von der Freiheit, von der Vorsehung, von der Erlösung, von der Versöhnung, von der Genugtuung, von der Fürbitte, von der Gerechtigkeit, von der Liebe, von der Barmherzigkeit, von der Wahrheit, von der Weisheit, von der Allmacht, von der Ewigkeit, von der Unendlichkeit, von der Allgegenwart, von der Allwissenheit, von der Unveränderlichkeit, von der Einheit, von der Dreieinigkeit, von der Schöpfung, von der Erhaltung, von der Regierung, von der Offenbarung, von der Inspiration, von der Heiligen Schrift

gen Weimar zur Charakteriſtik dienen, dann war für jetzt, für die Zukunft und für anderswo doch nichts verloren, da das Nein im Geleite des erſtaunlichen Nein für die Herderfeier erſchien, da die Liberalität der königlich ſächſiſchen Regierung für die Verſammlung 1845 in einem um ſo glänzenderen Lichte beſtehen blieb, und nur ein ſicherlich erſprießlicher neuer Beweis geliefert wurde, wie Unverfängliches, durch den Vorgang 1845 als unverfänglich Erwieſenes noch immer einer officiellen Erlaubniß bedürfe und wohl gar noch einer Verneinung begegne.

In ſolchem Sinne und unter ſolchen Umſtänden, welche zur würdigen Vertretung einer groß angelegten ſchriftſtelleriſchen Angelegenheit einen entſchloſſenen Schritt erheiſchten, ward die Anfrage geſchrieben, und — ſie wurde rundweg verneint.

Es iſt natürlich, daß alle Diejenigen, welche die Verſammlung um jeden Preis gehalten ſehen wollten, mit ſolchem entſcheidenden Schritte der Comité-Majorität unzufrieden ſind. Sie haben eben eine Anſicht über die deutſche Schriftſteller-Verſammlung, welche grundverſchieden iſt von der durch Biedermann und Laube vertretenen. Dafür iſt keine Ausgleichung möglich. Es ſcheint uns aber unzweifelhaft, daß die große Mehrzahl der Schriftſteller von Bedeutung den Wunſch einer „Schriftſteller-Verſammlung um jeden Preis“ nicht theilen und die energiſche Verfahrungsweiſe jener beiden Beauftragten in einer bereits ſo mißlich und hoffnungslos gewordenen Sache vollſtändig billigen wird.

Die Königin von Frankreich und Mad. Adelaide*).

Die täglichen Beschäftigungen der Königin Marie Amélie sind außerordentlich zahlreich. Die Königin steht sehr früh auf und, nachdem sie eine kurze Zeit auf ihre stets einfache Toilette verwendet hat, fängt sie an, die große Menge von Briefen und Bittschriften durchzulesen, welche ihr am Tage vorher zugekommen sind. Alle Morgen hört sie eine Messe, die gewöhnlich der Schloßkaplan liest, da ihr Almosenier den Gottesdienst nur an Festtagen verrichtet. Um 10 Uhr nimmt die Königin mit der ganzen Familie das Frühstück ein, bei dem nur Ludwig Philipp fehlt. Um 11 Uhr begibt man sich in den Saal, in dessen Mitte ein großer runder Tisch steht, in welchem sich für die Königin und jede Prinzessin ein Schubkasten befindet. Die weiblichen Mitglieder der Familie setzen sich an ihre bestimmten Plätze und beschäftigen sich während des Gesprächs mit Stickereien. Bis gegen 12 oder 1 Uhr pflegt die Königliche Familie so zusammen zu bleiben, ohne Fremde zu empfangen. Hierauf ziehen sich die Prinzen und Prinzessinnen in ihre Gemächer zurück und die Privat-Audienzen beginnen. Um diese Zeit stellen sich auch die Secretaire ein, um Ihrer Majestät oder Ihren Königlichen Hoheiten ihre Arbeiten vorzulegen und deren Befehle entgegen zu nehmen. Auch ich begab mich täglich um 1 Uhr nach dem Schlosse, wollte mich Ihre Majestät aber, wie sich das häufig ereignete, zu einer andern Zeit sprechen, so pflegte sie auf die mir zugesendeten Bittschriften zu schreiben: „Habe mit Hrn. Appert zu sprechen." So wie ich angekommen war, ward ich

*) Aus den „Erinnerungen aus meinen Erlebnissen am Hofe Ludwig Philipps von B. Appert," welche im Laufe der nächsten Woche in einer deutschen und in einer französischen (Original-) Ausgabe zu gleicher Zeit erscheinen. Die französische Ausgabe ist Eigenthum der Vossischen Buchhandlung in Berlin, die deutsche, welche der Verfasser in Gemeinschaft mit Dr. Plötz besorgte, erscheint im Verlage des Berliner Literatur-Comptoirs.

Digitized by Google

von dem dienſtthuenden Kammerdiener angemeldet, und wenn ſich nicht zufällig der König, die Prinzen oder andere bedeutende Perſonen bei Ihrer Majeſtät befanden, jederzeit augenblicklich von der Königin empfangen. Sobald ich zu Ihrer Majeſtät in's Zimmer trat, begrüßte ſie mich mit den Worten: „Guten Tag, Herr Appert, willkommen," und hatte dann ſtets die Gnade hinzuzuſetzen; „Setzen Sie ſich." Niemals hat mich Marie Amélie in meinen Privat-Audienzen vor ſich ſtehen laſſen, eine Auszeichnung, welche ſie zweifelsohne nur meinem Charakter als Abgeordneter der Armen zu Theil werden ließ; denn ſtets habe ich ſelbſt die höchſten Perſonen, der Hof-Etikette gemäß, vor der Königin ſtehen ſehen.

Dieſe Privat-Audienzen, in welchen die Königin mit dem höchſten Wohlwollen zu mir ſprach, hatten ein beſonderes Intereſſe und wurden für mich zu wahren Unterrichtsſtunden der Tugend und Wohlthätigkeit. In dieſen Geſprächen zeigte ſich der chriſtliche Sinn und das edle Herz dieſer vortrefflichen Fürſtin in ſeinem vollſten Glanze. Ohne den Vorwurf der Schmeichelei zu fürchten, erkläre ich, daß ich es für unmöglich halte, von dieſem ganz dem Wohlthun geweihten Leben ein Bild zu entwerfen und niemals habe ich nach einer ſolchen Audienz ohne das Gefühl der höchſten Bewunderung die Tuilerien verlaſſen können.

Ueber die Bittſchriften, deren Unterzeichner Theilnahme verdienen, und welche, wie ich aus den am Rande ſtehenden Bemerkungen ſah, bereits die Aufmerkſamkeit der Königin auf ſich gezogen hatten, ſtattete ich, meinen vorher eingezogenen Erkundigungen gemäß, mündlichen Bericht ab. Kaum blieb mir außerdem etwas Anderes übrig, als die Großmuth und Freigebigkeit der Königin nach den Umſtänden zu mäßigen und ihr hin und wieder einen Fingerzeig für die heilſamere Anwendung derſelben zu geben. Die Rechnungen, welche ich alle vierzehn Tage über die vertheilten Unterſtützungen vorlegte, beliefen ſich auf 3500—3800 und in den Monaten Januar, April, Juli und October, in welchen die Miethszahlungen fällig ſind, ſelbſt auf 4000 Fr. Oftmals befahl mir Ihre Majeſtät in der zarten Abſicht, den Namen armer, durch Unglücksfälle heruntergekommener Perſonen zu verſchweigen, neben der bewilligten Summe nichts Anderes auf die Liſte zu ſetzen als: „Ausgaben auf beſonderen Befehl Ihrer Majeſtät.

Dieſe Poſten haben bei gewiſſen Palaſt-Beamten Aufmerkſamkeit erregt und ſogar vielfachen Tadel gefunden. Jene Leute, welche nicht

am Brandberg (Berg). Die weiteren Bestimmungen, wie Lichtung der Grundstücke, Lage der Straßen, Art der Bebauung usw. sind dem Ortsstatut vorbehalten.

Wie in Artikel 1 bereits gesagt, wurde durch die Bestimmungen des Ortsstatuts vom 1. Juli 1911 die Bebauung des Gebietes nicht geregelt. Es wurden nur die Straßenzüge festgelegt, die Lichtung der Grundstücke und die Art der Bebauung. Die Bebauung selbst wurde dem Belieben der Grundstückseigentümer überlassen. Diese sind auch nach wie vor frei in der Wahl ihrer Bauweise. Sie können also bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen.

Wie vom Amte mitgeteilt wurde, ist es nicht möglich, daß die Gemeinde Lichtenhain-Oberhain die Kosten für die Straßenbauten übernimmt. Es ist daher notwendig, daß die Grundstückseigentümer selbst die Kosten für die Straßenbauten übernehmen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen.

Wie vom Amte mitgeteilt wurde, ist es nicht möglich, daß die Gemeinde Lichtenhain-Oberhain die Kosten für die Straßenbauten übernimmt. Es ist daher notwendig, daß die Grundstückseigentümer selbst die Kosten für die Straßenbauten übernehmen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen. Sie können auch bauen, was sie wollen, wie sie wollen und wann sie wollen. Es ist ihnen nicht vorgeschrieben, daß sie bauen müssen. Sie können ihre Grundstücke auch unbebaut liegen lassen.

mit Bestimmungen auf die Erhaltung und auf die Pflege, so wie auf die Verwaltung der Stiftungen, welche für Kirchen, Schulen und Armen-Anstalten gemacht werden, und auf die Verwaltung der Güter, welche diesen Anstalten gehören.

Wenn Jemand eine Stiftung für eine Kirche, für eine Schule, für die Armen, oder für eine andere Anstalt machen will, so muß er sich an die Obrigkeit wenden, welche die Aufsicht über diese Anstalt hat, und mit ihr über die Stiftung übereinkommen. Diese Obrigkeit ist in Ansehung der Kirchen und Schulen das Consistorium, in Ansehung der Armen-Anstalten der Magistrat, und in Ansehung der Güter, welche diesen Anstalten gehören, die Kammer.

Wenn Jemand eine Stiftung für eine Kirche, für eine Schule, für die Armen, oder für eine andere Anstalt machen will, so muß er sich an die Obrigkeit wenden, welche die Aufsicht über diese Anstalt hat, und mit ihr über die Stiftung übereinkommen. Diese Obrigkeit ist in Ansehung der Kirchen und Schulen das Consistorium, in Ansehung der Armen-Anstalten der Magistrat, und in Ansehung der Güter, welche diesen Anstalten gehören, die Kammer.

Schloſſes eine ſo allgemeine Verehrung genoß, daß er nicht nöthig hatte, daſſelbe während der Schreckenszeit von 1793 zu verlaſſen, ſondern von der Bevölkerung der umliegenden Orte auf das Treuſte bewacht und beſchützt wurde.

So oft Ludwig Philipp, der ein ſehr zärtlicher Bruder iſt, eine Stunde am Tage Zeit hat, widmet er dieſelbe ſeiner Schweſter, mit der er ſich oft über Regierungsangelegenheiten zu unterhalten pflegt. Die Prinzeſſin beſitzt einen bewundrungswürdigen Scharfſinn für die Beurtheilung der politiſchen Ereigniſſe, ſie iſt muthig und entſchloſſen in den Augenblicken der Gefahr. Dabei hat ſie vorzügliche Kenntniſſe, ein ſehr treues Gedächtniß und namentlich eine große Gabe der Erzählung. Ihr Blick iſt ſanft und würdevoll und drückt die Gutmüthigkeit ihres Charakters aus. Ihr Aufenthalt in der Fremde, das Unglück, welches ſie mit ihren Brüdern getheilt hat, haben der Prinzeſſin Adelaide eine bedeutende Menſchenkenntniß und Erfahrung in allen Verhältniſſen des Lebens, namentlich in den öffentlichen Angelegenheiten gegeben, ſo daß ſie ſich niemals vom Schein täuſchen läßt. Ihrem Charakter nach liebt ſie die Offenheit und Freimüthigkeit, jede niedrige Handlung und die Schmeicheleien der Höflinge mißfallen ihr, allein als Frau von feiner Bildung und Schweſter eines Königs weiß ſie klug in ihrem Innern die Verachtung zu verbergen, welche ihr das Betragen von dergleichen Leuten einflößt. Zwar vertheidigt ſie offen und mit Eifer ihre Freunde und genirt ſich auch oft nicht, grade heraus zu ſagen, was ſie von dieſem oder jenem denkt, deſſen Charakter und Handlungsweiſe ihr verächtlich ſcheint. Jedoch von dem Augenblicke an, wo Ludwig Philipp einem dieſer Leute ſein Vertrauen geſchenkt oder auch nur ein Amt übertragen hat, zeigt die Prinzeſſin Achtung vor dem Willen des Königs und läßt, wie ſie ſich bei ſolchen Gelegenheiten auszudrücken pflegt, den Strom ſeinen Lauf gehen. Nur ſelten täuſcht ſie ſich über die Urſachen, welche das Emporkommen oder den Sturz eines Staatsmannes zu Wege bringen werden. An eine aufrichtige Verſöhnung der Karliſten mit dem Hauſe Orleans glaubt ſie nicht, ſondern iſt der Anſicht, daß die Principien beider zu ſchroff einander gegenüber ſtehen, um je eine wirkliche Vereinigung hoffen zu laſſen. Ebenſo iſt ihr bekannt, daß die Prinzen und Prinzeſſinnen der ältern Linie der Bourbonen ihr nichts weniger als gewogen waren, eine Abneigung, die ſie, wie ich glaube, redlich erwidert. Da der Einfluß, welchen ſeine Schweſter auch in politiſchen Dingen auf Ludwig Philipp übt, und die Ach-

Digitized by Google

tung, welche der König vor ihren Urtheilen hat, bekannt ſind, ſo pflegen die Miniſter, Generale und höheren Staatsbeamten ihr ſtets eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken und ſie oft mit Bitten anzugehen, welche ſie nicht direct an Se. Majeſtät zu richten wagen.

Die Prinzeſſin Adelaide liebt und beſchützt die Künſte und nimmt ſich eifrig der Künſtler an, wenn ſie in ihrer Gegenwart angegriffen werden. Wenigſtens den ſechsten Theil ihres Einkommens, welches ſich, wenn ich nicht irre auf 800,000 Franken jährlich beläuft, verwendet die Prinzeſſin zu wohlthätigen Zwecken, Penſionen und Unterſtützungen von Schriftſtellern und Künſtlern, Gründung und Unterhaltung von Schulen, Krankenhäuſern u. ſ. w. Sie hat keinen beſonderen Hausſtand, ſondern lebt mit der übrigen Familie zuſammen; allein ſie hat zwölf bis fünfzehn eigne Pferde für die Perſonen ihres Gefolges, welches aus ihrer Ehrendame, der Gräfin Montjoie, ihrem Kammerherrn, dem Grafen Chateleur, zwei Hofdamen und ihrem Privatſecretair Lamy beſteht. Dieſer letztere hat drei Beamte und einen Bureaudiener unter ſeinem Befehle; die ganze Dienerſchaft der Prinzeſſin beſteht aus etwa zwölf Kammerfrauen, Lakaien und Kammerdienern.

Ebenſo, wie die Königin, lieſt die Schweſter Ludwig Philipps ſelbſt alle ihre Briefe und ebenſo, wie ihrer erlauchten Schwägerin, begegnet es ihr mitunter, ſich durch ihre Gutherzigkeit hinreißen zu laſſen und dem Eindrucke einer in rührenden Worten abgefaßten Bittſchrift zu leicht nachzugeben. Beſonders ſorgt ſie gern für Waiſen, läßt ſie in Penſionsanſtalten unterbringen und auf ihre Koſten erziehen.

Eine beſondere Liebe hat die Prinzeſſin Adelaide für alle ihre Neffen und Nichten, welche dieſelbe durch beſtändige Zeichen der Anhänglichkeit erwidern. Ueberhaupt muß ich wiederholen, daß in der ganzen Familie Orleans ein ſo inniges Verhältniß, eine ſo fortdauernde Eintracht beſteht, wie man ſie ſelten unter Verwandten findet. Ich bin ein langjähriger Zeuge der Freundſchaft und Liebe geweſen, welche Ludwig Philipps Schweſter und Gemahlin zu einander hegen. Kein anderes Geheimniß haben ſie vor einander, als ihre wohlthätigen Handlungen, welche ſie ſich mit einer wahren Aengſtlichkeit zu verbergen ſuchen. Hatte ich die Ehre, in dem großen Salon Zutritt zu erhalten, und wollte die Königin über ihre Bittſchriften etwas mit mir ſprechen, ſo führte ſie mich in eine Fenſtervertiefung, um leiſe und unbemerkt mit mir reden zu können, und dieſelbe Zurückhaltung ward

und von Schwindt bestätigt. Im Mittelalter Bezeichnung für den Gerichtsdiener, der die Gerichtsbarkeit des Vogtes ausübte. Vgl. Grimm, RA. 2, 2, 868. Schmeller, Bayer. Wb. 1, 1, 1,

Buchhändler Krebshold,

wie er als Beförderer der Humanität ein armer Teufel wird, und später als Beförderer der Charlatanerie sein Glück macht,

nach seinen eigenen Mittheilungen erzählt von A. Weinholz.

Welch ein erhabener, heiliger Beruf der eines Buchhändlers! Er soll die Münze, die der gelehrte Denker aus dem Schacht seines Geistes hervorgegraben und geprägt, die Ideen, welche der begeisterte Patriot in seiner Seele genährt und auf's Papier geworfen, cursiren lassen, und so wahre Humanität befördern. Welch ein herrliches Bewußtsein muß er nicht in sich tragen, wenn er diesen Beruf gewissenhaft erfüllt? — Also dachte ich in dem Alter von siebzehn Jahren. Es war also wohl kein Wunder, daß ich den Buchhändlerstand erwählte, und kaum die Zeit erwarten konnte, da ich als Lehrling placirt wurde. Ich trat in eine der größesten Sortiments- und Verlagsbuchhandlungen ein, ungefähr mit denselben Gefühlen, welche mich ein Jahr früher beseelten, als ich an heiliger Stätte bekannte, daß ich ein treuer Nachfolger Christi sein wollte. Ich hatte ein anständiges Vermögen von meinem seligen Vater geerbt, und dies wollte ich dereinst im Dienste der Humanität verwenden. Sünde schien es mir zu sein, wollte ich dabei Rücksicht auf bloßen Gewinn nehmen. Verdienst, Gewinn, welche ekle Gedanken für einen siebzehnjährigen Idealisten! Erfuhr ich auch gleich zu Anfang meiner Lehrzeit einige bittere Täuschungen, indem ich sah, daß die fadesten Romane, die oberflächlichsten Sudeleien, wenn sie prunkende Titel hatten, gut abgingen, dahingegen die gediegensten Werke auf dem Lager blieben, so störten mich doch diese Erfahrungen nicht im Geringsten in meiner Begeisterung. Ich verachtete nur die Schriftsteller, die ihren heiligen Beruf entweihten, und die

Digitized by Google

Buchhändler, welche so wenig ihren Stand achteten, daß ihnen jedes Mittel recht war, um Gewinn zu machen. Ich blieb dabei, ich wollte dereinst nur gediegene Manuscripte annehmen. Sah ich, wie so oft junge Schriftsteller, die noch keinen Namen in der literarischen Welt hatten, mit guten Werken von den Verlegern schnöde zurückgewiesen wurden, so faßte ich schon damals den Entschluß, bei allen Manuscripten, die man mir zusenden würde, nur auf den Inhalt, und nicht auf die berühmten oder unberühmten Namen ihrer Verfasser zu sehen. Ich will den Leser nicht mit den Schicksalen, die ich während meiner Lehrjahre erfuhr, langweilen, sondern nur sagen, daß auch ich die Wahrheit des Sprüchwortes erfuhr: „Lehrjahre sind keine Herrenjahre;" und daß ich in dem Alter von vierundzwanzig Jahren, mit einem Vermögen von zehntausend Thalern, eine Verlagsbuchhandlung eröffnete.

Es existirte in meinem Geburtsorte bereits seit drei Jahren eine Theaterzeitschrift, die von einem tüchtigen und gebildeten Manne redigirt wurde. Diesem war es aber immer noch nicht gelungen, sich Bahn zu brechen; die Zahl seiner Abonnenten war so gering, daß die Einnahme kaum zur Bestreitung der Druckkosten hinreichte, vielweniger dem Redacteur etwas abwarf. Es hatte sich deshalb auch kein Verleger zu dieser Zeitschrift gefunden, da es sich obendrein etliche literarische Straßenjungen angelegen sein ließen, den tüchtigen Redacteur mit Koth zu werfen, was denn bei einem großen Theile des Publicums, der solche ergötzliche Schauspiele einer gründlichen Forschung vorzog, großen Anklang fand.

Ich las einige Nummern dieser Zeitschrift und fand darin gründliche und unparteiische Kritiken. Sogleich entschloß ich mich, den Verlag derselben zu übernehmen, und versprach dem Redacteur ein jährliches Honorar von vierhundert Thalern. Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß das Gute sich früher oder später Bahn brechen würde durch all' den Schutt des Schlechten, der es zu begraben drohte. Das Unternehmen begann. Ich ließ Probenummern drucken, und wandte Alles an, um die Zahl der Abonnenten zu vermehren. Doch der Neid der Redacteure anderer Theaterblätter wandte Alles an, um mich zu Grunde zu richten; er konnte der guten Sache nichts anhaben, drum machte er Persönlichkeiten lächerlich. Mein Redacteur hatte zum Unglück Gesinnung: er lobte gute Leistungen, und tadelte die schlechten ohne Rücksicht auf berühmte Namen, und so hatte er bald nicht nur beinah sämmtliche andere Zeitschriften, sondern auch viele Mitglieder der Bühne gegen sich. Kurz das Unternehmen miß-

Digitized by Google

lang, und ich ſetzte in zwei Jahren mehr als tauſend Thaler dabei zu. Dies verdroß mich aber noch nicht; ich ſchloß mit dem Redacteur abermals einen Contract auf zwei Jahre, in der feſten Hoffnung, daß die gute Sache ſiegen würde.

Aehnlich wie mit dieſer Zeitſchrift erging es mir bei einem anderen belletriſtiſchen Verlags-Unternehmen. Ein junger Dichter übergab mir vertrauungsvoll ſein Manuſcript, mit welchem er ſchon von verſchiedenen meiner Collegen abgewieſen worden war. Es beſtand aus lyriſchen Gedichten. Ich las ſie durch, und fand, daß man ſie den beſten poetiſchen Erſcheinungen unſerer Tage an die Seite ſtellen konnte. Ich wies deshalb den Dichter nicht nur nicht zurück, ſondern zahlte ihm ſogar ein anſtändiges Honorar, wofür ich von vielen Collegen für verrückt verſchrieen wurde. Der junge Dichter hatte ſich noch nicht durch Beiträge für belletriſtiſche Zeitſchriften einen Namen gemacht. Liebte er auch ſein Volk und ſein Vaterland mit glühender Seele, ſo blieb er doch weit davon entfernt, auf eine grelle Weiſe die Stichwörter der Zeit anzuwenden, um ſich Popularität zu verſchaffen. Ich ſandte einige gedruckte Exemplare an einige der erſten Dichter der Gegenwart mit der Bitte, einige empfehlende Worte darüber zu ſchreiben, doch mein Geſuch blieb ohne Erfolg — die großen Geiſter mochten ſich zu erhaben fühlen, um ſich eines jungen Collegen anzunehmen. Zur Oſtermeſſe erhielt ich denn auch richtig von eintauſend Exemplaren, die ich verſandt hatte, neunhundert zurück.

Doch einen Beweis, wie groß meine Ausdauer und meine Zuverſicht auf den Sieg der guten Sache damals war, gibt der Muth, mit dem ich unter ſo traurigen Erfahrungen dennoch mehrere andere Werke verlegte, die kein Anderer zu verlegen wagte, namentlich einige gute Romane. Mehrere Leihbibliothekare ſchafften ſie ſich an, und von da wanderten ſie in die Hände von Tauſenden eifriger Leſer. Der Abſatz war jedoch im Ganzen ſo gering, daß ich mich endlich genöthigt ſah, um nicht über die Hälfte der Exemplare auf dem Lager zu behalten, den Preis derſelben auf die Hälfte herabzuſetzen. So erhielt ich wenigſtens die Druckkoſten, wenn auch nicht das Honorar, womit ich freigebig war, wieder erſtattet.

Doch wozu ſoll ich all' die Werke herzählen, welche ich in dem Zeitraum von fünf Jahren verlegte! Kurz, nach dieſer Zeit hatte ich von meinem Vermögen von zehntauſend Thalern noch den zehnten Theil übrig, und die Flügel der Begeiſterung waren mir doch endlich etwas gelähmt. Während dieſer Zeit hatte mir nun noch die Liebe

einen Streich gespielt. Ich hatte die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns geheirathet. Es wurde mir versprochen, daß ich nach einigen Jahren eine Mitgift von einigen tausend Thalern erhalten sollte. Diese Mitgift blieb aber aus, weil mein Schwiegervater das Unglück hatte, banquerott zu machen, und nun hatte ich große Noth, mir und meiner kleinen Familie den Lebensunterhalt zu verschaffen.

In dieser Lage saß ich eines Abends, bei melancholischem Regenwetter, in meinem Kämmerlein tief betrübt da, und dachte darüber nach, wie mein heißes Streben so schlecht belohnt worden war, als ein hagerer Mann in den dreißiger Jahren, ein Packet, anscheinend mit Büchern, unter dem Arme, hereintrat, sich mir als den Doctor der Philosophie: Schmierer, vorstellte, und also zu reden anhob: Mann des Unglücks, ich habe Ihr edles Streben lange Zeit verfolgt, und bewundert. Sie hatten bei allen Ihren Verlagsunternehmen nur die Absicht, ohne nach Gewinn zu trachten, wahre Humanität zu befördern; ich weiß, wie wenig Ihnen das gelang, und wieviel Sie bei diesem Streben einbüßten. Sie haben Familie, und es ist Ihre Pflicht, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen; das möchte Ihnen aber schwer werden, wenn Sie die eingeschlagene Richtung noch länger verfolgten. Ich will Ihnen einen Weg weisen, auf dem wir Beide reich werden können. Seien Sie klug, und folgen Sie meinem Rathe. Und der wäre?

Ich habe hier ein Dutzend Manuscripte populär-medicinischen Inhalts; Rathgeber für verschiedene Krankheiten mit pomphaften Titeln, die, wenn auch nicht den Kranken, doch dem Verleger aus der Noth helfen können. Sehen Sie hier. Dabei öffnete er das Packet, und legte mir zwölf Manuscripte vor.

Ich las „Unfehlbares Mittel gegen die Hämorrhoiden." „Die Kunst, die Lungenentzündung ohne Arzt zu kuriren." Anweisung, die Gicht und den Rheumatismus durch ganz einfache Mittel zu beseitigen." „Sichere Hülfe gegen Zahnschmerzen" u. dgl. m. Sämmtliche Manuscripte hatten einen englischen berühmten Arzt zum Verfasser, und waren in's Deutsche übersetzt (natürlich vorgeblich.)

Erstaunt blickte ich den mir unbekannten Herrn an und fragte: Aber sagten Sie mir nicht, Sie wären Doctor der Philosophie? „Das sagte ich, und so ist es auch."

Aber wie können Sie, ohne Arzt zu sein, medicinische Bücher schreiben?

Digitized by Google

„O Sie Unſchuld!" rief der Doctor lachelnd — „Nichts leichter als das. Wozu gibt es mediciniſche Lexika? In ihnen findet man die Krankheiten mit ihren Urſachen, Symptomen und den Mitteln, ſie zu kuriren, angeführt. Da ſchreibt man denn, natürlich nicht wörtlich ab, ſchiebt einige Phraſen dazwiſchen, und erfindet pomphafte Titel. Das iſt die ganze Hexerei."

Ich war über ſolche Frechheit beſtürzt, und entgegnete: aber mein Herr, das iſt ja Charlatanerie.

Der Doctor erwiderte: „Nennen Sie es, wie Sie wollen, jedenfalls bringt es mehr ein, als das redlichſte Streben. Die Welt will getäuſcht werden, alſo täuſchen wir ſie. Sie zwingen ja Niemand, dieſe Werke zu kaufen: wer ſo dumm iſt, und ſolcher Dummen gibt es Viele, der mag Schaden leiden."

Ich bebte vor ſolchem Unternehmen zurück. Doch der Doctor ſtellte mir vor, wie doch der Buchhändler ohne die Theilnahme des Publicums nichts ausrichten könnte; wie es ein begeiſtertes Streben nicht zu würdigen wiſſe, und hingegen dem Schriftſteller ſeinen Beifall ſchenkte, der es zu ſeinen Zwecken zu brauchen verſtände. Er ſtellte mir meine Zukunft vor Augen, und machte mich endlich ſchwankend. Mein Gewiſſen erlaubte mir immer noch nicht, auf ſein Anerbieten einzugehen. Ich erbat mir vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit; er ließ mir die Manuſcripte zurück, und verſprach, mich am folgenden Abend um dieſelbe Zeit wieder zu beſuchen.

Ich brachte die ganze darauf folgende Nacht ſchlaflos zu. Ich wiederholte mir all' die Worte des Doctor Schmierer, und verglich ſie mit den ſchönen Vorſätzen, die ich bei Errichtung meines Geſchäfts gefaßt hatte. Nein, dachte ich, ſo tief willſt du nicht ſinken. Aber da trat mir meine Familie mit halberloſchenen Augen und hohlen Wangen vor Augen, ich erinnerte mich wie undankbar, wie ungünſtig das Publicum meinem edlen Streben war und ich ward beſiegt; ich faßte den Entſchluß, nicht mehr für Beförderung der Humanität, ſondern für meinen Geldbeutel zu arbeiten, und jedes, mir zu Gebote ſtehende Mittel dazu zu verwenden.

Als der Dr. philosoph. am folgenden Abende wieder bei mir erſchien, trat ich ihm mit den Worten entgegen: ich will die Sache einmal verſuchen. Wieviel Honorar fordern Sie?

Er erwiderte: dreihundert Thaler darf ich wohl mit Billigkeit fordern. Ich gab ſie ihm ohne Handel, und er ſtrich die Summe hocherfreut ein. Er verſprach, mir in einigen Wochen wieder ein

Digitized by Google

Dutzend Manuſcripte populär-landwirthſchaftlichen und technologiſchen Inhalts zu bringen, die mit den anziehendſten Titeln verſehen ſein würden. Dem deutſchen Michel geht ja ein Titel und ein Ordensband über Alles.

Ich verlegte alſo jetzt Dutzendweiſe, machte ſchreiende Annoncen für die öffentlichen Blätter (ich weiß ſelbſt nicht, wie ich dies ſo ſchnell erlernte) und ſiehe da, meine Bemühungen wurden von den glänzendſten Erfolgen gekrönt. Die ſchlechten Wiſche, welche ich in die Welt ſandte, wurden ſo ungeheuer verkauft, daß ich von den meiſten derſelben in einem Jahre mehrere Auflagen beſorgen mußte. Mein Doctor philosophiae war äußerſt thätig, und ſchaffte in 50 Wochen funfzig dergleichen Manuſcripte.

O ihr Thoren, die ihr in euren Werken euer wärmſtes Herzblut dem Volke darreicht, und die ihr dann zum Lohne dafür von ihm verlacht werdet! Prellt, ſorget allein für euch, und ihr werdet goldene Früchte ernten. So dachte ich. Man ſieht, daß ich ſchon ein recht vernünftiger Philiſter geworden war.

Es gab bald keine Krankheit, für die ich nicht ein Buch verlegt hätte. Tauſende wurden getäuſcht, und andere Tauſende kamen zu dem wunderthätigen Quell.

So waren kaum zehn Jahre verfloſſen, als ich nicht nur mein verlorenes Vermögen wieder erlangt, ſondern auch noch einen Ueberſchuß von zehntauſend Thalern hatte. Man hätte denken ſollen: reelle Buchhändler hätten ſich geweigert, meinen Verlag anzunehmen, und zu verkaufen. Aber weit fehlgeſchoſſen; dieſe Werke brachten ihnen einen anſehnlichen Gewinn, und das genügte ihnen. Als ich nun ſo auf dem Gipfel meines Glückes ſtand, befiel mich eine ſchwere Krankheit, der ich als Opfer fallen zu ſollen ſchien.

Da bekam plötzlich mein Lebenslauf eine andere Richtung. Die Nähe des Todes erfüllte mich mit Angſt; mein Gewiſſen erwachte aus langem Schlummer, und bereitete mir Folterqualen. Ich dachte mir: wie viel unglückliche Leidende mögen deine Rathgeber und Hilfsbüchlein vielleicht dem Tode zugeführt haben, die mit Hilfe eines tüchtigen Arztes geneſen wären? Zwar warf ich dann und wann den leidigen Troſt hin: du haſt ja Niemand dazu gezwungen, dieſe Bücher zu kaufen; aber dieſer Troſt hielt nicht lange vor, denn die Stimme des Gewiſſens erwiderte mir: du haſt Charlatanerie getrieben, und das iſt Sünde. Schwachen Geiſtes war ich nur; und ſo gelang es denn der Krankheit und einem frommen Prediger, mich zu einem buß

fertigen Wiedergeborenen zu machen. Ich ſagte der Welt und ihren Lüſten ab, und entſchloß mich, fortan nur dem Jenſeits zu leben. Daß ich einige Wochen nach meiner Bekehrung genas, ſah ich als einen Lohn für meine Reue an, und es beſtärkte mich noch mehr in meinen frommen Vorſätzen. O, wenn ich daran denke, wie ich die Menſchen ſo gräulich betrogen, ſo thut es mir ſehr weh. Aber heftigere Qualen empfinde ich, wenn ich daran denke, wie ich einſt Schriften verlegte, welche eine ſeichte Aufklärung befördern, und den Unglauben verbreiten ſollten. Doch der Erbarmer droben ſieht den Wurm im Staube gnädig an, und vergibt dem reuigen Sünder alle ſeine Miſſethaten um des Erlöſers Willen.

Von jetzt ab verlegte ich nur Tractätchen und andere fromme Schriften, die, um mit der ſündigen Welt zu ſprechen, reißend abgingen. Ich hatte nur fromme Geiſtliche und Betſchweſtern um mich, und ſo iſt es noch. Ich falle täglich dreimal auf die Kniee nieder, und bete jedesmal eine halbe Stunde, daß der Herr mich vollkommen machen, und mir meine große Sünde vergeben möge. Darum ruhte und ruht auch noch jetzt der Segen des Herrn auf meinem Hauſe, und ergießt ſich in Strömen über mich und meine Familie.

Spaziergänge eines Wiener Prosaisten.

Es liegt im Spazierengehen die Tendenz, freie Luft zu schöpfen, es ist somit ein Act der Freiheit, ein Bestreben, die Brust zu erweitern, ein Kämpfen gegen die Beengung der Mauern, ein unmittelbares Verkehren mit dem Athem des Weltgeistes, der Luft. Es möge ferner in Prosa oder Versen spazieren gegangen werden, so läßt sich davon einiger Nutzen und viele Annehmlichkeit ziehen. Da wir uns poetische Schwungkraft in keinem Falle zutrauen, so wollen wir bescheiden zu Fuße ausgehen und unsre nüchternen Beobachtungen zusammmentragen.

Wien hat ein einziges, großartiges, nur mit sich selbst vergleichbares Denkmal — seinen Stephansdom. Es wäre entsetzlich, wenn Wien dieser Hauptzierde, durch die längst beregte Abtragung des Thurmes bis zur Uhr, verlustig ginge. Es gliche einem laufenden Briefe mit gebrochenem Siegel. Wie kommt es denn aber, daß die massenhaften, den Thurm rings umhängenden Gerüste noch immer nicht verschwinden wollen? Müssen wir uns wirklich auf jene ungeheure Operation gefaßt machen? Sollte die moderne Baukunst in der That beschämt die Segel streichen vor der Größe und Erhabenheit des Geistes, welcher dereinst so erhabene Schöpfungen in's Leben rief? Ein Riese der Poesie und Gläubigkeit steht jetzt der herrliche Thurm aufrecht inmitten eines höchst unerquicklichen Häusermeeres und prediget den materialistisch zerfahrenen Bewohnern Schwung und Geschichte. Welche Eindrücke durchquellen die Seele des Spaziergängers, wenn er in heller Mondnacht und später Stunde, also unbeirrt durch das unangenehme Wagengerassel über den Stephansplatz wandelt! Es ist ein Stück Romantik, deutsche Majestätsschauer, gemildert durch den sanften Strahl des ewig bleichen, daher ewig trauernden Gestirns, durchrieseln die Gebeine, und es wäre ein Seitenstück zum Markusplatze, wenn man Italien mit Deutschland vergleichen dürfte, wenn die Pinie gleich der Tanne wäre, wenn Petrarca mit Schiller paralleliſirt werden könnte. Lebe wohl, lieber Thurm. Der Spazier-

Digitized by Google

gänger wünscht dir baldige Besserung und den Herren Baukünstlern, welche jetzt an dir ihre gothischen Studien machen, nur ein Atom des hehren Geistes, welcher deinen ursprünglichen Verfertiger beseelte.

Die innere Stadt wird täglich beengter. Zeuge dessen ist das unabsehbare Wagengewirre in allen Straßen, das Gedränge der Fußgeher, der hohe, unerschwingliche Miethzins. Es wäre unter solchen Umständen sehr angezeigt, die Stadtmauer hinauszurücken und von dem Glacis irgend ein Stück abzuschneiden, um der wachsenden Bevölkerung hinlänglichen Raum zu ihrer eigenen und ihrer Geschäfte Unterkunft zu bieten. Es wäre dies eine wahrhafte Wohlthat zu nennen und an den nöthigen Geldmitteln würde es keinesfalls mangeln. Denn man gebe irgend Jemandem die erforderliche Bewilligung zur Hand, und wenn er selbst kein Capitalist wäre, so möchten ihm binnen kürzester Frist Millionen zur Realisirung seines Projects zur Verfügung gestellt werden. Die Speculation bliebe sicher nicht müßig, um ihm unter die Arme zu greifen. Allein woran scheitert jeder Versuch dieser Art? Wo steckt die Ursache, daß kein Unternehmen sich Rechnung machen darf mit einem so gemeinnützigen Projecte durchzudringen? In dem sonderbaren Irrgewinde des österreichischen Geschäftsganges. Da gibt es so viele Unterbehörden, die nicht den Muth haben, ein Wörtchen der Anregung fallen zu lassen, und so viele Oberbehörden, welche dies den untern überlassen zu müssen glauben, jedenfalls aber verpflichtet sind, sie um ihre Meinung zu befragen. Bei diesen Anlässen kreuzen sich denn ihre Ansichten oft auf das Wundersamste. Was der Magistrat will, ist nicht selten der Regierung, d. h. der niederösterreichischen Provinzialregierung unangenehm, und hegen sie vielleicht bei diesem oder jenem Stadtverschönerungsplane eine übereinstimmende Meinung, so findet sich gar leicht ein drittes oder viertes Departement, wo das Gegentheil behauptet wird, so daß der Plan bereits im Mutterschooße der collegialen Berathungen abstirbt. Kommen nun gar Rücksichten auf die Basteien und das Glacis in's Spiel, so muß die Fortificationsbehörde ihr Votum abgeben und dieses lautet meistens verneinend.

Allein wer ist diese fürchterliche, rigorose Behörde? was will und was will sie nicht?

Sie betrachtet Wien fortwährend als Festung, ihr Beruf ist, darüber zu wachen, daß es den Charakter der Wehrhaftigkeit und Vertheidigungsfähigkeit nicht ganz einbüße, und wiewohl es keinem halbwegs gebildeten Taktiker einfallen wird, zu behaupten, daß es sich nur

Digitized by

einen halben Tag lang gegen ein Invaſionsheer zu halten vermöchte, ſo darf dies doch die Fortificationsbehörde nicht glauben, ſondern es iſt vielmehr ihr Beruf, ſich einzubilden, daß Wien noch immer eine Feſtung erſten Ranges darſtellen müſſe, und der Satan geizt deshalb nicht ſo ſehr nach Seelen, als ſie um ein Stückchen Glacis. Wer iſt's nun, der bei ſolchem Conflicte der Behörde den Knoten raſch zerhaut? Niemand! Denn beide Theile bewegen ſich innerhalb ihrer urſprünglichen Rechts- und Berufsſphäre, und es gilt als Maxime, ſie ihnen ſo lange wie möglich ungeſchmälert zu erhalten. Der Streit wird vielmehr durch höhere und höchſte Behörden fortgeſponnen, bis die vereinigte Hofkanzlei, als Repräſentantin aller inneren Angelegenheiten, und der Hofkriegsrath ſich darüber entgegentreten. In letzter Inſtanz und nach dem Verlauf langer Monate muß nun freilich eine Entſcheidung getroffen werden. Erfolgt ſie in der Conferenz, ſo hat die Sache freilich ein Ende; allein man bedenke, welche Unzahl von Geſchäften ſich auf dieſe Weiſe, aus allen Gegenden, zuſammenhäuft, und wie man billiger Weiſe zufrieden ſein muß, wenn nur die wichtigſten, dringlichſten beigelegt werden. Nur zu oft geſchieht es, daß, wenn die Nothwendigkeit einer Aenderung nicht allzuevident vorliegt, die Sache beim Alten, d. h. auf ſich beruhen bleibt, wie man im büreaukratiſchen Style zu ſagen pflegt.

Wie lange iſt von einem Umbau des Hofoperntheaters die Rede! Und wer möchte läugnen, daß das jetzige Haus in ſeiner auffallenden Schmuckloſigkeit und Raumbeſchränktheit einer großen und reichen Reſidenz, des Domicils der prätentiöſeſten Ariſtokratie Europa's keineswegs würdig ſei. Man gelangt indeſſen aus hundert Gründen niemals dazu, und man mag zufrieden ſein, wenn die Verleihung des Inſtituts an irgend einen Pächter endlich zu Stande kommt. In dieſer Kriſis befinden wir uns grade jetzt. Seit mehreren Monaten ſchwebt die ungeheure Frage, ob Balochino das Theater behalten, oder einen Nachfolger bekommen wird. Freilich ſind ſeine Verdienſte um den Glanz und das Gedeihen unſerer Oper nicht groß; freilich war des Tadelns durch mehrere Jahre kein Ende; freilich hielt man ſeine Zurückweiſung für ein unvermeidliches Ding: allein wer weiß? Da die letzte von ihm gelieferte opera italienne ſich der Gunſt unſerer crême zu erfreuen hatte, da es vor Allem ſo ſchwer iſt, einen Entſchluß zu faſſen, ſo könnte es gar leicht ſich ereignen, daß es im buchſtäblichen Sinne des Worts beim Alten, d. h. beim Signore Balochino bliebe, und daß die Combination Draskovich-Merelli, von der häufig

zu Ehr' und Zierden schönen Leben. Und zum Beschluß Ihrer Hochzeit-Freud' und Ehrentag, Ihr Gott und Herr Sie reichlich segnen mag, Mit Gnad' und Huld, mit Trost und Hilfe stehen bei, Daß Sie in Ihrem Stand und Wesen Gott dem Herrn Zu Lob und Ehr' und Ihrem Nächsten zu Nutz und Frommen Ein Leben führen, das Ihr Gott wird lassen kommen Zu seiner Zeit in jene Freud' und Herrlichkeit, Die Gott bereitet hat den Seinen allezeit. Das wünschen Ihnen wir, Ihr Diener, Knecht und Magd, Die Ihnen dienen sollen, wie Ihr Gott gesagt. Und bitten Sie, Sie wollen uns nicht lassen Ihre Gnad' und Huld entgelten, Sondern uns halten, wie Sie uns gehalten haben, Und

So nahe übrigens der Wiener Indifferentismus liegt, so wenig ſcheint man ſich die Gründe deſſelben klar gemacht zu haben. Wien hat ein Bedürfniß, conſervativ und ſtationär zu ſein und zu bleiben. In ſeinem Schooße niſtet jene überreiche Ariſtokratie; in die Taſchen ſeiner Speculanten fließt der größte Theil ihrer Revenüen. Alle Provinzen der Monarchie müſſen dazu verhältnißmäßig contribuiren. An der Ferſe eines einzigen Ariſtokraten hängt allemal ein Schwall anderer Conſumenten, und es entſteht nunmehr die Frage, wie denn Wien eigentlich ausſehen würde, wenn die Monarchie einen mehr föderativen Typus annehmen würde, wie ſie wohl von Gottes und Rechtswegen beſtimmt ſcheint? Doch auch von der Büreaukratie werden hier gewaltige Summen in Umlauf geſetzt; welcher Schlag für Wien, wenn die büreaukratiſche Organiſation der Monarchie jemals einer Reform unterzogen und der Irrgarten des öffentlichen Geſchäftsganges gelichtet, regelmäßig und einfach abgetheilt, den Provinzen hingegen das Recht eingeräumt würde, ihre beſonderen Angelegenheiten ſo viel als möglich ſelbſt auszutragen. Das Beſte zum Flore Wiens wird durch die Anweſenheit des Hofes hinzugethan. Welch unberechenbarer Schade für Wien, wenn die Reſidenz abwechſelnd anderswohin, z. B. nach Prag oder Peſth verlegt werden müßte! Daß durch all' das Erwähnte eine zahlreiche Garniſon zu einem nothwendigen Zubehör gemacht wird, braucht wohl kaum erwieſen zu werden und ſo weit liegt es klar am Tage, daß Wien in materieller Hinſicht dahinſiechen müßte, wenn je die herrſchenden, abſolutiſtiſch-centralen Grundſätze den provinzialen, föderativen Platz machen ſollten. Auch rekrutirt ſich Wien aus einem Zuſammenfluſſe der verſchiedenartigſten Nationalitäten, und die Folge davon iſt, daß keine zur rechten Entwickelung gelangt. Das Blut der Wiener iſt eine ſonderbare Miſchung, worin alle erdenklichen Leidenſchaften und Eigenthümlichkeiten ſich derartig durchdringen und binden, daß nichts übrig bleibt, als der completeſte Indifferentismus.

Man hat die daraus entſpringenden Stimmungen und Zuſtände oft einer ungemeſſenen Polizeifurcht zugeſchrieben. Allerdings mag auch dieſe im Spiele geweſen ſein, als der Wiener Charakter ſich ſo, wie er ſich jetzt zeigt, auszubilden anfing. Die Stärke der Compreſſion hängt in jedem Falle von der Compreſſibilität eines Elements ab. Der Wiener war nun einmal für dieſes Schreck- und Geſpenſterbild empfänglicher, als irgend ein anderes Menſchenkind, und dieſe Furcht iſt ſeit jeher ein ſtehendes Uebel bei den Großvätern, wie

Digitized by Google

bei den Enkeln worden. Das Uebel greift aber noch weiter, als man glaubt. Die beſoldeten Agenten ſind nicht eben die zahlreichſten, allein es finden ſich allerlei verdorbene Individuen, die nach ähnlichen Poſten ſtreben oder ſich in den Augen der Behörde ein beſonderes Verdienſt erwerben wollen. Dieſe treiben ſofort das leidige Denunciationsgeſchäft auf eigene Fauſt. Das Entſcheidende aber iſt der Druck, welcher in Folge einer Inſtitution, deren Umfang und Gliederung Niemandem bekannt iſt, auf den Gemüthern laſtet. Es iſt bedauerlicher Weiſe ſo weit gekommen, daß Menſchen, die weitentfernt ſind von dem Gedanken, ſich zu ſolchen Dienſten verwenden zu laſſen, blos deshalb, weil ſie die Politik angelegentlicher im Munde führen, als ſich der allergehorſamſt dreſſirte Wiener unterfängt, für Sendlinge der geheimen Polizei angeſehen werden. Spricht Einer conſervativ, ſo iſt er's ganz gewiß; ſpricht er liberal, ſo iſt er's noch gewiſſer. Zwiſchen dieſer gefährlichen Scylla und Charybdis führt ihn ſelbſt der Hinblick auf ein unbeſcholtenes Privatleben und rege Geſchäftsthätigkeit nicht immer hindurch. Dieſe Erſcheinung wiederholt ſich oft, ſo ſyſtematiſch, daß man dieſe geſpenſtige Polizeifurcht, dieſe durch optiſche Kunſt vervielfältigte, und in's Unendliche vergrößerte Idee eines wahrſcheinlich weit einfacher organiſirten Inſtitutes, als ein Hauptmittel bezeichnen muß, wodurch der Freimuth, das öffentliche Vertrauen, die offene, männliche Geſinnung hier in der kläglichſten Schwebe erhalten werden.

Wollten ſich die Furchtſamen an den ehrlichen, deutſchen Spruch erinnern: „Thue Recht und ſcheue Niemand!" Wollten ſie bedenken, daß es nicht blos ein Recht, ſondern eine Pflicht aller Gebildeten iſt, ſich um öffentliche Angelegenheiten zu bekümmern, ihr particuläres, egoiſtiſches Intereſſe ſtets im Begriffe des Staatsganzen aufzulöſen, daß es nirgends geſchrieben ſteht, eine offene, ehrliche und anſtändige Beſprechung wirklicher Mängel ſei verboten, daß es gar keine Gewalt geben ſolle und dürfe, welche ſich anmaßt, dieſer irgend eine Hemmſchranke zu ſetzen, daß Oublietten, plötzliche Arreſtationen u. dgl. Noth und Hilfsmittel Gottlob! aus der Mode gekommen ſind; — wollten namentlich Diejenigen, welche unabhängig vom Staate ſind, und deſſen Gunſt oder Ungunſt nicht zu berückſichtigen haben, ihr unveräußerliches Recht des freien Worts gebrauchen! Die Polizei würde zuhören, ſich's ad notam nehmen, aber dabei würde es auch bleiben.

Ich ſegne Dich.

Leb' wohl, vielleicht auf alle Zeit, Thereſe!
O, wenn der Wurm in ſeiner Todesqual
Noch ſegnen kann den ſchönen Sonnenſtrahl,
Der ihn gewärmt — dann ſegn' ich Dich, Thereſe.

Gott weiß es, Gott vergilt es mir, Thereſe,
Ich litt ein unverſchuldet Leid geduldig,
Doch jedes Glück, das mir die Sterne ſchuldig,
Es werde Dir, es freue Dich, Thereſe.

Leb wohl! Die Stunde ſchlägt! O, wenn der Mann,
Der, hadernd mit ſich ſelbſt, noch beten kann,
Noch ſegnen kann — dann ſegn' ich Dich, Thereſe;

Dann laß mich raſch den reichſten aller Segen
In ein Gebet mit einem Wunſche legen:
Es liebe Dich der Herr wie ich, Thereſe.

Karl Beck.

Tagebuch.

I.

Ueber Ausweisungen.

Von einem Preußen.

Wenn ein Land, in dem Sprache und Staat sich decken, ein geschlossenes, abgerundetes Land im Interesse ungestörter Selbstentwickelung jeden fremden Einfluß zurückwies, wenn es an seinen Grenzen unübersteigliche Zollschranken zum Schutze der heimischen Industrie errichtete, und zur Pflege des heimischen Geistes sich keine Eingriffe von außen gefallen ließ, wenn es streng und rein auf nationaler Bahn vorwärts schritt, so sagte man sich, dies Land hat zwischen den zwei Wegen einmal gewählt, es sieht einmal in der Abgeschlossenheit sein Heil, die Umstände verstatten ihm darin vollständige Aufrechterhaltung; seine Consequenz ist zu begreifen.

In einer solchen Lage aber befindet Preußen sich nicht. Preußen ist kein Land, in welchem Staat und Sprache sich decken, die Sprache geht weit über die preußischen Grenzen hinaus. Preußen ist kein abgerundetes, von einer Grenze umschlossenes Land; es besteht aus vielen Stücken und Enclaven in andern Ländern; es dehnt sich schmal und lang und nirgends natürlich begrenzt, zuweilen von fremdem Gebiete ganz durchbrochen vom östlichen Ende Deutschlands bis zum westlichen aus. Und aus beiden Gründen hat es sich nicht zurückgezogen, als die Trümmer des deutschen Reiches erkannten, daß sie nicht in einseitiger und feindseliger Abgeschlossenheit nebeneinander fortbestehen dürften, sondern sich wenigstens zu einem Bunde die Hand reichen müßten, einer äußeren Anerkennung ihres inneren und nothwendigen Zusammenhangs.

Ja noch mehr; innerhalb dieses Bundes war Preußen immer in der ersten Reihe, wo es galt, ihn in materiellen Fragen mehr und mehr zu bewahrheiten. Es steht an der Spitze des Zollvereins, kämpft für die Annäherung in der Handelsgesetzgebung, für die Ausgleichung des

Digitized by Google

Münzfußes und für viel andre Erleichterungen des gegenseitigen Verkehres mehr. Und auch in Bezug auf den Glauben iſt es wohl von allen am wenigſten von der Seelenfreiheit entfernt.

Das waren gewichtige Gründe zu der Vermuthung, Preußen gehe zwar vorſichtig und langſam, es gehe aber doch ſeinen eignen großartigen Weg, es habe geprüft und gewählt; der jüngſte und ungeſchichtlichſte Großſtaat weiß es, daß nicht erzwungne und vergebliche Centraliſirung ſeiner ſo verſchiednen, räumlich getrennten, und nur zufällig zuſammengekommenen Landestheile ſein Beruf ſei, ſondern daß es als Bannerträger deutſcher Nationalität und deutſchen Geiſtes eine ganz andere Aufgabe und eine ganz andere Zukunft habe. Wie ſollte man von dieſem Staate Schritte erwarten, die nur das ſchroffe Bewußtſein der Trennung und Abgeſchloſſenheit zur Folge hat?

Es iſt wahr, die Bundesacte gewährt ausnahmsweiſe den unbehinderten und berechtigten Aufenthalt in ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten nur dem höchſten Adel, den ehemaligen Reichsunmittelbaren, den Mediatiſirten; man hat nie geglaubt, daß dieſe Ausnahme einen Sinn haben könnte, daß der Bund ſich in der That ſo wenig als Erſatz des alten Reichsverbandes betrachte, daß er einer bevorzugten Claſſe gleichſam ein Stück deſſelben aufzubewahren für nöthig erachtet haben ſollte, man hat ſie für eine jener formellen Conceſſionen gehalten, in denen wir uns Anſtands wegen mit unſern hiſtoriſchen Erinnerungen abfinden, und die ſchon dadurch bedeutungslos werden, daß ſie thatſächlich jeder genießt; aber wie viele neuere Beiſpiele beweiſen, daß man ſich getäuſcht hat.

Allerdings, das Recht iſt dem Buchſtaben nach auf Seiten der Regierung, aber die öffentliche Meinung fragt: Iſt dieſes Recht recht, oder wenigſtens iſt es recht, daß Gebrauch davon gemacht wird? Iſt es recht, daß ein bundesgeſetzmäßiger Volksvertreter in einem Bundesſtaate, um ſeiner Wirkſamkeit als ſolcher, oder vielleicht um der Sympathie willen, die man ihm in Folge deſſen ſchenkt, von einem Theile des deutſchen Gebiets ausgeſchloſſen wird? Iſt es recht, daß ein deutſcher Schriftſteller, wegen einer Zeitſchrift, die mit Conceſſion und unter Cenſur eines Bundesſtaates erſcheint, alſo ebenfalls wegen einer ganz geſetzmäßigen Wirkſamkeit, aus einem Staate entfernt wird, der keineswegs blos auf die geiſtige Entwickelung innerhalb ſeiner Grenzen, ſondern auf die geſammte deutſche Entwickelung durch ſeine Beſchickung des Bundestags einen Einfluß hat, der ihn eigentlich für das, was in andern deutſchen Landestheilen gedruckt wird, ebenſo gut ſelbſt verantwortlich macht?

Man mag ſogar zugeſtehen, daß jenes Recht der einzelnen Staaten in beſondern Fällen ſeine praktiſche Nothwendigkeit habe. Vielleicht iſt Gefahr im Verzuge und der Recurs an die Bundesverſammlung entweder zu weitläuftig, oder wegen mangelnder Indicien unthunlich, dann aber darf auch nur die Noth den Schritt entſchuldigen.

Wo aber der Augenſchein lehrt, daß dies nicht der Fall, ja wo eingeſtandenermaßen es nur die oben bezeichneten Verhältniſſe veranlaßt haben, da hat die Ausübung des Rechtes einen nutzloſen Druck zur Folge. Und welcher Druck!

Digitized by Google

Nicht blos, daß wissenschaftlichen oder literarischen Bestrebungen, denen nur vorzuwerfen ist, daß sie mit der in einem bestimmten Staate herrschenden Richtung nicht übereinstimmen, der Zugang zu dem von den Grenzen dieses Staates umschlossenen wissenschaftlichen Schätzen, die doch eigentlich ein Gesammtgut des Volksgeistes sind, der sie erzeugte, abgeschnitten wird; nicht blos, daß der Staat selbst, sein Gebiet dessen Bewohner der unmittelbaren Beobachtung und Anschauung dieser Andersmeinenden nach dem Vorbilde Japan's entzogen wird; die verflochtene Lage der deutschen Bundesstaaten macht das Verbot fast zum Hemmnisse des Reisens in unserm deutschen Vaterlande. Das ist wenigstens nicht im allgemeinen Geiste des neunzehnten Jahrhunderts. Was würde die englische Regierung zu einer nur auf diese Weise motivirten Ausweisung ihrer Unterthanen sagen? Würde man zum Beispiel Herrn Nerling, dem Redacteur der Times, die so gehässige Angriffe gegen Preußen gebracht hat, wie sie einem deutschen Blatte schon der allgemeine Unwille nicht nachsehen würde, den Aufenthalt versagen? Wir glauben nicht; wir glauben, daß man dem andersdenkenden Auslande gegenüber schon aus deutschem Nationalstolz die Pflichten der Gastfreundschaft auf's rigoureusefeste beobachten würde. Und will man nun den Stammgenossen gegenüber gleich dem Hausvater verfahren, der für Fremde aus Eitelkeit den besten Wein herauf holen läßt, mit den Familienmitgliedern dagegen keine Umstände macht, und es bei ihnen wieder abspart?

II.

Aus Wien.

Conscriptions-Zustände. — Die Militärärzte. — Marine und Matrosen. — Der schwedische Kronprinz. — Die Landwirthe in Grätz. — Rau und List. — Schleswig-Holstein. — Das Burgtheater.

Ein neues Patent sieht bald seiner Veröffentlichung entgegen, welches so zu sagen als Ergänzung des Patents von der herabgesetzten militärischen Capitulationszeit gewiß allseitig mit voller Freude aufgenommen werden wird. Es wird nämlich nächstens das Patent über das Looszíehen der Militärpflichtigen erwartet, eine Veränderung des bis jetzt bestehenden Verfahrens, welches wieder der Corruption und Bestechlichkeit von einer neuen Seite die Thüre schließt. Denn man muß nur das bisherige Verfahren bei unseren Rekrutirungen kennen, um es unbegreiflich zu finden, wie man so schreiende Mißbräuche so lange Jahre ohne Abhilfe bestehen lassen kann. Denn bei uns hatte nicht allein der Arzt über die Tauglichkeit oder Untauglichkeit des Rekruten zu entscheiden, sondern es sind sehr oft Fälle vorgekommen, wo einer oder der andere der anwesenden Commando-Offiziere auf seine Verantwortung einen der Rekruten als tauglich erklärte, wenn auch der Arzt auf das Entschiedenste sich dagegen aussprach. Das Dictatorische: auf meine Verantwortung! entschied oft bei manchem Privathasse, bei mancher Privatrache, und in dem Untersuchungszimmer

Digitized by Google

des Conſcriptions-Amtes kam ſo manche Tragödie zum Entwurfe und ſo manches Intriguenſpiel zum Abſchluß. Man muß dieſe Maßregel des Looſens als den erſten Anfang zu einer Verbeſſerung unſerer Conſcriptions-Verhältniſſe anſehen, nur ſollte dabei nicht ſtehen geblieben werden. Das Geſetz über die Militärpflichtigkeit iſt, ſo wie die meiſten unſerer Geſetze, im Wortlaut ein mildes und volksgünſtiges, — wenn anders eine Verpflichtung günſtig oder ungünſtig ſein kann, die dem Geſetze nach nur das Volk ausſchließend trifft, aber dieſe milden Verfügungen werden, wie das Meiſte bei uns, in der Praxis nur allzuſehr umgangen, und die Conſcriptions-Aemter ſind an manchen Orten, vorzüglich zur Zeit der Rekrutenſtellungen wahre Blutegeltöpfe. Man muß dann ſehen, welches Anſehen ſich der niedrigſte Practicant gibt, man muß es wiſſen, daß es Kanzelliſten und Protokolliſten nicht verſchmähen, reichen Bürgern ſelbſt die Vorladung in's Haus zu bringen, welche ihre Söhne zum „ſtellen" vorruft, man muß es wiſſen, daß es Beamte des Conſcriptions-Amtes ſelbſt ſind, welche oft die Negociationen mit dem unterſuchenden Arzte leiten, und wird es begreiflich finden, — daß ſolche Beamte mit den paar hundert Gulden Gehalt, welchen ſie haben, eine große Familie und ein oft mehr als anſtändiges Haus aushalten. Es iſt unlängſt der Fall geweſen, daß ein junger Mann ſich der Militärpflichtigkeit wegen unterſuchen laſſen mußte, er ſprach früher mit dem betreffenden Militärarzt und dieſer ſagte ihm ganz naiv: „Wenn ich Sie für untauglich erklären ſoll, ſo müſſen Sie mir achtzig Gulden C.-M. geben." Dem jungen Menſchen ſchien dieſes etwas zu hoch, und er wagte einige Bemerkungen. — Ja, ſagte der Arzt, vergeſſen Sie nicht, was wir dabei wagen. Und dann könnte ich es doch noch billiger machen, aber ich weiß nicht, ob ich an dem Tage, wo Sie unterſucht werden, hier ſein werde, und da muß ich doch dem Arzte, der Sie unterſucht, wenigſtens 50 Gulden geben." Es iſt eine förmliche Verabredung unter gewiſſen Aerzten, die eine Rekrutirung wohl zu benutzen verſtehen, um ſich dabei zu bereichern. Wenn alſo jetzt das Loosziehen eintritt, ſo iſt wenigſtens Hoffnung da, einen Uebelſtand beſeitigen zu können, jener aber, wo ſowohl der Staat als der Unterthan in den Händen der Aerzte iſt, welche die Unterſuchung über die phyſiſche Tauglichkeit zu leiten haben, wird vorzüglich auf dem Lande noch lange fortwuchern. Denn während man in den größeren Städten nicht an den Militärarzt gebunden iſt, und der Staat zur financiellen Schonung ſeiner Unterthanen und zur beſſeren Wahrung ſeiner Rechte immer auf einen unparteiiſchen Arzt, der jeden Tag gewechſelt wird, und wo der Amtirende nur z. B. 24 Stunden früher in Kenntniß geſetzt zu werden braucht — zur Commiſſion herbeiziehen kann, ſo daß weder der Militärarzt, noch die Partei früher zu wiſſen brauchen, welcher Arzt bei der Commiſſion anweſend ſein wird, ſo iſt man in kleinen Städten, welche ſo oft die Mittelpunkte und Stationsplätze der Werbsbezirke ſind, in den meiſten Fällen nur auf den einen Arzt gewieſen. Aber wenn auch der Staat das Uebel nicht ſelbſt ausrotten kann, wenn es zu verzweigt, zu eingeſponnen in der Natur der Sache ſelbſt iſt, ſo bleibt ihm wenigſtens das Eine zu thun übrig, dieſe, für

Digitized by Google

so vieler tausend armen Familien Wohl so wichtigen Beamten in eine derartige financielle Stellung zu bringen, daß sie nicht, wie es bei Beamten im Civil bei verschiedenen Branchen zur drückenden Nothwendigkeit geworden ist, sich auf die „Sporteln" verlassen müssen. Zwischen erlaubten Sporteln und Bestechung ist in der Praxis wenig Unterschied — man begreift dieses unter dem Sammelnamen: Was das Amt nebenbei einträgt!

Bezeichnend für den Stand unseres Militärwesens ist es, daß die österreichische Marine gewissermaßen Noth hinsichtlich der Bemannung ihrer Schiffe hat, und obgleich man in jüngster Zeit, wo wenigstens etwas für unsere so hoffnungsfähige Marine geschieht, — so eben sind drei neue Schiffe in der Ausrüstung begriffen, eine Fregatte und zwei Kriegsdampfer — man trotz vieler Versprechungen und eines bedeutend hohen Soldes, weder Istrianer noch Dalmatiner in gehöriger Anzahl zum Dienste bekommt, und diese es lieber vorziehen, auf griechischen und italienischen Schiffen zu dienen, als wie auf österreichischen. (!) Und doch steht der Sold des Matrosen in der Handelsmarine dem in der Kriegsmarine nach. Erzherzog Friedrich will aber da einen neuen Weg einschlagen, so wie in der That endlich doch die Hoffnung da zu sein scheint, daß Oesterreich seine Stellung zur See dem Oriente gegenüber großartiger auffaßt... Betrübend aber ist es, wenn man bedenkt, daß Oesterreich hinsichtlich seiner Handelsmarine Griechenland, und hinsichtlich seiner Kriegsmarine Aegypten nachsteht, und doch — wenn die österreichische Marine einst zu sprechen gezwungen sein wird, wird es in einem Concerte sein, wo Griechenland und Aegypten keine Primstimmen übernehmen werden.

Der Großfürst Michael mit Familie befindet sich seit einiger Zeit hier, und scheint noch längere Zeit Gast in Oesterreich bleiben zu wollen, indem die russischen Herrschaften vor ein paar Tagen ihre bisherige Wohnung im Hotel aufgegeben und den Palast der Erzherzogin Beatrix bezogen haben. Sie werden von unserem Hofe mit der größten Zuvorkommenheit behandelt, es wurden bereits mehrere Feste in Schönbrunn und Laxenburg veranstaltet, aber das Publicum nimmt gar kein Interesse an diesen hohen Fremden, man spricht kaum von ihnen. Desto mehr ist man auf die Ankunft des Kronprinzen von Schweden gespannt, der, wie ein Gerücht sagt, nächstens hier eintreffen soll. Worin liegt es, daß man sich für diesen Prinzen so sehr, für den Großfürsten so gar nicht interessirt? Sollte es jenes unbewußte demokratische Gefühl sein, welches in dem schwedischen Prinzen doch mehr den aus seinesgleichen hervorgegangenen Fürst sieht, und darum leichter ein Herz für ihn hat? Man ist auch gespannt, wie sich unsere hohe Aristokratie ihm gegenüber benehmen wird, dieselbe Aristokratie, die mit dem Prinzen Wasa so liirt ist.

Während in dem nahen Grätz die Versammlung deutscher Forst- und Landwirthe mit einer Rede des Präsidenten, des edlen Erzherzogs Johann, eröffnet wurde, worin dieser wahrhaft kaiserliche Mann all die fromme Einfalt und Biederkeit seiner Seele niederlegte, und am Schlusse

Digitized by Google

wieder von einer Verbrüderung Deutſchlands, von einem Meere zum andern ſprach, während man die dort Verſammelten auf Veranlaſſung des Kaiſers mit wahrhaft feenartigen Feſten unterhält — Graf Wickenburg der Gouverneur der Steiermark, iſt Meiſter in ſolchen Ueberraſchungen — wurde hier ſtill und beſcheiden, nur von einem kleinen Kreiſe von Verehrern und Männern der Wiſſenſchaft, ein deutſcher Gelehrter feſtgegeſſen, der für die Fortbildung der Staatswiſſenſchaften ſo unendlich viel geleiſtet — der würdige Gelehrte Rau, der ſeit einiger Zeit hier ſich aufhält. Ich möchte es bezeichnend für den öſterreichiſchen oder vielmehr den Wiener Charakter finden, daß ſich zu dieſem Feſtmahle nur einige und 40 Perſonen zuſammenfanden, während jenes, das man einſt Friedrich Liſt gab, weit über 100 Theilnehmer zählte. Aber Liſt iſt eine immerwährend in's Leben greifende Perſönlichkeit, als Journaliſt und Schriftſteller auf der Zinne der Zeit ſtehend, iſt es immer auch zugleich ſein Ich, das uns ſo lebendig, ſo ſcharf ausgeprägt entgegentritt, und ſo etwas imponirt den Wienern, nimmt ſie dafür ein. Bei Rau aber iſt es anders; ſein eigentlichſtes, im tiefſten Grunde der Wiſſenſchaft wühlendes Wirken iſt nicht für die Allgemeinheit, Rau donnert nicht in Journalen über Tagesfragen, deren Schlagworte Jedem aus der allgemeinen Zeitung im Munde liegen, er iſt ein Mann der Wiſſenſchaft, und mit ſolchen, das weiß man, läßt ſich nicht gut Oſtentation treiben. So hatten ſich von den 150 Namen, die ſich auf dem Bogen befanden, wie geſagt, nur einige und 40 eingefunden, aber dafür waren es Männer, denen die Wiſſenſchaft wahr und heiß am Herzen liegt. Es wurden ernſte würdige Worte geſprochen, und die Toaſte auf Mittermaier, Nebenius, die öſterreichiſchen Stände zeugen von dem würdigen Geiſte, der in der Verſammlung wehte. Eines aber mußte bei Vielen ein wehmüthiges und zugleich lächerliches Gefühl erregen, nämlich die Angſt und Verlegenheit der alten Herren in der Verſammlung, als es ſchon gegen Ende der Tafel einem jungen Doctor einfiel, einen Toaſt auf Schleswig-Holſtein auszubringen. Die Scene war prächtig, da Viele nicht wußten, ſollten ſie trinken oder nicht, ſollten ſie anſtoßen oder nicht, ſollten ſie Hoch! rufen oder nicht. Doch riefen die Meiſten, aber es tranken nicht Alle, die hohen Beamten darunter fürchteten vielleicht, der Trunk auf Schleswig-Holſtein könne ihnen zu Kopfe ſteigen. Glauben Sie übrigens nicht, daß nicht unter den Gebildeten hier die „Schleswig-Holſteiniſche" Sache viele Theilnahme findet! Die hieſige Preſſe, — die liebe Seele, Gott ſtärke ſie! — muß ſich aber total indifferent verhalten, und die Staatskanzlei hat, wie ich höre, Befehl an die Cenſoren ertheilt, ſo lange Alles über Schleswig-Holſtein zu ſtreichen, bis die Entſcheidung des Bundestages in dieſer Sache erfolgt ſein wird.

Weil ich von Cenſur ſpreche, noch eine kleine Anekdote. Das Burgtheater, das unter der Direction des Grafen Moritz Dietrichſtein wahrhaft Fortſchritte macht, wird ſeit einiger Zeit von mehreren kleinen Journalen hier unbarmherzig mitgenommen, während die Sonntagsblätter und der Humoriſt es faſt gar nicht mehr beſprechen. Alle Cenſurverſchärfungen nützen nichts, es läuft immer etwas durch, was den guten alten Herren

Digitized by Google

nicht recht ist. Unlängst wurde es ihm aber nun gar zu arg, er beschwerte sich beim Grafen Sedlnitzky und verlangte ein radicales Mittel gegen die Journale. Der Graf sieht ihn verwundert an. Aber welches denn, Excellenz? — Man müßte den Leuten verbieten über das Burgtheater zu schreiben. Der Graf Sedlnitzky schweigt und sagt endlich: Wenn das Burgtheater keine Kritik aushalten kann, so kann es auch nicht dem Publicum genügen — so weit kann ich nicht gehen!

Man erzählt, daß Bekmann bei Antritt seines Engagements am Burgtheater 60 neue Rollen zugeschickt erhalten, bestehend aus Stücken von Kotzebue, Iffland, Schröder und Ziegler. — Unser Burgtheater ist sehr klassisch!

III.

Aus Berlin.

Die „Zeitungshalle". — Die ältere Journalistik. — Mad. Garcia. — Die italienische Oper. — Die Kunstausstellung. — Kossak. —

So eben läuft die zweite Probenummer der von G. Julius neugegründeten vierten Berliner politischen Zeitung ein. Es mag schwer sein, auf dem hiesigen Terrain etwa fünfzig tausend blasirten Individuen gegenüber, die Ansprüche nicht dieser allein, sondern auch die Forderungen der weniger wahrhaft gebildeten Leser zu befriedigen, die von einer Zeitschrift den jedesmaligen Ausdruck der Localität einer Zeitphysiognomie verlangen. Vor der Hand läßt sich dem Unternehmen nicht Energie in der Art und Weise, wie es in's Werk gesetzt wird, absprechen; werden sich später die dabei betheiligten Kräfte mit ähnlicher Intensität in Hinsicht der Gesinnung äußern, so dürfen wir hoffen, den bisherigen berlinischen Zeitungscerberus, der uns zwar nur mit einer Seele, aber doch mit drei zahnlosen löschpapiernen Schlünden alltäglich angefahren hat, ein wehmüthiges Klagegeheul anheben zu hören.

Schon greift sich die ehrwürdige Alte unter der Redaction des Dr. Spiker mit täglichen leitenden Artikeln an, schon pfeffert die Zeitung der Vossischen Erben ihren Häringssalat mit den scharfen Gewürzen aller Welttheile und nur die Staatszeitung, die nichts zu verlieren hat, Abonnenten am wenigsten, sieht dem Treiben mit stoischer Seelenruhe zu.

Von künstlerischen Notabilitäten befindet sich gegenwärtig Mad. Pauline Viardot-Garcia in unsern Mauern. Wir hoffen diese Sängerin ersten Ranges am Sonnabend in der Parthie der Sonnambula zum ersten Mal zu hören. Ein Vergnügen, das uns wahrscheinlich durch die unvermeidliche Mitwirkung des übrigen Theaterpersonals im höchsten Grade verleidet werden wird. Es pflegt hier in Berlin in jeder Hinsicht dafür gesorgt zu werden, daß uns nicht zu wohl sei! Die Königstädtische Bühne hat nämlich ein Rachecorps engagirt, welches Häuflein bei den Berlinern in totale Ungnade gefallen ist. Selbst die Anstrengungen des Dr. Lange, der im erhebenden Bewußtsein zweier Freibillets zu Parquet

Digitized by Google

und erſten Rang, das Aeußerſte für dieſe verlorene Truppe wagte, konnte es nicht mehr gelingen der entmuthigten Claque friſchen Kampfesmuth einzuſprechen.

Mad. Viardot-Garcia ſoll ſich zuerſt geweigert haben, in ſolcher Umgebung zu ſingen. Man wird dieſe Weigerung um ſo leichter begreifen, je feſter der Grundſatz ſteht, daß Virtuoſenleiſtungen von guter Begleitung eben ſo ſehr erhöht, als durch ſchlechte zu Boden geſchlagen werden. Namentlich bietet Bellini's Sonnambula in dieſer Hinſicht der Darſtellerin der Amine eine Schwierigkeit mehr dar, indem auf ein präciſes Mitwirken des Tenor Elvino, einige der berühmteſten Geſangseffecte berechnet ſind. Die berühmte Sängerin wird jedenfalls durch ihren zauberiſchen ſeelenvollen Geſang uns für die Marter den Uebrigen zuzuhören zu entſchädigen wiſſen.

Unſere Kunſtausſtellung wird nach wie vor nur ſpärlich beſucht. Wenn einerſeits dieſer unendlich verlängerte Sommer das Seinige dazu beitragen mag, ſo wirkt andererſeits doch auch der Mangel an gediegenen Bilderwerken auf die Stimmung des Publicums ein und ſchwächt die Theilnahme, die ſich einſt vor einem Decennium, der neu auftretenden Düſſeldorfer Schule gegenüber, ſo rege zeigte, jetzt aber mit der Farbenpracht dieſer Gemälde längſt erloſchen iſt. Unter dieſen Umſtänden dürfte man einem Werkchen, das in dieſen Tagen erſchienen iſt und ſich die Beſprechung der Kunſtausſtellung zur Aufgabe ſtellt, (es heißt: Die Berliner Kunſtausſtellung im Jahre 1846, erläutert von Ernſt Koſſak, illuſtrirt von Wilhelm Scholz) ein günſtiges Prognoſticon zu ſtellen ſein. Die ſcharfe und ſkizzenhafte Art der Behandlung des Stoffes, unterſtützt von den Zeichnungen des höchſt talentvollen Scholz, der bei fernerer Ausbildung einſt ein deutſcher Gavarni oder Grandville zu werden verſpricht, ſpannen uns auf den Inhalt der ſpäteren Hefte.

Z. Z.

IV.

Aus Iſchl.

Jetzt wo die Saiſon zu Ende iſt, will ich Ihnen einige Worte zum Ueberblick ſenden. Iſchl's Ruf iſt noch neu in der Badewelt, und es gab eine Zeit, wo man über das Aufkommen dieſes Badeortes Zweifel hatte; die Soolbäder ſind ja eben nur Soolbäder und dieſe kann man überall finden, wo Salinen ſind. Die großartige Natur, die ein Gott hier in Berggruppen, Seen und Thälern mit einem wunderthätigen Hauch durchweht, iſt kein Gegenſtand chemiſcher Analyſen. Sind doch auch Meerbäder in jedem ſtillen Zimmer des Binnenlands zu bereiten, wenn man Salz und Waſſer miſcht. Aber der Wellenſchlag brauſender Sturzwogen, die Seelenerhebung in der Mitte des endloſen Waſſerſpiegels, die räthſelhaften Luftgeiſter, die von Oſt und Weſt Lebenskraft herblaſen, weiß die Chemie ebenſo wenig zu entziffern wie

das Brauſen der Tannenwälder, das Leuchten der Gletſcher und das zitternde Thalgrün unſeres Salzkammerguts. Hier verſteht der Poet die Wirkung des Ortes beſſer und tiefer als der Arzt und die Kranken gehen geheilt, gekräftigt von dannen malgré la science. Iſchl fehlt nichts, um einer der erſten und berühmteſten Badeörter der Welt zu ſein, als daß einige franzöſiſche Touriſten oder im Nothfalle auch nur einige der vielfingerigen und ſchlagfertigen Berliner Correſpondenten hier einen Sommer zubrächten; der Klaſſiker braucht einen Commentar, der Hafen einen Leuchtthurm — voilà tout. Wie wenig leider die Regierung für die Hebung und Verwahrung des reichen Schatzes thut, den die geſegneten Heilquellen Oeſterreichs dem Verkehre bringen und noch mehr bringen könnten, iſt in Iſchl, wie in Carlsbad, in Gaſtein wie in Töplitz zu ſtudiren. Während in Communal- und Provinzialdingen Alles von der Regierung ausgehen und abhängig ſein muß, ſind die Badeorte allein ſo glücklich eine Art Selfgovernement zu beſitzen, hier allein läßt man den Grundſatz beſtehen aide toi et le ciel t'aidera. Faſt Alles muß von der Commune und von einigen Enthuſiaſten und wohlthätigen Reichen ausgehen. So hat z. B. im Laufe des Sommers ein Wolkenbruch die Verbindung nach Gmunden zwei Tage unterbrochen und die Nothwendigkeit die Straße höher anzulegen, iſt deutlicher als je geworden. Möge einer unſerer trefflichen Prinzen, die doch Iſchl zu ihrem Lieblinge gemacht haben, ein gutes Wort für uns Alle einlegen, denen ſeit vier bis fünf Jahren Iſchl ein Bedürfniß geworden, damit der künftige Sommer unſer Campanerthal neubelebt und geſichert findet.

Bis jetzt iſt übrigens Iſchl mehr ein Sans-souci für die ariſtokratiſche Welt als für die Mittelſtände geweſen. Mit Ausnahme des Kaiſers und der Kaiſerin war dieſen Sommer faſt der ganze Wiener Hof hier und auch — der regelmäßige Gaſt, die verwittwete Napoleonidin: Marie Louiſe! Alle dieſe Herrſchaften wohnten ſehr beſcheiden, da die Anweſenheit der Königinnen von Preußen und Sachſen und der Großfürſtin Helene, die Räume ſehr in Anſpruch nahmen und ihnen aus Courtoiſie und Gaſtfreundſchaft das Beſte eingeräumt wurde. Außer dieſen hohen Gäſten und ihrem Gefolge beſtand die Badegeſellſchaft faſt nur aus einigen Engländern und vielen Wienern und Ungarn. Franzoſen und Gäſte aus Mitteldeutſchland ſind hier weiße Raben. Erſtere würden hier auch ſchlecht wegkommen, da die Iſchler ſich noch nicht bis zu Meidingers Grammaire emporgeſchwungen haben. So z. B. iſt es charakteriſtiſch, daß das hieſige Beamtenperſonale, als es dem Großfürſten Michael vorgeſtellt wurde, von ihm bald wieder entlaſſen ward, weil nur Einer darunter war, der franzöſiſch verſtand*). Die literariſche Welt war durch Fürſt Schwarzenberg (den Lanzknecht) Zedlitz und Hammer-Purgſtall vertreten; die Künſtlerwelt durch Ernſt, Wilmers, Deſſauer und den Maler Pollak aus Rom. Im Ganzen iſt die Zahl der Gäſte alle Jahre im Zunehmen; die Preiſe ſind überhaupt ſehr mäßig und nur

*) Sollte der Großfürſt nicht deutſch verſtehen?

die Wohnungen ſind theuer. Das herrliche Hôtel, welches Talakim, ein Grieche und Millionär, hier errichten ließ, hat vielen Bedürfniſſen abgeholfen: herrliche Zimmer, treffliche table d'hôte und gemäßigte Rechnung. Auch muß man den beiden Badeärzten dem verdienten Dr. Brenner und ſeinem jüngeren Collegen Dr. Pollak nachrühmen, daß ſie Alles aufbieten, was zum Vortheil und Agrement des Fremden dient. Auch ein Theater gibt es hier, wo aber die Natur eine ſo herrliche Schaubühne aufgeſchlagen hat, da macht die Lampenwelt wenig Eroberungen.

V.

Notizen.

Der deutſche Bundestag. — Braunſchweig und London. — Brüſſeler Geſangsfeſt. — Deinhardſtein.

Der Bundestag war dieſes Mal raſcher zur Hand als man dachte. Seine Antwort auf den offenen Brief iſt vom 17. September datirt, alſo ungefähr 2 Monate ſpäter. Bedenkt man, wie viele Gutachten und Vollmachten von den verſchiedenen großen und kleinen Herren Deutſchlands haben eingeholt werden müſſen, ſo muß man dieſen Zeitraum, der allerdings in einem centraliſirten Staate eine unverzeihliche Verzögerung wäre, als einen ziemlich kurzen erklären, und daraus ſchließen, daß die meiſten Regierungen in Bezug auf die Uebergriffe des offenen Briefes Einer Anſicht waren. Die Frage in Betreff Schleswigs läßt der Bundestag wie natürlich unberührt, da ſie außerhalb ſeiner Competenz liegt und dieſe Frage wird noch viel Agitation in den Gemüthern verurſachen, bevor ſie zur Entſcheidung kommt. In Bezug auf Holſtein aber ſcheint uns die Aeußerung des Bundestags, ungeachtet ſie mit Baumwolle umwickelt iſt, eine entſchiedene. Durch drei Dinge hat uns dieſe Bundesäußerung überraſcht, zuerſt durch die raſche Expedition, dann durch den ungewohnten Umſtand, daß ſie die ſtändiſchen Petitions-Rechte in Schutz nimmt gegen den Monarchen und endlich durch den Paſſus: „Die Bundesverſammlung zollt den patriotiſchen Geſinnungen, die ſich bei dieſem Anlaſſe in Deutſchland kund gaben, bereitwillig ihre Anerkennung". Dagegen verräth dieſer Bundesbeſchluß, daß wir von einem neuen Preßgeſetz wenig zu erwarten haben, denn er appellirt nicht nur an die deutſchen Regierungen „daß ſie den Ausbrüchen der Leidenſchaften gehörige Schranken ſetzen," ſondern er fordert ſogar den König von Dänemark auf, in dieſer Beziehung die vollſte Reciprocität eintreten zu laſſen. Dieſen letztern Paſſus hätten wir gern weggewünſcht. Was unſere eigene Preßzuſtände betrifft, ſo ſind wir die Anſichten, die der Bund darüber hat, gewohnt und Aeußerungen, wie die erwähnte, ſind uns nicht neu. Aber einer anderen Nation gegenüber wäre es zweckmäßiger geweſen, die Wünſche nach Preßbeſchränkung in jenem Staate ungeäußert zu laſſen. Die Freunde Deutſchlands werden dieſen Paſſus in einer Weiſe ausbeuten,

Digitized by Google

die uns allen wenig Erhebung, den Holsteinern und Schleswigern aber viel bittere Stunden verursachen wird.

In Braunschweig haben zwei baumstarke Kerle, während die Aufmerksamkeit der Stadt durch eine Feuersbrunst in der Nähe des Eisenbahnhofs beschäftigt war, einen Einbruch in das Erdgeschoß des herzoglichen Schlosses versucht. Diese beiden Helden — wahrscheinlich gewöhnliche Diebe — werden von der Phantasie des Volks als eine mit einer in London lebenden bekannten Persönlichkeit in Verbindung gesetzt und als politische Werkzeuge ausgeschrieen.

Die flamändischen Sängervereine, die in Cöln auf eine so ungastfreundliche Art beherbergt oder vielmehr nicht beherbergt wurden, haben bei den so eben stattgefundenen Septemberfesten in Brüssel an den Cölner und Aachner Liedertafeln, die dort sich eingefunden, auf die großmüthigste Weise sich gerächt, indem sie Alles aufboten was zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen ihrer Gäste auch nur das Mindeste beitragen konnte.

In Bezug auf eine Correspondenz aus Berlin in No. 32 der Grenzboten geht uns eine Declamation von Herrn Deinhardstein zu, deren wir hier, ohne uns auf weiteres Hin- und Herstreiten einzulassen, Raum geben: Was die in jenem Berichte enthaltenen Aeußerungen über meine literarische Stellung betrifft, so habe ich nichts dagegen zu erwidern. Wer öffentlich auftritt, gibt sich dem öffentlichen Urtheile preis, und Jeder urtheilt nach der Beschaffenheit seines Verstandes und seiner Rechtlichkeit. Umtriebe jeder Art gehen zum Aerger der Feinde und zur Lust der Freunde des, gegen den sie gerichtet waren, wie Wellen vorüber. Außerdem ist in jenem Aufsatz, die Absicht des ungenannten Schreibers gar zu ungeschickt maskirt. !(?) Auch seine Meinung über die Beschaffenheit der Jahrbücher darf auf keine Berichtigung hoffen. Wer albern genug ist, darauf zu achten, dem mag auf die Jahrbücher selbst, als Bibliothekwerk in Europa und auf die Theilnahme der durch mich ihnen gewonnenen Mitarbeiter, darunter Anneth, Böttiger, Bergmann, Carus, Creuzer, Chmel, Eitl, Grimm, Goethe, Guhnauer, Hammer-Purgstall, Häring, Gottfried Hermann, Immermann, Meyer, Menzel, Neumann, Prokesch, Rückert, Seidl, Tischendorf, Wenzel, Wolf und viele andere Gelehrte ersten Ranges hingewiesen werden.

Was aber die mit allen sonstigen Berichten, z. B. dem Rom 9. August in der allgemeinen Zeitung im directesten Widerspruch stehenden, aller Beweise entbehrenden Angaben über meinen Aufenthalt in Berlin betrifft, so erkläre ich sie hiermit öffentlich als eine abgeschmackte Lüge. Wien, am 16. September 1846. Deinhardstein.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Beilage
zu den
Grenzboten.

In Sachen der böhmischen Stände.

Bemerkungen zu dem Aufsatze
„Beurtheilung der Ständischen Verhältnisse in Böhmen."
(im 28. Heft der Grenzboten, Seite 67 bis 82)

Wer etwas in ein öffentliches Blatt einrücken läßt, dem wolle gerathen sein, sich zuerst genau von allen Umständen zu unterrichten. Der Herr Verfasser jenes Aufsatzes hat eine sehr schöne Darstellung der böhmisch-ständischen Verhältnisse geliefert, wofür ihm gewiß Dank gebührt; allein er lobt den Antrag der Stände, den Unterschied in der Besteuerung der Dominical- und Rusticalgründe aufzuheben, und sagt: die reichen Segnungen der Grundunterthanen würden den einundfunfzig Mitgliedern, welche für den Antrag stimmten, mit Ausschluß eines Mitgliedes des Herrnstandes, dann dem ganzen Geistlichen- und Ritterstande zu Theil werden.

Dieser ständische Antrag war jedoch nicht nur ganz gegen die Landesordnung zur Berathung gezogen, sondern er beruhte auf einer ganz irrigen Ansicht, weshalb jene ständischen Mitglieder den Gegenstand einer neuern Berathung zu unterziehen, antrugen, welchen der Herr Verfasser die reichen Segnungen der Unterthanen nicht will zu Theil kommen lassen.

Nach der Landesordnung und dem Hofdecret vom Jahre 1791 soll ein jeder Gegenstand, ehe er zur Berathung kommt, voraus bekannt gegeben, vom Landesausschuß gehörig instruirt und erklärt, dann aber den versammelten Ständen vorgetragen werden, welche ihn in Berathung zu ziehen haben.

Das ist aber im Landtag vom 25. Mai 1846 nicht geschehen; wie aus den Wolken herabgekommen, wurde von zwei Mitgliedern des Herrenstandes, welche von der Sachlage nicht gehörig unterrichtet waren, vorgebracht: die obrigkeitlichen Gründe wären in der Steuer geringer gestellt,

Digitized by Google

als jene der Unterthanen, daher sei es billig, daß sämmtliche Gründe gleich besteuert würden. Wenn dieses richtig wäre, so müßte auch der Antrag, die Besteuerung sämmtlicher Gründe gleich zu stellen, ganz billig und gerecht sein. Diese irrige Ansicht verleitete auch sämmtliche Mitglieder des Herrenstandes, mit Ausnahme Eines (der auf Vertagung antrug) zu ihrem Votum, welchem jedoch der geistliche Stand, so wie die Mehrzahl der Ritter nicht beitreten wollte, sondern der Vertagung beistimmte.

Da nun der Beschluß der Stände landesordnungswidrig war, indem der Präsident den Gegenstand nicht hätte sollen abstimmen lassen, ehe er vorher bekannt gemacht und gehörig instruirt war, so ist dieser Beschluß eigentlich ungiltig.

Der Irrthum, welcher die Antragsteller verleitete, liegt in Folgendem:

Es besteht in der Besteuerung der Dominical- und Rustical-Gründe eine blos *scheinbare*, nicht aber eine *wirkliche Ungleichheit*. Als der Staat eine Grundsteuer ausschrieb, war Grund und Boden der allein zu besteuernde Gegenstand; der Grund und Boden des Dominical- und des Rustical-Contribuenten wurden nach ganz gleichen Procenten belegt, und hierdurch der ganze Betrag ausgemittelt, welchen das Dominicale und Rusticale von Grund und Boden zu zahlen hatte, und den es auch wirklich zahlt. Wäre in Ausmittelung der Grundsteuer etwas zum Nachtheil der Rusticalgrundbesitzer vorgegangen, so würden es die landesfürstlichen Länder- und Hofstellen, die das Geschäft ohne Einfluß der Stände leiteten, gewiß nicht geduldet haben. Wäre nun die Steuer blos auf Grund und Boden vertheilt worden, so wäre gewiß nie die Frage entstanden, ob hier eine Ungleichheit in der Belegung sein könne; da aber damals die Herren Stände zur Erleichterung jener Gutsbesitzer, welche blos Grund und Boden allein besitzen, einen Theil dieser Grundsteuer auf einige jener Nutzungen legten, welche ihrer Ansicht nach keiner Besteuerung von Seite des Staates unterliegen konnten, so wurden hierdurch die Procente ihrer Grundsteuer *scheinbar* aber nicht *wirklich* vermindert, indem sie auf einer Seite um so viel mehr als sie auf der andern weniger zahlen. Die Herren Stände ließen zu ihrer innern Ausgleichung mit höchster Genehmigung Brau- und Branntweinhäuser, Mühlen, Wirthshauszinse und Urbarialabgaben mit einem Theil der Dominicalsteuer belegen, wo doch der Staat die Brau-, Branntwein- und Schenkhäuser mit Abgaben belegt hat, somit versteuern sie diese Gegenstände doppelt. Die Urbarialabgaben also sind als Zinsen eines überlassenen Capitals zu betrachten, daher sie in so lange keiner Steuer unterliegen, als von Seiten des Staates keine Zinssteuer verlangt wird. Aus diesem leuchtet hervor, daß das-

Digitized by Google

jenige, was die Stände von diesen sogenannten Adminicular-Gefällen zahlen, als Repräsentativ des Abschlags von der Grundsteuer anzusehen ist. Wenn jene Summe, welche die Stände von diesen Adminicular-Gefällen zahlen, aufgehoben und der Dominicalgrundsteuer zugeschlagen wird, so hört alle scheinbare Ungleichheit in Besteuerung der Dominical- und Rusticalgrundsteuer auf.

Aus diesem Sachverhalt ist zu ersehen, daß die Herren Antragsteller sehr irriger Ansicht waren, und hätten die Herren Stände den Gegenstand einer reifern Ueberlegung gewürdigt und sich nicht überraschen lassen, so dürfte der Beschluß ganz anders ausgefallen sein, welches noch geschehen könnte, wenn der Monarch in seiner angestammten Gerechtigkeit den Gegenstand einer nochmaligen, nach aller Form einzuleitenden Berathung übergäbe.

In Nr. 30, S. 166 der Grenzboten ist wegen dem, daß die Herren geistlichen Stände im Landtage vom 25. Mai 1846, nebst Einem Mitglied des Herren- und mehrerer des Ritterstandes, nicht gleicher Meinung mit den Herren Antragstellern waren, ein sehr bitterer Ausfall gegen diese Herren ständischen Mitglieder erschienen, welcher ebenfalls sehr ungerecht ist, indem diese achtbaren Herren nichts Anderes verlangten, als einen Gegenstand in nähere Berathung zu nehmen, der doch einen jährlichen Steuerzuschlag von 22 pr. Ct. und einen Capitalwerth von 7,000,000 Fl. C.-M. in sich faßt. Denen Geistlichen kann man um so weniger verargen, wenn sie bei Uebernahme neuer Lasten behutsam fürgehen, als man sie nicht als Eigenthümer, sondern nur als Nutznießer ihrer Güter betrachten kann.

Wenn es sich um Zustimmung irgend einer Summe zum Wohle des Landes handelt, so war und ist die Geistlichkeit nie dagegen, dies haben sämmtliche Stände, somit auch der geistliche Stand, als erster Votant, in neuester Zeit sattsam bewiesen, allein hier, wo es sich darum handelt, einen Gegenstand reiflich zu überlegen, ehe man nebst dem Anschein einer — seit Einführung der Steuer bis jetzt bestandenen scheinbaren — Ungerechtigkeit, eine Zahlung für immer auf sich ladet, wodurch am Ende Niemandem eine bedeutende Erleichterung zukommt, verdient es keinen Tadel, vielmehr ein Lob, denn schwächen sich die Stände selbst in ihren Geldmitteln, so sind sie außer Stand, bei wesentlichen Verbesserungen im Lande thätig zu wirken.

Der Bauer ist in Böhmen nicht gedrückt, wohl aber der ärmere Theil, nämlich Häusler, Handwerker, Tagelöhner und derlei Menschen; — diesen kommt bei einer derartigen unzeitgemäßen Uebernahme von

Digitized by Google

Steuern gar nichts zu Gute, während der Bauer es als Pflicht ansehen und dafür nicht danken wird.

Wäre es nicht weit besser gewesen, diesen Steuergegenstand genauer zu erörtern, ehe man einen Beschluß faßte, der am Ende zu nichts führt, als — in den Grenzboten belobt zu werden! Durch diesen Beschluß werfen die Stände den Verdacht auf sich, als habe der Rustical-Grundbesitzer seit Beginn der Steuer mehr als der Dominical-Grundbesitzer bezahlt, somit Letzterer auf Unkosten des Erstern eine Erleichterung genossen, und dem Rusticalisten sei Unrecht widerfahren, was doch offenbar nicht wahr ist.

Also auch von dieser Seite betrachtet, war der ordnungswidrig und unrecht verfaßte, bisher vom Monarchen nicht sanctionirte Beschluß d. d. 25. Mai 1846 weder richtig und gerecht, noch klug!

Haben endlich einige der Herren Landstände — denn bei den meisten tritt dieser Fall nicht ein — so viel Geld, daß sie demselben einen Abfluß verschaffen wollen, so gibt es im Vaterlande genug Gelegenheit, selbes auf gemeinnützige Anstalten zu verwenden und sich des Segens der ärmern Menschen zu erfreuen.

Im August 1846.

Von einem Mitglied der böhmischen Stände.

Eine andere Mittheilung, die uns dieser Tage aus Böhmen zugekommen, ist vom 1. März datirt!! Wir wissen nicht, ob dies ein Schreibfehler ist oder ob der Schneckengang überängstlicher Privatgefälligkeit eines Zeitraums von 6 Monaten bedurfte. Wir können daher den Brief nur im Auszuge mittheilen, in sofern er Thatsachen enthält, deren Veröffentlichung uns auch jetzt noch von Interesse scheint. Den geehrten Herrn Einsender aber ersuchen wir freundlichst, seinen Taufnamen uns gleichfalls mitzutheilen, da wir bereits auf sein früheres Schreiben gern geantwortet hätten, wenn es nicht der Müller, der Schmidt, der Schulze gar viele geben würde und wir mit unserem Briefe nicht gern in die unrechte Mühle, vor die unrechte Schmiede und noch weniger den Herrn Schulzen par excellence in die Hände kommen möchten, — sapienti sat. D. Red.

Prag im März.

Vieles ist in auswärtigen Blättern über unsere Stände und ihre Landtage geschrieben und manchen ihrer Beschlüsse eine Wichtigkeit beigelegt worden, die sie, durch die Brille der Alltäglichkeit betrachtet, entbehren. Würdigt man mit unbefangenem Auge die ganze Reihe der Verhandlungen, so braucht man kaum ein Argus zu sein, um zu sehen, wie die ständischen Versammlungen lediglich das Stellbichein einiger Aristo-

Digitized by Google

kraten sind, die hier ihre Standes-Interessen besprechen und auf Sachen des Gemeinwohls höchstens in zweiter Reihe bedacht sind. Und wie sollte es auch die hohe Versammlung sein, da ihre Elemente mit geringer Ausnahme fast nur dem Adel angehören? Es werden zwar zeitweilig hochwichtige, das Volk betreffende, Angelegenheiten in den Bereich dieser Berathungen gezogen, allein die meisten scheitern an der Selbstsucht des Aristokratismus, oder an der aus höhern Staatsrücksichten verweigerten Sanction. Dieses Loos hatten die Anträge über Auflassung des Bierzwangs, der Ablösung der Frohndienste und in letzterer Beziehung die Beschlüsse wegen Modification der immoralischen Verzehrungssteuer, der Aufhebung des Lotto, die Errichtung einer Hypothekenbank, worüber zwar noch verhandelt wird. Uebrigens sind in letzter Zeit kaum zwei Maßregeln durchgegangen, die von einer wirklichen Berücksichtigung der Landesverhältnisse zeugen. Natürlich war dies der Ruf der Angst und des Kummers, der das Herz jedes Menschenfreundes auf das empfindlichste ergriffen hat. Es ist damit gemeint die Bewilligung der **100,000** fl. für die Ueberschwemmten und die Theuerungszuschüsse für die ständischen Beamten; Entschließungen, die im Publicum mit Beifall und von den Betheiligten mit grenzenloser Dankbarkeit aufgenommen wurden, da sie sich als Balsam tiefgefühlter Wunden erwiesen haben. Durch den letzteren Act wurde wohl die Staatsverwaltung an Großherzigkeit übertroffen, denn während die Stände nach den verschiedenen Gehaltsstufen **30, 24, 16** und **10** Procent für die ganze Dauer der Theuerung bewilligten, genehmigte diese blos einen Betrag von **6000** fl. zur Vertheilung an dürftige Beamtenfamilien und stellte den unmoralischen Grundsatz auf, daß die Bewerber Schulden nachweisen müssen, wornach der Schuldenmacher so ziemlich Unterstützung findet, der brave, ordnungsliebende Beamte aber unbedacht bleibt. Die Bedürfnisse des Bürgerstandes werden nicht berücksichtigt, und dieser Stand ist auf dem Landtage ganz bedeutungslos, zumal da er blos von dem Bürger und Vice-Bürgermeister der Hauptstadt Prag vertreten wird. Obwohl diese Männer die besten Absichten hegen, so wird es leicht begreiflich sein, daß sie bei ihrer wichtigen Stellung in der Hauptstadt, die ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt, einestheils die Verhältnisse des Bürgers in der Provinz nicht kennend, anderntheils dem Adel und der blos figurirenden Geistlichkeit allein gegenüberstehend — nichts bezwecken können, oder aus anderen vielleicht triftigern Motiven keinen Antrag stellen wollen. Dieses Verhältniß könnte zwar in etwas zu seinem Besseren geändert werden, wenigstens in numerischer Hinsicht, wenn das Ansinnen der einen von

Digitized by Google

den zwei im Landtage bestehenden Parteien verwirklicht werden würde, nämlich, daß den priv. k. Städten Kuttenberg, Pilsen und Budweis das alte Recht eingeräumt würde, den Landtag zu beschicken, was man nunmehr auch auf die königlichen Städte, deren im Lande fünfundvierzig bestehen, ausgedehnt wissen will. Noch mißlicher steht es mit der großen, die Lebensader der staatlichen Existenz bildenden Familie des Bauernstandes, der gar nicht repräsentirt und folglich, vom st. Standpunkte aus, als nicht existirend betrachtet wird; allein sein Loos dürfte unter den obwaltenden Umständen keineswegs mehr zu beklagen sein, als der durch eine Vertretung beglückter Bürger, denn welcher Geltung sich die Bürgerrepräsentanten im Angesichte der Adeligen erfreuen, beweist genugsam die von einem der letztern gelegenheitlich einer Landtagsdebatte im Gefühle seiner erhabenen Ideen vom Menschenwerth hingeworfene Aeußerung: „der Bürgerstand möge ruhig sein, er verdiene ohnehin keine Beachtung". Freilich sind die Geschäftslandtage der böhmischen Stände bisher die verwischten Schattenbilder einer wirklichen Volksvertretung, weil sie einseitig und durch die Landesverfassung in enge Schranken gewiesen sind, wiewohl nicht zu verkennen ist, daß in der neuesten Zeit für die Rechte der Stände mehr Terrain genommen wurde.

Eine der diesjährigen Verhandlungen gestaltete sich namentlich sehr stürmisch zwischen den, von den Ständen zur Ueberwachung der Geschäfte des permanenten ständischen Landesausschusses bestellten Revisoren und der ihnen gegenüberstehenden, von einer gewissen Seite gewonnenen Majorität. Die Folge war, daß die erstern abdankten, was zu beklagen sein dürfte, da sich unter den drei, die ständischen Interessen wahrenden und generös vertretenden Revisoren der energische und geschäftskundige G. D. befand, von deren Wirken als Scrutatoren der ständischen Geschäfte sich heilsame Folgen erwarten ließen. Ihr Hauptaugenmerk war dahin gerichtet, einen geregelten — einerseits durch weise Sparsamkeit, andererseits aber durch Großherzigkeit sich auszeichnenden Haushalt zu erzielen. Es war ihre Absicht, die ständischen Canzleigeschäfte im Allgemeinen zu reguliren, den Beamtenstand, vorzüglich bei der, in einer Uebereilung hervorgerufenen, obwohl seit 30 Jahren projectirten ständischen Buchhaltung theilweise zu vermindern, dagegen aber das wirklich erforderliche Personal besser zu besolden und eine strenge Pflichterfüllung zu fordern. Durch dieses Bestreben wurde eine Persönlichkeit in nicht geringe Enge getrieben, weil ersichtlich worden wäre, daß einige Beamte nicht hinreichend beschäftigt sind und daß die Creirung mehrerer Dienststellen nicht aus ständischen, sondern aus ganz heterogenen Rücksichten geschah, nämlich um nebstbei

Digitized by Google

die Geschäfte der den ständischen Beamten zugewiesenen Sparcassen zu besorgen, wofür solche ansehnlich, einige selbst mit mehr als 1000 Fl. C.-M. remunerirt wurden. In Erwägung, daß hierdurch der ständische Dienst beeinträchtigt werde, ein Argument, das nicht ganz ungegründet war, da sich zur Bestreitung dieses Geschäfts dermal 21 Individuen als nothwendig erwiesen, haben die Stände durch einen Beschluß diese Anstalt zur Entfernung aus dem ständischen Amthause bestimmt und sie ist bereits seit Neujahr 1846 unter Wehklagen und Jammer von einer, und unter Frohlocken von der andern Seite geschieden, indem dieselbe in einem zu diesem Zwecke eigends um 60,000 Fl. C.-M. angekauften Hause untergebracht und sehr splendid eingerichtet wurde. Es ist in der That unbegreiflich, wie die ahnenstolzen Stände einer reichbemittelten Provinz dulden, daß die Amtslocalitäten der ständischen Departements so schofel bestellt sind, daß sie weit zurückbleiben hinter dem Comptoir des armseligsten Krämers. Die Hauptsteuercasse der Provinz, die mit vielen fremden Parteien verkehrt, ist in dieser Beziehung das non plus ultra, denn ihr Mobiliar ist so schlecht und die ganze Räumlichkeit dermaßen schmuzig, daß sie dem Eintretenden das Aussehen einer ordinären Branntweinboutique gewährt, und es dürfte eine Ehrensache der Stände sein, diesen Zustand aufhören zu lassen.

Das in's Leben getretene Departement der Fondsabtheilung ist das verhätschelte Kind des Tages, dem man ein Relief der Gediegenheit und Nothwendigkeit zu geben sucht, deren es ohne Zweifel entbehrt und man ist in einer gewissen Sphäre bemüht, den Ständen gegenüber und dem Publicum begreiflich zu machen, daß sie es ist, die die Interessen der Stände eigentlich wahrt, indem diese einer gehörigen Ueberwachung bisher entbehrten und daß sie zugleich die Providenz ist, unter der sich die Quellen des Reichthums entwickeln und die Erträgnisse der Fonds mehren, obwohl diesem ähnliches seither nichts ersichtlich wurde. In dieser Hinsicht äußert sich somit das Bestreben, diese einfache Revision mit allen Attributen einer selbstständigen Rechnungsbehörde auszustatten und ihr einen Wirkungskreis einzuräumen, womit sich kaum die großartige Anstalt des Staates ähnlicher Art ausgerüstet sieht.

Possierlich ist es anzusehen, wie diese sogenannte censirende Behörde unter der Aegide ihres Pflegers den andern ständischen Departements feindlich entgegentritt und bei jeder Gelegenheit den Fehdehandschuh hinwirft, indem sie vor dem Forum ihres Gönners stets Recht behält, wenn solches auch offenbar auf Seite der erstern liegt. Absonderlich eines unter diesen Departements hat das schmähliche Geschick, die ganze Wucht ihrer

Digitized by Google

amtlichen Wirksamkeit und Launenhaftigkeit empfinden zu müssen, während sich ihre ephemere Existenz fast ausschließend auf dasselbe gründet.

Es haben sich im Schooße dieser jungfräulichen Rechnungsbranche einige Individuen durch die Unterweisung eines, aus dem Staatsdienste übergetretenen Rechnungsbeamten ausgebildet, die nun die Träger der Gesammtthätigkeit derselben bilden und die in ihrem Eigendünkel die Lehrmeister der ältern, im Rechnungsfache erprobten Beamten sein wollen, während sie kaum vor einem Lustrum eine Idee vom Rechnungswesen gehabt haben. Ihre Elaborate strotzen von eitlen Redensarten und hochtrabenden Worten über ganz bedeutungslose Dinge und nehmen den Ton des Schulmeisters gegen seine Schulbengel an, wodurch eine wirkliche Landplage von nutzlosen Schreibereien hervorgerufen wird. Freilich geschieht es größtentheils aus der Absicht, um ein Lebenszeichen zu geben und um zu zeigen, man esse das Brod nicht umsonst; nun diese harmlose Freude könnte ihnen wohl gegönnt werden, wenn es nicht in Verdächtigungen ausartete, wodurch der Credit Anderer beeinträchtigt wird, denn die nichtssagenden Anträge und kleinlichen Denunciationen fördern keineswegs die Geschäfte, sondern sind nur darauf berechnet, um persönliches Ansehen und Vortheil zu gewinnen.

Es ist wirklich beklagenswerth oder vielmehr lächerlich, daß die obere Behörde auf jeden der Anschläge dieser, in ihrem Fache der Reife noch entbehrenden Menschen eingeht und ihre Gutachten zur Basis von Resolutionen annimmt, wenn solche auch unpraktisch und zum Theil abgeschmackt sind. Die nothwendige Folge davon ist, daß die übrigen Organe der ständischen Verwaltung descustirt und in ihrem Eifer erkalten gemacht werden, was üble Wirkungen für den ständischen Dienst nach sich ziehen muß.

* * *

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.